

## P.

**P**ac (Ludwig Michael, Graf), stammt aus der alten florentinischen Familie Pazzi, von welcher im 15. Jahrhundert ein Zweig nach Lithauen ausgewanderte, und wurde am 19. Mai 1780 zu Strassburg geboren, wo sein Großvater, Michael Pac, Großmarschall der Conföderation von Bar, lebte. Nachdem er in Polen seine Erziehung erhalten und später in Frankreich die Kriegswissenschaften studirt hatte, ging er nach der Stiftung des Herzogthums Warschau in Kriegsdienste und trat 1808 als Freiwilliger in den Generalstab des von Bessières befehligten ersten Armeecorps in Spanien. Er zeichnete sich bei mehreren Gelegenheiten so sehr aus, daß er bald zum Escadronchef der leichten Reiterei der Garde ernannt wurde, und diente während des Winterfeldzugs unter den unmittelbaren Befehlen Napoleons. Als Anführer der polnischen leichten Reiterei focht er rühmlich in den Schlachten bei Eslingen und Wagram. Nach dem Frieden mit Oesterreich ging P. nach Holland zu dem Marschall Bessières, welchem es bei der Vertreibung der Engländer von der Insel Walcheren wichtige Dienste leistete. Bald nachher nahm er seine Entlassung aus der französischen Armee, um seinem Vaterlande zu dienen, und trat 1810 als Oberst in polnische Dienste. Er errichtete im Departement Komza eine Nationalgarde und erhielt 1812 den Befehl über das 15. Lancierregiment. Nach der Eröffnung des Feldzugs gegen Rußland ward er von Napoleon zum Brigadegeneral in der französischen Armee ernannt, dem Generalstabe zugetheilt und gab bei dem Vorpostendienste und den Reconnoissirungen, die man ihm auftrug, vielfache Beweise seiner Entschlossenheit. Nach dem Gefecht bei Maro Jaroslawiec, das der Vicekönig von Italien lieferte, wendete P. durch seine Tapferkeit und Geistesgegenwart die Gefahren eines nächtlichen Überfalls ab, der den Kaiser selbst bedrohte, und rettete den von Russen umzingelten Marschall Bessières. In der Schlacht bei Lützen diente er gleichfalls in Napoleons Generalstabe und trug durch die glückliche Vollziehung des Auftrags, den zerstreut aufgestellten linken Flügel des Heers zur Unterstützung des von den Feinden gedrängten Marschalls Ney herbeizurufen, viel zur Entscheidung des Kampfes bei. Nach der Schlacht bei Dresden ward auf seinen Rath ein Corps von 5000 Polen gebildet, die meist aus den österreichischen Gefangenen ausgehoben und zur Verstärkung des von Poniatowski befehligten Fußvolkes bestimmt wurden. Als Poniatowski bei Leipzig umgekommen war, ließ Napoleon dem General P. den Oberbefehl über das polnische Armeecorps antragen, den er aber mit der Bemerkung ablehnte, bei so schwierigen Umständen bedürfe das Corps eines alten erfahrenen Feldherrn. Er folgte dem Kaiser nach Paris, wo ihm der Befehl über eine aus Polen bestehende Reiterabtheilung übertragen wurde, die er als Divisionegeneral führte. Während des Feldzugs gegen die Verbündeten in Frankreich gab er besonders bei Verri au Bac, in der Schlacht von Craonne und in dem Gefecht bei Laon, wo er, in ein russisches Viereck sprengend, schwer verwundet wurde, glänzende Beweise seiner Tapferkeit. Am Tage des Einzugs der Verbündeten in Paris, wohin P. auf Napoleons Befehl sich begeben hatte, kämpfte er auf der Ebene von La Bilette an der Spitze einiger eilig zusammengerafften Nationalgardisten gegen die Feinde. Als er die Nachricht von Napoleons Abdankung erhielt, glaubte er als Anführer eines Hülfscorps polnischer Reiterei den Prinzen von Talleyrand daran erinnern zu müssen, daß es eine Ehrensache für die provisorische Regierung sei, bei dem Kaiser von Rußland den polnischen Kriegern eine allgemeine Amnestie und freie Rückkehr in ihr Vaterland auszuwirken. Bald nachher



schickte der Großfürst Konstantin ihm den Befehl zu, die polnischen Truppen auf der Ebene von St.-Denis zu versammeln. Eifersüchtig auf die Bewahrung seiner Unabhängigkeit, wollte doch P. durch Widerstreben seinen Landesleuten nicht schaden, die zu jener Zeit auf Alexander's Zusagen bauten und die Wiederherstellung Polens hofften. Er antwortete dem Großfürsten, er habe in der Voraussehung, daß der Befehl desselben mit den Absichten der französischen Regierung übereinstimme, und durch seine Wunde gehindert, die Polen persönlich anzuführen, den Oberbefehl dem General Riki übergeben, der zur bestimmten Zeit in der Ebene von St.-Denis eintreffen werde. P. widerstand den Aufforderungen einiger Generale, in französischen Diensten zu bleiben, und da auch sein Wunsch, in das neu gebildete polnische Heer zu treten, Hindernisse fand, so nahm er seine Entlassung und besuchte England und Schottland, wo er besonders die Landwirtschaft zum Gegenstand seiner Beobachtung machte. Er führte eine große Anzahl schottischer Ackerbauer und Arbeiter auf sein Landgut Dospuda in der ehemaligen lithauischen Wojwodtschaft Trocki und gründete eine Musterwirthschaft, von welcher Schmalz eine schätzbare Beschreibung geliefert hat. Sein Beispiel fand mehre Nachahmer unter den politischen Gutsbesitzern, und die in Warschau gestiftete Gesellschaft zu Beförderung des Ackerbaus ernannte ihn zu ihrem Präsidenten. Die öffentliche Meinung hatte ihn schon lange als ein würdiges Mitglied der Senatorenkammer bezeichnet; aber obgleich der Senat ihn dreimal vorschlug, so wurde doch P.'s Name durch den Kaiser stets von der Liste ausgestrichen, bis er endlich 1825 ohne sein Vorwissen, ohne sich beworben zu haben, zum Senator Kastellan ernannt wurde. Bald nachher vermählte er sich mit der Gräfin Malaschowska und machte darauf eine Reise nach Italien. Aus Florenz sendete er geschickte Künstler nach Polen und brachte eine bedeutende Sammlung von Gemälden, Alterthümern und neuern Bildwerken in sein Vaterland zurück. Als Mitglied des aus Senatoren gebildeten Gerichtshofes, der über die des Hochverraths angeklagten Mitglieder geheimer Gesellschaften das Urtheil sprechen sollte, gab er, wie in allen entscheidenden Lebenslagen, stets Beweise von der Festigkeit seiner Grundsätze und setzte den Zumuthungen des Großfürsten edeln Widerstand entgegen. Nach dem Ausbruche der Revolution trat er in den Ministerrath und erhielt zugleich den Oberbefehl über die bewaffnete Macht. Die Soldaten und die bewaffneten Bürger ermunternd, stellte er die Ruhe her und sicherte Warschau vor jedem Überfall. Als Mitglied der provisorischen Regierung schlug er die Errichtung einer Nationalgarde vor, und er war es, der den Rath gab, die dritte Infanteriereihe mit Sensen zu bewaffnen, da es noch an Schießgewehren mangelte. Er wurde vom Reichstage zum Mitgliede des Ausschusses ernannt, der während der Dictatur für das Wohl des Landes sorgen sollte, und bei der Wahl eines Regierungspräsidenten erhielt er nach Czartoryski die meisten Stimmen. Bereits zum Befehlshaber der neu ausgehobenen Truppen vom rechten Weichselufer ernannt, ward er, als der Dictator seine Stelle niedergelegt hatte, zum Oberfeldherrn gewählt; seine geschwächte Gesundheit aber erlaubte ihm nicht, dieses beschwerliche Amt zu übernehmen. Bei dem Anrücken der Russen im Febr. 1831 trat er wieder in Dienst und erhielt den Befehl über die erste aus Fußvolk bestehende Reserveabtheilung. Im März befehligte er 9000 Mann neu ausgehobener Truppen, die als Beobachtungscorps an der Weichsel standen, und seine Thätigkeit trug viel dazu bei, die Anstrengungen des Grafen Diebitich, der um jeden Preis über die Weichsel setzen wollte, zu vereiteln. Später übergab ihm Strznecki den Befehl über die aus einer Infanteriedivision, mehren Reiterabtheilungen und 40 Geschützen bestehende active Reserve. P. sprach ein freies Wort, als er mit Unwillen sah, daß die Armee die günstigste Zeit unthätig im Lager bei Feudrzejewo verlor, während dem Oberbefehlshaber seine Stellung alle Vortheile zu einem An-

gott auf die beu  
erica kämpfte er  
zweimal dreimal  
Zurechnungen ab  
sich zu verzeihen  
binnen gewollt  
wird ernannt  
übernommen, als  
wegen P. die Di  
überwiegend  
Schonungen auf  
wider er Weil an  
Wolfin, Pock u  
die Behier über  
er den Schmeie  
schöne Kerkent  
seinem Namen  
Nach d  
schonverstehe  
zu Dounon  
Botanik und  
nach 1814 d  
ung, er nach  
galt, wo er  
manor, zu sch  
rigen, und er  
hans Jann  
wobentliche l  
ge, sich be  
wam der E  
land ih des  
sagen nach de  
zu kommen b  
im me sie di  
zu erzeugen di  
hervorzuheul  
der passier ges  
tung der P  
sorge für die  
restenwaite  
Wit, Müller  
war zuwe n  
Wänderhanz  
von; Paul  
von; Della  
ung Neise  
es Wert der  
sich im No  
(Lapostol),  
Schamere  
Kong, nicht  
dann durch



griffe auf die heranziehenden russischen Garden darbot. In der Schlacht bei Ostrolenka kämpfte er mit Heldennuth gegen die überlegenen Massen der Feinde, bis er, zweimal verwundet, das Schlachtfeld verlassen mußte; seine Tapferkeit und seine Anordnungen aber hatten es den zerstreuten Heerabtheilungen möglich gemacht, sich zu vereinigen. Er verließ das Heer, als jedoch die Gefahr näher rückte, bot er, kaum geheilt, seine Dienste wieder an und wurde zum Befehlshaber des Reservecorps ernannt, das er früher angeführt hatte. Er hatte diese Stelle noch nicht übernommen, als Skrzynecki den Oberbefehl niederlegen mußte. Die Kammerer trugen P. die Oberfeldherrnwürde an, aber er lehnte sie ab, da er eine so schwere Verantwortlichkeit nicht übernehmen wollte zu einer Zeit, wo unzählige Fehler alle Hoffnungen auf glücklichen Erfolg vereitelt hatten. Im Generalstabe dienend, nahm er Theil an dem blutigen Gefecht bei Warschau, ging mit dem Heere nach Modlin, Plock und Kypin, und an demselben Tage, wo Rybinski auf das preussische Gebiet übergang, nahm er seine Entlassung, um nach Frankreich zu reisen. Unter den schwierigsten Umständen, in einer Zeit, wo die politischen Verhältnisse heftige Leidenschaften erregten, hat er sich stets würdig und uneigennützig gezeigt und seinem Namen die Achtung aller Parteien erworben.

Pacho (Jean Raimond), am 23. Jan. 1794 zu Nizza geboren, von schweizerischer Herkunft, Sohn eines reichen Kaufmanns, besuchte das Collegium zu Tournon und wurde gegen seine Neigung, die ihn zu den zeichnenden Künsten, zur Botanik und Dichtkunst trieb, zum Studium der Rechte bestimmt. Er verließ jedoch 1814 diese Laufbahn, und nachdem er sein väterliches Erbtheil erhalten hatte, ging er nach Italien. Sein Vermögen nahm ab, und er kam 1817 nach Paris zurück, wo er als Maler lebte, bis ihn sein Bruder, der Kaufmann in Alexandria war, zu sich einlud. Er war bald wieder in Paris, um seine Kunststudien fortzusetzen, und reiste endlich 1822 noch einmal nach Ägypten. Ein Landsmann Namens Jumel, Director einer Baumwollspinnerei des Paschas, verschaffte ihm das erforderliche Geld, um Unterägypten zu bereisen; Jumel aber fiel 1823 in Ungnade, starb bald darauf, und P. wäre in die größte Verlegenheit gerathen, wenn nicht der Schweizer Cölestin Guyenet, Director einer Manufactur des Vicekönigs, sich des jungen Reisenden angenommen hätte. Durch Guyenet's Unterstützung ward es ihm möglich, die fünf Oasen zu bereisen. Als er die Oase des Jupiter Ammon besuchte, unterhielten ihn die Aulad-Äli-Araber oft von Dschabel Akhdan, wie sie die einst von den Griechen angelegte cyrenaische Fünfstadt nannten, und erregten den Wunsch in ihm, diese Gegend zu durchforschen. Der englische Generalconsul Salt, dem er seinen Wunsch eröffnete, theilte ihm das Programm der pariser geographischen Gesellschaft mit, worin sie einen Preis für die Untersuchung der Pentapolis aussetzte, und nun war P.'s Entschluß befestigt. Guyenet sorgte für die Kosten; die Generalconsuln Frankreichs, Englands und der Barbarenstaaten gaben ihm Empfehlungsbriefe, und ein junger französischer Orientalist, Müller, den seitdem nach dem Senegal gereist ist, begleitete ihn. Cyrenaika war zu vor wenig bekannt. Der Franzose Granger war unter dem Schutze eines Räuberhauptmanns nach Cyrene vorgedrungen, sein Bericht aber verloren gegangen; Paul Lucas und Bruce gaben über jene Gegend nur oberflächliche Andeutungen; Della Cella, P.'s Vorgänger, zeichnete nicht; der Pater Pacifique brachte wenig Neues mit; General Minutoli gelangte nur bis zum Katabathmos, und das Werk des englischen Schiffscapitains Beechey war noch nicht erschienen. P. reiste im Nov. 1824 durch das Thal Marcotis, über die Trümmer von Abusir (Taposiris), am Sarazenenstosse Lamaid vorbei, durch das jetzt öde Land von Dschammerneh, über die Hügel Akabah el Sugaier, Vorstufe der cyrenaischen Berge, zeichnete die braunen Zelte und die Sitten der dortigen Nomaden auf, zog dann durch das gefürchtete Akabah el Solum, wo trogige Araberstämmen den Ge-



neral Minutoli zur Rückkehr genöthigt hatten, gelangte endlich nach Verne, wo er mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, besuchte die Ruinen von Masachit (Stadt der Bildsäulen), wo ehemals Christen wohnten, drang in die Grabgrotten des Alterthums und zeichnete die noch vorhandenen Gemälde. Hier vertauschte er das Dromedar gegen das gelenke Pferd von Barkah und eilte auf jähen Pfaden durch kriegerische Stämme, überall Nachforschungen anstellend, nach der Hauptstadt der Pentapolis. Er zeichnete mit großer Sorgfalt die Ruinen derselben, drang sogar in eine gewöhnlich von Hyänen bewachte Wasserleitung vor, reiste darauf südwärts in den wüsten Landstrich der alten Nasamonen, besuchte die Dasis Audschelah, die noch denselben Anblick darbietet wie zur Zeit Herodot's, und gelangte über die Ammonsoase am 17. Jul. 1825 nach Rahira zurück. Am 12. Nov. war er in Paris, erhielt auf Maltebrun's Bericht den Preis der geographischen Gesellschaft, wurde von Letronne in der Akademie gerühmt, und bald darauf begann er unter den Auspicien der Regierung die Bekanntmachung seiner „Relation d'un voyage dans la Marmarique, la Cyrénaïque“, die er 1829 beendigte (4 Bde., 4., nebst Atlas in Folio). Dieses treffliche Werk, zu welchem deutsche Quellen, besonders Ritter und Herren, benutzt sind, zeichnet sich sowohl durch Gelehrsamkeit als durch eine lebendige, anschauliche Darstellung aus. Goupenet unterstützte P. bei Ausarbeitung des Werkes, allein die Mittel seines Beschüzers reichten am Ende nicht aus, und P. wandte sich vergebens an die Regierung. Darben, in der Unmöglichkeit, die Großmuth Goupenet's zu vergelten, gab sich P. am 29. Jan. 1829 den Tod. Die geographische Gesellschaft errichtete ihm ein Denkmal. Er hinterließ handschriftlich ein „Tableau des tribus nomades anciennnes et modernes“, ein „Journal d'un voyage dans les Oasis“ und eine Sammlung von Zeichnungen aus dem bewohnten Landstriche der libyschen Wüste. Sein Name wird in der Geschichte der Erdkunde eine glänzende Stelle einnehmen. War vor ihm Jahrhunderte lang Cyrenaika ein fast unbekanntes Land, so ist jene im Alterthum gefeierte Gegend jetzt bekannter als mancher Landstrich im Peloponnes oder in Hellas.

Paez (José Antonio), Oberbefehlshaber der Armee von Venezuela und Präsident des Freistaats. Unter den Helden, welche auf dem Schauplatze des südamerikanischen Freiheitskampfes aufgetreten, nimmt P. sowol durch die Originalität seiner Persönlichkeit als auch durch das Glück, welches ihn vom Planero \*) zum Präsidenten erhob, eine der ersten Stellen ein. Sein Charakter wie seine Thaten erinnern an die Helden Homer's, aber das südamerikanische Epos ist um so erhabener, da es hier den Kampf um Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes galt. P. wurde 1780 in dem Flecken Uragua, in den Ebenen von Nueva Barcelona, südlich von der gleichnamigen Hauptstadt und 20 deutsche Meilen südwestlich von Cumana, von bekehrten indianischen Ältern niedern Standes geboren, die sich von der Viehzucht, für welche die Gegend trefflich geeignet ist, und vom Ackerbau nährten und in glücklichen Umständen lebten. Der junge P. wuchs unter den Heerden seines Vaters auf und erhielt keine weitere Erziehung; sein einziges Geschäft war Viehzucht. Alle im Lande üblichen Gebräuche hinsichtlich der Zucht des Rindviehs und seiner Hütung kannte er und wandte sie an. Er war Meister im Bezähmen wilder Pferde, außerordentlich kräftig, gewandt und ausdauernd in Ertragung jeglicher Beschwerde. Achtzehn Jahre alt und des einförmigen Lebens müde,

\*) Die Planeros (von llano, Ebene), welche die unermesslichen Ebenen Venezuelas bewohnen, sind bekehrte Indianer oder Abkömmlinge von Indianern und Weissen. Sie schwärmen zu Hunderten durch die Savannen. Nur mit Lanzen bewaffnet, sind sie in ihrer Fehrtart den Kosacken ähnlich, greifen nie in geschlossenen Reihen an, sondern zerstreuen sich in allen Richtungen, immer angreifend und unablässig den Feind neckend.



wünschte er nach Barinas zu reisen, dem Geburtsorte seiner Mutter, welche mit ihren dortigen Verwandten in einen langjährigen Proceß verwickelt war, und seine Ältern gaben, in der Hoffnung, daß er den Rechtsstreit glücklich beenden würde, ihre Einwilligung. Gut beritten, mit Waffen und Geld wohl versehen, reiste er ab, voll freudigen Gefühls, den ersten Ausflug in die Welt zu machen. Unterwegs begegnete er zwei Räubern, die ihn von Aragua her kannten und wußten, daß er Geld mit sich führte. Sie lauerten ihm auf, um ihn zu plündern; sorglos ohne Ahnung ihrer Absicht ritt er vorwärts, als plötzlich einer der berittenen Wegelagerer seinem Pferde in die Zügel fiel; aber P. nahm sein kräftiges Ross unter die Sporen, ritt den Räuber sammt seinem Pferd nieder und jagte in vollem Trabe davon. Aber die Räuber wollten ihre Beute so wohlfeilen Kaufs nicht aufgeben und eilten ihm auf nähern Fußpfaden wieder vor. Als er einsah, daß seine Anstrengung zu entkommen vergeblich sei, tödtete er den Einen auf der Stelle und trieb den Andern in die Flucht. Der junge P. fürchtete von seiner That schlimme Folgen für sich und seine Familie, kehrte daher wieder zurück und meldete seinen Ältern den Vorfall. Sie versieckten ihn und suchten die Familie des Getödteten durch Geldgeschenke zu beschwichtigen. P. wurde bei einem reichen und mächtigen Spanier als Aufseher der Herden untergebracht, wo er mehre Jahre lang blieb und sich einzig mit der Viehzucht beschäftigte. Seine rüstige, kräftige und schöne Gestalt und sein Muth verschafften ihm unter seiner Umgebung bald großes Ansehen, und als seine That mit den Räubern bekannt wurde, gelangte seine Name unter den Planeros der Gegend zu großer Berühmtheit. Als 1811 die Fahne der Unabhängigkeit in Caracas aufgepflanzt wurde, erklärte sich auch P. für die Freiheit und betrat die Bahn, auf welcher er so großen Ruhm erntete. Leicht bewog er die Planeros seiner Gegend, deren Vertrauen er genoß, sich mit ihm zu verbinden, und sie erkoren ihn einmüthig zu ihrem Anführer. Mit seinen 150 wohlberittenen Leuten wurde er bald der Schrecken der Spanier. Die Befreiung von Barinas gründete seinen Ruf im Freiheitskriege. Diese Stadt war nach kurzem Freiheitsrausche von den Spaniern wieder genommen worden. Sie verkündeten eine allgemeine Amnestie für Alle, welche den Wunsch hätten, zu ihrem Eigenthume zurückzukehren, in welches sie wieder eingesetzt werden sollten. P. hatte nach seiner Mutter Tod deren Vermögen in Barinas ererbt und stellte sich, als ihm die Amnestie bekannt wurde, wohlberitten und wohlbewehrt vor Toscar, dem spanischen Befehlshaber der Stadt, um in sein Eigenthum wieder eingesetzt zu werden. Als ihn die Einwohner erkannten, ging ein großer Theil auf ihn zu, drückte ihm die Hände und bewillkommte ihn. Die Spanier aber, als sie hörten, daß P., der ihnen so vielen Schaden zugefügt, innerhalb der Stadtmauern sei, verlangten seine Verhaftung und seinen Tod. Der Befehlshaber, einen allgemeinen Aufstand der Einwohner befürchtend, hielt es nicht für klug, P. offen zu verhaften; er beruhigte seine Soldaten und entließ den gefürchteten Planero in seine Wohnung. Einige Tage später erhielt der Governador durch seine Späher die Nachricht, P. sei unbewaffnet ausgegangen, und es sei der günstige Augenblick zu seiner Verhaftung gekommen. Als der Governador den Vorschlag billigte, drangen einige Bewaffnete in P.'s Wohnung ein und nahmen seinen Säbel und seine Pistolen weg. Nachdem P. erfahren, was vorgefallen, begab er sich zum Governador und sagte: „Ihr habt wortbrüchig gehandelt, ich bin im Vertrauen auf die Zuverlässigkeit Eurer Versprechungen nach Barinas gekommen, und deshalb verlange ich, daß meine Waffen zurückgegeben werden, nicht um sie gegen die Spanier zu gebrauchen, sondern meiner persönlichen Sicherheit willen.“ Der Nachdruck und die Unbefangenheit, mit welcher er sprach, bewog den Spanier, ihm die Waffen zurückzugeben. Das erbitterte aber die ganze Befagung, und sie verlangte aufs Heftigste, daß P. verhaftet und gefesselt werde. Es geschah, in der Nacht wurde er festgenommen, geschlossen und in's Gefängniß







im Dienste von Colombia, sich ihm nähern wollte, warnten ihn die Planeros, ihren General ja nicht zu berühren. „Solche Zufälle hat er oft“, sagten sie, „er wird aber bald wieder gut, und Niemand darf ihn berühren, bis er ganz wiederhergestellt ist! Er schlägt sich mit dem Teufel!“ Bei diesen Worten schlugen sie ein Kreuz. Englisches aber trat hinzu, besprengte ihn mit Wasser und goß ihm einige Tropfen in den Mund; bald kam P. wieder zu sich, dankte dem Obersten herzlich und sagte: „Das kommt von der Anstrengung des Tages; heute habe ich mit meiner Lanze 39 spanische Hunde durchbohrt; als ich dem vierzigsten das Caraus machte, überfiel's mich.“ Die blutige Lanze schenkte er dem Engländer als Andenken seiner Freundschaft, und bei dessen Abreise aus Colombia machte er ihm noch drei schöne Pferde, die er selbst gezogen und dressirt, zum Geschenke. Überhaupt liebte P. fremde Offiziere und achtete sie mehr als die übrigen Häuptlinge der Independentes. Als er 1820 sein Hauptquartier auf der Strominsel Achaguas am Apuré hatte, stand die von Oberst Bosset commandirte etwa 600 Mann starke englische Legion unter ihm. P. pflegte diese englischen Truppen nur mis amigos los Ingleses zu nennen; da sie aber aus Unzufriedenheit über ihre Lage eine Meuterei erregten, welche von ihren Officieren nicht beschwichtigt werden konnte, eilte P., das entblößte Schwert in der Hand, aus seiner Wohnung unter die Aufseher, säbelte mit Blitzeschnelle drei nieder, und als das Schwert auf dem Schädel des vierten zerbrach, ergriff er einige der Rädelsführer, zog sie mit der Riesenstärke seines Armes aus den Reihen hervor und ließ sie in das Gefängniß werfen. So wurde durch seine Geistesgegenwart die Meuterei unterdrückt. Seit 1822, nachdem er den spanischen General Morales, der mit 2000 Mann aus Puerto Cabello gegen Valencia und Caracas vorzubringen versuchte, auf den Höhen von Virgitama am südlichen Abhange des Küstengebirges am 11. Aug. gänzlich geschlagen hatte, blieb sein Hauptquartier in Valencia; hier hatte er einen Landsitz nicht weit von Caracas. So oft die Zeit es ihm erlaubte, brachte er auf demselben einige Tage zu; er hält dort einen großen Viehstand, verschneidet seine jungen Hengste und Stiere selbst, bereitet Heilmittel für kranke Thiere und reitet seine Pferde zu. Er ist am zufriedensten, wenn er sich dieser Erholung überlassen kann. Einen großen Theil seiner Zeit verbringt er in seiner Hängematte liegend, rauchend und mit seinen Waffengefährten plaudernd. Große Freude findet er an der wilden Stierjagd, welche das Hauptvergnügen der verwegenen und gewandten Planeros in Venezuela bilde. P. hat unter allen Generalen Colombias am meisten persönliche Tapferkeit gezeigt, bei jedem Angriffe befand er sich an der Spitze seiner Planeros; vorzüglich im kleinen Kriege und auf den Ebenen war er ausgezeichnet; als Befehlshaber einer eigentlichen Armee aber gerieth er zuweilen in träge Unentschlossenheit. Über seine Planeros übte er eine fast unbeschränkte Gewalt aus; mit ihnen hielt er sein Mahl von ungesalzenem Ochsenfleisch, theilte seinen letzten Heller mit ihnen; sie nennen ihn Oheim und Vater. Da er aber keine Erziehung genossen und Alles, was er ist, nur durch sich selbst geworden, besitzt er keine taktischen Kenntnisse und weiß nichts von Strategie. Seine Stabs-offiziere sind Planeros, und diese bilden auch seine gewöhnliche Umgebung. Er ist seiner ursprünglichen Natur nicht untreu geworden, und wie alle Caraguianer ist auch er etwas eitel, stolz und ruhmredig. \*)

P. wurde von Bolivar mehr gefürchtet als geliebt, weil dieser in ihm ein Hinderniß seiner herrschsüchtigen Pläne sah; P. dagegen war auf des Libertadors Ruhm und Macht eifersüchtig. Während dieser mit seiner Armee an der Grenze von Peru stand, lebte P. als Oberbefehlshaber des Departements Venezuela in Valencia. Die Bürger in diesem Theile der Republik wa-

\*) Vergl. Ducoudray-Hotstein's „Mémoires de Simon Bolivar“, aus welchen diese Züge meistens entnommen sind.



ren, da zwischen Neugranada und den nordöstlichen Küstendistricten nur eine lockere Verbindung herrschte, der Verkehr durch die dazwischen liegende Gebirgskette erschwert wurde, und die Interessen der Einwohner beider Länder verschieden und widerstrebend waren, mit der Centralisation unzufrieden und wünschten eine Trennung, um so mehr, da der Zustand der Centralregierung desorganist, alle pecuniären Hilfsmittel zur Erhaltung der Ordnung erschöpft, und Bolivar im Verdacht war, eine monarchische Regierung einführen zu wollen. Den ersten Anstoß zum Widerstand gegen die Centralregierung gab ein Brief Bolivar's an P., der aus Guayaquil vom 13. Sept. 1829 datirt war und nicht undeutlich die Absicht des Befreiers verrieth, daß er zum Herrn der Republik oder zum Kaiser ausgerufen zu werden wünschte. „Sind zweckdienliche Anstalten getroffen, um die Bürger aussprechen zu lassen, was sie, unsern Absichten gemäß, aussprechen sollen, so wird die Reform vollständig und der Wunsch des Volkes erfüllt werden. Der Handel wird seine Quellen öffnen, der Landbau überall hin verbreitet werden, kurz Alles erfüllt, was sie so sehnlich wünschen.“ Diesen räthselhaften und auf Schrauben gestellten Brief schickte P. an den berühmten alten Helden, den General Arismendi, welcher Governador von Caracas war; Arismendi aber ließ ihn drucken; darauf erhob sich die republikanische Partei in Caracas, die vornehmsten und einflußreichsten Bürger an ihrer Spitze. In einer zahlreich besuchten Volksversammlung am 26. Nov., welche in der Franziskanerkirche zu Caracas gehalten wurde, faßte man einmüthig folgende Beschlüsse: das Departement Venezuela, welches den ganzen Umfang des alten Venezuela umschließt, trennt sich von der Regierung von Colombia und der Herrschaft des Generals Bolivar. Venezuela wünscht übrigens mit den westlichen und südlichen Provinzen Colombias (Neugranada und Quito) in Frieden und Eintracht zu bleiben. General P. wird ersucht, sich als Oberbefehlshaber an die Spitze der Regierung zu stellen und deshalb unverzüglich nach Caracas zu kommen, um die Zusammenrufung eines Congresses und die Bildung einer repräsentativen republikanischen Regierung zu leiten. Diesem von 486 Personen unterzeichneten Beschlusse traten das ganze alte Venezuela, die Departements Maturin, Drinoco und Julia bei. P. zog am 12. Dec. unter dem Jubelruf des Volkes in Caracas ein. Am andern Tag versammelte er die angesehensten Bürger und erklärte ihnen offen und frei seine Gesinnung. Da das Volk, sagte er, seinen Entschluß proclamirt, die verlorene Freiheit wieder zu gewinnen, ihn zum Anführer erwählt und ihm auf diese Weise sein Zutrauen bezeugt habe, so versichere er, daß der Wille des Volkes für ihn Gesetz sei. Sowie er unermülich gestrebt, die Spanier aus Venezuela zu vertreiben und dessen Freiheit zu sichern, so solle auch gleicher Eifer und gleiche Beharrlichkeit von ihm angewendet werden, Venezuela von der Tyrannei Bolivar's oder irgend eines andern einheimischen Despoten zu befreien, der es wagen sollte, das Land unterjochen zu wollen. Er versicherte ferner, daß die Armee unter seinem Befehle ebenso edle Gesinnung hege und daß er mit ihr unter dem Beistande der erprobten und ausgezeichneten Generale Bermudez, Arismendi, Marino, Monegas, Gomez, Masero, Infante, Valero, Carabona unüberwindlich sein werde. Er schloß mit den Worten: „Freiheit oder Tod! das ist mein Wunsch und muß der Wunsch Aller sein, denen ihr Vaterland werth ist.“ P. ließ es aber nicht nur bei schönen Worten bewenden, sondern organistirte die Armee und setzte ganz Venezuela in kräftigen Vertheidigungstand. Dann erließ er am 29. Jan. und am 2. März wieder Proclamationen an die Einwohner Venezuelas, in welchen er sie zur Eintracht und Ruhe ermahnte. Am 6. Mai versammelte sich in Valencia der constituirende Congress, um Venezuela eine neue Verfassung zu geben. Die Commissarien, welche die Regierung zu Bogota ernannt hatte, um einen Vergleich mit Venezuela zu stiften, waren nicht glücklich, und Bolivar wurde durch

Frankheit die  
der Regierung  
während der  
im Jahr  
den wurde der  
im Jahr, dahin  
von, der wieder  
Landbau, Wohl  
thun, welcher  
hinfür sprach  
ein Pfingsttag  
in der hoch von  
schickten" re  
blanck begab e  
zug einführte  
Das Volk  
mehr in gewin  
Die liebende  
lichen Herb  
trauen sich der  
in beiden die  
werden (vgl. C  
nicht schreit  
von der Spant  
wird gesichert  
in die die  
von, von aber di  
von der Men  
man die sein  
von n i  
nicht hat  
die. Letzter  
den ihr liebe  
von im Wert  
der Ereignisse  
von Träumen  
von Spaniens v  
beachtet die  
die Pforte sein  
ausführlich we  
ten. Er hat  
manly heraus  
als er sich vor  
von schreie  
von wichten  
während der  
während der  
bereite  
während hat  
wollte sich  
hätte an, un  
währenden Ki



Krankheit abgehalten, selbst nach Venezuela zu reisen. Es gelang P., als Haupt der Regierung die Ruhe zu erhalten und selbst den General Monegas, der im östlichen Theil des Landes sich gegen ihn und die Congressbeschlüsse erklärt hatte, im Sommer 1831 wieder zu begütigen und zu gewinnen. Schon im Jun. wurde der Sitz des Congresses von Valencia nach Caracas verlegt. P. kehrte im Aug. dahin zurück; er, der eigentliche Befreier von Venezuela, der wilde Planero, der weder schreiben noch lesen kann, ist gegenwärtig vorzüglich beschäftigt, Landbau, Viehzucht und Industrie zu befördern und hat allen militairischen Prunk, welcher das Land unter Bolivar erschöpfte, abgeschafft. Bei seiner Zuruückkunft sprach er zu den Offizieren seines Generalstabes: „Fort mit euch auf eure Pflanzungen und bebauet sie!“ Wir haben keine Pflanzungen, antworteten sie, oder doch wenigstens nicht die Mittel dazu, sie zu bearbeiten! „Die will ich euch schaffen“, erwiderte der alte kriegerische Dheim und hielt redlich Wort. Von Valencia begab er sich nach Puerto Cabello und untersuchte dort die Festungswerke, ganz einfach in der Tracht eines Planero und ohne alle militairische Bedeckung. „Das Volk“, äußerte er, „ist der Unruhen müde, die Parteien haben dabei nichts mehr zu gewinnen. Ruhe, Friede und Erwerbsfleiß allein können uns beglücken.“ Die stehende Armee ist aufgelöst, Offiziere und Soldaten sind zu ihrem heimatlichen Herd zurückgekehrt, widmen sich wieder den Künsten des Friedens und freuen sich der rühmlich erfochtenen Freiheit. Auch mit Neugranada und Quito, den beiden übrigen Staaten Colombias, ist 1832 ein Unionsvertrag abgeschlossen worden (vgl. Colombia), wodurch die Selbständigkeit und Ruhe Venezuelas gesichert scheint. So genießt P. den doppelten Ruhm, sein Vaterland von dem Joche der Spanier befreit und ihm im Innern die Ruhe und die Elemente des Gedeihens gesichert und seinen eignen Ehrgeiz der Bürgerpflicht geopfert zu haben, und so steht dieser rohe und uncultivirte Planero von dem Stromgebiete des Orinoco, den aber die Natur mit Kraft und Verstandesschärfe ausgerüstet, in der Gesellschaft der Menschheit auf einer höhern Stufe als die meisten europäischen Diplomaten, die feinsten Söhne der feinen Cultur. (29)

Paganini (Nico), der erstaunungswürdigste Virtuos, der vielleicht jemals gelebt hat und leben wird, wurde im Febr. 1784 zu Genua geboren. Sein Vater, Antonio P., war ein nicht eben bemittelter Geschäftsmann und, wie es scheint, sehr leidenschaftlich auf kleinlichen Gewinn bedacht; doch ließ ihn diese Habgucht den Werth der musikalischen Anlagen seines Sohnes nicht verkennen. Mit großer Strenge hielt er denselben seit seiner frühesten Kindheit zur Übung auf seinem Instrument, der Violine, an und bediente sich dabei der härtesten Strafen, des Hungers und der Schläge, um den Knaben zum Fleiße anzuhalten. Dennoch übertraf dieser durch Eifer und brennende Begeisterung für die Musik sogar die Härte seines Vaters. Schon in diesen frühesten Jahren trieb es ihn an un-aufhörlich neue Bahnen zu suchen und über das gewöhnliche Maß hinauszuschreiten. Er suchte sich selbst neue und oft die seltsamsten Griffe auf seinem Instrumente heraus, deren Zusammenklingen die Hörer in Erstaunen setzte. Weit mehr, als er sich vor der Strafe fürchtete, war der Knabe begierig nach Lob, und zumal eine sachverständige Aufmunterung konnte ihn fast krankhaft begeistern. In seinem achten Jahre schrieb er eine Sonate, die jedoch nebst vielen andern spätern Versuchen derselben Gattung verloren gegangen ist. Einen sehr lebhaften, fast beschämenden Eindruck machte es in dieser Zeit auf den Knaben, als er hörte, daß Mozart bereits in seinem sechsten Jahre ein Clavierconcert mit allen Instrumenten geschrieben hatte, welches aber so schwer war, daß man es nicht ausführen konnte. P. quälte sich lange mit dieser musikalischen Überlegenheit und strengte alle seine Kräfte an, um sich aus seiner Unvollkommenheit herauszuarbeiten. Bei den verschiedenen Kirchenconcerten ließ er sich zuerst öffentlich hören und erregte schon



damals allgemeines Erstaunen. In seinem neunten Jahre trat er zum ersten Male auf dem großen Theater zu Genua öffentlich auf, wobei er Variationen von seiner eignen Composition über die damals allgemein beliebte Carmagnole spielte, und sich den lebhaftesten Beifall der Kenner wie des Publicums erwarb. Den ersten gründlichen Violinunterricht erhielt er von einem guten Spieler Namens Costa, dessen Pedanterie jedoch oft in einen heftigen Kampf mit der Genialität des Knaben trat. Der Unterricht dauerte sechs Monate, während welcher der Schüler jeden Sonntag ein neues Violinconcert in der Kirche spielte. Nach Ablauf dieser Zeit war der Meister seinem Zöglinge nicht mehr gewachsen, den der Vater nun nach Parma zu dem ausgezeichneten Componisten Rolla brachte. Über das Verhältniß zu diesem Künstler erzählt P. selbst folgende Anekdote: „Als wir zu Rolla kamen, war er krank und lag müthig im Bett. Seine Frau führte uns daher erst ins Nebenzimmer, um mit ihrem Manne, der nicht sonderliche Lust zu haben schien, uns zu empfangen, Rücksprache zu nehmen. Auf einem Tisch erblickte ich eine Violine und das neueste Concert Rolla's. Ich ergriff das Instrument und spielte das Stück vom Blatte. Der höchst erstaunte Componist verlangte zu wissen, wer der fremde Virtuose sei; da man ihm nun den Knaben nannte, wollte er es durchaus nicht glauben. Als er sich endlich überzeugt hatte, erklärte er, er könne mit nichts mehr lehren, und sandte mich sofort zu dem berühmten Paer.“ Zu diesem wurde P. geführt und sehr gütig von ihm empfangen, obwol er nicht selbst den Unterricht des Knaben übernahm, sondern ihn dem neapolitanischen Kapellmeister Siretti übertrug, der mit seinem Schüler ein halbes Jahr lang contrapunktistische Übungen anstellte. Nach dieser Zeit erst beschäftigte sich Paer selbst mit dem talentvollen Knaben und gewann ihn ungemein lieb. Von jener Zeit an reiste der Vater des Künstlers mit ihm durch die vorzüglichsten Städte Oberitaliens, wo der 14jährige Virtuose das größte Erstaunen erregte. Bei dem Musikfeste zu Lucca, welches damals jährlich am Martinstage gefeiert wurde, trat P. zum ersten Male auf, ohne von seinem strengen Vater begleitet zu werden. Von jener Zeit an scheint er selbständig geblieben zu sein.

P.'s Ruf wuchs in seinem Vaterlande mit jedem Tage, jedoch drang er damals noch nicht ins Ausland, weil die italienische Lebensweise den Künstler so sehr fesselte, daß er sich nicht entschließen konnte, die Alpen zu überschreiten. Zwar hörten ihn große Virtuosen; allein theils mochte die Eitelkeit ihr Urtheil über die außerordentliche Erscheinung fangen machen, theils hüteten sie sich wohl, von seiner Überlegenheit völlig überwunden, selbst die Herode seines Rufes zu werden. Es ist überhaupt eine eigne Sache mit der Berühmtheit eines Virtuosen; er sei so groß er wolle, hört man nur von ihm und nicht ihn selbst, so gewinnt selbst das Ausgezeichnetste keinen Boden in der Meinung der Masse, und versagt gleich der Verstand der Einsichtsvollen in einem solchen Falle die Anerkennung nicht, so wird dieselbe doch nie eine lebendige, bevor die unmittelbare sinnliche Wahrnehmung nicht hinzutritt. Vielleicht hat sich dies bei Niemanden so bethätigt als eben bei P., von dem die musikalischen Zeitungen seit 1812 und 1813 das Außerordentlichste in Deutschland berichteten, was man freilich mit Erstaunen las, aber auch ebenso schnell vergaß, vielleicht weil es zu nahe an das Unglaubliche streifte und somit der Charlatanerie ähnlich zu werden schien. Da endlich führte der außerordentliche Virtuose 1828 den lang gehegten Entschluß aus, eine Reise nach Deutschland und von da in das übrige Europa anzutreten. Wien war der erste Ort, wo er sich öffentlich hören ließ. Mit dem ersten Strich auf seinem Guarneri, ja, man möchte fast sagen mit dem ersten Schritt in den Concertsaal war sein Ruf in Deutschland entschieden. Wie durch einen Blitzstrahl entzündet, strahlte und glänzte er plötzlich als eine neue Wundererscheinung im Gebiete der Kunst. Alle Kritiker suchten das Außerordentliche dieser Erscheinung in Worte zu fassen und dem Verstande begreiflich zu machen, was

die Sinne kaum  
in Berlin. Wenn  
verwirklichte und  
sich. Zuerst  
durch alle Zeiten  
zu stellen, nicht  
ist P. Alles,  
in unerschöpfli-  
chen dem  
nicht als das größ-  
te unerschöpfliche  
er und nur durch  
unabhängiges  
Bericht auch so  
was die gebirmt  
angenehme Hül-  
reichbar, und  
keil, durch ge-  
kommen eine  
Wörter. Der  
tante war die  
dann den Fren-  
im ihm andern  
sinnigen Hergen-  
in ihm Maße g-  
lebendigkeit ein  
ist mit natürlich  
Wenig gebrungen  
wagte nicht so  
Erreichte  
sinnlich die  
sinnlich selbst,  
sich die Befähig-  
er, wichtig,  
sinn des Be-  
sinnlich und ge-  
ist man sie e-  
sinn so heiligen  
Beschreibung re-  
zu doch Levern  
Künstlers zu  
gehört. Mit  
die Kräfte  
sinnlich, i  
sinn. Was  
sinnlich vo  
sinnlich's  
sinnliche  
Wird  
sinnlich als Ge-  
sinnlich  
sinn des Künst-



die Sinne staunend vernahmen. Dichter ergossen den Strom ihrer Begeisterung in Versen, Romantiker fanden eines jener seltsamen Charaktergebilde Hoffmann's verwirklicht und brachten diese Gestalt in tausend Wendungen in die romantische Tagesliteratur. Sein Name flog wie der eines ruhmgekrönten Siegers durch alle Zeitungen. Eine solche Erscheinung auf rein natürlichen Wegen erklären zu wollen, würde der Natur des Menschen fast widersprechen, auch vereinigte sich bei P. Alles, um die wunderbarsten Sagen fast gewaltsam herauszufodern: zuerst sein unnachahmliches, tief romantisches Spiel, seine seltsame, geisterhafte, gewissermaßen dämonische Persönlichkeit; die Ploglichkeit seines Rufes, welche vielleicht als das größte Wunder erschien, da sich Niemand überreden konnte, daß eine so außerordentliche Erscheinung seit langen Jahren in unserer Nachbarschaft weilen und nur durch die Alpenkette von uns getrennt gewesen sein sollte, ohne daß der tausendzüngige Ruf uns laute Kunde davon gegeben hätte. So war denn das Gerücht auch sogleich geschäftig in den mannichfaltigsten Erfindungen, wodurch man die geheimnißvollen Eigenschaften des Künstlers zu erklären suchte. Eine so ungemeine Höhe der mechanischen Fertigkeit schien auf gewöhnlichem Wege unerreichbar, und auch die geistige Tiefe der Leistungen mußte, dies empfand man dunkel, durch gewaltsame Kämpfe und Bestrebungen theuer errungen sein. Daher kamen eine Menge Sagen in Umlauf, wodurch man das Wunder zu erklären suchte. Der Künstler sollte im Übermaß seiner Leidenschaftlichkeit — einem Italiener war dies fast ohne Schmach zuzutrauen — seine junge Gattin ermordet und dann den Frevel durch schwere Haft im finstern Kerker gebüßt haben. Hier blieb ihm kein anderer Trost als sein Instrument, mit dem er die Wunden seines zerrißenen Herzens zu heilen suchte; die langen Jahre der Abgeschiedenheit gewährten ihm Ruhe genug, jene erstaunenswürdige Fertigkeit zu erwerben, zu welcher die Lebenszeit eines Andern nicht ausgereicht hätte; endlich erklärte es diese Sage auch mit natürlichem Anschein, wie er, nachdem die drei schwächern Saiten der Geige gesprungen, deren Ersatz ihm der unbarmerzige Kerkermeister versagte, auf der letzten eine so eigenthümliche Gewalt errang, daß er grade dadurch das höchste Staunen erregte und zugleich die Seele mit den geheimnißvollsten Zaubern umspann. Auch das Wunder der Ploglichkeit seines Erscheinens hatte diese Fabel sinnreich erklärt, denn freilich mußte der Künstler, der 15 Jahre hinter den Riegeln des Gefängnisses gefessen, wie ein Stern aus der Nacht hervortreten, völlig, ganz, mächtig, gleich einer Minerva, die mit Schild und Waffen aus dem Haupte des Zeus entspringt. Diese Erzählungen wurden mannichfaltig verarbeitet und geschmückt von allen Schriftstellern und Dichtern benützt, weniger weil man sie glaubte, als weil es wahrhaftes Bedürfniß geworden war, das in einem so hohen Grade erweckte Interesse für den außerordentlichen Mann in jeder Beziehung erge zu erhalten. Indessen hätte man dieser Erfindungen nicht bedurft, da das Leben P.'s hinreichenden Stoff lieferte, wenn auch nicht die Eigenheiten des Künstlers zu erklären, doch den Zusammenhang seiner Kunst mit seinem Leben zu zeigen. Wir haben hier nicht Raum, alle die Anekdoten mitzuthelen, zu welchen die Reiseabenteuer des Künstlers, seine vielfachen Verwickelungen mit dem schönen Geschlecht, insbesondere sein Aufenthalt an dem Hofe zu Lucca u. s. w. Anlaß gaben. Man findet sie fast alle in seinen sogenannten Biographien, deren eine französisch von Laphaque, die andere deutsch von dem Professor Schottky („Paganini's Leben und Treiben“, Prag 1830) erschienen ist. Beide Bücher sind ohne eine höhere geistige Auffassung, ja sogar ohne hinreichende artistische Würdigung des Künstlers geschrieben, und zumal das letztere ist fast nichts als Compilation der mit der leichtesten Unwissenschaftlichkeit geschriebenen Kritiken aller deutschen Flugblätter. Ein verbürgtes Ereigniß aus dem Leben des Künstlers hat, obwol an sich unbedeutend, doch einen zu entscheidenden



Einfluß auf die künstlerische Entwicklung P.'s gehabt, als daß wir es hier übergeben könnten. Am Hofe zu Lucca, dessen Ruf freilich nicht der günstigste ist, entspann sich zwischen dem Künstler und einer Hofdame ein zärtliches Verhältnis. Auch hier wurde der Himmel der leidenschaftlich Liebenden durch Gewitterwolken, die sie selbst heraufführten, verhüllt; man zürnte, aber man veröhnte sich wieder. P., dem Alles Musik wurde, verfiel darauf, dieses Ereigniß in eine musikalische Form zu bringen, der er den Namen Liebescene gab. Er hatte nämlich die beiden mittlern Saiten seiner Violine abgESPANNT und spielte nur auf der Quinte und G-Saite eine Art von Duett, wobei er, die weibliche Stimme auf der hohen, die männliche auf der tiefen Saite nachahmend, anfangs ein scherzhaftes Tändeln, dann ein Erzürnen und endlich ein süßes Vergeben im harmonischen Zusammenspiel auf beiden Saiten darstellte. Die Dame, welcher die Composition galt, hatte sie verstanden und belohnte den Künstler mit süßen Liebesblicken; die Fürstin Elisa Bacciocchi aber warf zufällig, indem sie den Künstler für seine Leistung lobte, die Worte hin: „Da Sie auf zwei Saiten so etwas Schönes geleistet haben, würden Sie auch wol im Stande sein, auf einer Saite etwas hören zu lassen?“ Diesen Wink faßte P. auf, schrieb eine Sonate für die G-Saite, welche er Napoleon nannte, und erregte durch dieses Stück das höchste Entsaunen. Von der Zeit an faßte er eine Vorliebe für die G-Saite und suchte derselben alle nur ersinnlichen Vortheile abzugewinnen. Somit verdankt man die Ausbildung des Violinspiels nach dieser ganz eigenthümlichen Richtung der eben erzählten Anekdote. Von 1828 an ist P.'s Lebensgeschichte eine so öffentliche geworden, daß darüber hier mit wenigen Worten hinweggegangen werden kann. Er bereiste alle größern Städte Deutschlands, ging dann nach Frankreich, wo er in Paris ein beispielloses Aufsehen erregte, und begab sich von dort nach England, wo er sich jetzt noch befindet.

Dies die wenigen Data über sein Leben. Wir können indeß diesen Artikel nicht beschließen, ohne eine Skizze seiner Persönlichkeit, seines Spiels und seines Charakters zu geben, wie sich uns dieser letztere, theils aus vielfältigen Urtheilen Anderer, theils aus eigner Umgange gestaltet hat. P. ist hager, seine Gesichtszüge sind bleich, scharf eingeschnitten, das Auge glüht in einem dunkeln, wiewol schon etwas erloschenen Feuer, die Augenbrauen sind finster, die Stirn hoch, von schwarzem, langlockigem Haar umwallt, die Nase römisch gebogen. Um die Lippen schwebt ein seltsames Lächeln, welches bisweilen etwas unheimlich Dämonisches hat, im Ganzen aber doch und vorzüglich in der Nähe betrachtet sehr gutmüthig erscheint; doch läßt sich nicht leugnen, daß das ganze Auftreten P.'s, die hagere Gestalt, das bleiche Gesicht, der leise Gang, das seltsame äußere Wesen einen äußerst auffallenden Eindruck machen muß, noch bevor man einen Begriff von seiner Kunst erhalten hat. Ehe er die Violine berührt, erscheint er so gebrechlich, so erschöpft und hinfällig, daß man glauben sollte, er würde, unfähig, sich auf den Füßen zu halten, kraftlos zusammensinken. Aber sobald sein Bogen die Saiten berührt, durchzuckt ihn gleichsam ein elektrischer Funke und durchdringt ihn mit neuen Lebenskräften; die schlaffen Muskeln bekommen eine unglaubliche Spannkraft, er führt den Bogen mit einer unbegreiflichen Schnelligkeit und Kühnheit, ja, bisweilen in so kühnen energischen Strichen, daß er die Luft wie mit einem Schwert zu theilen scheint; dabei setzen die Finger seiner linken Hand mit eherner Festigkeit auf das Griffbrett auf, kurz, ein neues Feuer des Prometheus durchflammt ihn mit wunderbarer Kraft. Doch werden diese Momente der Abspannung wie der begeisterte Zustand der Pythia theuer durch eine nachfolgende Erschöpfung erkauf, die dem Künstler selten gestattet ein ganzes Concert in einem Guß zu spielen. Nach dem ersten Allegro bedarf er insgemein der Ruhe, und am Schluß eines Concertabends vollends ist er gänzlich erschöpft. Sein Spiel selbst ist Dem, der es nicht gehört, kaum zu schildern. Die Mechanik des Instruments beherrscht er in einem



solchen Grade, wie vor ihm noch nie ein Virtuose. Was alle andern Künstler als den höchsten Triumph ihrer Fertigkeit betrachten, ist für ihn nur der ebene Boden, auf welchem er sich fortwährend bewegt; wenn man daher die Leistungen jener als die Durchschnittshöhe des Gebirgs betrachten kann, zu der sie sich über die Ebene der Gewöhnlichkeit erhoben haben, so ragt P. von diesem Gebirgskamm noch als eine einzelne wunderbare Kuppe bis in die Wolken empor, wo das Maß seiner Höhe dem irdischen Blick entschwindet. So werden die höchsten Gipfel rings um ihn her die Basis, auf welcher er erst anfängt, sich in die freien Regionen seiner eigensten Selbständigkeit zu erheben. Doch ist es nicht diese Vollkommenheit der Mechanik allein, welche ihm seine zauberische Herrschaft über das Instrument sichert, sondern in ihm waltet ein künstlerischer Geist, der, in die tiefsten Geheimnisse des Schönen eingedrungen, uns eine romantische Zauberwelt erschließt. Wie sagen absichtlich eine romantische, weil in der That P.'s Spiel wesentlich diesen Charakter hat, und, wenn ihm ein Vorwurf gemacht werden sollte, es allein der sein könnte, daß er, wie man es insgemein auszudrücken pflegt, keinen reinen Styl hat. Allein diese Forderung scheint, wenn man die Natur dieses Künstlers im Ganzen betrachtet, ebenso unzulässig, als wenn man es Jean Paul zum Vorwurf machen wollte, nicht in Goethe's gereinigtem feinen Styl zu schreiben. Jeder, dem die Kunst nicht ein äußerlich erworbenes Gut ist, muß seine innerste Individualität in derselben ausdrücken; nur nachbildenden Talenten, aber nicht selbständigen Genien ist daher der Weg vorzuschreiben, den sie nach ästhetischen Principien zu wandeln haben. Leben und Kunst üben eine rückwirkende Kraft aufeinander aus; in einem sehr hohen Grade ist dies bei P. der Fall. Sein Charakter ist der Schlüssel zu den Geheimnissen seiner Kunst, und diese erklärt uns allein die Widersprüche und Seltsamkeiten seiner Individualität auf eine genügende Weise. Man darf sagen, daß die verschiedenen Brüche der Functionen des Geistes wie des Gemüths bei ihm alle in dem Generalnennen der Musik aufgehen. Selbst stärkere Leidenschaften, die ihn bewegen, wie z. B. das Hazardspiel und jene italienische Art sinnlich-geistiger Liebe, sind zuletzt doch von geheimen Banden der Musik umspinnen und bleiben dieser gehorsam. Ohne eine so fein ganzes geistiges System durchdringende Gewalt dieser Kunst wäre es absolut unmöglich zu nennen, daß er sie in einem solchen Grade beherrschen oder vielmehr sich mit ihr identificiren konnte. Sie aber besitzt sein Innerstes auch so ganz, daß sie ihn fast von allen übrigen Erscheinungen des Lebens gänzlich abzieht und ihm die Empfänglichkeit dafür in einem Grade raubt, der nur bei solchen Menschen eintreten kann, die mit entschiedenster Nothwendigkeit einer einzigen Richtung folgen. Dadurch werden solche Individuen Fremdlinge in den gewöhnlichsten Verhältnissen des geselligen Zustandes; wie sie selbst Ausnahmen von dem allgemeinen Gesetze sind, so verlieren sie auch die Kraft und Fähigkeit, sich den allgemeinen Bestimmungen unterzuordnen. Und tiefer gefaßt, haben diese, welchen nach einer mittlern Durchschnittshöhe menschliche Fähigkeiten und Eigenschaften gegeben sind, auch kein Recht an jenen abgesonderten Erscheinungen. Der Gebildete sollte wenigstens so denken und die Erfahrung zu Hülfe nehmen, die ihm lehren muß, daß jeder außerordentliche Genieus, er sei Feldherr oder Künstler, Staatsmann oder Dichter, sich die Gesetze seines Wirkens selbst gibt und überall die Schranken durchbricht und überkreuzt, welche für das gemeine Bedürfnis gezogen sind. Freilich finden hierbei stete Conflictte statt, welche beide Theile nicht selten empfindlich verletzen. Wer in P. den Geschäftsmann, den Gatten, den Vater, den Freund suchen wollte, würde sich (ohne daß wir ihm ein tiefes Gefühl für die letztgenannten schönen Verhältnisse des Herzens absprechen wollen) stets in ihm irren. Denn im Leben kommt es auf eine praktische Ausführung tausend einzelner Pflichten an, um die Idee eines Verhältnisses, die in dem Künstler oft lebendiger lebt als in dem aus gewöhn-







umgestimmten Saiten; er führt drei- ja vierstimmige Säge aus, wobei er das Pizzicato mit dem Gebrauch des Bogens mischt; das Flageolet hat er, indem er es auch zu Doppelgriffen benutzte, zu einem hohen Grade ausgebildet, sodaß Violinspieler dies fast als den höchsten Grad seiner mechanischen Geschicklichkeit anstauen. Er ist ein ebenso außerordentlicher Gitarrenspieler als Violinist, doch legt er auf dieses Instrument, als einem wahren Künstler ungeziemend, so wenig Werth (oder höchstens einen scherzhaften) als auf die zahllosen Kunststücke, wie z. B. Nachahmung der Thierstimmen, Spielen mit umgekehrten Bogen u. s. w., welche er auf der Violine auszuführen vermag. Als Componist ist er erfindungsreich, ja genial und beherrscht das Wissenschaftliche der Kunst vollständig; doch denkt er hauptsächlich nur in Beziehung auf sein Instrument, auch nimmt er nicht selten barocke Wendungen, die mit der abweichenden Eigenheit seiner Natur überhaupt im Zusammenhange stehen. Wir kennen keinen jetzt lebenden Violinvirtuosen, dem er nicht als Componist für das Instrument an die Seite gesetzt werden dürfte, selbst Spohr nicht ausgenommen. Leider ist von P.'s Compositionen fast nichts im Druck erschienen, da er dieselben mit großer Geheimnißkrämerei verbirgt; indessen ist der Verlust vielleicht nur ein scheinbarer, da außer ihm sie schwerlich Jemand auszuführen vermag. Eine Violinschule, worin die äußern Geheimnisse und Handgriffe seiner Kunst ziemlich genügend erklärt sind, hat der Kapellmeister Guhr in Frankfurt am Main herausgegeben. (20)

Pagès (Jean Pierre), Advocat, geboren 1784 zu Seix im Ariège-departement, hat sich während der Restauration durch seinen Liberalismus bemerklich gemacht. Er war anfangs Advocat zu Toulouse, wo er studirt hatte. In den Abhandlungen der Akademie dieser Stadt stehen mehre Aufsätze von ihm, unter welchen sich auch einige geschätzte geognostische Arbeiten befinden. Im Jahr 1811 wurde er zum kaiserlichen Procurator ernannt, verlor aber diese Stelle bei der Rückkehr der Bourbons. Als Napoleon 1815 auf der Küste der Provence gelandet war, stand P., als einer seiner eifrigsten Anhänger, auf und führte den Vorsitz bei einer politischen Volksversammlung in seiner Geburtsgegend. Dieser Verein hieß La fédération pyrénéenne. Er bekam seine Stelle wieder, gab aber nach der zweiten Rückkehr der Bourbons seine Entlassung ein. Bald darauf wurde er eingezogen, nach einiger Zeit zwar seiner Haft entlassen, jedoch von der Polizei scharf bewacht. Bei den Unruhen zu Grenoble wurde er nochmals ins Gefängniß gebracht, aber auch bald wieder frei. Als es ruhiger geworden war, begab er sich 1816 nach Paris, verband sich mit andern bonapartistischen Schriftstellern, besonders mit Jouy und Jay, arbeitete an den Tagesblättern „Rénommée“, „Courrier français“ und „Constitutionnel“, und gab mit jenen Schriftstellern die „Minerve“ heraus, welche gegen die Bourbons beständig in Opposition war. Er gab auch einige politische Flugschriften heraus, als: „Principes généraux du droit politique“ (Paris 1817), „Des élections de 1821“, „De la censure“ (3. Aufl., 1827). Auch schrieb er die „Histoire de l'assemblée constituante“ (Paris 1822), welche den zweiten Theil der „Fastes civils de la France“ ausmacht. Nach der Juliusrevolution 1830 bekam er eine Anstellung im mittäglichen Frankreich. P. hat seit der Restauration constitutionnelle Gesinnungen gezeigt, wiewol er früher Napoleon's Despotismus sehr begünstigte. Er gehörte unter der Restauration zu denjenigen Schriftstellern, welche die bourbonische Regierung am meisten zu fürchten hatte. — Garnier = P., ein liberaler Deputirter, ebenfalls aus dem mittäglichen Frankreich, gehört zur äußersten linken Seite der Kammer und ist einer der heftigsten Gegner der Doctrinairepartei. Er kam erst seit der Juliusrevolution in die Deputirtenkammer und seitdem er in derselben sitzt, vertheidigt er mit vieler Kaltblütigkeit und Unerfrodenheit das sogenannte Programme de l'hôtel de ville, das heißt dasjenige Regierungssystem, welches Lafayette dem Könige bei



seinem Antritte vorhielt, einen mit republikanischen Institutionen umgebenen monarchischen Thron, weshalb er auch von den Legitimisten als ein entschiedener Republikaner verschrien wird. Bei einigen wichtigen Gelegenheiten, z. B. bei den Berathschlagungen über die Verbannung der ältern Bourbonns, über den Vendée-Krieg und die Verhaftung der Herzogin von Berri, hielt er sehr energische Reden, welche die Ministeriellen höchst aufbrachten. Bei einer Reise durchs mittägliche Frankreich im Frühjahr 1833 wurde er mit vielem Aufsehen und Gepränge von den Liberalen überall aufgenommen, und zu Lyon war die Rede davon, ihm zu Ehren ein großes republikanisches Gastmahl zu geben, welches aber unterblieb, da die Polizei Alles that, um es zu hintertreiben. Er redet nicht oft, aber jedesmal wenn er auftritt, ist die Kammer versichert, daß sie merkwürdige Worte aus seinem Munde vernehmen wird, weshalb auch fast immer einige ministerielle Redner bei der Hand sind, um ihm zu widerlegen. (25)

Pahl (Johann Gottfried von), württembergischer Prälat und Generalsuperintendent, ward am 12. Jul. 1768 in der ehemaligen Reichsstadt Aalen in Schwaben geboren und durch gründlichen Unterricht vorbereitet, bezog er 1784 die Universität Altdorf, um Theologie zu studiren. Mittellosigkeit nöthigte ihn, diesen stillen aber fördernden Museus früh zu verlassen als er wünschte; indessen ersetzte unablässiger Fleiß auf zwei Vicariaten und seit 1790 auf der kleinen Pfarre Neubronn bei Aaalen das Nöthige, wobei er durch tägliche gemeinschaftliche Studien mit dem damals in der Nähe lebenden Salat mannichfaltige Unterstüzung und Aufmunterung erhielt. Die Gutsheerrschaft, welche Neigung und Anlage für Verwaltungsgeschäfte an P. bemerkt hatte, übertrug ihm neben der Pfarre auch noch die Administration des weltlichen Amtes, was ihm in der Folge viele Verwaltungsgeschäfte beim benachbarten Adel verschaffte. Auf diesem Wege kam er in Verbindung mit dem genialen, geistvollen und kindlich guten Fürsten von Ligne; nicht minder beglückend und eine treffliche Schule für die Welt und das Leben ward ihm das Verhältniß zu seinem Gutsheeren, dem Feldmarschalllieutenant von Werneck und dessen Familie. Während er hier als Erzieher mitwirkte, besorgte er die weitläufige amtliche und Privatcorrespondenz des Generals, machte Geschäftsreisen und hatte oft seinen Winteraufenthalt in Regensburg. Aber der Tod des Generals und die damit zusammentreffende Unterwerfung des Rittercantons Kocher unter die württembergische Souverainetät zerstörte alle seine Verhältnisse in Neubronn, und er übernahm 1808 die Pfarre Affalterbach, unweit Marbach, von welcher er 1814 als Pfarrer nach Wichberg kam. Mit dieser Stelle wurde 1827 das Decanat Heildorf verbunden, das ihm unverhofft einen schönen und geliebten Wirkungskreis eröffnete. Er wurde 1831 durch das Vertrauen der Wähler von Göppingen vermocht, das eigne Mißtrauen in seine alternde Kraft zu besiegen, wo er denn mit großer Stimmenmehrheit zum Abgeordneten gewählt ward. Bald nach dieser Wahl ward er zum Prälaten und Generalsuperintendenten des Sprengels Hall ernannt, wodurch er zugleich als amtliches Mitglied in die zweite Kammer eintrat. Bei P.'s vorherrschendem Hange für historische Wissenschaften, der auch seinen theologischen Studien die Hauptrichtung auf biblische, Kirchen- und Dogmengeschichte und öffentliches kirchliches Leben gab, und bei der Unmöglichkeit, sich in seinem steten ländlichen Aufenthalt die Quellen und Hülfsmittel für die ältere Geschichte zu verschaffen, richteten sich seine Blicke auf die Tagesgeschichte, und das große Drama der französischen Revolution, dessen Augenzeuge er war, gab seiner schriftstellerischen Thätigkeit Stoff und Richtung und veranlaßte ihn zum fortgesetzten, planmäßigen Studium der Politik und Staatswissenschaft. So nahm er, nachdem er mit einigen schönwissenschaftlichen Versuchen aufgetreten, an den Bewegungen, welche der württembergische Landtag von 1797 veranlaßte, in mehreren Flugschriften Antheil, rechtfertigte das Betragen des Generals von

Werneck im  
französischen  
ber pachtener  
ten eine durch  
tete Darstellung  
nach 1800),  
erfahrene Reich  
an die Reich  
lang größere  
schickte an, in  
Wichtigkei  
ständlichen  
gesien Schrift  
nationalität ab  
Bundes", in  
die politische  
Verlang der  
Actionen  
dergebrant  
christliche  
Geschichte  
Land (H  
verfügten i  
yon auch für  
langen Hoff  
Wartenspre  
ten Studien  
Verfahren d  
während der  
im ihm E  
hat beifge  
und in Sp  
bistime un  
yon Linné;  
die und der  
zu diesem  
Dauerscham  
berg" (S. 8  
dies zweim  
hat P.,  
nen auf  
Wortum fi  
lang blieb  
Pa  
Frankreich  
wollte die  
in wichtig  
den noch  
schon die  
frage über  
Linné'sche  
verworfen d



Berneck im Feldzug am Niederrhein im J. 1797, schrieb eine „Geschichte des französischen Revolutionskrieges“ (3 Bde., Stuttgart 1799—1801) und „Geschichte der parthenopäischen Republik“ (Frankfurt am Main 1801), gab in zwei Schriften eine durch Untersuchungen an Ort und Stelle und durch Briefwechsel ermittelte Darstellung der Kriegsergebnisse in Schwaben in den Feldzügen 1796, 1799 und 1800, die dem künftigen Bearbeiter der Geschichte dieser Zeit manche interessante Notiz liefern dürfte, und trug schon 1801 in dem „Patriotischen Appell an die Reichsversammlung in Regensburg“ auf die später vollzogene Gründung größerer Staatenmassen in Deutschland unter Mediation der kleinern Gebiete an, was viele Sensation und von Seiten der damaligen Stabiliten heftigen Widerspruch erregte. Mit dem ersten Jahre des Jahrhunderts begann er die „Nationalchronik der Deutschen“, die bald, besonders in Süddeutschland, von einem großen Kreise gelesen wurde. Seine auf geistige Concentrirung der deutschen Nationalkraft abzielende Schrift: „Über das Freiheitsprincip im System des deutschen Bundes“, erschien 1808 zu Nördlingen, als ihm aber 1809 vom Könige Friedrich die politische Schriftstellerei untersagt wurde, wandte er sich zu populärer Darstellung der Ergebnisse seiner philosophischen und theologischen Studien in den „Lectionen aus der Vorschule des Lebens“ (Stuttgart 1811); „Eduard's Wiedergeburt“ (2 Bde., München 1811), dem sehr verbreiteten „Erbauungsbuch christlicher Familien“ (Gmünd 1814). Zugleich tröstete er sich in der frühern Geschichte des Vaterlandes, woraus eine Reihe von historischen Gemälden entstand („Herda“, 4 Bde., Freiburg 1811—15). Mittlerweile läuterten und befestigten sich seine politischen Grundsätze und Ansichten immer mehr, und es gingen auch für ihn die Lehren nicht verloren, welche der Sturz Napoleon's, die Wirkungen desselben auf die Cabinete und auf die Völker und die ihm nachfolgende Reactionsperiode enthielten. Darin erkannte er einen Ruf, wieder zu den alten Studien zurückzukehren. Es erschienen die „Politischen Lectionen für die Deutschen des 19. Jahrhunderts“ (München 1820) und die „Neue Nationalchronik der Deutschen“ (1820—24). In diesen Schriften, sowie in dem mit vielem Beifall aufgenommenen Werke: „Über den Obscurantismus, der das deutsche Vaterland bedroht“ (Tübingen 1826), sprach P. die Grundsätze und das System des Liberalismus aus, der, auf der einen Seite gegen Absolutismus und Verfinsternung, auf der andern gegen revolutionnaire Bestrebungen zum Umsturze des Bestehenden ankämpfend, auf der Grundlage der Gesezmäßigkeit und der fortschreitenden Reform mit Consequenz, Kraft und Freimuth hält. In diesem Sinne ist auch sein „Öffentliches Recht der evangelischen Kirche in Deutschland“ (Tübingen 1827) bearbeitet. Seine „Geschichte von Württemberg“ (6 Bändchen, Stuttgart 1827—31) ist für das Volk geschrieben. In der zweimonatlichen Sitzung der (März 1833) aufgelösten Ständeversammlung hat P., der auch durch eine hohe Gestalt und edle Haltung die Blicke der Tribunen auf sich zog, eine einfache und würdevolle Sprache geredet und in seinem Votum sich unabhängig und freisinnig gezeigt. In der neuen Ständeversammlung blieb er seinen Grundsätzen treu.

(43)

**Pairie.** Die neuesten Ereignisse und Gestaltungen der Verhältnisse in Frankreich und England haben besonders in diesen beiden Ländern die Aufmerksamkeit des Publicisten auf die Pairstammern rege machen müssen, wobei es auf die wichtige Frage ankommt, inwiefern die für sich bestehende aristokratische Autorität noch auf einer realen Grundlage ruhe, und in welcher Weise ihre Erhaltung nothwendig, nützlich oder auch nur möglich sein werde. Verwandt ist damit die Frage über das Zweikammersystem in andern Ländern und die naturgemäße Zusammenfassung sowie die Bedingungen einer Autorität, welche zwischen die Abgeordneten des Volkes und die Regierung mit der großen Befugniß eingeschoben wird,



selbst dem vollen Einverständnisse dieser beiden hindernd entgegenzutreten; dann aber auch, wenn die Regierung den Wünschen des Volkes, welche durch die Deputirtenkammer ausgesprochen werden, entgegen ist, die Collision zwischen beiden zu mildern, und wenn sie sich für die Ansicht der Regierung erklärt, zu verhindern, daß eine leidenschaftlich gesteigerte öffentliche Meinung sich gegen dieselbe allein richte; wenn sie aber ihrerseits den Anträgen der Deputirten beitrifft, die Regierung moralisch zu nöthigen, daß sie ihre Zustimmung nicht ohne die triftigsten Gründe versage. Natürlich kann die ganze Frage nur in constitutionellen Staaten aufgeworfen werden, aber in diesen berührt sie den innersten Grund des öffentlichen Lebens und die verschiedene Größe der Staaten ändert nichts an dem Wesentlichen ihrer Bedeutung, sondern weist nur auf eine etwas andere Art und andere Mittel der Lösung hin. Was aber die Pairie den großen Staaten sein soll und sein kann, haben wir in diesen Worten vorläufig ausgesprochen, und auch bei ihr ist nicht, was sie in der Wirklichkeit der frühern Zeiten ihnen gewesen, und wie sie, was sie zuletzt war, geworden ist, die Hauptsache; diese aber auch nicht darin zu suchen, was in einem Zustande idealer Vollkommenheit sein würde, sondern der Maßstab des Idealen ist zwar an das Vorhandene anzulegen, dieses aber in seinem Zusammenhange mit dem Ganzen aufzufassen, und in diesem nach den Bedürfnissen der Gegenwart nur zu gestalten. Was nun in den beiden großen Staaten des westlichen Europas in dieser Hinsicht geschehen wird, kann nicht ohne eine sehr bedeutende Rückwirkung auf die übrigen Völker bleiben, und verdient also eine ernste Betrachtung.

In Frankreich bestand vor der Revolution eine Pairie in diesem Sinne gar nicht und hatte zu keiner Zeit bestanden; höchstens könnte man etwas davon in der frühern politischen Stellung der Geistlichkeit finden. Denn indem die große Frühjahrerversammlung der Franken (Champ de Mars und später Champ de Mai) eine allgemeine große Nationalzusammenkunft war, in welcher alle Freien unter ihren Führern und Oben erschienen, so nahm die Geistlichkeit an derselben theil, nicht wie man in neuerer Zeit hat vorgeben wollen, als Besitzer großer Güter und Kriegszielehnen, sondern weil man ihre Einsichten und ihren Einfluß auf das Volk nicht entbehren konnte, und die Geistlichkeit nahm als erster Stand ziemlich denselben Standpunkt ein, welchen jetzt die Kammern der Pairs oder die ersten Ständekammern behaupten sollten. Dieses verlor sich aber und zwar am frühesten grade dadurch, daß die Geistlichkeit durch ihren Landbesitz mit den weltlichen Landherren ein gemeinschaftliches Interesse erhielt, und verlor sich ganz, als auch die Städte das Stimmrecht in den Landesversammlungen erwarben. In Frankreich ist eine von den kriegsdienstpflichtigen Freien als Staatsautorität gesonderte Pairschaft bis zu den Zeiten Napoleon's eigentlich nie vorhanden gewesen. Die zwölf Pairs Karl's des Großen gehören nur dem Roman, nicht der Geschichte an. Unter seinen Nachfolgern traten die unmittelbaren großen Kronvasallen als Lehnsherrschaften und mit denselben Rechten über ihre Unterthanen, als der König in seinen Stammlanden ausübte, allerdings hervor, und daraus entstanden die sechs alten weltlichen Pairs, die Herzoge von Normandie, Guyenne und Burgund, die Grafen von Champagne, Toulouse und Flandern, zu denen sechs geistliche aber später und mit weltlichen Titeln als Herzoge von Rheims, Langres und Laon und als Grafen von Beauvais, Noyon und Chalons hinzukamen. Die weltlichen Pairien sind sämmtlich mit der Krone vereinigt worden, und wurden nur bei feierlichen Gelegenheiten, besonders den Krönungen repräsentirt. Sie waren aber auch zu keiner Zeit die einzigen unmittelbaren Kronvasallen und Inhaber fürstlicher Lehen, sondern neben ihnen bestanden (wie in Deutschland) eine große Zahl großer und mächtiger Landherren. Die Nebenlinien des königlichen Hauses machten allein eine große Zahl aus, indem sie große Herrschaften als Apanage erhielten, diese wieder theilten und

durch Fortsetzung  
 des Reiches betrafen  
 wie die Familien  
 die Grafen von  
 von Anjou  
 völlig gleich;  
 der Magnat  
 Könige von C  
 Barons zu Be  
 Könige um sich  
 hatten die fran  
 schenliche Stel  
 für von Pairs  
 welche unter B  
 auch die St  
 wichtige Wege  
 besetzen sie  
 keit ausübte  
 ordnungen  
 gab es geg  
 neben eini  
 Normandie  
 welche ihre  
 gleich in der  
 welchem die d  
 von England  
 wurde; und  
 besonders sich  
 von mit G  
 Die Pairs  
 mit der Krone  
 gleich der E  
 wurde  
 diesen Acten  
 sich in die  
 andere Zeit  
 haben dur  
 daran, die  
 Normandie  
 gogne, D  
 und unmi  
 Könige w  
 aus entfa  
 them zu ve  
 Franzen, C  
 unter d'Alvi  
 König sein  
 schied am  
 hies dur  
 zu erwidert  
 Franzen u  
 hat an die



durch Heirathen reicher Erblichter vermehrten. Aber auch andere große Häuser besaßen beträchtliche Lehnsherrschaften, in welchen sie landesherrliche Rechte übten, wie die Familien der Grafen von Foix, Albret, die alten Herzoge von Bretagne, die Grafen von Armagnac, von Provence, die Dauphins von Vienne, die von Auvergne und viele andere. Ohne Pairs zu heißen, standen sie ihnen doch völlig gleich; sie hatten wie diese den Vorzug, persönlich zu den Zusammenkünften der Magnaten gezogen zu werden, welche die Könige zuweilen beriefen, wie die Könige von England ihre Großen, ihre Bischöfe und Prälaten und ihre großen Barone zu Berathungen über die allgemeinen und wichtigen Angelegenheiten des Reichs um sich versammelten. Aber bei den eigentlichen Nationalversammlungen hatten die französische Pairs zu keiner Zeit ein besonderes Recht und eine eigenthümliche Stellung, weder in den ältern der karolingischen Zeiten, in welchen ohnehin von Pairs in diesem Sinne nicht die Rede sein konnte, noch in den neuern, welche unter Philipp IV. (1303) ihren Anfang nahmen, und zu welchen sogleich auch die Städte zugezogen wurden, und sie erschienen nur in denselben als gewählte Repräsentanten des Adels. Nur wenn über Pairs Gericht zu halten war, besetzten sie die Gerichtsbank. Solcher großer Barone, welche hohe Gerichtsbarkeit ausübten, Münzen schlugen, in ihren Herrschaften Landtage hielten und Verordnungen machten, Steuern erhoben und andere landesherrliche Rechte besaßen, gab es gegen Ende des 13. Jahrhunderts einige achtzig und unter ihnen nahmen neben einigen alten Fürstenhäusern (als den Herzogen von Guyenne, von der Normandie, von Bretagne) die apanaganirten Linien des königlichen Hauses, welche ihre Apanagen vergrößert hatten, die erste Stelle ein, und waren zugleich in der Art, wie sie als unabhängige Fürsten regierten, das Muster, nach welchem die übrigen sich richteten. Eine geraume Zeit gehörten auch die Könige von England dazu, indem Wilhelm von der Normandie König von England wurde; und Heinrich II. die Erbin von Guyenne (nachdem König Ludwig von Frankreich sich von ihr geschieden hatte) 1154 heirathete, und die Erbin von Bretagne mit Gottfried, zweitem Sohne Heinrich II. von England, vermählt wurde. Diese großen Lehen wurden von Philipp II. August an (1180—1223) allmählig mit der Krone vereinigt, aber auch durch die Apanagen der jüngern Linien, vorzüglich der Söhne Ludwig VIII. und Johann's, wieder vermehrt. Die Normandie wurde 1205 eingezogen, wegen des von Johann von England an seinem Neffen Arthur von Bretagne begangenen Mordes, die Bretagne kam durch Heirath an die Grafen von Dreux, eine Linie des königlichen Hauses, und durch weitere Heirathen an Ludwig XII. und Franz I. Guyenne wurde 1453 den Engländern durch Eroberung abgenommen. Die großen Vasallen waren sehr nahe daran, die völlige Landeshoheit im Allgemeinen zu erlangen, wie die Fürsten von Normandie, Bretagne, Guyenne, Provence, Anjou, Burgund, Navarra, Champagne, Dauphine u. s. w. sie schon wirklich besaßen, und wie die deutschen Fürsten und unmittelbaren Dynasten und Grafen sie erlangt haben. Allein die französischen Könige waren in einer vortheilhaftern Lage als die deutschen Kaiser, um die hieraus entstehende Zerstückelung des Reichs in eine Menge von kleinen Souverainetäten zu verhindern. Ihre Succession war fester geordnet, und Hugo Herzog von Franzien, Graf von Paris vermied den Fehler, welchen in Deutschland Heinrich I. unter ähnlichen Umständen 80 Jahre früher gemacht hatte, bei der Erhebung zum König sein Herzogthum abzugeben. Hugo behielt sein Besizthum als Kron- und Erbland und damit sowohl die Gelegenheit als das Recht, diese Stammlande seines Hauses durch Heimfälle, Confiscationen, Heirathen und alle andere Erwerbstitel zu erweitern, sodas schon Ludwig XI., nachdem durch den Tod seines Bruders Guyenne und durch den Tod Karl's des Kühnen das Herzogthum Burgund wieder an die Krone gekommen waren, fast ganz Frankreich unter seiner unmittelba-



ren Herrschaft vereinigte. Auch nachdem das Herzogthum Bretagne unter Heinrich II. und die Besitzungen des Hauses Bourbon durch Heinrich IV. mit der Krone vereinigt waren, blieben zwar in Frankreich noch mehre mittelbare Fürstenthümer übrig, welche französischen Familien und selbst auswärtigen Fürsten gehörten, wie Sedan, Bouillon, Orange, Dombes, Avignon und andere; aber was Ludwig XI. angefangen hatte, wurde durch Richelieu vollendet, die königliche Gewalt gegen die Großen des Reichs für immer befestigt, und den nachfolgenden Regierungen blieb nur noch die Erwerbung solcher Länder übrig, welche man gar nicht mehr als Bestandtheile von Frankreich angesehen hatte, wie Flandern und Lothringen. Indessen hatten die französischen Könige gegen Ende des 13. Jahrhunderts angefangen, den Apanagen der jüngern Linien ihres Hauses den Namen der Pairien förmlich zu ertheilen; so wurden 1297 das Herzogthum Bretagne und die Grafschaften Anjou und Artois zu Pairien erklärt, um die alten Pairien zu ersetzen. Erst 200 Jahre später wurde die Pairswürde auch Andern verliehen, zuerst nur einigen Prinzen aus auswärtigen fürstlichen Häusern, indem z. B. für Engelbert von Kleve die Grafschaft Nevers, welche er von seiner Mutter geerbt hatte, zur Pairie erhoben wurde. Endlich unter Heinrich II. wurden auch die angesehensten französischen Familien zu dieser Würde erhoben, welche aber immer auf den Gütern haftete und mit dem Herzogstitel verbunden war. Die erste dieser neuen Pairien war das Herzogthum Montmorency 1551. Unter den folgenden Regierungen wurden diese neuen Pairien immer häufiger; Heinrich III. erhob seine Günstlinge zu Herzogen und Pairs von Joyeuse und Epernon; am freigebigsten war damit Ludwig XIV. Die letzten Pairien vor der Revolution waren 1787 den Herzogen von Choiseul und von Coigny verliehen worden. Es waren damals 38 weltliche Pairs, unter ihnen auch der Erzbischof von Paris als Herzog von St.-Cloud. Die älteste Pairie war die der Familie Crussol, Herzoge von Uzès, von 1572; alle ältern waren wieder ausgestorben; auch von den Montmorency's starb der männliche Stamm 1788 aus, und die Familien, welche jetzt noch diesen Namen führen, haben ihn nur durch Heirathen und die weibliche Linie erhalten. Die Pairie, wie sie sich in dieser letzten Periode gestaltet hatte, bildete kein politisches Corps, die Pairs hatten nur ehmige Ehrenrechte, wozu auch gerechnet werden muß, daß sie Sitz und Stimme im pariser Parlament hatten. Sie mußten katholisch sein, und wurden im Parlament feierlich aufgenommen und vereidigt: „dem Könige treu zu sein und ihm in seinen hochwichtigen und hochmächtigen Angelegenheiten Dienste zu leisten“. Das Parlament war ausschließlich competent in Sachen die Würde und Rechte der Pairie betreffend, und in allen Criminalfällen der Pairs. In den ältern Zeiten hatten die Pairs den Zutritt zu dem königlichen Geheimrath; allein dies hatte schon unter Ludwig XI. aufgehört, und in dem Edicte vom 29. Sept. 1778 über die Rechte der Pairs (Ducs et Pairs) ist davon nicht mehr die Rede. Diese Pairie wurde in Ansehung der Güter, auf welchen sie ruhte, und der mit diesen Gütern verbundenen Obergerichte und anderer lehnherrlichen Rechte durch die Beschlüsse der Nationalversammlung vom 4. Aug. 1789, in Ansehung der persönlichen Würde durch das Gesetz vom 19. Jun. 1790 aufgehoben, indem das letzte den erblichen Adel und die Titel der Fürsten, Herzoge, Grafen, Marquis u. s. w. gänzlich abschaffte. Aber auch in der ersten Constitution vom 14. Sept. 1791 war durchaus keine Autorität organisiert, welche zwischen der gesetzgebenden und executiven Gewalt, zwischen dem Könige und der Nationalversammlung von 745 Mitgliedern in der Mitte stehend, eine Vermittelung zwischen ihnen übernehmen konnte. Dieser Mangel wurde um so fühlbarer, als die Legislatur alle zwei Jahr ganz neu gewählt werden sollte, und der König nicht einmal das Recht hatte, die Kammer aufzulösen und neue Wahlen anzuordnen. In der Kammer lag die bewegende Kraft für die ganze Regierung.

Die Pairs über  
ten ratheten  
die Angelegen  
haltung, die  
der Departem  
ganze Zeit er  
musste aber f  
Erstreckung zu  
und eine ordn  
1. Oct. 1791  
kam kaum lag  
bei aufständiger  
führung dieser  
höbern Erer  
Regierung f  
sondern zug  
Jahobner  
Zeit des P  
erhöhtkeit  
1793 kam  
welches ein  
ausführbar  
igte, konnte  
und Energie  
sich im Welt  
von ihm selbst  
Abgeordnete's  
zu erlangen, e  
nicht werden  
sich, woz  
von 167/89  
auch bei Dep  
den ihm St  
für Namen  
tante, sie a  
langschliche  
pouvoir roy  
ührung eine  
Verordnung  
späterhin  
wogeu ein  
ausschließl  
also das L  
kung und b  
vermögen  
Wespe in de  
Vermittlere  
im großen L  
lag die Mi  
kammergesch  
schen bedro  
größten the



Sie sollte über Krieg und Frieden entscheiden, die Verträge mit auswärtigen Staaten ratificiren; sie konnte die Minister zur Verantwortung ziehen; sie bestimmte die Ausgaben und Einnahmen des Staats; von ihr hing die Einrichtung der Verwaltung, die Errichtung und Aufhebung der Staatsämter ab; die Verwaltung der Departements sollte durch Beamte geführt werden, welche von dem Volke auf gewisse Zeit erwählt wurden; der König konnte diese Beamten zwar suspendiren, mußte aber sogleich der Legislatur Nachricht geben, und diese war befugt, die Suspension zu bestätigen oder zurückzunehmen, neue Beamten erwählen zu lassen und eine gerichtliche Untersuchung anzuordnen. Diese Constitution ward am 1. Oct. 1791 in Gang gesetzt, allein sie hatte nie ein wahrhaftes Leben. Man kann kaum sagen, daß dies eine Folge ihrer innern Fehler war, denn diese würden, bei aufrichtigem Willen die Verfassung zu beobachten, eine geraume Zeit die Ausführung derselben nicht gehindert haben. Allein die Macht war einmal durch die frühern Ereignisse in die Hände der Volksmassen gerathen, und diese gegen die Regierung feindlich gesinnt, und zwar nicht bloß gegen die Regierung Ludwig XVI., sondern gegen jede Regierung. Die öffentliche Gewalt ging von den Clubs der Jakobiner aus, in welchen der unwissenste und leidenschaftlichste, aber größte Theil des Volkes vereinigt war, und dabei war an öffentliche Ordnung und Gerechtigkeit nicht zu denken. Die durchaus demokratische Constitution vom 24. Jun. 1793 konnte nicht einmal eingeführt werden, und nur durch ein Schreckenssystem, welches einestheils den Haß und Neid der rohern Massen befriedigte und dadurch ausführbar wurde, anderntheils aber auch dieser Masse selbst wieder Furcht einjagte, konnte der Nationalconvent eine Art von Regierung, in welcher Schwäche und Energie auf eine wunderbare Weise vereinigt waren, so lange behaupten, bis selbst im Volke das natürliche bessere Gefühl wieder erwachte, dieses seine eignen von ihm selbst geschaffenen Tyrannen in dem Aufstand vom 28. Jul. 1794 (Fall Robespierre's) stürzte, und die Versuche des Jakobinismus, die Herrschaft wieder zu erlangen, welche in den Insurrectionen vom 20. Mai und 4. Oct. 1795 gemacht wurden, blutig unterdrückt waren. Die Constitution vom 22. Aug. 1795 (die erste, welche dem Volke zur Genehmigung vorgelegt, und durch die Erklärung von 1,057,390 Bürgern gegen 49,977 angenommen wurde) trug zwar immer noch das Gepräge jenes demokratischen Geistes, verrieth aber doch auch das Streben, ihm Schranken zu setzen. Die Regierung, welche einem Directorium von fünf Männern anvertraut war, blieb freilich schwach, weil man noch dabei beharrte, sie als bloße Vollziehungsbehörde unter der höhern Leitung der Gesetzgebungsräthe zu behandeln, wodurch die eigentliche Regierung (Benjamin Constant's *pouvoir royal*) factisch in die Hände dieser letztern gelegt wurde, ohne für die Ausübung eine regelmäßige Form aufzustellen; aber man sonderte doch schon die Gesetzgebung in zwei Abtheilungen, den Rath der 500, dessen Mitglieder 25 und späterhin 30 Jahr alt sein sollten, und den Rath der Alten von 250 Mitgliedern, wozu ein Alter von wenigstens 40 Jahren erfordert wurde. Der große Rath hatte ausschließlich das Recht, neue Gesetze in Vorschlag zu bringen, und an ihn mußte also das Directorium seine Anträge richten; dem Rath der Alten stand die Prüfung und Bestätigung oder Verwerfung der Gesetzworschläge zu, und er war gewissermaßen eine Mittelbehörde oder Pairie. Beide Räthe wurden aber auf einerlei Weise in den Wahlversammlungen der Departements erwählt, deren Mitglieder von Primärversammlungen der Cantone ernannt waren, und so war außerdem, daß im großen Rathe einige Mitglieder von weniger als 40 Jahren sein konnten, und daß die Mitglieder des ältern Rathes verheirathet oder Witwer sein mußten, kein Unterschied in ihrer Qualification. Es entstand hieraus nur eine Eifersucht zwischen beiden Räthen; der ältere Rath war dadurch, daß er nie die Initiative ergreifen konnte, viel unbedeutender und zum Verwerfen geneigt; beide waren ei-



fersüchtig auf das Directorium, welches in Macht und Ansehen weit über der Gesetzgebung stand, die sich doch als die erste Staatsautorität betrachtete, und sie benutzten also jeden Anlaß, ihm ihre Superiorität fühlbar zu machen; der ältere Rath konnte nie die Vermittelung zwischen der Regierung und der Gesetzgebung übernehmen, weil das Directorium nie Gesesanträge zuerst an ihn bringen konnte, und die Weigerungen und Zögerungen des Raths der 500 nie zu seiner Cognition gelangten; er selbst aber war grade dann am geneigtesten zur Opposition, wenn das Directorium mit dem Raths der 500 einverstanden war. Dem Directorium fehlte auch in der innern Verwaltung die nöthige Kraft, weil zu viele Beamte von dem Volke erwählt wurden, namentlich die Provinzialverwaltungen, und so waren, wenn man auch weitere Fehler und Misgriffe gar nicht in Anschlag bringt, große Stockungen und in ihrem Gefolge Gewaltstreiche fast unvermeidlich. Sieges war Derjenige, welcher schon lange darauf gedrungen hatte, daß eine alle diese Reibungen vermittelnde Autorität aufgestellt werden müsse, die er Jury constitutionnel nannte und welche, ohne eignen Antheil an der Gesetzgebung und Verwaltung, die Macht haben müsse, die Collisionen zwischen den obersten Autoritäten zu entscheiden und in dringenden Fällen außerordentliche Mittel zur Erhaltung und Fortpflanzung der Verfassung zu ergreifen. Der Rath der Alten im Einverständniß mit den Directoren Sieges und Ducos ergriffen aus eigener Macht diese außerordentliche Gewalt am 9. Nov. 1799, und in der Constitution vom 13. Dec. 1799 (welche die ausdrücklichen Stimmen von 3,011,000 Bürgern für sich und nur 1569 gegen sich hatte) wurde jener Gedanke von Sieges in dem Senat jedoch mit großen Modificationen wirklich ausgeführt. Der Senat sollte aus 80 Mitgliedern bestehen, welche auf Lebenszeit erwählt, nie dieser Würde entsetzt werden könnten, aber dagegen auch kein anderes öffentliches Amt annehmen dürften. Der Senat sollte sich selbst ergänzen, indem er aus drei Candidaten, welche zu jeder erledigten Stelle von den Consuln, dem Tribunal und dem größern Gesetzgebungsrathe vorzuschlagen waren, Einen erwählte, doch so, daß, wenn diese drei Behörden in ihrem Vorschlage übereinstimmten, die Wahl hinwegfiel. Der Senat sollte aus einer von den Departements-Wahlversammlungen entworfenen Wählbarkeitsliste die Mitglieder des Gesetzgebungsrathes und des Tribunats, die Consuln, die Räte des Cassationsgerichts und des Oberrechnungshofes erwählen, und hatte die Macht, Handlungen sowol der Regierung als der Gesetzgebung als constitutionswidrig zu cassiren. Diese Rechte des Senats wurden durch das Senatsconsult vom 4. Aug. 1802 erweitert, indem ihm die Befugniß beigelegt wurde, durch Beschlüsse, die mit einer Mehrheit von zwei Drittheilen gefaßt werden mußten, die Lücken der Constitution zu ergänzen (organische Senatsconsulte) und mit einfacher Stimmenmehrheit außerordentliche Maßregeln zu ergreifen, als in einzelnen Departements die Constitution zu suspendiren, das Tribunal und gesetzgebende Corps aufzulösen, gerichtliche Urtheile zu cassiren. Dagegen ging die Ernennung der Senatoren ganz an den Kaiser über (Constitution des Kaiserreichs oder organisches Senatsconsult vom 18. Mai 1804) und die Obhut über die Aufrechterhaltung der Verfassung, der Pressfreiheit und persönlichen Freiheit, welche dem Senat in diesem Grundgesetz übertragen wurde, blieb, so lange Napoleon herrschte, ein leeres Wort. Allein, wenn diese Verfassung ihren Urheber überlebt hätte, so ist es sehr wahrscheinlich, daß der Senat unter den künftigen Regierungen in den Besitz einer sehr großen Autorität, vielleicht einer zu großen gelangt wäre. Denn was unter einem Riesengeiste wie Napoleon eine leere Form war, konnte sehr bald die größte Wichtigkeit erlangen.

Mit dem Fall des Kaisers stürzte auch seine Verfassung. Der Senat machte einen Versuch, sich selbst in eine erbliche Pairskammer umzugestalten; nach seinem Entwurfe sollte diese Behörde aus wenigstens 150 und höchstens 200 Mit-

gibt dem mit 16  
Senatoren (s. B.  
aus 142 Mitgl.  
der Kammern u.  
zu sein, den 16  
Mitglieder der  
unter sich theil  
Vorhausest u.  
französische Verf.  
67 Senatoren;  
im Gebiete al  
güter, Special  
angege und 9  
Senatoren Ludw  
ernannt, alle  
erblich, jedoch  
Nach der zw  
der 100 De  
solter sind  
war, indem  
mit wölher  
und Baron  
kassen erbe  
England an  
1830 di  
von. Die 9  
glückliche Ju  
wollten war u  
niedrigste mit  
famen von E  
die bestimmt  
kamen mit d  
Verfassung,  
Nach, weil  
auf des Mi  
Dritttheil der  
berandigt  
nicht ang  
kammer mit  
der Resolu  
berigen A  
für unglück  
Artikel 23  
für weiden  
1831 nur  
9. Dec. 1  
wider zurück  
dem unbedit  
Volkes ober  
vom Könige  
aber nur au  
der Verfassung



gliedern mit lebenslänglicher und erblicher Würde bestehen; die Ernennung neuer Senatoren sollte dem Könige uneingeschränkt zustehen. Der Senat bestand 1813 aus 142 Mitgliedern, wovon aber sehr viele aus den fremden zu Frankreich eroberten Ländern waren, und also, indem sie nach dem Frieden aufhörten Franzosen zu sein, von selbst austraten. Die altfranzösischen Senatoren sollten nicht allein Mitglieder des neuen Senats bleiben, sondern auch die reiche Dotation desselben unter sich theilen. Der Senat sollte ziemlich die politische Stellung des englischen Oberhauses erhalten. Dies war das Wesentliche und ging in der That in die königliche Verfassung, die Charte constitutionnelle vom 4. Jun. 1814 über; 87 Senatoren wurden in die neue Pairskammer versetzt, indem nur Manche, deren Celebrität allzu revolutionnair war (Sieyès, Ducos, Röderer, Monge, Grégoire, Chaptal und Andere), ausgestrichen wurden. Dagegen kamen die alten Herzoge und Pairs und andere ältere und neuere Namen hinzu, sodas die erste Creation Ludwig XVIII. 154 Pairs gab. Sie waren zuerst nur auf Lebenszeit ernannt, allein durch die Verordnung vom 19. Aug. 1815 wurde ihre Würde erblich, jedoch sollte es vom Könige abhängen sie auch nur auf Lebzeit zu verleihen. Nach der zweiten Restauration wurden Diejenigen ausgestrichen, welche während der 100 Tage in der von Napoleon beibehaltenen Pairskammer geblieben waren; später sind aber die Meisten wieder aufgenommen worden. Schon Ludwig XVIII. war, indem er 113 neue Pairs ernannte, mit der Pairswürde ziemlich freigebig, mit welcher auch wie in England die Adelstitel Herzog, Marquis, Graf, Vicomte und Baron verknüpft waren, deren jeder mit einem Majorat von bestimmten Einkünften verbunden sein sollte, aber diese verschiedenen Adelstitel gaben nicht wie in England an und für sich die Pairie. Karl X. ernannte noch 92 weltliche Pairs, sodas 1830 die Gesamtzahl auf 359 weltliche und 20 geistliche Pairs gestiegen war. Diese Pairs repräsentirten indessen keine bestimmte Kategorie oder kein abgesondertes Interesse, nicht den alten reichbegüterten Adel, denn schon vor der Revolution war von den alten großen Familien wenig mehr übrig; nicht den großen Grundbesitz wie in England, denn viele Pairs konnten nur durch königliche Pensionen ihren Stand behaupten; nicht die persönliche Celebrität. Daher konnte auch die Pairskammer nie zu einem wirklichen großen Ansehen gelangen, und sie verlor immer mehr davon, als durch die Verordnung vom 5. Nov. 1827 auf einmal zu Unterstützung des Ministers Villèle 76 neue Pairs creirt wurden. Selbst große Dienste, welche die Pairskammer der Nation leistete, als sie z. B. den Gesetzwurf des Ministers Peyronnet über die Jury umarbeitete, als sie das von der Deputirtenkammer schon angenommene Gesetz verwarf, durch welches für alles Grundeigenthum das Recht der Erstgeburt eingeführt werden sollte, wurden zwar dankbar angenommen, vermochten aber das Urtheil im Ganzen über die Pairskammer nicht zu ändern, und es war daher einer der Punkte, worüber man nach der Revolution von 1830 am meisten einig war, das die Pairie nicht in ihrer bisherigen Verfassung bleiben dürfe. Zuerst wurden nur die Ernennungen Karl X. für ungültig erklärt, und bei Revision der Verfassungsurkunde hinzugefügt: der Artikel 23 derselben solle in der Session von 1831 einer neuen Prüfung unterworfen werden. Einige der alten Pairs legten ihre Würde nieder, und so blieben 1831 nur 191 übrig, und auch davon sind, nachdem durch das Gesetz vom 29. Dec. 1831 die Erbllichkeit der Pairswürde wirklich abgeschafft war, mehre wieder zurückgetreten. Die Verhandlungen über dieses Gesetz schwankten zwischen dem unbedingten Recht des Königs, Pairs zu ernennen, und zwischen Wahlen des Volkes oder der Deputirtenkammer. Man vereinigte sich endlich dahin, das zwar dem Könige das Recht bleiben sollte, Pairs in unbestimmter Anzahl zu ernennen, aber nur aus gewissen Notabilitäten. Zur Pairswürde sind nämlich nur fähig: der Präsident der Deputirtenkammer; die Deputirten nach sechsjährigem Dienst



oder dreimaliger Erwählung; die Marschälle und Admirale, Generalleutenants und Viceadmirale; die Minister mit Portefeuille; die Gesandten nach dreijährigem, die bevollmächtigten Minister nach sechsjährigem Dienst; die Staatsräthe, Präfecten, Marinepräfecten nach zehn Dienstjahren; die Colonialgouverneurs nach fünf Dienstjahren; die Mitglieder der Departements-Wahlcollegien nach dreimaliger Erwählung; die Maires der Städte über 30,000 Seelen nach fünf Dienstjahren; die Präsidenten des Cassationsgerichts und des Oberrechnungshofes; die Generalprocuratoren und Generaladvocaten bei diesen Collegien, jene nach fünf, diese nach zehn Dienstjahren; die Räte im Cassationsgericht und im Oberrechnungshof, die ersten Präsidenten der Appellationsgerichte nach fünf Dienstjahren; die Präsidenten der Handelsgerichte der großen Städte nach viermaliger Erwählung; die wirklichen Mitglieder der vier Akademien des Instituts; Diejenigen, welchen durch ein förmliches Gesetz eine Nationalbelohnung für große Verdienste zugesichert ist; die Fabrik- und Handelsherren, Grundbesitzer und Bankiers, welche 3000 Francs jährliche Steuern bezahlen und dabei Mitglieder der Handelskammern, der Generalcollegien oder Deputirte gewesen sind. Alle Ernennungen geschehen nur auf Lebzeit, und mit der Pairswürde kann keine Pension oder Dotation verknüpft werden. Seitdem sind nun eine ziemliche Zahl neuer Pairs ernannt worden, namentlich auf einmal 62 am 11. Oct 1832. Indessen ist es sonderbar, daß auch in dieser neuen Pairskammer doch wieder eine große Abneigung gegen manche in der Deputirtenkammer beschlossene Reformen herrschend zu werden scheint, und daß überhaupt zwischen beiden Kammern eine gewisse Opposition sichtbar wird, obgleich die so constituirte Pairskammer noch weniger als die erbliche irgend ein besonderes Standesinteresse zu vertreten hat. Dies zeigte sich unter Andern bei dem Gesetze über die Ehescheidung, deren Wiedereinführung von der Deputirtenkammer in Antrag gebracht wurde. Wenn indessen die jezige Verfassung überhaupt Bestand hat, und die Regierung mit der Auswahl der künftigen Pairs consequent den Grundsatz befolgt, nur wahre Senatoren, d. h. durch Talent, Kenntniß, Erfahrung und Redlichkeit ausgezeichnete Männer aller Fächer und Classen in die Pairskammer aufzunehmen, so kann einst die Pairskammer eine sehr hohe und Achtung gebietende Stellung einnehmen. Aber eben deswegen möchte es wol im wahren Interesse der Regierung selbst liegen, dafür zu sorgen, daß nicht jedes Ministerium nach persönlichen und zufälligen Rücksichten die Zahl der Pairs ins Unendliche vermehren könne, und zu diesem Behufe die Erhebung zum Pair an mehre Bedingungen, Vorschläge und Zustimmung der Deputirtenkammer, der Pairs selbst, an Gutachten und motivirte Berichte der Minister, an ein gewisses Alter, etwa 45 Jahre, und dergleichen zu knüpfen. Denn jetzt sollen zwar auch nach dem Gesetze die geleisteten Dienste eines neuen Pairs ausdrücklich angegeben werden; allein dies geschieht in den Ordonnanzen in so allgemeinen Ausdrücken (z. B. „In Erwägung der Dienste, welche Herr Cousin, Mitglied des Instituts, dem Staate geleistet hat, verordnen wir: Herr Cousin ist zur Würde eines Pairs von Frankreich erhoben“), daß dadurch keine Garantie für eine vorsichtige Auswahl geleistet wird.

Die Geschichte der englischen Pairie ist viel einfacher, wenn man nicht damit bis in die sächsischen und britischen Zeiten zurückgehen will, bis zu welchen ohnehin keine jezige Familie Englands mit einiger Zuverlässigkeit ihren Stammbaum zurückführen kann. Die Könige versammelten auch hier ihre Großen theils zu den gewöhnlichen Zeiten, um Weihnachten, Ostern und Pfingsten an ihrem Hoflager, theils beriefen sie in außerordentlichen Fällen dieselben zu Rath und That. Sie brauchten nicht alle ihre Barone persönlich zu berufen, und es wurde daher geltendes Recht, daß nur das königliche Berufungschreiben das Recht gab, in der Versammlung zu erscheinen. Schon unter Heinrich III. (1266) wurden aber auch



größere Nationalversammlungen gehalten, zu welchen die Stände eingeladen wurden, und unter Eduard I. (1295), vielleicht auch schon viel früher, fing man an, die Ritterschaft oder die kleinern Lehnbesitzer nicht mehr in Person, sondern durch zwei Abgeordnete aus jeder Grafschaft zu berufen, die dann mit den städtischen Abgeordneten vornehmlich die nöthig gewordenen neuen Steuern bewilligten. Daraus entstanden die beiden Häuser der Barone und der Abgeordneten, welche dergestalt ein Ganzes bildeten, daß zu allen Beschlüssen und Gesetzen die Zustimmung beider und dann die Genehmigung des Königs erfordert wird. Es wurde Observanz, daß, wer einmal persönlich berufen war, dadurch für immer Sitz und Stimme in dem Oberhause erhielt, und diese Art, einen Baron zum Pair zu erheben, war in den ältesten Zeiten die gewöhnlichere; in neuern Zeiten geschieht es durch königliche Patente. Die Titel sind die der Herzoge, Marquis, Grafen (Earls), Vicegrafen (Viscounts) und Barone, und Niemand führt einen derselben, ohne Mitglied des Parlaments zu sein. Denn obgleich die schottischen und irländischen Lords nicht alle im Oberhause Sitz und Stimme haben, so hatten sie doch dieses Recht in den alten Parlamenten ihres Landes, und bei den in den Jahren 1707 und 1800 geschlossenen Unionen wurde nicht die ganze Pairtschaft Schottlands und Irlands, sondern nur Abgeordnete (16 schottische und 32 irische Pairs) in das englische Oberhaus aufgenommen. Von diesen Pairstiteln sind die der Grafen und der Barone die ältesten; der Titel Herzog ward 1336 zuerst ertheilt, indem Eduard III. den Kronprinzen zum Herzog von Cornwall erhob. Auch nachher führten den Herzogstitel bloß Seitenlinien oder wenigstens verschwägerte Familien des königlichen Hauses. Zur Zeit der Königin Elisabeth war gar keine Herzogsfamilie mehr in England vorhanden; durch die innern Kriege der Häuser York und Lancaster, und später unter Heinrich VIII. und Maria waren alle ausgerottet worden. Erst Jakob I. erhob seinen Günstling, George Villiers, zum Herzog von Buckingham, denn obgleich schon Richard II. den Robert de Vere zum Herzog von Dublin machte, so war dies doch kein eigentlich englischer Titel. Karl II. ist in seinen natürlichen Söhnen der Stammvater der Herzoge von Richmond, Grafton, St.-Albans und Buccleugh geworden; die von ihm in gleicher Weise herstammenden Herzoge von Cleveland und Northumberland aber sind wieder ausgestorben. Georg III. war mit der Herzogswürde sehr sparsam; nur in seinen frühern Regierungsjahren 1766 erneuerte er die alte Würde der Herzoge von Northumberland, nachher wurde die Herzogswürde wieder für die jüngern Söhne des königlichen Hauses aufgespart, und der Erste, welcher sie wieder erhielt, war unter der Regentschaft (1814) der Herzog von Wellington. Später sind die Herzoge von Buckingham (1822), von Sutherland und von Cleveland (1833) hinzugekommen. Es gibt jetzt 21 englische, sechs schottische (denn die Herzoge von Hamilton und von Lennox sind auch Herzoge von Brandon und von Richmond in England) und einen irländischen. Der Titel Marquis kam unter Richard II. auf, welcher seinen Günstling Robert de Vere zum Marquis (nachher zum Herzog) von Dublin ernannte. Jetzt sind 19 englische Marquis vorhanden, davon nur einer aus dem 16. Jahrhundert ist, der Marquis von Winchester, creirt 1551; die übrigen sind seit 1784 zu dieser Würde erhoben. Der Grafen sind 106, davon die ältesten die Grafen von Shrewsbury von 1442, die Grafen von Derby von 1485, drei aus dem 16., 21 aus dem 17., die übrigen aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Der Viscounts sind 18 (bis auf einen alle aus dem 18. und 19. Jahrhundert) und der Barone 185, wovon drei noch dem 13. Jahrhundert angehören; nur 28 sind älter als die Thronbesteigung des Hauses Hanover; von Georg I. haben einer, von Georg II. vier, von Georg III. 75, von Georg IV. als Regent und König 51, von Wilhelm IV. 26 diese Würde erhalten. Schon hieraus geht hervor, daß die Pairtschaft, in England ausschließend (hoher) Adel, nobility genannt, dort so wenig als in Frankreich eine Auswahl so-







jüngern Söhne der Pairs, und es ist daher leicht zu begreifen, daß die Kirche, oder vielmehr die Geistlichkeit, die sich selbst an die Stelle der Kirche setzt, mit jener festgeschlossenen Aritokratie aufs Innigste verbunden ist. Nur das Unterhaus steht im Wege, indem hier Talente reifen und sich geltend machen, welcher die Aufnahme in die höhern Stellen nicht wohl versagt werden kann, und denen es auch wol, wie jetzt den Whigs, gelingt, an die Spitze der Regierung zu gelangen.

Endlich bildet aber die englische Pairschaft mit ihren Seitenästen und Verzweigungen noch eine Aristokratie von Grundeigentümern, welche enger geschlossen ist und schwerer auf dem Volke lastet als die Erb- und Aritokratie. Das Eigenthum an Grund und Boden ist bekanntlich in den Händen eines sehr kleinen Theils des Volkes. Der hohe Adel hat sehr ausgedehnte Grundbesitzungen und neben ihm steht eine nicht sehr große Zahl von Familien mit einem Besiz von Lehngütern, welcher häufig bis an die Zeit der normannischen Eroberung hinaufreicht. Das Zusammenhalten dieser Güter ist durch zwei Umstände möglich geworden, erstens durch das allgemein geltende Recht der Erstgeburt, sodas nur der älteste Sohn die Lehen (und bekanntlich ist in England Alles ohne Ausnahme Lehen) erbt, und zweitens durch den verwickelten Zustand der Gesetze über Grundeigenthum, welcher einen Übergang aus einer Familie in die andere durch Kauf äußerst schwer, und da auch keine Verjährung gilt und der längste Besiz nicht schützt, äußerst unsicher macht. Man hat sich daher mit Pachtungen auf sehr lange Zeit zu helfen gesucht, und so gibt es ganze große Städte, in welchen fast alle Häuser einem Grundherrn gehören, von welchem der Boden auf mehre Menschenalter erpachtet ist. Es geht daraus auch hervor, daß diese Grundaristokratie einen außerordentlichen Einfluß auf die ganze Gesetzgebung und Verwaltung ausüben muß, zumal bei den Parlamentswahlen, und daß sie denselben so viel möglich zu ihrem Vortheile benutzt. So hält sie durch Einfuhrverbote oder doch hohe Zölle von fremdem Getreide die Getreidepreise in einer Höhe, welche den Pächter allein in dem Stand setzt, hohe Pachtzinsen zu bezahlen. Die Pairie ist nicht der einzige aber der größte Theil dieser Landaristokratie, welche auch in dem Unterhause die Oberhand hat, indem ihr nur die entschiedenem Radicalen gegenüberstehen, die meisten Whigs aber selbst das Interesse der Grundbesitzer theilen. In der Nation aber machen die Grundbesitzer nur einen sehr kleinen Bruchtheil des Ganzen aus, und daher ist es zwar nicht zu leugnen, daß das Volk eigentlich zu der Partei der Whigs, welche mit mäßigen und langsamen Reformen die Lage des Volkes zu verbessern suchen, ohne tief in die Grundlagen des Bestehenden einzugreifen, nicht ein unbedingtes Vertrauen hegen kann; allein wenn die Whigs, das jezige Ministerium, den Wünschen der Nation hierin nicht genug thun, so darf man nur auf die Mühe sehen, mit welcher sie das Wenige, was sie thun, durchsetzen mußten, um sich zu überzeugen, daß sie, wenn sie mehr unternehmen wollten, gar nichts erreichen würden. Da nun dem denkenden und noch wohlhabenden Theile des Volkes, zumal den Inhabern der Staatsschuldscheine, an einer gewaltsamen Umänderung, deren nächste Folge ein Nationalbankrott sein müßte, nicht willkommen sein kann, so wird ein langsam und furchtsam reformirendes Ministerium zwar immer viel Geschrei gegen sich, aber die Unterstützung des bessern und größern Theils der Nation entschieden für sich haben. So oft eine Besorgniß entsteht, daß das Ministerium der bedächtigen Reform einem Toryministerium weichen müsse, zeigt die große im Volke ausbrechende Bewegung, das Sinken der Staatspapiere, die Unruhen in den großen Städten, das Anschließen des Unterhauses an die Minister, wie viel mehr Vertrauen sie besitzen als ein Toryministerium der Pairie, und nur die Radicalen würden ein solches gern sehen, weil sie meinen, daß sie alsdann das Volk leichter zu einer Revolution bringen könnten. Abgesehen aber von Gründen des bloßen Ehrgeizes und der Herrschsucht, sieht die Pairie oder der größere Theil



derselben, welcher für die Erhaltung der bisherigen Vortheile kämpft (die Conservativen), wohl ein, daß auch die langsamsten und gemäßigtsten Reformen am Ende doch zu einer gänzlichen Umgestaltung der Verhältnisse führen müssen und daß ihr über kurz oder lang dasselbe Schicksal gänzlicher Auflösung bevorsteht, welches die französische Pairie erfahren hat. Sie vertheidigt sich daher Schritt vor Schritt, und setzt den Reformen, welche das Unterhaus vornehmen möchte, schon in diesem und sodann im Oberhause so viel offenen und geheimen Widerstand entgegen als möglich. Sie weiß jedoch, bei aller Heftigkeit, welche gegen die Minister zuweilen ausbricht, recht wohl, daß sie die Whigs nicht auf das Äußerste treiben darf, wenn sie nicht schlimmere Feinde gegen sich haben will, und ebenso gut suchen auch die Whigs einen völligen und unheilbaren Bruch mit der Pairie zu vermeiden, weil das der nächste Schritt zur Rebellion wäre. Aber dennoch wird ein solcher Bruch am Ende nicht ausbleiben, weil er nur durch Maßregeln vermieden werden könnte, wodurch die Pairie Dasjenige, was in ihrer Stellung nicht mehr haltbar ist, selbst zum Opfer brächte. Da dies aber nicht viel weniger sein würde als Alles, die Umgestaltung des Oberhauses in einen Senat von lebenslänglichen Mitgliedern, das Aufgeben der Primogenituren, die Auflösung des großen Grundeigenthums, die Reform der Geistlichkeit, wozu in Irland nur ein schwacher Anfang gemacht wird, die Aufopferung eines großen Theils ihrer Einkünfte durch Maßregeln, welche eine Verminderung der Pachtzinsen nach sich zogen: so wird eine freiwillige Theilnahme der Pairie an den von der Nation verlangten Reformen schwerlich eintreten. Was aber geschehen wird, wenn die Pairie den Vorschlägen des Unterhauses einen öfter wiederkehrenden beharrlichen Widerspruch entgegensetzt, möchte schwer zu sagen sein. Es öffnet sich vielleicht der Schlund einer Revolution, in welcher Tories und Whigs miteinander untergehen. Was aber daraus emporsteigen werde, läßt sich unmöglich vorhersehen.

Die englische Pairie, wie sie sich im Oberhause vereinigt, hat folgende Zusammenfassung: a) englische Pairs: 4 Prinzen des königlichen Hauses, 2 Erzbischöfe, 21 Herzoge, 19 Marquis, 106 Grafen, 18 Biscounts, 21 Bischöfe, 185 Barone; b) schottische Pairs: von der gesammten schottischen Pairie (8 Herzogen, 3 Marquis, 41 Grafen, 6 Biscounts und 24 Baronen) sitzen 35, weil sie auch Pairs der vereinigten Königreiche sind, ohnehin im Parlamente; die übrigen erwählen 16 Pairs als Abgeordnete zu jedem neuen Parlament; c) irische Pairs: 1 Herzog, 14 Marquis, 73 Grafen, 44 Biscounts, 68 Barone, 4 Erzbischöfe und 18 Bischöfe, von welchen mehrere auch die englische Pairswürde besitzen, von den übrigen aber werden 28 stellvertretende Pairs auf Lebzeit erwählt. Die Gesammtheit des englischen Oberhauses besteht also (1833) aus 426 Mitgliedern, wovon etwa 12 minderjährig und drei geistekrank sind. Die Vorrechte der englischen Pairie sind immer noch sehr bedeutend, obgleich nicht sie, sondern die Mißbräuche, welche durch die Aristokratie vertheidigt werden, den Hauptgrund der Beschwerden ausmachen. Außer dem Sitz im Oberhause hat auch jeder Pair das Recht, sich vom Könige eine Audienz zu erbitten, um ihm seinen Rath über die öffentlichen Angelegenheiten zu geben. Die Pairs können auch ihre Stimmen abwesend abgeben, durch Vollmachten (by proxies), nur nicht wenn das Oberhaus ein Gericht bildet. Sie haben die Befugniß, gegen Beschlüsse des Hauses Protestation einzulegen, welche jedoch die Vollziehung nicht hemmt. In wichtigern Criminalsachen werden sie vom Oberhause gerichtet, und in den Fällen, wo das Vorrecht der Geistlichkeit die Todesstrafe ausschloß (z. B. Straßendiebstahl, Einbruch, Kirchenraub, Pferde-diebstahl, Bigamie und dergleichen), haben sie das Recht, das Erstmal ungestraft davonzukommen. Das wichtigste ist, daß sie auch wegen Schulden nicht verhaftet werden können. Es gibt sehr reiche Pairs, der Herzog von Buc-



leugh wiew auf 250,000 Pfund jährliche Einkünfte geschätzt, der Herzog von Northumberland auf 300,000 Pfund, der Herzog von Sutherland auf 360,000 Pfund; indeß haben einige große Fabrikherren in Lancashire und Yorkshire (die Lords vom Weststuh) wol ebenso viel Einkünfte. Der durchschnittsmäßige Betrag der Einkünfte eines Pairs sind etwa 8000 Pfund, der größte Theil ihrer Besitzungen rührt aus eingezogenen Kirchen- und Klostersgütern her, sie sollten also jetzt der ganzen Nation das Recht nicht streitig machen, auf dessen Ausübung ihr eigener Besitz sich gründet. Etwa 18 Häuser sind durch den Handel zu Reichthümern und dadurch zur Pairschaft gelangt, wie die Osborn, Herzoge von Leeds, deren Ahnherr, ein armer Handlungsdiener, am Fenster saß und rechnete, als die neunjährige Tochter seines Herrn aus dem obern Stockwerke herab in die Themsie fiel. Er sprang ohne Bedenken nach und rettete das Kind, die nachher seine Braut wurde. Er erlangte für sich die Würde eines Lordmayor und sein Enkel war der erste Herzog von Leeds unter Wilhelm III. (3)

Palacky (Franz), geboren am 14. Jun. 1798 zu Hodslawitz in Mähren, der Sohn des dortigen Schultectors, erhielt seine wissenschaftliche Bildung größtentheils in Preßburg und Wien. Schon in früher Jugend lernte er fast alle europäischen Sprachen, um die vorzüglichsten Schriftsteller im Original lesen zu können, und beschäftigte sich später mit dem Studium der philosophischen Systeme der Deutschen und Engländer, besonders der Ästhetik. Sein erster schreiftellerischer Versuch waren die 1818 mit Schaffarik gemeinschaftlich herausgegebenen „Elemente der böhmischen Dichtkunst“ in böhmischer Sprache. Von seiner „Theorie des Schönen“ erschienen seit 1821 einzelne Bücher und Bruchstücke; und 1823 seine „Allgemeine Geschichte der Ästhetik“. Der frühgefaßten Neigung zur böhmischen Literatur und Geschichte folgend, kam er im Apr. 1823 nach Prag, um die Quellen derselben selbst studiren zu können. Die Grafen von Sternberg veranlaßten ihn seitdem, dort zu bleiben und sich ganz der böhmischen Geschichte zu widmen. Er begann mit der Durchsichtung der ältesten böhmischen Archive und Manuscriptensammlungen, und dehnte seine Forschungen später auch auf die böhmischen Handschriften in Wien, München u. s. w. aus. Seit 1827 redigirt er beide Zeitschriften des böhmischen Nationalmuseums, die deutsche sowol als die böhmische. Auf Veranlassung der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften gab er 1829 den dritten Band der „Scriptores rerum Bohemicarum“ heraus. Die von der Gesellschaft gekrönte Preisschrift: „Würdigung der alten böhmischen Geschichtschreiber“, veranlaßte, nach Dobrowsky's Tode, P.'s Aufnahme in die Gesellschaft. Auf dem Landtage von 1829 wurde er von den böhmischen Ständen zu ihrem Historiographen mit lebenslänglichem Gehalt erwählt; doch erhielt dieser Beschluß nicht die Genehmigung der Regierung. Von den Ständen unterstützt setzte P. seitdem seine böhmischen Studien fort.

Palmbiad (Wilhelm Fredrik), schwedischer Gelehrter, ward am 16. Dec. 1788 unweit Söderköping in Sischgothland geboren, wo sein Vater, der im siebenjährigen Kriege gedient und sich einiges Vermögen erworben hatte, als Steuerannahmer angestellt war. Im 14. Jahre von der in Schweden damals noch seltenen Hüftkrankheit befallen, kam er unter eine verkehrte ärztliche Behandlung, welche die Folge hatte, daß er für sein ganzes Leben am linken Fuße hinkend wurde. Früh von lebhafter Wißbegierde ergriffen, las er in ländlicher Einsamkeit, von bildendem Umgang abgeschnitten, mehrmal die dürftige aber sehr gemischte Büchersammlung seines Lehrers durch, welcher grade diejenigen Werke, die den jugendlichen Geist gewöhnlich am meisten fesseln, Geschichtschreiber und Dichter, gänzlich fehlten, mit Ausnahme einzelner Theile von schwedischen Dichtern aus der sogenannten classischen Schule, die ihn wenig ansprachen. Seine Phantasie fand ihre Nahrung fast allein in Lafontaine's Romanen, die in Übersetzungen Schwed-



den überschwammen. Auch las er einige lateinische Dichter, doch machten nur Epifoden der „Aneis“ und der „Georgica“ einen tiefen Eindruck auf ihn; Unkunde der Sprache aber verschloß ihm damals noch die griechischen Dichter. Schiller's „Don Carlos“ war das erste neuere Dichterwerk, das eine Ahnung von Poesie in seiner Seele erweckte. Er bezog 1806 die Universität zu Upsala, wo zu jener Zeit die neue deutsche Literatur weit mehr bekannt war und eine höhere Anerkennung fand als in Kopenhagen. Die Studirenden waren begeistert für Göthe, Schiller, Tieck, Novalis, Werner, den man nur noch als Verfasser der „Söhne des Thales“ kannte, die Brüder Schlegel und Schelling, und jedes neue Werk dieser Männer wurde mit Entzücken aufgenommen. Schon 1804 hatte sich in Upsala ein literarischer Verein gebildet, der später den Namen Aurorabund annahm, und dessen thätiges Mitglied P. wurde. Er kam bald von der Selbsttäufchung zurück, daß er Beruf zum Dichter habe, und befestigte sich in dem Entschlusse, als Kritiker und Übersetzer griechischer Classiker zur Herbeiführung einer neuen Ansicht der Literatur beizutragen. Die Probe einer Übersetzung des epischen Gedichts des Quintus Calaber, mit welcher er 1809 auftrat, wurde vielfältig besprochen und von Wallmark bitter angegriffen. Im folgenden Jahre kaufte P. die akademische Buchdruckerei, und ließ sogleich den „Phosphoros“, eine poetisch-kritische Zeitschrift, erscheinen, die bis 1813 fortgesetzt wurde, verlegte 1812 den „Poetisk Kalender“, der bis 1822 dauerte, und endlich 1813 die „Schwedische Literaturzeitung“, die erst 1824 geschlossen ward. Ideen, Ansichten und Sprache in jenen Schriften waren Denjenigen, die mit der deutschen Literatur unbekannt waren, neu und unerhört, und man glaubte sich in eine fremde Welt versetzt. Vielleicht ist in keiner Literatur eine geistige Revolution so schnell und unvorbereitet eingebrochen. Die schwedische Akademie, die freilich im „Polypthem“ und in Hammarfsköld's kritischen Briefen zu hart und rücksichtslos angegriffen wurde, gerieth in Entrüstung und ließ Wallmark als Kämpfer ins Feld rücken. In die Brust manches Jünglings fielen indes zündende Funken der Begeisterung, wiewol allerdings die ersten Arbeiten der Phosphoristen — wie man jene jungen Männer nannte, auch nachdem der „Phosphoros“ längst erloschen war — nicht frei von den Fehlern waren, die oft durch jugendliche Aufregung erzeugt werden. Aber während man diesen Versuchen Unklarheit, Einseitigkeit in Ansichten und Urtheilen, heftige durch Widerstand gesteigerte Polemik, und eine Paradorie, die theils aus Überzeugung, theils wol auch aus der Sucht Aufsehen zu erregen, hervorgegangen war, nicht ohne Grund vorwerfen konnte, verbreitete die Begeisterung über diese Erzeugnisse einen Reiz der Neuheit, der Jugendfrische und des Selbstvertrauens, welcher die Jugend in Schweden und dem geistverwandten Finnland mit sich fortriß. Auch P.'s Schriften aus jener Zeit leiden mehr oder weniger an den erwähnten Mängeln. Dahin gehören seine „Metrik“, worin die Bestimmung des Unterschieds zwischen Rhythmus und Metrum die vorzüglichste Partie sein dürfte, und Übersetzungen des „Gefesselten Prometheus“ und der „Elektra“. Ein Gespräch über den Roman im „Phosphoros“, worin mit Bewunderung von der „Corinna“ der Frau von Stael gesprochen wurde, veranlaßte die Verfasserin, als sie nach Upsala kam, ihn bei sich einführen zu lassen. Im „Poetisk Kalender“ übernahm P. das Novellenfach. Seine ersten Novellen gefielen bei allen Mängeln in der Anlage, durch feischen und lebendigen Vortrag, und weil die Gattung damals neu in der schwedischen Literatur war, welche früher nur einige satirisch-burleske Romane besaß. Zwei spätere, „Amala“ und „Die Insel im See Dall“, erwarben sich dauernden Beifall. Die „Schwedische Literaturzeitung“, die in den ersten vier Jahren durch einen Actienverein unterstützt werden mußte, hat einen entscheidenden Einfluß auf die Entwicklung der nationalen Literatur gehabt. Ihre Hauptmitarbeiter waren außer Hammarfsköld, P. und Atterbom. Diese literarischen Arbei-



ten und die Zeit, die er seinen mercantilschen Bemühungen als Buchdrucker und Verleger widmen mußte, hinderte P. bis 1815, in der philosophischen Facultät zu promoviren. Bei dieser Gelegenheit schrieb er eine Abhandlung „Supplementa in lexica graeca“. Er trat 1822 als Lehrer der Vaterlandsgeschichte auf, und wurde 1817 für das Lehrfach der Geschichte der Statistik angestellt. Während dieser Zeit schrieb er mehre akademische Abhandlungen, unter andern „De ingenio aetatis argenteae hispano“, worin er darzuthun suchte, daß der Charakter des silbernen Zeitalters der römischen Literatur hauptsächlich aus dem Nationalcharakter der damals herrschenden Literatoren, die meist Spanier waren, abgeleitet werden mußte. Schon früher hatten indeß P.'s Studien eine andere Richtung genommen, da er seit 1814 angefangen hatte, sich eifrig mit der Erdkunde zu beschäftigen. Er hatte 1819 den größten Theil einer neuen geographischen Darstellung von Asien vollendet und wollte den Druck derselben beginnen lassen, als ihm Ritter's „Erdkunde“ in die Hände fiel. Er erkannte nun die Mängel seiner Arbeit und strebte seitdem nach einem höhern Ziele. Erst 1823 erschien als Probe eines umfassenden Werkes über die gesammte Erdkunde seine Beschreibung von Palästina, die mit Beifall aufgenommen wurde, obgleich den von Clarke und Ritter erhobenen und von P. noch mehr begründeten Zweifeln gegen die traditionelle Lage des heiligen Grabes von dem schwedischen Legationsprediger Berggren, der eben aus dem Morgenlande zurückkehrte, Widerspruch entgegengesetzt wurde. Ein anderer Schwede, Dr. Hedenborg, der 1831 in Jerusalem war und die Sache mit P.'s Buche in der Hand untersuchte, spricht gleichfalls der alten Überlieferung das Wort. Ein Lehrbuch der Geographie, das P. seinem ersten geographischen Werke folgen ließ, fand in den Schulen Schwedens und Finnlands Eingang. Von dem größern Handbuche sind bis 1833 vier Bände erschienen, welche den größten Theil von Asien und die Beschreibung von Palästina in einer neuen Bearbeitung enthalten. Dieses mit verdientem Beifall aufgenommene, durch fleißige Quellenbenutzung ausgezeichnete Werk ist nach einem größern Maßstabe angelegt als Maltebrun's Geographie. Es nimmt zwar auf die reine Geographie, die beherrschenden Elemente der Wissenschaft, mehr als ähnliche Werke Rücksicht, umfaßt aber außer der Landesbeschreibung auch die Sitten und Gewohnheiten, die Sprache und Literatur, die Religion, die Gesetzgebung und die Urgeschichte der Völker. P. nimmt unter den schwedischen Prosaisten als correcter und gewandter Darsteller einen ehrenvollen Rang ein.

Palmerston (Henry John, Baron Temple, Viscount), britischer Staatssecretair für die auswärtigen Angelegenheiten, aus der alten Familie Temple stammend, ein Nachkomme des berühmten Staatsmannes Sir William Temple, gehört nur zum irländischen Hochadel, und wurde am 20. Oct. 1784 geboren. Er erhielt seine Bildung in Cambridge und kam 1805 in das Haus der Gemeinen, wo er auf die Seite der Minister trat und die Regierung durch seine Stimme und seinen Einfluß unterstützte. Er wurde 1809 Staatssecretair für das Kriegsdepartement und behielt diese Stelle 19 Jahre, bis er 1828 Sir Henry Hardinge zum Nachfolger erhielt. Beweist die lange Verwaltung jener Stelle, mit welcher nicht der Sitz im Cabinet verbunden ist, unter Perceval's, Castlereagh's, Liverpool's, Canning's und Goderich's Verwaltung eine Befähigung für sein Amt, so geht zugleich daraus hervor, daß er während einer langen Zeit seines öffentlichen Lebens sich zu den Grundsätzen der Torypartei bekannt haben müsse; aber es ist ebenso wahr, daß er sich später zu Canning's freisinnigen Ansichten neigte und nach dessen Tode Huskisson's politische Grundsätze unterstützte. Man hat ihm oft Unstetigkeit in seinen Ansichten vorgeworfen, und daran erinnert, daß P. Perceval's Amtsgenosse geworden sei, als „Weg mit dem Papstthum!“ das Feldgeschrei war, und die Ansprüche der Katholiken kräftig verfochten habe, sobald Wellington und Peel die Emancipation vor-



geschlagen hatten. Brougham deutete mit beißenden Bemerkungen auf diese politische Geschmeidigkeit, als er bei den Verhandlungen im Unterhause nach der Bildung des neuen Ministeriums unter Wellington P. ein erbliches Mitglied aller Ministerien seit den letzten zwanzig Jahren nannte; aber er setzte auch hinzu, daß P. die allgemeine Achtung seiner politischen Gegner habe, und gestand, er selber habe es nie mit einem redlichen und aufrichtigeren Widersacher zu thun gehabt. Während P. an der Spitze der Kriegsverwaltung stand, zeigte er große Geschäftsfertigkeit und eine genaue Bekanntschaft mit den politischen Verhältnissen Europas, und bekannte sich bei manchen Gelegenheiten zu liberalen Grundsätzen. Dies war selbst der Fall, als er bei Russell's Antrag auf die Zurücknahme der Test- und Corporationsacten (s. England) im Apr. 1828, zwar als Mitglied des Ministeriums dagegen stimmte, aber jene unbilligen Gesetze selbst verurtheilte, deren Aufhebung er nur aufgeschoben wissen wollte, bis das größere Übel, die Rechtsbeschränkung der Katholiken, gehoben sei. Als die Mehrheit des Hauses der Gemeinen dennoch für Russell's Antrag stimmte und die Minister zur Aufhebung der veralteten Gesetze nöthigte, verleugnete P. seine Zufriedenheit mit diesem Erfolge nicht. Mit Huskisson (s. d.) trat P. aus dem Ministerium, und vertheidigte im Parlament die Schritte, die sein Freund in dem Zwist mit Wellington gethan hatte. Als die Minister durch die Volksstimmung genöthigt wurden, den Katholiken die verlangten Rechtsgewährungen zu ertheilen, sprach P. zwar gegen Peel's Antrag, den irländischen Landbesitzern, die nur 40 Schillinge Einkünfte hatten, ihr Stimmrecht zu nehmen, aber dagegen vertheidigte er die Ansprüche der Katholiken in einer Rede, welche zu den ausgezeichnetsten gehörte, die bei den merkwürdigen Verhandlungen über die Emancipation gehalten wurden. Mit Grey kam P. als Minister der auswärtigen Angelegenheiten in das Cabinet. Bei den Verhandlungen über die Parlamentsreform vertheidigte er den Antrag des Ministeriums im März 1831 mit Nachdruck und Gewandtheit. Er erklärte sich mit Entschiedenheit gegen die Grundsätze der Tories, indem er die Macht der öffentlichen Meinung anerkannte, deren trotzige Misachtung, wie er sagte, die vorigen Machthaber gestürzt habe. Hätte man drei Jahre früher, setzte er hinzu, den nicht repräsentirten großen Städten das Wahlrecht gegeben, so würde man nicht über den vorgelegten umfassenden Reformplan Berathungen halten müssen. Er habe stets, fuhr er fort, für eine gemäßigte Reform gesprochen, weil er eingesehen, daß die Verweigerung derselben zu größern Zugeständnissen nöthigen werde, aber man habe seine Vorhersagungen verworfen. Auf die Vorwürfe hindeutend, die man ihm und andern Bewunderern Canning's wegen der Abweichung von den Grundsätzen dieses Staatsmanns gemacht hatte, setzte er hinzu, er hätte geglaubt, Diejenigen, die solche Vorwürfe machten, würden endlich zu der Einsicht gekommen sein, daß Staatsmänner nicht gerechtfertigt werden könnten, wenn sie der kindischen Eitelkeit des Festhaltens an ihren Meinungen sich überließen, wofern sie dadurch die großen Interessen des Vaterlandes gefährdeten. Man fasse Canning's Ansichten schlecht auf, sagte er, wenn man blos auf die besondern Meinungen achte, die dieser Staatsmann unter besondern Zeitumständen geäußert habe, und nicht die Grundsätze betrachte, von welchen sein politisches Leben geleitet worden sei. Canning habe die Angelegenheiten der Menschheit mit einem so umfassenden Blicke betrachtet, daß er gewiß unter den gegenwärtigen Umständen von der Nothwendigkeit sich überzeugt haben würde, von welcher die Regierung sich leiten lasse. P. hat in einem Amte, das bei den verwickelten Verhältnissen Europas ein überlegenes Talent fodert, zwar freisinnigere Grundsätze gezeigt als sein nächster Vorgänger, der starre Tory Aberdeen, doch weder die selbständige Kraft noch den umfassenden Geistesblick seines Freundes Canning; aber das Verdienst der Geschäftsgewandtheit ist ihm nicht abzuspochen, und er hat sie in einigen Staatschriften, die er bei den Verhandlungen



über die belgischen Angelegenheiten verfaßte, ehrenvoll bethätigt. — P.'s jüngerer Bruder, William Temple, ist Gesandtschaftssecretair in Petersburg.

**Pampasindianer.** Die Spanier in Buenos Ayres haben diesen Namen einem indianischen Volksstamme gegeben, welcher sich in den großen Grasebenen aufhält, die den Namen Pampas führen. Diese Pampasindianer sind seit langer Zeit durch ihre immerwährenden Kämpfe mit den Spaniern des Vicekönigreichs Buenos Ayres berühmt, und noch jetzt pflegen sie großentheils aus dem Verrauben der diese Ebenen durchziehenden Reisenden und dem Plündern der einzelnen Wohnungen oder kleinern Ortschaften ein Gewerbe zu machen. Die Pampasindianer bestehen nach Balbi aus den beiden Stämmen der Divihets und Taluhets, welche mit den Chechets und Leuwches zusammen die Nation der Puelches ausmachen. Nach Falkener bilden dagegen die Leuwches einen Zweig des Stammes der Tehuelhets, welcher mit den Patagoniern gleicher Abstammung ist. Der Stamm der Taluhets soll bis in die Gegend der Lagunen von Guanacache in den Provinzen Mendoza und San-Juan wohnen; doch hat er sich, wie es scheint, jetzt zu dem übrigen Theile der Pampasindianer weiter südwärts gezogen. Alcedo sagt, die Indianer von Cuyo oder Mendoza würden daselbst Guaros genannt und stammten von den Pampasindianern, ihren östlichen Nachbarn, ab. Nach Azara sind die Pampasindianer den ersten spanischen Einwanderern unter dem Namen der Querandis bekannt gewesen. Sie sind von dunkler Hautfarbe, und ihr dickes, schwarzes, schlichtes, straffes und langes Haar hängt entweder ganz frei oder in Zöpfe geflochten vom Kopfe herab. Sie haben sehr lebhaft Augen, starke Backenknochen und breite Kinnladen, Warthaar bemerkt man an ihnen wenig. Ihre Kleidung besteht aus einem mit einer Schärpe um den Leib festgehaltenen Poncho und einem zweiten über die Schultern. Sie sitzen fast immer zu Pferde, leben größtentheils von Pferdefleisch, und ihr Lieblingsgetränk ist Pferdeblut mit Branntwein vermischt. Ihre Gewandtheit im Reiten ist außerordentlich. Als Räuber werden sie in den Pampas fast nicht weniger gefürchtet als in der alten Welt die Beduinen von den die Wüste durchziehenden Karavanen, weshalb auch die Waarentransporte durch die Pampas, welche gewöhnlich auf Ochsenwagen fortgeschafft werden, immer einen zahlreichen bewaffneten Zug bilden. Auf ihren Raubzügen, die sie in Herden von 50 — 200 anstellen, überfallen sie die Niederlassungen und führen, wenn ihnen die Bewohner nicht gerade in den Weg kommen, nur das Vieh hinweg. Dringen sie aber aus irgend einem Grunde einmal in die Hütten, so machen sie Alles nieder, außer den Knaben und den Mädchen oder jungen Weibern, welche sie für ihre werthvollste Beute ansehen und zu Hause sehr gut behandeln. Früher fürchteten sie sehr die Feuegewehre, doch haben sie, seit sie in die Revolutionskriege verwickelt wurden, diese Furcht verloren, und jetzt ist der Säbel die einzige Waffe, sie mit einigem Erfolge anzugreifen, da sie mit ihren großen Lanzen sich nur unbeholfen vertheidigen können. Als Waffe bedienen sie sich auch der Schlinge (lasso) und der Kugelschleuder (bola), welche ihre einzigen Jagdgeschosse sind. Ein lebendiges Bild von den Pampas und ihren Sitten hat Head in seinen „Rough notes taken during some rapid journeys across the Pampas“ (London 1826) gegeben.

**Panny** (Joseph), ein beliebter Componist der neuern Zeit, wurde 1794 zu Kollmitzberg in Oestreich geboren. Schon in seinem 6. Jahre erhielt er Unterricht im Violinspielen, das er unter seines Vaters Anleitung hauptsächlich nach Leopold Mozart's Schule studirte, fing bereits im 11. Jahre das Studium des Generalbasses an und erhielt von seinem Großvater, einem geachteten Organisten, Anweisung zum Orgelspiel. Seine Bekanntschaft mit dem österreichischen Hofkapellmeister Joseph Eybler veranlaßte ihn, nach Wien zu reisen, wo er sich entschloß, die Musik zu seinem Erwerbstudium zu machen, und Eybler's Unterricht in der Composition genoß. P. brachte es zu einer bedeutenden Fertigkeit im Bio-







Pardeffus (Jean Marie), französischer Rechtsgelehrter, wurde am 11. Aug. 1772 zu Blois geboren und trat 1795 seine Laufbahn als Advocat an. Er vertheidigte vor Gericht mehre von der Schreckensregierung verfolgte Männer, und wurde 1805 zum Maire seiner Vaterstadt ernannt. Im folgenden Jahre ward er Mitglied des gesetzgebenden Corps, und als während seiner Anwesenheit in Paris ein Lehrstuhl für das Handelsrecht bei der juristischen Facultät errichtet wurde, bewarb er sich um denselben und erhielt ihn nach einer öffentlichen Prüfung 1810. Er beschränkte sich nun auf sein Amt und schrieb mehre juristische Abhandlungen und Lehrbücher, besonders seine „Elémens de jurisprudence commerciale“ (Paris 1811) und seinen „Cours du droit commercial“ (4 Bde., Paris 1814 — 16). Zuvor hatte er ein „Traité des servitudes suivant les principes du code civil“ (1806) und „Traité du contrat et des lettres de change“ (1809), geschrieben. In dem gesetzgebenden Corps schwieg er wie die meisten andern Deputirten; seine politische Laufbahn begann erst nach der Rückkehr der Bourbons. Als ihn nach dem zweiten Sturze Napoleon's und der Rückkehr Ludwig XVIII. das Departement der Loire und Cher zu seinem Deputirten ernannt hatte, zeichnete sich P. in einer Kammer, worin die heftigsten und ungestümsten Leidenschaften noch laut wurden, als einen der blindesten Anhänger der Bourbons und als einen der wüthendsten Gegner der Bonapartisten aus. Er gehörte zu der Commission, die das sogenannte Amnestiegesetz durch hinzugefügte Ausnahmen verdarb. Zwar behauptete er damals in einer Rede, er sei ein Freund der persönlichen Freiheit, der Press- und Gewissensfreiheit; jedoch hat er in der Folge bewiesen, daß es ihm wenig darum zu thun war, und daß er auf einen völligen Despotismus mit andern Deputirten hinarbeitete. Aus diesem Grunde widersetzte er sich bei der Erörterung des Wahlgesezes dem Vorschlage zu einer theilweisen Erneuerung der Deputirtenkammer und drang darauf, daß die Kammer nur alle fünf Jahre gänzlich erneuert werden sollte. Bei dieser Gelegenheit rief er aus: „Die Wahlherren meines Departements haben mir gesagt: Dienen Sie dem Könige! Dies ist mein ganzer Auftrag. In Betreff des Ministeriums haben sie mir nicht Dasselbe gesagt.“ In einer Sitzung während des Apr. 1816, als eine Bittschrift mit Beschwerden über die ungerechte Verurtheilung des Generals Travot einigen Anklang in der Deputirtenkammer fand, eilte P., der eben in den Saal hinein trat, auf den Rednerstuhl und behauptete, es sei eine Vermessenheit, an der Gerechtigkeit einer Verurtheilung zu zweifeln, die vom Könige als gerecht anerkannt worden sei, da er die Strafe gemildert habe. Die Regierung erkannte in P. einen Mann, den sie brauchen könnte. Auch ernannte ihn der König im Mai desselben Jahres zum Commissaire bei der Amortisationskasse. Als aber im Sept. 1816 jene leidenschaftliche Kammer, welche viel Unheil über Frankreich gebracht hatte, aufgelöst wurde, und Decazes das Ministerium leitete, ward P. nicht wieder zum Deputirten gewählt. Nach der Ermordung des Herzogs von Berri verlor Decazes seinen Posten, und einige Zeit hernach ward P. von der Stadt Marseille, worin die legitimistische Partei die Oberhand hatte, wieder zum Deputirten erwählt und bewährte sich von nun an als einen heftigen Bourbonisten. Fast alle Maßregeln, die zur Einschränkung der bürgerlichen Freiheit vorgeschlagen wurden, fanden in ihm einen rüstigen Vertheidiger, weshalb er auch oft in den kleinern liberalen Tagesblättern bitter angegriffen wurde. Der König ernannte ihn zum Rath am Cassationshofe, und obgleich diese einträgliche Stelle mit andern Verrichtungen nicht wohl vereinbar ist, so behielt P. nichtsdestoweniger seine ebenfalls einträgliche Stelle als Professor an der Rechtsfacultät bei. Außerdem ward er zu mehren Commissionen gebraucht und hatte viel Einfluß beim Ministerium. Er benutzte seine Stellung zur Ausführung eines großen literarischen Unternehmens, das ihn wahrscheinlich lange beschäftigt hatte. Er wollte nämlich eine so viel möglich vollständige Sammlung







Parlamentsreform. Die Reform des Parlaments der vereinigten Reiche Großbritannien und Irland (Imperial parliament), welche 1832 in den Gesetzen vom 7. Jun. (für England und Wales), vom 17. Jul. (für Schottland) und vom 7. Aug. (für Irland), durch die Bemühungen des Ministers Grafen Grey (s. d.) und seiner Freunde zu Stande gekommen ist, gehört zu den wichtigsten Begebenheiten der Zeit. Sie ist der erste Schritt zu Veränderungen, welche die Einen als den Umsturz der englischen Verfassung, die Andern als eine Wiedergeburt des großen britischen Reiches bezeichnen werden, und welche in ihrer fernern Entwicklung bei der Stellung, welche das englische Volk in der civilisirten Welt behauptet, auch auf die übrigen Länder des gesammten Europas einen nicht zu berechnenden Einfluß haben werden. So sah Grey am Abende seines Lebens ein Ziel erreicht, welches er als einen jugendlichen Traum ergriffen hatte, und so geht Eins nach dem Andern von Dem in Erfüllung, was Fox anregte, aber seinen Fingern zur Ausführung überlassen mußte. Die Parlamentsreform ist ein Sieg der Vernunft und des gefunden Menschenverstandes über ein (vorgebliches) geschichtliches Recht, und über Mißbräuche, welche sich gegen den ursprünglichen Zweck in die Verfassung eingeschlichen hatten, und ihr endlicher Triumph liefert den Beweis, daß man auf dem Wege, welchen man einmal als den richtigen erkannt hat, nur treu und fest beharren, sich weder durch Gefahren noch durch Spott irre machen lassen muß, um endlich doch das Ziel zu erreichen. Um nun die Parlamentsreform in ihr wahres Licht zu setzen, müssen wir die Zusammensetzung des Parlaments, wie sie entstand und sich nach und nach umgestaltet oder vielmehr verunstaltet hatte, näher betrachten. Es ist eine allgemeine Regel, die wir bei allen Völkern, selbst bei denen, welche entweder ganz oder in Beziehung auf gewisse Verhältnisse einem unbeschränkten Despotismus anheimgefallen sind, als Grundlage ihres öffentlichen Rechts antreffen, daß das Volk selbst über seine wichtigsten Angelegenheiten entscheidet, und daß es sich daher zu bestimmten Zeiten oder bei besondern Veranlassungen, entweder in allgemeiner Volksgemeinde oder, wenn die Sache eine bestimmtere Form gewinnt, durch Stellvertreter versammelt. Dieser Grundsatz ist durchaus keine Eigenthümlichkeit der germanischen Völker, wie wol zuweilen gesagt wird, sondern entspringt aus der tiefsten Quelle der menschlichen Natur und kann wol eine Zeit lang bei Seite gesetzt, aber bei keinem Volke je ganz unterdrückt werden. Er tritt immer wieder hervor, wenigstens dann, wenn außerordentliche Ereignisse ein Volk aus der gewohnten Bahn hinaus treiben. Auch das Recht eines jeden wirklichen Mitglieds der Volksgesamtheit, in allgemeinen Angelegenheiten mitzusprechen, ist so natürlich und nothwendig, daß man es nie für Recht gehalten hat, noch halten wird, wenn ein Theil des Volkes sich anmaßt, die übrigen wider ihren Willen und gegen ihr Interesse zu vertreten, oder vielmehr zu beherrschen. Ein solcher Fehler des Organismus wird wol auf einige Zeit behauptet, aber indem er unvermeidlicherweise sich weiter entwickelt, bringt er zuletzt krankhafte Störungen des Volkslebens hervor, welche entweder gründlich und durch tief eingreifende Mittel geheilt werden müssen, oder den Untergang des Staats herbeiführen. Diesem Naturgesetze gemäß hatten schon die alten Briten ihre Volksversammlungen, die Sachsen ihre allgemeinen Landtage (Folkmete, Mickelgemote) und ihre Ausschustage (Wittanagemote), und die Normannen setzten diese Einrichtung fort, nur daß die Formen des strengern Lehnrechts nicht ohne Einwirkung auf dieselbe blieben. Der König briefte zu seinem Hoflager seine Getreuen, seine geistlichen und weltlichen Barone, um, wie es in den Berufungsschreiben hieß, sich mit ihnen über hochwichtige und dringende Angelegenheiten zu berathen. Die geistlichen Barone bestanden aus den Bischöfen und Prälaten (insulirten Äbten) des Reiches, die weltlichen aus den unmittelbaren großen Vasallen der Krone, deren Auswahl von zufälligen Umständen und persönlichen Eigenschaften abhing. Diese Rathsversammlung des Kö-



nigs war beieitem nicht so zahlreich als das jegige Oberhaus; sie bestand aus den 2 Erzbischöfen, 24 Bischöfen, 26 Äbten und 2 Propsten auf der geistlichen und nicht ganz so viel Grafen und Baronen auf der weltlichen Seite, also zusammen nicht ganz aus 100 Mitgliedern. Unter Heinrich VIII. wurden (1536—37) die Klöster aufgehoben und die 28 Äbte und Propste fielen weg; dagegen wurde die Zahl der weltlichen Lords nach und nach so vermehrt, daß das Oberhaus jetzt aus 426 Mitgliedern besteht. Die Verfassung desselben ist durch die Reform zur Zeit nicht verändert worden, aber schon oft die Rede davon gewesen, erstlich Pairs auf Lebenszeit zu ernennen, damit nicht das Land immer, wenn ein verdienter Mann ohne großes Vermögen zum Pair erhoben wird, auch seine Familie zu versorgen habe, und zweitens die geistlichen Herren ihres Sitzes im Hause zu entheben, weil man bemerkt haben will, daß sie sich im Durchschnitt weder durch Einsicht in die Angelegenheiten der Gesetzgebung und Regierung noch durch Patriotismus sehr auszeichnen, sondern in einseitiger Anhänglichkeit an das Ministerium und an das Interesse ihres Standes zu sehr befangen sind. (S. Pairie.) Neben dieser Rathsverammlung des Königs bestand aber immer noch die größere eigentliche Nationalversammlung (Commune consilium), wozu die sämmtlichen kriegsdienstpflichtigen kleinen Lehnbesitzer, die Ritterschaft der Grafschaften und sodann auch die Städte (cities) und die Burggemeinden (boroughs) Abgeordnete schickten. Dies wird in der Magna charta des Königs Johann (1215) erwähnt, und bestimmt, daß der König, die Erzbischöfe, Bischöfe, Äbte und größeren Barone einzeln, alle andern unmittelbaren Vasallen aber durch die Sheriffs berufen wolle. Der älteste erweistliche Fall, in welchem auch Abgeordnete der Städte (cities) und Burgen nebst den Deputirten (Baronen) der fünf Häfen erscheinen, ist freilich von 1264; da dies aber gar nicht als Neuerung erwähnt wird, so war es auch, allem Ansehen nach, nur der alten Verfassung gemäß, daß die Beisteuern der Städte (auxilia) nicht anders verlangt werden konnten, als wenn sie solche mit verwilligt hatten. Das Recht der Städte und Burgen, Abgeordnete zu schicken, war anfangs nicht fest bestimmt; viele, welche unter Eduard I. (1272—1307) aufgefodert worden waren, werden später nicht mehr berufen. Während der Revolution, 1649—60, ließ man einige verfallene Orte weg und berief dagegen Manchester, Whitby, Halifax und Leeds. Im Ganzen war die Regierung Eduard III. (1327—77) die Periode, in welcher sich diese Verhältnisse so befestigten, daß nur die damals berufenen Orte für berechtigt gehalten wurden, die gemeine Reichsverammlung zu beschicken. Dies war offenbar eine Abweichung von dem ursprünglichen Zwecke, welcher dahin ging, daß alle Städte nach Verhältniß ihrer Bevölkerung dieses Recht haben sollten, und die Abweichung wurde immer größer, je mehr manche derselben in Verfall geriethen, und wie Old-Sarum ganz verschwanden, zu bloßen Wüstungen wurden, dagegen aber eine Menge anderer Orte sich zu großen Städten von bedeutender Bevölkerung erhoben. Indem man also verlangte, daß diese neuern Städte einen Antheil an der Repräsentation erhielten, dagegen aber die verfallenen Orte denselben aufgaben, wurde nur eine Rückkehr zu dem echten Princip der Verfassung, nicht aber eine Abänderung derselben verlangt. Dieses echte Princip, welches kein anderes war, als daß die Steuern und Lasten des Volkes von Denen verwilligt werden sollten, welche sie zu geben haben, und daß also bei den Abgaben der handarbeitenden Classen auch die volkreichsten Städte und in ihnen wieder die gemeine Bürgerschaft gehört werden müsse, fand sich aber im Laufe der fünf Jahrhunderte, welche zwischen Heinrich III. und Wilhelm IV. verfloßen sind, noch auf eine doppelte Weise verletzt und bei Seite gesetzt. Dies geschah erstens durch die Localverfassung, nach welcher das Stimmrecht bei den Wahlen außerordentlich verschieden bestimmt war, und bald nur der Corporation, d. h. dem Mayor, den Stadtvätern (Aldermen) und den Rathsmitgliedern, bald

den Oberhäuptern der  
Stadt. Dann wurde ge  
fordert, daß alle die  
gemeine durch die Wahl  
zu wählen. Dagegen ist  
dieser eine so mit  
dem dem Abgeordneten  
Deren einen so abzu  
wenn der Eig. Dage  
sich in weltlichen Ge  
biete sich nach der  
Wahl gegen 40000 £  
vor der Kofem nur v  
nicht eracht. wech  
Wahl diese waren ve  
abhängig, (ob sie si  
denn aus diese mit  
einem Abgeordneten  
Anteilum, dem  
welche von dem H  
Den Abgeordneten  
wählten vier Deput  
Parlamentum (5000  
mit die Paragrafen  
welchen wenige Ge  
ste wählte, ist zu et  
illegit. erdote, und  
die Schottlands und  
wenn sehr kleinen A  
ausgeriffen, daß  
indem deren Arbeit  
bestanden, indem  
welche zwischen Reid  
indem deren fast  
nicht im Grafschaften  
welchen Ertrags bef  
zu stellen, mit der  
den und verhandelt  
welcher Stellen.  
welchen Ertrags et  
zu ihren Herren  
zusammen werden  
sollen außerordent  
weil 1) daß dieselbe  
nicht, wieder dem  
den eigenschlichen  
sich, und 2) daß die  
angehört ihrer Wahl  
Parlament war. Ein  
was es möglich für  
den den großen S  
Parlamenten. Weis



den Lehnsinhabern des Burgrechts (burgage tenure) oder gewisser Burggüter, bald Denen, welche gemeine Abgaben, Schoß und Loß, entrichteten, bald allen Hausbesitzern, bald allen Einwohnern, welche eigne Haushaltungen haben, zustand; zweitens durch die Verhältnisse der Grundherren zu den Stimmberechtigten, indem die meisten Burgen ihr Burgrecht von einem Grundherrn zu Lehen haben, und dadurch dieser einen so entschiedenen Einfluß auf die Wahlen bekam, daß er an vielen Orten den Abgeordneten gradezu ernannte. Auch die Minister hatten in manchen Orten einen so überwiegenden Einfluß auf die Wahlen, daß ihre Candidaten fast immer den Sieg davontrogen. Die Folge solcher Localverfassungen war, daß selbst in volkreichen Städten die Zahl der Wahlberechtigten sehr klein war, und diese sich ganz nach dem Willen eines Grundherrn richten mußten. So hatte Bath gegen 40,000 Einwohner und schickte zwei Abgeordnete; diese aber wurden vor der Reform nur vom Rathe (dem Mayor, den Aldermen und dem Gemeinderathe) erwählt, welcher sich immer selbst wieder ergänzte, also von 28 Menschen. Allein diese waren von den beiden Familien der Marquis von Bath und Palmer abhängig, sodas sie immer eines ihrer Parlamentsmitglieder aus jenem und das andere aus dieser wählen mußten. Edinburg hatte bei 138,000 Einwohnern nur einen Abgeordneten, und dieser wurde von dem Stadtvogt (Lord Provost), vier Amtleuten, dem Dechant von Guild, im Ganzen von 33 Männern erwählt, welche von dem Herzog von Buccleugh und der Familie Dundas abhängig waren. Den Abgeordneten von Glasgow (mit Kenfrew, Rutherglen und Dumbarton) erwählten vier Deputirte der Stadträthe, die zusammen 87 Mitglieder hatten. In Portsmouth (50,000 E.) waren 110 Wahlberechtigte, nämlich der Stadtrath und die Burglehnleute. Die Einrichtung der wüsten Burgen (rotten boroughs), in welchen wenige Grundstücksbesitzer, in manchen Fällen ein einziger das Wahlrecht ausübte, ist zu oft geschildert worden, als daß sie hier eine ausführlichere Darstellung erforderte, und so mag auch die Bemerkung genügen, daß die Repräsentation Schottlands und Irlands ebenfalls keine Repräsentation der Nation, sondern nur eines sehr kleinen Theils derselben war. In Schottland war noch der Mißbrauch eingerissen, daß die Güter, auf welchen das Wahlrecht in den Grafschaften haftete und deren überhaupt sehr wenig waren (2591), ohne dieses Wahlrecht verkauft wurden, indem der Verkäufer sich dasselbe vorbehielt. Daher kam der Unterschied zwischen Realwählern, welche die Güter wirklich besaßen, und bloßen Nominalisten, deren fast ebenso viel waren als jener. In Irland war bis 1829 jeder bei den Grafschaftswahlen stimmberechtigt, welcher ein Lehen von 40 Schilling jährlichen Ertrags besaß. Die Grundherren gaben eine Menge kleiner Besitzungen in Lehen, mit der Bedingung, daß der Inhaber für ihre Candidaten stimmen sollte, und verhandelten diesen Einfluß wieder an die Minister gegen die Verleihung einträglicher Stellen. Die Bedingung des Wahlrechts wurde 1829 auf 10 Pf. jährlichen Ertrags erhöht, was die Folge hatte, daß viele dieser armseligen Freisassen, die ihren Herren nun nichts mehr helfen konnten, von ihren kleinen Besitzungen vertrieben worden sind, und daß die Zahl der Wähler in den irländischen Grafschaften außerordentlich vermindert worden ist. Die Wirkung von all Diesem war: 1) daß dieselben Familien, welche im Oberhause durch ihre Häupter repräsentirt sind, wieder den größten Theil des Unterhauses besetzten, und also auch hier alle die oligarchischen Interessen verfechten konnten, in welchen die Pairs befangen sind, und 2) daß die wahlberechtigten Orte mit einer mäßigen Bevölkerung ganz ungeschont ihre Wahl verkauften, sodas beinahe der Preis eines jeden solchen Sitzes bestimmt war. Eigentliche Repräsentation der Nation war gar nicht vorhanden, und es mußte für jeden wohlmeinenden Engländer ein niederschlagendes Gefühl sein, den großen Senat seines Vaterlandes auf eine solche, zum Theil wahrhaft schimpfliche Weise bestellt zu sehen. Daher wurden schon früher manche Anträge



auf Abstellung solcher Mißbräuche gemacht, aber der erste, welcher eine förmliche Reform, „eine gerechtere und gleichere Repräsentation des Volkes“ in Vorschlag brachte, war (1776) der bekannte Wilkes. Damals wurde der Antrag ohne Abstimmung verworfen. Der berühmte Burke erneuerte ihn 1781 und W. Pitt unterstützte ihn mit der ganzen Kraft seines Geistes und seiner Rednergabe; es waren damals 190 Stimmen dafür, 233 dagegen. Den nächsten Versuch machte (6. Mai 1793) der jetzige Minister, damals Charles Grey, Mitglied des Unterhauses, indem er Namens der Gesellschaft der Volksfreunde eine Petition um Reform des Parlaments übergab. Brand machte 1810 im Unterhause denselben Antrag, und seitdem kam derselbe fast in jeder Sitzung des Parlaments vor, vorzüglich 1818 durch Sir Francis Burdett. Recht ernstlich wurde die Sache erst, als sie ins Volk eingedrungen war, als die Anhänger der Reform und zwar einer radicalen (d. h. mit allgemeinem Stimmrecht des Volkes und jährlich erneuerten Wahlen) eine Partei bildeten, welche in großen Massen auftrat und die Überzeugung allgemeiner wurde, daß es bei längerer Zögerung zu großen und gefährlichen Ausbrüchen der Unzufriedenheit kommen könne. Die neuere Geschichte der Reformbill ist bereits in dem Artikel England dargestellt worden. Da die radicale Reform ihre wichtigsten ehemaligen Beförderer, Sir Francis Burdett, Hobhouse, Brougham und Andere verloren hat, und auch ohnehin nicht durchzusetzen gewesen wäre, ohne beinahe sofort eine allgemeine Erschütterung zu erregen, so mußte eine gemäßigte Reform zunächst einen doppelten Zweck verfolgen: 1) das Recht, Abgeordnete zu senden, mußte mehr nach der Wichtigkeit der Wahlorte bestimmt werden, weshalb den kleineren Orten das Wahlrecht theils gänzlich entzogen, theils auf einen Abgeordneten beschränkt, und dagegen größern Städten, wie Manchester, Birmingham, Leeds, Greenwich beigelegt wurde; 2) aber wurde die Localverfassung durchaus dahin abgeändert, daß alle Hausbesitzer, deren Haus einen jährlichen Ertrag von 10 Pf. gewährt, stimmberechtigt sind. So ist auch in Schottland das Wahlrecht den Stadträthen entzogen und allen wirklichen Hausbesitzern (auch bloßen Miethleuten) von 10 Pf. jährlichen Ertrag eingeräumt. Dadurch hat in den oben angeführten Fällen Bath statt 28 jetzt 7314 Wahlberechtigte erhalten, und der Einfluß der Familien Thynne und Palmer ist vernichtet; Edinburg hat jetzt 9382 Wähler, Portsmouth 463, Glasgow 6357. Auch in den Grafschaften ist der überwiegende Einfluß der großen Landbesitzer dadurch geschwächt, daß nicht nur die Erblichenbesitzer (freeholders), sondern auch die ehemaligen Leih- oder Meiergüterbesitzer (copyholders), welche ohnehin jetzt ein erbliches Recht haben, und selbst die bloßen Zeitpächter (leaseholders) wahlberechtigt geworden sind. Hiernach besteht das Unterhaus noch wie vorher aus 658 Mitgliedern, welche auf folgende Weise vertheilt sind: 1) England 471 Abgeordnete (von den Grafschaften 143, von den Universitäten 4, von den Städten und Burgflecken 324); 2) Wales 29 Abgeordnete (Grafschaften 15, Städte und Burgflecken 14); 3) Schottland 53 Abgeordnete (Grafschaften 30, Städte und Burgflecken 23); 4) Irland 105 Abgeordnete (64 von den Grafschaften, 2 von der Universität Dublin, 39 von den Städten). England hat 18 Abgeordnete weniger als vorher, wogegen Wales 5, Schottland 8 und Irland 5 mehr erhalten hat. Das nach diesen Gesetzen erwählte neue (reformirte) Parlament ist am 29. Jan. 1833 zusammengetreten und hat 249 neue Mitglieder erhalten. Von der Gesamtzahl werden 509 als Freunde der Reform betrachtet, zur Partei der Conservativen gehören nur 149, aber unter den ersten sind wieder eine kleine Zahl als Radicale und eine andere Partei als Repealers, welche unter D'Connell's (s. d.) Fahne eine Aufhebung der Union zwischen England und Irland betreiben, ausgezeichnet. Wenn man die Parlamentsreform als das Mittel zu weitem Reformen betrachtet, so hat sie noch nicht so bedeutende Früchte getragen, als man er-



wartete; aber man muß dabei bedenken, daß die weitem Verbesserungen in Staat und Kirche nicht allein großen Widerspruch finden, sondern auch in sich selbst mit so großen innern Schwierigkeiten verknüpft sind, daß es nicht möglich ist, rasch vorzuschreiten. Die Minister stehen bereits an zwei großen Klippen, den Gesetzen über gänzliche Abschaffung der Sklaverei in den Colonien, und über die Verhältnisse der protestantischen Geistlichkeit in Irland, und zwei andere haben sie sodann zu überwinden, die Regulirung der Angelegenheiten der Bank und die noch viel wichtigere Frage über die Verhältnisse der ostindischen Compagnie. Das Privilegium der Bank geht mit dem 1. Aug. 1833 zu Ende und das der ostindischen Compagnie läuft gleichfalls ab, und es muß über den bereits am 13. Jun. vor das Parlament gebrachten Entwurf einer neuen Gestaltang derselben entschieden werden.

(3)

Parnell (Sir Henry) ist das Haupt einer alten angesehenen Familie, welche zu Rothleague Court, in Queen's County, ihren Stammsitz hat. Sein Vater hatte 1766 die Baronetwürde erhalten, in welcher ihm P. nachfolgte, der schon in einer frühern Lebensperiode als Abgeordneter für Queen's County im Unterhause saß. In Eton gebildet, ging er nach Cambridge, wo er sich namentlich mit Mathematik und den alten Sprachen beschäftigte. Bald aber wendete er sich mit Vorliebe den philosophischen und politischen Wissenschaften zu, und seine 1804 erschienenen „Principles of currency and exchanges“ fanden als eine fruchtbare Darstellung der Grundsätze des Geldverkehrs Anerkennung. Durch seine Vermählung mit der Schwester des Grafen von Portarlington und durch die Verheirathung zweier seiner Töchter ist er mit den edelsten Geschlechtern Schottlands verwandt, ohne durch seine Verhältnisse zur Aristokratie seine Ansichten bestimmen zu lassen. Seit 1805 nahm er an den großen politischen Fragen, welche sein Vaterland beschäftigten, den thätigsten Antheil. Er gehört zu Englands unabhängigsten Männern. Weder die Gunst des Hofes noch die Volksgunst waren je im Stande, ihn in seinen Grundsätzen wankend zu machen, welche auf die Ehre des Landes und die materiellen Interessen des Volkes gestützt sind. Er diente nie einer andern Partei, als der, welche entschieden und ohne Nebenabsichten das Wohl des Landes im Auge hatte. Rasstlose Thätigkeit und ungewöhnlicher Scharfblick, tiefe Kenntniß der verschiedenen Verwaltungszweige und eine große Geschäftsgewandtheit zeichnen ihn aus. Er war stets ein eifriger Verfechter der Emancipation der Katholiken, die er sowol durch seine „History of the penal laws against catholics“ (London 1808) und durch seine Abhandlungen im „Edinburgh review“, als auch durch seine Bemühungen im Parlament erfolgreich förderte. Er bewirkte es ferner vorzüglich, daß 1825 durch einen Ausschuß des Unterhauses eingreifende Untersuchungen über den Zustand Irlands angestellt wurden. Bei den Verhandlungen über Finanzangelegenheiten war er eines der thätigsten und einflußreichsten Mitglieder des Unterhauses. Seine Darstellung des englischen Banksystems: „Observations on paper money, banking, and overtrading“ (London 1827), wies das Nachtheilige der englischen und irischen Bankmonopole gründlich nach und empfahl das schottische System. Die Darstellung des Einkommens und der Ausgaben des britischen Reiches ist in keinem andern Werke mit so viel Sorgfalt und Genauigkeit dargestellt als hier. Er führt in dieser Schrift aus, wo Einschränkungen ohne Rechtskränkung Einzelner, wo Verbesserungen ohne stürmisches Niederreißen möglich sind und wie die Ehre der Regierung und das wahre Wohl des Landes sich gegenseitig heben und tragen. Im Nov. 1830, bei den Verhandlungen über die Civilliste, gab sein Antrag, einen besondern Ausschuß zur Erwägung dieser Angelegenheit niederzusetzen, den Ausschlag zum Sturz des Lordministeriums. Er erhielt 1831 das Kriegsministerium, dem Wynn unter Grey's Verwaltung nur kurze Zeit vorstand, nahm



aber 1832 seine Entlassung. Im Apr. 1833 wurde P. für den schottischen Flecken Dundee, welcher durch die Reformbill das Wahlrecht erhalten hatte, in das Haus der Gemeinen erhoben, und da die Wahl ziemlich frei von Einflüssen war, so hatte sie einen hohen politischen Werth. P. gewann eine überwiegende Stimmenmehrheit. Er sagte in seiner Rede an die Wähler, es sei bei seinem Eintritt in das Kriegsministerium seine Absicht gewesen, Ersparnisse zu machen, und als er mit der Übersicht des Bedarfes fertig gewesen sei, habe er seinen Voranschlag dem Kanzler der Schatzkammer vorgelegt. „Mein Austritt aus dem Amte“, fuhr er fort, „sahen zwar die Folge meiner Abstimmung gegen die Zahlung der 5 Millionen an Rußland zu sein, die ich für unangemessen hielt; die wahre Ursache aber war meine Weigerung, Anschläge vorzulegen, welche die übrigen Minister billigten, ich aber nicht gutheißen konnte. Hätte ich mich bereit gezeigt, Anschläge ohne Ersparnisse vorzulegen, so würde ich noch im Amte sein, aber ich habe stets nur nach dem Grundsätze gehandelt, zu thun, was ich für recht hatte, ohne auf die eine oder die andere Seite abzuweichen. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, als Minister für Dinge zu stimmen, welchen ich mich so lange widersetzt hatte.“

Paskewitsch, Graf von Erivan, Fürst von Warschau, russischer Feldmarschall und Statthalter im Königreich Polen. Der Angabe, daß er aus Psthausen stamme, ist widersprochen und dagegen behauptet worden, er gehöre zu einem altrussischen Geschlechte und sei im Gouvernement Smolensk geboren, wo er unweit der Dina noch angestammte Familiengüter besitze. Er war bereits 1794 in der Pagenanstalt zu Petersburg, trat darauf in Kriegsdienste und war im Generalstab angestellt, als das russische Heer 1814 in Frankreich einrückte. Nach dem Frieden kam er zu der Heerabtheilung in Georgien unter dem General Yermolow. Als 1826 der Krieg gegen Persien ausbrach, mußte der Generaladjutant P. mit einer aus Kosacken und Fußvolk bestehenden Heerabtheilung gegen die persische Grenze aufbrechen, und nachdem er sich mit einem andern Heerhaufen bei Etschibethpol vereinigt hatte, errang er am 25. Sept. einen glänzenden Sieg über die Perser, welche Abbas Mirza anführte. P. zeichnete sich in diesem Kampfe durch große Tapferkeit aus, verfolgte den fliehenden Feind lebhaft und trieb ihn bald aus der Provinz Karabagh. Als darauf die Perser am Araxes eine feste Stellung genommen hatten, um die Provinz Erivan zu decken, bezog P. ein Lager am Fusse Tcheraken, wo er während des Winters stehen blieb. Die geringen Erfolge des ersten Feldzugs hatten indeß in Petersburg Unzufriedenheit erweckt; Yermolow wurde vom Heere abgerufen und P. erhielt den Oberbefehl. Nachdem er reichlich gefüllte Magazine im Rücken des gegen Erivan bestimmten Heers angelegt hatte, begannen die Kriegsunternehmungen im Apr. 1827, und am 27. nahm die Vorhut unter dem General Benkendorf das Kloster Etschmiadsin. Der Krieg beschränkte sich in den nächsten Monaten auf Vortrabsgefechte, die nichts entschieden, bis P. am 3. Jul. mit dem Hauptheere vorrückte, um das zahlreiche persische Heer am Araxes anzugreifen. Er siegte, und nachdem die Heerabtheilung unter dem General Krassowskii das von den Persern belagerte Etschmiadsin entsetzt, und sich mit dem Hauptheere vereinigt hatte, rückte P. im Sept. vor, eroberte die Festung Sardarabad und erschien am 6. Oct. vor der Stadt Erivan, welche nach einer durch das feindliche Geschütz angerichteten furchtbaren Zerstörung am 13. Oct., als die Russen sich zum Sturm rüsteten, sich ergab. Das entmuthigte persische Heer wich überall dem Sieger und P. hielt am 31. Oct. seinen feierlichen Einzug in Tauris, der Residenz des Thronfolgers Abbas Mirza. Am 3. Nov. wurde der Friede abgeschlossen, der den Russen die Khanate Erivan und Nakhitschewan abtrat und ihnen die Provinz Aderbidschan als Unterpfand der versprochenen Geldentschädigung für die Kriegskosten einräumte. Als die Zwistigkeiten zwischen Rußland und der Pforte den Krieg unvermeidlich machten, verweigerte der Schah von Persien die



Genehmigung des Friedens, wenn nicht zuvor das russische Heer die Provinz Aderbidschan räumte und sich über den Araxes zurückzöge. P. erklärte die Unterhandlungen für abgebrochen, begann im Jan. 1828 die Feindseligkeiten von Neuem, und in kurzer Zeit war die starke Festung Urdebil in Aderbidschan in der Gewalt der Russen. Am 22. Febr. wurde der Friede zu Turtmanschai bei Tauris abgeschlossen und gewährte Rußland die früher bedungenen Vortheile. P. erhielt den Titel Graf Erivansky und ein Geschenk von einer Million Rubel, während von der persischen Kriegsschädigung sechs Millionen als Belohnung unter die ausgezeichnetsten Offiziere des Heers vertheilt wurden.

Nach dem Ausbruche des Kriegs gegen die Pforte rückte P. mit dem kaukasischen Heere gegen die türkischen Länder in Asien, und als er seine Streitkräfte bei Gumry zusammengezogen hatte, ließ er am 26. Jun. 1828 zur Eröffnung des Feldzugs einen feierlichen Gottesdienst am Fuße des Ararat halten. Die asiatische Türkei wurde nicht durch ein auf europäische Weise gerüstetes und geübtes Heer geschützt. Die Streitkräfte, die alten türkischen Milizen, betrugten beim Anfange des Kriegs kaum 40,000 Mann und die Festungen waren in schlechtem Zustande. Am 2. Jul. rückte P. durch ein ödes und entvölkertes Land gegen die Grenzfestung Kars, die am 15. durch Sturm genommen wurde. Seine Unternehmungen wurden ebenso sehr durch seine Unterhandlungen mit den in Asien zerstreuten erbitterten Janitscharen als durch seine Verbindungen mit den Armeniern begünstigt. Während die türkischen Heerführer eine ansehnliche Macht am Ufer des Kur in einem festen Lager gesammelt hatten, rückte P. auf einem beschwerlichen Gebirgswege gegen Akhalzik, und als er am 21. Aug. die Türken in einem blutigen Kampfe besiegte hatte, wurde drei Tage nachher auch die Festung durch Sturm genommen. Bald waren drei Paschaliks und sechs Festungen in der Gewalt der Russen und der Weg nach Erzerum lag ihnen offen. P. bezog bereits im Oct. die Winterquartiere. Mit frischen Streitkräften wie in Europa wurde der neue Feldzug in Asien eröffnet. Der Seraskier von Erzerum hatte ein Heer von 50,000 Mann gesammelt, und eine feste Stellung am Fuße des Gebirges eingenommen. P. zog im Jun. 1829 über die waldigen Höhen und umging das feindliche Lager, das am 2. Jul. erobert ward. Er rückte darauf mit seiner Hauptmacht gegen Erzerum, wo neben den Türken viele Armenier wohnten und die Janitscharen großen Anhang hatten. P. schickte einen zu ihm übergegangenen Janitscharenanführer mit einem lockenden Aufrufe in die Stadt, um Zwiespalt unter den Bewohnern zu erregen, und es gelang ihm, eine Partei zu gewinnen. Am 8. Jul. zogen die Russen zum Sturm heran, und als der Befehlshaber der Stadt mit der Besatzung entflohen war, öffnete sie den Siegern ihre Thore. Nach dieser Eroberung stellte P. die Janitscharen, die ihm so wichtige Dienste geleistet hatten, wieder her und gab den neu gebildeten Compagnien ihre alten Rechte und ihre ehemaligen Auszeichnungen zurück. Die Russen rückten auf der Straße nach Trapezunt vor, und P. folgte der Vorhut, welche die Festung Waiburd eroberte, fand aber auf den beschwerlichen Wegen so große Schwierigkeiten, daß er sich zum Rückzuge genöthigt sah, da die türkischen Befehlshaber indeß ein neues Heer gesammelt hatten und Erzerum bedrohten. Nach einem blutigen Kampfe hatte P. den Türken das von ihnen wiedereroberte Waiburd entziffen, als erst am 11. Oct. die Nachricht von dem am 14. Sept. zu Adrianopel geschlossenen Frieden ankam und den Feindseligkeiten ein Ende machte.

Im Oct. 1829 wurde P. gleichzeitig mit Diebitsch zum Feldmarschall ernannt, und blieb als Gouverneur in Georgien. Die Gebirgsvölker jenseit des Kuban und die kühnen Räuberhorden im Kaukasus, die auch nach dem Frieden ihre Raubzüge auf dem russischen Gebiete fortsetzten, mußten mit Waffengewalt bezwungen werden. Als die kriegerischen Lesghier in Grusien den ihnen schon frü-



her aufgelegten Tribut verweigerten und Plünderungszüge in die fruchtbaren Landschaften am südöstlichen Bergrücken des Kaukasus wagten, zog P. im März 1830 an der Spitze eines ansehnlichen Heers gegen sie und zwang sie zur Unterwerfung. Er setzte eine neue Verwaltung des Landes ein, die theils aus russischen Beamten, theils aus den Ältesten der überwundenen Stämme bestand, legte eine Festung an und ließ einen Heerhaufen zurück, um jeden Versuch zur Abwerfung des Joches vermitteln zu können. P. war in Petersburg, als Diebitsch, dessen Anstrengungen zur Unterdrückung der Polen nicht den erwarteten Erfolg gehabt hätten, am 9. Jun. plötzlich starb. Der Kaiser ernannte in einem Tagesbefehl vom 16. Jun. den Feldmarschall P. zum Oberbefehlshaber des Heers in Polen und als der neue Feldherr am 20. im Hauptquartier zu Pultusk angekommen war, hielt er eine allgemeine Heerschau, wo ihn das Vertrauen der Krieger begrüßte. Das Heer bezog Cantonirungen in der Weiwodschaft Plock längs der Grenze des preussischen Gebiets, das ihm Lebensbedürfnisse lieferte, und als P. Verstärkungen aus Rußland an sich gezogen hatte, begann er am 14. Jul. den Übergang über die Weichsel. Wie er die Hauptstadt immer enger eingeschlossen, während die Unthätigkeit des polnischen Heerführers selbst günstige Augenblicke versäumte, ihm Widerstand zu leisten, und wie er endlich am 7. Sept. als Sieger in Warschau eingezogen, wird im Artikel **P o l e n** erzählt. Der Kaiser verlieh P. die Fürstentwürde mit dem Namen Warszawski und ernannte ihn zum Statthalter des Königreichs Polen. Er leitete in dieser Eigenschaft die durch das kaiserliche Manifest vom 26. Febr. 1832 angeordnete neue Verwaltung des Landes.

**P a s q u i e r** (Etienne Denis), Präsident der Pairskammer, Nachkomme des berühmten **E t i e n n e P.** und Sohn eines Rathes beim pariser Parlament, ward am 22. Apr. 1767 geboren. Er war zu der Laufbahn seines Vaters bestimmt und wiewol die Revolution ihm seine Aussichten verschloß, so trat er doch nach dem 18. Brumaire durch Verwendung von Maret und Regnault de St.-Jean d'Angely als Auditor in den Staatsrath, und wurde bald darauf vom Kaiser zum Bittschriftenmeister ernannt. Wenige Monate nachher ward er Generalprocurator, Baron, Polizeipräsident, an der Stelle von Dubois, den der Kaiser absetzte, weil der Ball des Botschafters Schwarzenberg durch eine Feuersbrunst unterbrochen wurde. P. selbst zog sich in einer weit wichtigern Angelegenheit die Unzufriedenheit des Kaisers zu, indem er Mallet's Verschwörung nicht zuworkam, und er wurde deshalb mit Gefängniß bestraft, allein nicht abgesetzt. Er erklärte sich 1814 für die Bourbons, wurde Mitglied des königlichen Staatsraths und erhielt fast zu gleicher Zeit die Generaldirection der Brücken und Landstraßen. Während der hundert Tage gehörte er zu den Wenigen, die von Napoleon nicht wieder zu Gnaden aufgenommen wurden. Zum Lohne dafür ward er bei der zweiten Restauration am 8. Jul. 1815 Justizminister. Zum Deputirten erwählt und Berichterstatter beim Gesetzworschlage über aufrührerische Worte und Schriften, lobte er diesen als eine für das allgemeine Wohl erforderliche Maßregel, stimmte für Prevoztalgerichte, ohne übrigens das Princip der Rückwirkung gelten zu lassen, und versocht das sogenante Amnestiegesetz. Barbé-Marbois folgte ihm auf kurze Zeit im Ministerium, aber schon 1817. erhielt P. seine Stelle wieder und blieb bis Ende 1818 Justizminister. Unter seiner Verwaltung fielen die blutigen Scenen in Lyon vor. Als er am 5. Sept. seine Stelle verlor, waren die neu ernannten Minister mit Ausnahme von Desferre seinen Principien zu fremd, als daß er hätte in Gemeinschaft mit ihnen bleiben können; erst nach der Abdankung von Desolles, Souvigny St.-Cyr und Louis trat er wieder ins Ministerium ein und erhielt nun das Departement des Auswärtigen. Nach der Ermordung des Herzogs von Berry verlangte er die Suspension der individuellen Freiheit. Man warf ihm vor, dies sei der Charte zuwider und er verlange eine willkürliche Maßregel, P. aber erw-



derte: „Oui, je demande l'arbitraire!“ Er äußerte in derselben Rede: „Les lois d'exception n'appartiennent qu'aux gouvernements libres!“ In der Pairskammer sprach er gegen die Freiheit der Journale. „Ce sont les livres“, sagte er, „et non les journaux qui ont éclairé le monde.“ Man werfe der Censur vor, sie könne die Seele einer Partei werden, allerdings, aber diese Partei sei die der Monarchie, Frankreichs, der Charte, des Bourbonenstamms, der Freiheit. Später sprach P., immer mit großer Beredsamkeit, zu Gunsten der Anleihen, wobei man Fremde zum Nachtheile der Landesbewohner begünstigt hatte, und behauptete bei Erörterung des Budgets, da der König das Recht zu Krieg und Frieden hat, so müsse die Kammer die dazu verlangten Summen ohne Erörterung verwilligen. Als Billèle Minister wurde, trat Montmorency an P.'s Stelle. Er selbst ward Mitglied der Pairskammer und sprach 1824 bei dem Vorschlage über die Reduction der Renten gegen Billèle. Später erhob er sich gegen den Antrag in der Deputirtenkammer, daß jeder zu einem Regierungsamt ernannte Abgeordnete sich von Neuem als Candidat in den Wahlcollegien melden solle. In der letzten Zeit der Restauration setzte er sich mit den freisinnigen Journalen in Verbindung und strebte eifriger als je wieder in das Ministerium zu kommen. An der Julirevolution nahm er keinen Antheil, wurde aber von der neuen Regierung zum Präsidenten der Pairskammer ernannt, welche Stelle er lebenslänglich bekleiden soll. (15)

Passow (Franz Ludwig Karl Friedrich), durch Wort und Schrift eine der Zierden deutscher Philologie, ward geboren am 20. Sept. 1786 zu Ludwigslust in Mecklenburg-Schwerin und starb als Professor in Breslau am 11. März 1833. Durch häuslichen und Privatunterricht vorbereitet, empfing er seine Schulbildung auf dem Gymnasium zu Gotha, wo vor Allen Friedrich Jacobs als begeisterndes Vorbild auf ihn einwirkte. Auf der Universität zu Leipzig, die P. 1804 bezog, war es Gottfried Hermann, dem er seine philologische und methodische Richtung und Ausbildung verdankte, zumal seit er, in dessen griechische Gesellschaft aufgenommen, im Wetzeifer mit ältern Genossen, wie Seidler, Linge, Thiersch, zu wissenschaftlicher Selbstthätigkeit und Selbständigkeit erstarkte. Nicht grade mit pedantischer Regelmäßigkeit an die hergebrachte Studienweise sich bindend, vielmehr einen großen Theil seiner Zeit zwischen Landleben und Reiseausflügen theilend, sah er 1806 in Dresden zum ersten Male reiche Kunstschatze, durch die ihm der Sinn für die antike Kunstwelt aufging, der ihm später als Director der breslauer Universitätskunstsammlung zu staten kam. Schon 1807 nahm er eine Lehrstelle am weimarischen Gymnasium an. P. und seinem geistesverwandten Collegen Johannes Schulze verdankt jene Anstalt ihren glücklichsten Flor in den Jahren 1807—10. Ein treffliches Bild von der Wirkung, die durch einen seitene Verein von klarem Wissen, geschmackvollem und eindringlichem Vortrage, Adel und Energie der Gesinnung, Feuer und Lebendigkeit des ganzen Wesens erreicht wurde, gibt ein ehemaliger Schüler in der „Allgemeinen Schulzeitung“ (1831), und ein lebendiges Zeugniß geben Schüler wie Götting, Osann, Weber (in Bremen). Andererseits wurde auch für P. anregend die Nähe Göthe's, Wieland's, H. Meyer's, Knebel's. Ein noch freierer Wirkungskreis als in Weimar wurde durch einen Ruf an das Conradinum zu Jenkau bei Danzig dargeboten, und P. nahm ihn 1810 an. Pädagogische und patriotische Bestrebungen, in Gemeinschaft mit dem ersten Director Jachmann unternommen, bezeichnen diesen Lebensabschnitt P.'s vorzugsweise; ein Anfang zu öffentlicher Mittheilung der gewonnenen Ansichten und Erfahrungen wurde in dem von Beiden herausgegebenen „Archiv deutscher Nationalbildung“ (4 Hefte, Berlin 1812) gemacht. Leider sollte er nichts ernten von Dem, was er gesät; der Krieg und in seinem Gefolge die traurigen Zeitverhältnisse lösten 1814 die ganze Anstalt auf, und gaben P. Muße, ein Jahr lang theils auf Reisen, theils im anregendsten Umgange mit den trefflichsten

Conv.-Ver. der neuesten Zeit und Literatur. III. 29



Männern Berlins, ja sogar noch als Zuhörer F. A. Wolf's zu verleben. Von 1815, wo ihm die Professur der alten Literatur an der Universität zu Breslau übertragen wurde, datirt sich die festere Gestaltung seines äußern Lebens wie seines geistigen Wirkens. In einer Reihe von 18 Jahren gelang es ihm und seinem 1816 nach Breslau berufenen Collegen Karl Schneider, durch akademische Vorträge großentheils eregetischer, seit 1829 auch archäologischer Art, wie durch die Leitung des 1815 erneuten Seminars, fortwährend aber durch belehrende und ermunternde Privateinwirkung, die philologischen Studien mit so glücklichem Erfolg anzubauen, daß Breslau darin keiner deutschen Hochschule nachstehen dürfte und Schlesiens gelehrte Schulen mit einheimischen Zöglingen aus Breslaus Pflanzschule besetzt werden konnten. Nur vorübergehend waren die Zerrungen und Hemmnisse, die durch P.'s persönliche, selbst in einer eignen Schrift („Turnziel“, Breslau 1818) bethätigte Theilnahme an den damaligen Turnübungen und Turnbestrebungen hervorgerufen wurden; dagegen gleich unausgesetzt und rasilos zu allen Zeiten seine schriftstellerische Thätigkeit, die hauptsächlich nach zwei Seiten hin fruchtbringend geworden ist. Erstlich gehört P. zu Denen, die durch großartige Auffassung und geschmackvolle Behandlung der Alterthumswissenschaft in F. A. Wolf's Geiste Anerkennung und Liebe für philologische Studien in einem weitem Kreise haben verbreiten helfen, ein Verdienst, das bei den Gegenbestrebungen des Zeitgeistes nicht hoch genug anzurechnen ist. Aber auch durch strengwissenschaftliche Bearbeitung der Philologie hat er sich in der Geschichte derselben eine ehrenvolle Stelle errungen. Als wesentlich fortbildendes Glied in ihrem Entwicklungsgange müssen seine Leistungen für griechische Lexikographie gelten, die durch P. eine durchgreifende Umgestaltung und planmäßige Begründung erfahren hat. Vorbereitend dazu war die Schrift: „Über Zweck, Anlage und Ergänzung griechischer Wörterbücher“ (Berlin 1812); die Ausführung liegt in vier Ausgaben seines Handwörterbuchs (Leipzig 1819—31) vor. Nächstdem ist das Bedeutendste: „Grundzüge der griechischen und römischen Literatur- und Kunstgeschichte“ (Berlin 1829, 4.), eine umgearbeitete Ausgabe einer früher (1816) erschienenen Uebersicht, welche sich auf die Literaturgeschichte beschränkt hatte. Zwar ist diese Schrift nur Grundriß in Tabellenform, aber in ihrem zweiten Theile das Wissenschaftlichste, was über das Ganze der griechischen Literatur bis jetzt gedruckt ist. Kritische und eregetische Arbeiten sind die erschienenen Ausgaben und theilweise Uebersetzungen des Musäus (1810), Dionysius Periegetes (1825), Longus (1811), Parthenius (1824), Persius (1809, unvollendet), und der „Germania“ des Tacitus (1817), sowie die vorbereitete und hoffentlich noch erscheinende Paraphrase des Evangeliums Johannis des Nonnus, und Xenophon Ephesius. In dem mit Karl Schneider begonnenen „Museum criticum Vratislaviense“ (1. Thl., 1820) sollte die Ausbeute der Breslauer Handschriftenbibliotheken, namentlich der Rhediger'schen, zu öffentlicher Kunde gebracht werden. Zahlreiche Beiträge hat P. zu kritischen Zeitschriften geliefert, zu Sammelwerken wie Wachler's „Philomathie“, Böttiger's „Archäologie und Kunst“, Raumer's „Historisches Taschenbuch“, wozu noch eine lange Reihe akademischer Gelegenheitschriften kommt. Eine Sammlung dieser zerstreuten Aufsätze darf die gelehrte Welt von dem würdigen Wachler, dem Schwiegervater des Verstorbenen, erwarten. Von demselben ist eine ausgeführtere Schilderung P.'s besonders als Mensch und nach seinem Charakter im Privatleben in den „Schlesischen Provinzialblättern“ (1833, Apr.) verfaßt. Eine Skizze seines Lebens hatte P. selbst als Stoff zu einer biographischen Skizze für dieses Werk geliefert, und sie wurde nach seinem Tode in den „Blättern für literarische Unterhaltung“, 1833, Nr. 93, abgedruckt.

(88)

Pasta (Giuditta), geboren 1798 zu Como, ist unstreitig die größte jetzt le-



hende dramatische Sängerin aus der italienischen Schule. Sie erhielt ihre erste Bildung im Conservatorium zu Mailand, wo man jedoch entweder ihre ausgezeichneten Gaben nicht richtig zu würdigen wußte, vielleicht auch weil sie dieselben noch nicht zur Entfaltung gebracht hatte. Dies ist leicht erklärbar. Es pflegt physisch bei kolossalen Stimmen ihrer Gattung der Fall zu sein, daß sie in den Jahren, wo andere schon in der höchsten Blüte stehen, ihre tiefer greifenden Reime noch nicht völlig entwickelt haben; andererseits werden so geniale Erscheinungen sich nicht selten erst später ihrer selbständigen Kräfte bewußt, und erscheinen unbeholfen, unbedeutend, so lange sie, den mächtigen Gott in der Brust nicht ahnend, dem allgemeinen eng vorgezeichneten Gesez der Schule folgen. So verließ diese Künstlerin Mailand nach drei Jahren, ohne daß man geahnet hätte, mit welchem Glanze sie dereinst strahlen würde. Sie fing jetzt an auf den Theatern zweiten Ranges in Oberitalien aufzutreten, und sang mit Beifall, keineswegs aber mit dem Erfolge, der für die Zukunft etwas so Großes versprochen hätte, in Brescia, Parma, Livorno. Erst 1822, während des Congresses zu Verona, fing sie an Aufsehen zu erregen; und da dieser Moment allerdings der günstigste war, um schnell einen europäischen Ruf zu erlangen, so verbreitete sich ihr Name von jetzt an auch glänzend über ganz Europa. Im nächsten Jahre erhielt sie einen Ruf nach Paris, wo sie ebenfalls sogleich alle Hörer in Staunen versetzte. Wie aber das wahrhaft tiefe Genie sich nicht durch äußerliche Erfolge genügen läßt, sondern seinen höchsten und strengsten Richter stets in sich selbst findet, so auch diese Künstlerin. Ihr schien erst jetzt aufgegangen, was sie zu leisten berufen sei, und mit unablässiger Kraftanstrengung rang sie dahin, dieses höchste Ziel, das sie sich selbst gesteckt hatte, zu erreichen. So lebte sie in Paris, obgleich sie schon auf dem Gipfel der Kunst zu stehen schien, doch fast nur dem Studium, und gewann sich so auch jene äußere Vollkommenheit, welche die höchsten Leistungen nicht entbehren können. Diese Sängerin besitzt bei dem klangvollsten Organ einen Umfang

von zwei und einer halben Octave, von G bis d, sodas sie allen Forderungen an den Contraalt und an den hohen Sopran aufs Vollständigste genügen kann. Dies ist indessen nur der Umfang, wo sie ihrer Mittel durchaus Herr ist, wo ihr Alles leicht und ohne Mühe anspricht. In außerordentlichen Fällen geht sie nach beiden Seiten noch weiter hinaus. Daher vermag sie auch in Opern wie Rossini's „Tancred“, abwechselnd bald die Titelrolle, bald die Amenaide zu singen. Doch ist dies nur eine äußerliche Eigenschaft ihrer Stimme; künftlicher ist der intensive Werth derselben, wodurch jeder ihrer Töne zu einem vollen reinen Glockenlaut wird. In der Tiefe haben sie zwar einen rauhen Charakter, der indefs so zu dem Ganzen dieser außerordentlichen Erscheinung gehört, daß sie, wie paradox es erscheinen mag, etwas von ihrem eigenthümlichen Werth verlieren würde, wenn dieses charakteristische Zeichen fehlte. Außerordentlich wie ihre Stimme, ist die Gestalt der Sängerin; sie verbindet mit dem edelsten Wuchs den ausdrückvollsten römischen Kopf, hohe Stirn, dunkles mächtiges Auge, Grazie der Lippen, eine etwas gebogene aber höchst edel geformte Nase. Diese Eigenschaften, verbunden mit dem inwohnenden Talent, machen sie zur größten jetzt lebenden Darstellerin für die italienische tragische Oper. Talma soll von ihr geäußert haben: „Dies ist die Frau, von der ich noch lernen kann“. Ihre Erscheinung auf der Bühne hat die Majestät der beherrschenden Ruhe; so feurig, in so großen kühnen Zügen sie darstellt, so bleibt ihr plastisches Spiel doch immer edel und begrenzt. Eine Wendung ihres schönen Hauptes, ein Blick ihres Auges, eine leichte Bewegung der Hand sind für sie Mittel des ergreifendsten Ausdrucks. Was sie mimisch und plastisch leistet, erhält noch eine höhere Seele durch einen einzigen anschlagenden Ton ihrer Stimme. Ein „O dio“, wie es aus ihrer Brust dringt, über ihre Lippen schwebt, ist von



unbeschreiblicher Wirkung. Ja, schon ihr Auftreten, ihr Kommen, ihr Gehen, verlegt die versammelten Hörer in jene ahnungsvolle tragische Spannung, wodurch sich in einem überfüllten kolossalen Raume die tiefe Stille erzeugt, die an sich schon das Herz schauerlich berührt. Die Rollen, in welchen sie die höchsten Erfolge dieser Art erreicht hat, sind: Medea, in der Oper von Simon Maier, Desdemona, in Rossini's „Otello“, Semiramide in dessen Oper gleiches Namens, Nina, und endlich die Giulia in Zingarelli's (nicht Bellini's) Oper „Romeo und Giulietta“. In dieser letztern Rolle ist es namentlich die Scene in der Gruft, wo diese große Darstellerin eine im Tiefsten erschütternde Wirkung hervorbringt. Die Begeisterung, welche sie, da sie nach ihrem Aufenthalte in Paris in ganz Italien gesungen hat, bei ihren Landsleuten erregte, ist unbeschreiblich, zumal da für diese die Ausbildung als Concertsängerin, welche sie im vollkommensten Grade besitzt, sodas sie an Leichtigkeit der Passagen, pianissimo wie mit vollster Stimme mit jeder ihrer Zeitgenossinnen wetteifern kann, eine fast überschätzte Eigenschaft ist. Einen Beweis davon gab noch jüngst das Vorhaben der Bewohner Comos, welche die Wüste ihrer großen Landmännin in Marmor anfertigen lassen wollten, was sie jedoch mit edler Bescheidenheit verbat, indem sie den Wunsch aussprach, daß man die dafür bestimmte Summe zur Unterstützung der Armen ihrer Vaterstadt verwenden möge. Den höchsten Gipfel ihrer Kunst hatte die Sängerin wol schon vor etwa fünf bis sechs Jahren erreicht. Dem natürlichen Lauf der Dinge nach, steigt sie von jetzt an abwärts. Möchte sie, dies ist unser Wunsch, gleich der Catalani, lieber da zurücktreten, wo ihr Verlust noch schmerzlich empfunden wird, als die Zeit abwarten, wo sie ihren eignen Ruhm überlebt. Denn sie würde dann die traurige Erfahrung machen, daß die Welt nicht so dankbar ist, frühere Genüsse und Erhebungen unerschütterlich festzuhalten, sondern daß sie die Selbstaufkung, in der große Talente so leicht verharren, grausam und höhnisch bestraft. (20)

P e d r a z z a (Don Gomez), ehemaliger Präsident der mexicanischen Freistaaten, stand während des ganzen Befreiungskrieges Mexicos in spanischen Diensten und zeichnete sich durch seinen Eifer für die königliche Regierung aus; erst nach der Unabhängigkeitserklärung durch Iturbide, am 24. Febr. 1821, verließ er die Spanier und schloß sich dem vaterländischen Interesse an. Er bekleidete während der kurzen Dauer des Kaiserreichs und unter den spätern Regierungen verschiedene öffentliche Ämter und war im Jahr 1827 Kriegsminister. Ein Mann nicht ohne Bildung und von festem Charakter, auf den weder weibliche Schönheit noch der Reiz des Goldes Eindruck machte, der Muth besitzt, das für zweckmäßig Erkannnte durchzusetzen und rücksichtslos und ohne Schonung zu handeln, erwarb er sich bald bedeutenden Einfluß und das Vertrauen der aristokratischen Partei, zu welcher er seiner Geburt, Erziehung und Überzeugung nach gehörte. Schon als Minister unter dem Präsidenten Vitoria lag die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten meist in seiner Hand und er entwickelte bei der durch Montano und Bravo im Anfange des Jahres 1828 erregten Revolution keine geringe Energie. Bei der Präsidentenwahl im Sept. desselben Jahres trug er den Sieg über seinen Gegner Guerrero davon, indem, vorzüglich durch die Umtriebe der altspanischen Aristokratenpartei, von den 19 Bundesstaaten zwölf für seine Erwählung stimmten. Aber der Aufstand Santana's und der Widerspruch der Patriotenpartei, welche die Katastrophe vom 2 - 4. Dec. in der Hauptstadt Mexico herbeiführte, verhinderten P. sein Amt anzutreten; er verzichtete auf die oberste Staatsstelle, verließ Mexico und besuchte Europa. Er hielt sich vorzüglich in Frankreich und namentlich in Paris auf, machte sich mit der Literatur und noch mehr mit den Staatseinrichtungen des Landes bekannt; er lernte die Vorzüge europäischer Civilisation kennen und schätzen und kühlte in der französischen Luft seinen spanischen Aristokratismus ab. Als er 1841 nach seinem Vaterlande zurückkehrte, verweigerte ihm Bustamente, der sich



gewaltsam der Regierung bemächtigt hatte, den Eintritt in den Freistaat. Aber derselbe General Santana, welcher ihn 1828 gestürzt, führte ihn 1832 mit Waffengewalt zurück, hat jedoch nach den Bewegungen, die jenem Ereignisse folgten, 1833 selber den Präsidentenstuhl bestiegen. (29)

Pedro (Don, von Alcantara, Herzog von Braganza), Regent von Portugal im Namen seiner Tochter Donna Maria da Gloria, Erbkaiser von Brasilien, geboren zu Lissabon den 12. Oct. 1798, war der zweite Sohn des damaligen Mitsouverains, nachmaligen Regenten und Königs von Portugal Johann VI., und der Infantin von Spanien, Carlota Joaquina, Schwester des Königs Ferdinand VII. von Spanien. Durch den Tod seines ältern Bruders Antonio 1802, wurde Don P. Prinz von Beira und nach dem Regierungsantritte seines Vaters am 20. März 1816 Prinz von Brasilien und Thronerbe. Ein Geistlicher leitete seine Erziehung, die wenigstens des Prinzen körperliche Kraft entwickelte, seine geistigen Anlagen aber vernachlässigte; doch lernte er mancherlei und las den Virgil. Er war neun Jahr alt, als das königliche Haus Braganza am 25. Nov. 1807 sich nach Brasilien einschiffte und den Sitz der Regierung von Bahia am 8. März 1808 nach Rio de Janeiro verlegte. Die Eindrücke der plötzlichen Umwandlung aller äußern Verhältnisse weckten die geistige Kraft des lebhaften Knaben; seine Wissbegierde und sein Thätigkeitstrieb fanden unter dem Einflusse gebildeter und talentvoller Brasilier und Portugiesen vielfache Nahrung. Er bereicherte sich mit Kenntnissen und erlangte in einzelnen Fertigkeiten eine Art von Meisterschaft; aber die Leitung seiner Übungen war, vorzüglich seit dem Tode seines Erziehers, des ehrwürdigen und hochgebildeten Johann Kadema, der an Gift starb, ohne Plan. Daher hatte seine vielseitige Bildung keinen festen Grund, sein kräftiger Wille keinen sichern Haltpunkt, sein feuriges Temperament keinen Zügel und seine außerordentliche Thätigkeit keine Regel. Bei ungewöhnlicher Körperkraft ermüdet ihn keine Anstrengung; nicht ganz ohne Charakterstärke, ist er in einem hohen Grade beharrlich; mit den Forderungen der Zeit nicht unbekannt, erfährt er lebhaft glänzende Verbesserungsentwürfe: aber die sittliche Stärke des Willens und die Klarheit eines überlegenen Geistes scheinen ihm zu fehlen. Er umfaßt zu viel und handelt zu rasch. Aus der frühern Bildungsgeschichte Don P.'s ist bekannt, daß er die römischen und die vaterländischen Dichter, besonders die epischen, mit Interesse las. Er übte sich im Übersetzen aus dem Englischen und versuchte sich in der Dichtkunst. In der Musik erlangte er eine solche Fertigkeit, daß er nicht allein mehre Instrumente spielt, sondern auch für die Kapelle des Hofes zu Rio Janeiro viele Stücke componirte. Mechanik trieb er mit Lust; er baute ein großes Billard und das Modell eines Kriegsschiffs. Kräftig und gewandt wußte er einen Wagen mit vier und mehr Pferden zu lenken. Das Schicksal Portugals entflammte seine Theilnahme an dem Gange der Politik, des Krieges und der Gesetzgebung. Er las Filangieri's wortreiche Werke, machte sich mit Benjamin Constant's Schriften bekannt und studirte die Kriegswissenschaften. Die Jagd härtete seinen Körper ab.

Als Johann VI. am 17. Dec. 1815 Brasilien zu einem Königreiche erhob, verlieh er seinem Sohne Don P. den Titel eines königlichen Prinzen; allein zwischen dem Vater und ihm drängte sich die Eifersucht ränkevoller Minister und Hoflinge ein, sodas Don P. keine Theilnahme an der Regierung, nicht einmal den Beifß in Staatsrathe erhielt. Der Prinz liebte damals eine junge schöne Europäerin; doch entstand keine nähere Verbindung, und Don P. unterdrückte seine Neigung, als sein Vater durch den brasilischen Gesandten, Marquis Mariaiva, die Vermählung des Prinzen von Brasilien mit der Erzherzogin Leopoldine, Tochter des Kaisers Franz I. von Osterreich, abschloß. Diese Verbindung ward in Wien den 13. Mai 1817 durch Procuracion gefeiert, und am 5. Nov. dieses Jahres



begrüßte der Prinz seine Braut im Hafen von Rio; am folgenden Tage führte er sie als seine Gemahlin in das Schloß Boa-Vista ein. Bald beschränkte sich Don P. fast nur auf seinen häuslichen Kreis, auf seine Studien und Übungen; denn der rasche Entschluß, mit welchem er, bei Gelegenheit eines Aufstandes in Pernambuco, seine Hausleute und Diener ausgerüstet, sie in den Waffen geübt und seinem Vater zum Kampfe gegen die Auführer dargeboten hatte, gewann ihm zwar die Liebe des Volkes, aber nicht das Vertrauen der Minister. Die Policei bewachte seine Schritte um so argwöhnischer, da seine Unzufriedenheit mit dem planlosen und fehlerhaften Gange der Verwaltung bekannt war. Als aber die Nachricht von der Erhebung Portugals (seit dem 24. Aug. 1820) zu einem constitutionellen Leben auch in Brasilien dasselbe Verlangen entzündete, bat der Prinz, welcher das Zeitbedürfniß besser erkannte als die Minister, seinen Vater um Gehör. Mit großer Lebhaftigkeit stellte er dem Könige vor, das einzige Mittel, die Rechte des Thrones bei der unvermeidlichen Reform des politischen Zustandes des Reiches zu erhalten, sei, wenn diese Reform vom Throne selbst ausginge; er widersprach der Ansicht der Minister, welche Englands Hülfe aufzurufen anriethen, um den Aufstand in Europa zu unterdrücken. Don P.'s Anhänglichkeit an die Sache der Freiheit und sein Widerstand gegen Gewaltmaßregeln gewannen ihm die Volkspartei, und die portugiesischen Truppen in Brasilien wagten es, sich für die Sache der Cortes von Lissabon zu erklären. Der König schwankte zwischen seinem Staatsrathe, in welchem man schon von der Deportation des Prinzen nach Gibraltar sprach, und den großherzigen Ansichten seines Sohnes. Endlich kündigte ein vom Minister Palmella bewirktes Decret vom 22. Febr. dem Volke die Bildung eines Ausschusses an, welcher die politischen Reformen vorschlagen sollte. Allein diese Zögerung erregte Verdacht, der Prinz tadelte das langsame und zweideutige Verfahren; die portugiesischen Truppen griffen zu den Waffen, und das Volk von Rio stürmte durch die Straßen. Don P. hatte zwar noch in der Nacht vom 25. Febr. die Ruhe durch seine persönliche Gegenwart erhalten; als aber der Aufstand am 26. allgemein zu werden drohte, stellte er dem Könige die Größe der Gefahr so lebhaft vor, daß er Vollmacht erhielt, dem Volke Alles zu bewilligen. Nun erfolgte durch ihn auf dem Plage do Rocio die Bekanntmachung des constitutionellen Systems, die Eidesleistung auf die Constitution, welche die Cortes zu machen berufen seien, und die Ernennung der neuen Minister. Don P. war jetzt der Abgott des brasilischen Volkes. Nachdem er die Ordnung hergestellt und der gesetzmäßigen Einführung des Repräsentativsystems die nöthige Bürgschaft gegeben hatte, zog er sich in sein Privatleben zurück. Aber bald darauf bestimmten den König seine Minister und die Häupter der Militairpartei, nach dem Verlangen der Cortes von Lissabon in das Stammland seines Hauses zurückzukehren. Nun entstand eine dumpfe Gährung in Rio, welche die vom Könige zur Erwählung der Deputirten für die Cortes zu Lissabon, am 21. Apr. 1821 berufene Versammlung von Wahlherren zu ungemessenen Forderungen verleitete. Portugiesische Truppen trieben mit Gewalt die Versammlung auseinander, und der König ging ungehindert am 26. Apr. mit seiner Familie unter Segel. Don P. blieb zurück als Regent, durch das Decret vom 22. Apr. 1821, an der Spitze einer von Johann VI. für Brasilien niedergesetzten Regierung. Seit jenem blutigen Tage aber, der in Lissabon statt Ahndung nur Billigung fand, keimte in dem Herzen der Brasilier ein tödlicher Haß gegen Portugal und den portugiesischen Namen. Selbst das bisherige Vertrauen zwischen Don P. und Brasilien ward allmählig untergraben; endlich führten Factionskämpfe und gegenseitige Verschuldungen von sich stieß, weil er ein Portugiese war.

Die Geschichte dieses zehnjährigen Zeitraumes vom 26. Apr. 1821 bis

zum 7. Apr. 1831  
 führen davon nur  
 Dürftig, bei er  
 zu vorliegen und  
 möglichsten Fortsch  
 Wert einiger Jäh  
 nicht zu groß. P  
 ist Welt kein  
 bei Despotismus, d  
 hätte es Don P. nicht  
 nicht eines Reform  
 von Ministern, Nach  
 möglich. Jhn (s  
 möglich (sines Ebor  
 als Reich und F  
 beherzigen er mit  
 seiner eignen S  
 Das Gaus, wo  
 einzelne Theile  
 Ketten, die Ente  
 Allgemeinen ein  
 Don P. als Prin  
 die Provinzen die  
 nicht voranzugien  
 die Verschickung, m  
 haben; die Kam  
 Regierung zu unter  
 den Rest aus dem A  
 mit der Masse von  
 Ruhe und Unzert  
 dinstellen wider h  
 behalte sich diese  
 zu dem Zustand zu  
 zu Klären, eine  
 kommen thaten nich  
 an der Gerechtigkeit,  
 an die Bildung,  
 nicht an der Ann  
 dem unterworfen  
 die Schritte und  
 Lösung geben.  
 nicht, sich von R  
 von. Dadurch  
 von Provinzen,  
 nicht Leseigung v  
 besorgten Einbo  
 zu haben. Ne ab  
 nicht so Provinzial  
 der Sprache man  
 dem Bestehen traf  
 dem nachsehen, t  
 Gruppe kamen. D



zum 7. Apr. 1831 ist in dem Artikel Brasilien erzählt worden. Wir führen daraus nur das Wichtigste an, was sich auf Don P. bezieht. Es ist Thatsache, das er alle Parteien in Brasilien auf die Grundlage der Constitution zu vereinigen und den Zustand der Sklaverei und des Absolutismus in den einer gesetzlichen Freiheit umzubilden bemüht war. Allein diese Aufgabe war nicht das Werk einiger Jahre, sondern mehrer Geschlechtsfolgen, und in jedem Fall für seine Kraft zu groß. Brasilien war für das constitutionnelle Leben noch nicht vorbereitet; das Volk kein bildsames Naturvolk, sondern angesteckt von dem Gifte der Üppigkeit, des Despotismus, des Fanatismus und des Böhsinnes. Um durchzugreifen, fehlte es Don P. nicht bloß an dem Genie, sondern auch an der unumschränkten Macht eines Reformators, wie Peter der Große war. Ebenso wenig fand er bei seinen Ministern, Rathgebern, Vertrauten und übrigen Umgebungen die nöthige Unterstützung. Ihn selbst verleitete die Heftigkeit seines Temperaments und die Haltlosigkeit seines Charakters zu Misgriffen und Fehlern. Er gab vielfache Blößen als Mensch und Fürst. So wurde er, von Ereignissen und Verhältnissen, die zu beherrschen er nicht groß genug war, umstrickt und fortgerissen, endlich das Opfer seiner eignen Schöpfung, des von Europa emancipirten Kaiserthums Brasilien. Das Ganze, was er schuf, glich einem ungeheuern öden Palaste, in welchem nur einzelne Theile ausgebaut sind. Don P. hob den Frohdienst, die Geißel, die Ketten, die Entehrung, das Brandmarken auf, allein die Rechtspflege blieb im Allgemeinen ein Chaos von Unordnung und Willkür. Im Staatshaushalte gab Don P. als Prinz-Regent das Beispiel der Ordnung und Sparfamkeit; allein die Provinzen hielten ihre Zahlungen zurück, die Bank wurde schlecht verwaltet, und später veranlaßten die kaiserliche Hofhaltung, der Krieg mit Buenos Ayres und die Verwicklung mit der europäischen Politik wegen Portugals Thronfolge große Ausgaben; die Kammern aber, statt zweckmäßig zu helfen und gute Entwürfe der Regierung zu unterstützen, verloren im politischen Ideen- und Parteikampfe ihren Beruf aus dem Auge, und das reiche Land blieb ein armer verschuldeter Staat mit einer Masse von Kupfergeld. Don P. war bedacht auf die Erziehung des Volkes durch Unterricht. Er stellte die in eine Caserne verwandelte St.-Joachimsschule wieder her; er stiftete Schulen des gegenseitigen Unterrichts und besuchte selbst diese und andere Anstalten (Hospitäler, das Findelhaus u. a. m.), um ihren Zustand zu prüfen; er gründete höhere wissenschaftliche Lehranstalten, eine Militair-, eine See-, eine Kunstakademie und eine Sternwarte; allein die Kammern thaten nichts, um den Sklavenpöbel aus seiner Rohheit herauszuziehen, und die Geistlichkeit, bis auf einzelne Ausnahmen, beförderte mehr den Aberglauben als die Bildung. Die Verschmelzung der Portugiesen und Brasilier scheiterte gänzlich an der Anmaßung der Cortes zu Lissabon, welche fortwährend Brasilien als eine unterworfenen Provinz behandelten, und an dem Übermuthe der portugiesischen Offiziere und Soldaten in Brasilien, die mehr als ein Mal das Beispiel der Empörung gaben. Ja, die Cortes selbst foderten die Statthalter in den Provinzen auf, sich von Rio zu trennen und unmittelbar mit Lissabon in Verbindung zu treten. Dadurch verlor die Regentschaft die Zuflüsse aus Bahia, Maranhao und andern Provinzen. Nun dachte das Volk in Rio und besonders in Pernambuco an völlige Losreißung von Portugal; allein der Prinz that (Oct. 1821) den unruhigen Bewegungen Einhalt, die schon damals seine Erhebung auf den Thron herbeiführen sollten. Als aber die beiden Decrete der Cortes vom 29. Sept. 1821, durch welche sie Provinzialstatthalterschaften in Brasilien anordneten und die Rückkehr des Prinzen nach Lissabon befahlen, am 10. Dec. in Rio anlangten, und Don P. schon Anstalten traf, nach Europa unter Segel zu gehen, drohte eine Revolution auszubrechen, welche Brasilien von Portugal losreißen und in blutige Anarchie stürzen konnte. Die Brasilier erklärten dem Prinzen am 15. Dec.: „Entweder



Sie reisen, und wir erklären uns für unabhängig, oder Sie bleiben, und wir bleiben mit Portugal verbunden.“ Der Prinz war gezwungen, die Vollziehung der Decrete aufzuschieben. Als nun eine Adresse von S. Paulo vom 24. Dec. 1821, die der Vicepräsident Joseph Bonifaz d'Andrada verfaßt hatte, in den stärksten Ausdrücken ihn beschwor in Brasilien zu bleiben, um den Bürgerkrieg zu vermeiden; als eine Flugchrift des Franz de Franza Miranda: „Brasilien's Erwachen“, die Begeisterung des Volkes von Rio für die Trennung von Portugal aufs Höchste steigerte, und als am 9. Jan. 1822 der Senat von Rio dem Prinzen durch ein Manifest feierlich erklärte, daß, sobald er Brasilien verlasse, es sich für unabhängig erklären würde, so antwortete Don P.: „Da es zum Wohle Aller dient, so schwanke ich nicht. Sagt dem Volke, daß ich bleibe.“ Das Volk jubelte; aber die portugiesischen Offiziere verschworen sich, den Prinzen am 11. Jan. durch List und Gewalt zur Abreise zu nöthigen. Auch die Minister verließen ihn am 12. bis auf den Marineminister Farinha, weil ihre Anstellung nun erloschen war. Darauf ernannte der Prinz am 16. Jan. neue Minister. (S. Andrada.) Don P. hatte seinen Vater fortwährend von allen Ereignissen in Kenntniß gesetzt, und am 23. Jan. schrieb er ihm, er habe so handeln müssen, um die Vereinigung der beiden Königreiche zu erhalten. Der Aufruhr der portugiesischen Truppen dauerte fort, und in dieser unruhigen Zeit starb am 14. Febr. der Sohn Don P.'s, der Infant Johann. Die Truppen wurden besiegt und mußten sich am 15. nach Portugal einschiffen. Aber auch in Rio und in den Provinzen gab es eine portugiesische Partei, deren aufrührische Bewegung jedoch Don P. bald unterdrückte. Dafür ertheilte ihm das Volk von Rio am 13. Mai, dem Geburtstage Johann VI., den Titel eines Vertheidigers von Brasilien. \*) Hierauf verlangte das Volk durch den am 2. Jun. versammelten Rath der Generalprocuratoren, eigne Cortes zu haben, und der Prinz meldete dies seinem Vater als ein gerechtes, nicht zu verweigerndes Verlangen. Nun berief der Prinz eine durch Volkswahl ernannte allgemeine constituirende und gesetzgebende Versammlung. Wir wollen die Eidschwüre nicht aufzählen, welche bei dieser und spätern feierlichen Gelegenheiten dem Prinzen von dem Volke und den Behörden geleistet wurden. Gewiß ist, daß die kurzfristige Politik der Cortes in Lissabon die nächste Schuld trug, daß Brasilien seine Eide gegen Portugal brach. Denn das lissaboner Decret, welches die Beschlüsse Rios vom 9. Jan. vernichtete, sprach Brasilien's Trennung aus, indem es die höchsten Behörden Brasilien's aufhob, Brasilien's Schuld für keine Nationalschuld erklärte, den Prinzen bestimmt zurückrief, und gegen alle Stadträthe, welche Don P. beschworen hatten, Brasilien nicht zu verlassen, einen Verhaftungsbefehl erließ. Jetzt war der allgemeine Ruf Unabhängigkeit! Die portugiesische Partei stimmte, und Don P. war von dem Augenblicke an ganz Brasilier. „Nichte dich“, hatte ihm sein Vater geschrieben, „nach den Umständen. Handle mit Weisheit und Klugheit.“ Er sah in der neuen Wendung jedoch nur eine Trennung von den Cortes zu Lissabon, nicht von dem Könige. In diesem Sinne meldete er seinem Vater die Ereignisse am 19. Jun.

Pernambuco zuerst hatte ihn am 1. Jun. zum Regenten ohne Beschränkung in der Vollziehungsgewalt ernannt; bald folgte ganz Brasilien. Nun erließ Don P. als Prinz-Regent das Manifest vom 1. Aug. 1822, worin er jene Lossagung von den Cortes öffentlich aussprach. Der Ruf des berauschten Volkes erhob sich, ihm die Kaiserkrone anzubieten. Der Stadtrath von Rio mußte dies im Namen der Bürger thun, und — Don P. nahm die Krone an. \*\*) Am 12. Oct.

\*) Don P. hatte den eines Beschützers abgelehnt.

\*\*) Wahrscheinlich der Worte seines Vaters eingedenk, der vor seiner Abreise ihm gesagt hatte: „Pedro, wenn Brasilien sich von Portugal trennen will, so geschehe es lieber für dich, der du mich immer verehren wirst, als für Einen dieser Abenteurer.“

1822 am 11ten Oct  
 von dem Senat  
 der von Brasilien  
 vom portugiesischen  
 des Jahres, als  
 Offiziere der Kaiser  
 darauf drang  
 eine Adresse  
 die Minister  
 (S. Andrada)  
 an Brasilien  
 am 23. Jan.  
 Königreiche  
 dauerte fort  
 am 14. Febr.  
 nach Portugal  
 unterdrückte  
 am 13. Mai  
 am 2. Jun.  
 Cortes zu  
 ernannte  
 nicht aufzählen  
 die Eidschwüre  
 die nächste  
 die Beschlüsse  
 die höchsten  
 erklärte  
 den Prinzen  
 gegen alle  
 Brasilien  
 den Cortes  
 nicht von dem  
 am 19. Jun.  
 zum Regenten  
 ernannt  
 bald folgte  
 das Manifest  
 worin er jene  
 öffentlich  
 erhob sich  
 ihm die  
 Stadtrath  
 im Namen  
 und —  
 am 12. Oct.





1822 an seinem Geburtstage ward er in Rio auf dem Annenfelde, und an demselben Tage in S.-Paul, Minas geraes, Sta.-Catarina und Rio grande zum Kaiser von Brasilien ausgerufen. Er wurde am Jahrestage der Befreiung Portugals vom spanischen Joch 1640, den 1. Dec. 1822 gekrönt. Am 3. Mai des folgenden Jahres, als dem Jahrestage der Entdeckung Brasiliens durch Cabral 1500, eröffnete der Kaiser die erste constituirende und gesetzgebende Versammlung. Bald darauf hemmte ein Unfall seine Thätigkeit. Er brach bei einem Sturze mit dem Pferde eine Rippe, und die Feinde der einflussreichen Andrada wußten diesen Ministern so viele Hindernisse zu erregen, daß sie ihre Entlassung nahmen (17. Jul. 1823). Von dieser Zeit an schien Don P., zwischen den verschiedenen Parteien hin- und herschwankend, mehr seinem unglücklichen Genius zu folgen. Er löste die constituirende Versammlung am 12. Nov. auf, noch ehe sie ihr Werk vollendet hatte, und berief eine neue, machte aber schon am 11. Dec. einen neuen mit dem Staatsrath entworfenen Constitutionsplan bekannt, den er als Grundgesetz am 25. März 1824 beschwor. Im folgenden Jahre schloß er am 29. Aug. mit seinem Vater einen Vertrag, durch welchen dieser Monarch Brasilien als ein von Portugal getrenntes Kaiserthum anerkannte und den Ehrentitel eines Kaisers von Brasilien annahm. In einem spätern Vertrage vom 15. Nov. 1825 erkannte Johann VI. seinen Sohn als Prinzen von Portugal und dessen Erbfolge auf den portugiesischen Thron an. Während hierauf der Kaiser Don P. den unglücklichen Krieg (10. Dec. 1825) mit Buenos Ayres wegen Monte Video und der Banda oriental führte (s. Brasilien), starb Johann VI. am 10. März 1826. Die Nachricht davon kam nach Rio am 16. Apr. und Don P. betrachtete sich als den Erben des portugiesischen Thrones, gab Portugal eine freie, der brasilischen ähnliche Constitution (Carta de lei vom 19. Apr. 1826), bestätigte am 26. Apr. die Fortdauer der von Johann VI. errichteten Regentenschaft, und befahl am 30., daß die Deputirten zu den Cortes gewählt und unmittelbar darauf versammelt werden sollten. Da er aber die vom brasilischen Volke und den Kammern heftig getadelte Vereinigung der Kronen Portugals und Brasiliens mit den Interessen beider Länder für unvereinbar hielt, so trat er durch die Entsagungsacte vom 2. Mai 1826 bedingungsweise „aus freiem Antriebe sein unbefreitbares Recht an das Scepter und die Oberhoheit Portugals“ seiner Tochter Maria da Gloria (s. d.) ab. Wie diese Verfügungen, insofern sie Don Miguel betrafen, von demselben anfangs erfüllt und dann 1828 umgestoßen wurden, ist unter diesem Artikel und unter Portugal erzählt. Der Kaiser begab sich am 24. Nov. 1826 zur Armee an der Grenze der Banda oriental, trat aber schon am 15. Jan. 1827 in Rio wieder ein. Unterdessen war seine Gemahlin Leopoldine am 11. Dec. 1826 gestorben; eine vortreffliche Mutter, eine gütige und mildthätige Fürstin. \*) Sie besaß die Achtung und Liebe aller ihrer Umgebungen, wußte aber nicht durch gefallende Sorgfalt im Außern die Zuneigung ihres Gemahls zu fesseln, daher gelang es einer stolzen, schönen Frau am Hofe zu Rio, die Don P. zur Marquise de Santos erhob, die Bühlerin des Kaisers zu werden; eine unwürdige Verbindung, die Don P. in der Folge zerriß.

Das größte Hinderniß einer fortschreitenden, thätigen Verwaltung lag in der vielfachen Verwickelung der Parteien, welche einander entgegenwirkten und in das Getriebe des Staatslebens bald öffentlich, bald insgeheim eingriffen, nur um dasselbe nach ihren Absichten zu lenken. Die gebildetsten und unternehmendsten Bürger waren unstreitig die Freimaurer. Don P. glaubte, als Großmeister der brasilischen Freimaurerei und als Königarchont des Apostolats — einer von ihm selbst

\*) Sie hinterließ ihrem Gemahl außer dem jetzigen Kaiser von Brasilien Pedro II., drei Töchter: Januaria, geboren 1821; Marianne, geboren 1823; Franziska, geboren 1824.



zur Zeit der Revolution zu Rio gestifteten geheimen Gesellschaft — das Übergewicht der Maurer in Staatsachen zu mäßigen und mittels ihrer Verzweigungen im ganzen Reiche einen unmittelbaren Einfluß zu behaupten; allein er verwickelte sich dadurch in Verhältnisse, die seiner unabhängigen Stellung als Staatsoberhaupt schaden und ihn manchen Eingebungen zugänglich machten, die mehr seiner Eitelkeit, das Haupt des Liberalismus zu sein, schmeichelten, als seine Herrschaft befestigten. Daher unternahm er zu viel auf einmal, und die Widersprüche in den alten, noch bestehenden, verdorbenen Einrichtungen — z. B. beim Zollwesen und in der Rechtspflege — mit den politischen Glanzgebilden einer in Brasilien noch nicht gereiften Cultur, z. B. Freiheit der Presse, die ein Feuerherd aller Leidenschaften wurde \*), und mit den Prunkanstalten der Wissenschaft, bei welchen die angestellten ausländischen Gelehrten in der Volksbildung keinen Boden fanden: diese Widersprüche in der innern Verwaltung, wozu noch Don P.'s europäische Politik und die Creditabhängigkeit des Staats von England kamen, fesselten die Thätigkeit des Kaisers und seiner Minister bei jedem Schritte, den sie vorwärts thun wollten. Daraus entstand aber auch der Zwiespalt Don P.'s mit seinen Ministern, und beider mit den Kammern, sowie dieser unter sich, und aus allen ging endlich die Auflösung des moralischen Bandes hervor, welches bisher einen portugiesischen Erbprinzen mit dem freien, stolzen und feurigen Brasilier vereinigt hatte. Die freundlichste Popularität, mit welcher der Kaiser anfangs Jedem aus dem Volke den Zutritt gestattete und in Gespräche sich einließ, konnte diesen beweglichen, südlisch-lebhaften Tropenbewohnern keine herzliche Zuneigung zu dem Fürsten ihrer Wahl einflößen. Don P. fühlte dies bald; daher läßt sich, bei der natürlichen Strenge und Heftigkeit seines Naturells, es erklären, warum er in den letzten Jahren mehr auf seine portugiesischen Umgebungen hörte und in einzelnen Fällen zu Handlungen des Absolutismus sich entschloß, welche ihm den Verdacht despotischer Gesinnungen zuzogen. Die liberale Partei beschuldigte ihn der Heuchelei und des Verraths; die alte Kirchenpartei verabscheute ihn als das Haupt der Freimaurerlogen. Aber auch die fortwährende Meuterei und offene Empörung der fremden Soldtruppen, denen der Staat nicht Wort halten konnte, enthüllten die Schwäche einer Regierung, welche nur mit Hülfe der britischen und französischen Kriegsschiffe (12. Jun. 1828) die Aufrehrer zur Unterwerfung nöthigen konnte. Der keineswegs glorreich geführte Krieg mit der Platarepublik, die Zerrüttung der Finanzen und die europäischen Interessen Don P.'s, der für die Rechte seiner Tochter gegen Portugal sich rüstete, vermehrten noch das Mistrauen der Brasilier gegen ihren Kaiser. Er durfte es nicht einmal wagen, die fremden, für seine Tochter geworbenen Truppen in sein Land aufzunehmen, noch den portugiesischen Emigranten in Brasilien eine gastfreundschafliche Aufnahme zu gestatten. Zu dem allen kamen die eigennützigen, ja wucherischen Mittel, durch welche Don P.'s Verwalter die Nutzungen seines Privateigenthums erhöhten. So ward das öffentliche Urtheil gegen den Kaiser immer feindseltiger. Die Deputirtenkammer von 1829 verwarf nicht allein die von der Regierung vorgeschlagenen Maßregeln, sondern sie beleidigte durch Äußerungen und Anträge den Kaiser persönlich. Da nun die Zeit der vierjährigen Wahl verfloßen war, so hob der darüber unwillige Monarch am 3. Sept. 1829 die Sitzung mit den trockenen Worten auf: „Erlauchte und würdige Repräsentanten der brasilischen Nation, die Sitzung ist geschlossen!“

In die Geschichte dieses Jahres fällt Don P.'s zweite Vermählung. Man suchte ihn davon abzubringen, und die Marquise de Santos erschien wieder zu Rio; allein der Kaiser hatte schon die Prinzessin Amalie von Leuchtenberg zu seiner Gemahlin erkoren, und ließ der Marquise befehlen, unverzüglich das Gebiet Bra-

\*) Nur wenige Blätter, wie das „Diario fluminense“, waren constitutionell-monarchisch, die übrigen mehr oder weniger anarchisch oder republikanisch.



silien zu verlassen. Sie gehorchte nicht, sondern berief sich auf den Schutz der Verfassung. Nun vernichtete Don P. ungroßmüthig das Decret, durch welches er ihr jenen Titel und ein jährliches Einkommen von 200,000 Francs gegeben hatte. Die kaiserliche Braut kam, nebst der unmündigen Königin von Portugal, am 16. Oct. in Rio an, und am 17. Oct. 1829 ward die Vermählung vollzogen. Bald nachher traf den Kaiser auf einer Spazierfahrt das Unglück, daß die Pferde flüchtig wurden und der Wagen umschlug. Bei dem Sturze zerbrach er ein paar Rippen; seine Tochter, Donna Maria, und sein Schwager, der Herzog von Leuchtenberg, die in demselben Wagen sich befanden, erhielten schwere Verletzungen. Der Kaiser genas erst am Ende des Jahres. So zufrieden aber auch jetzt sein häusliches Leben sich gestaltete, so wenig kehrte die Eintracht mit seinem Volke und das Vertrauen der Kammern zurück. (S. Brasilien.) Denn der Hofstaat, mit welchem Don P. seine Tochter, die Königin von Portugal, umgab, die Gesandtschaften an europäischen Höfen, um die gegenseitige Hofetikette zu bestimmen und an den kaiserlichen Ehren Theil zu nehmen, und um der unmündigen Donna Maria den Besitz der alten Krone seiner Familie zu sichern, die Verwendung der zur Bezahlung der Dividenden der brasilischen Schuld bestimmten Fonds für die Kosten des Kampfes um Portugals Besitz, selbst die geringfügigen Unterstützungen, welche Don P. den treuen Portugiesen, die ihr Vermögen für die Sache der Donna Maria aufgeopfert hatte, zukommen ließ: dies Alles sahen die Brasilier als eine Verschleuderung der Hülfquellen ihres Landes an, und der Vorwurf, daß Don P. sein Privat- oder Familieninteresse dem des brasilischen Volkes nicht unterordnen und nachsetzen wolle, erklärt zunächst die spätere Katastrophe von 1831, welche die Factionen, die den Föderalismus oder Republikanismus bezweckten, durch anarchische Mittel (Aufregung durch die Presse und Aufwiegelung des Sklavenpöbels) beschleunigten. Don P. selbst vergriff sich in der Wahl seiner Vertrauten (s. *Barbacena*), und verfehlte das rechte Mittel, in der einflußreichen Provinz Minas geraes sein Ansehen zu befestigen; endlich brachte der Übermuth seiner Freunde und Anhänger, die sogenannte portugiesische Hospartei (des *Aulismo* und *Lustianismo*) die Gährung zum Ausbruche. Als nämlich der Kaiser aus der Provinz der *Mineiros* nach Rio zurückkehrte, bereiteten ihm seine Anhänger einen festlichen Empfang. Dies erbitterte den Pöbel dergestalt, daß er am 11. März 1831 in Aufstand ausbrach, die Portugiesen und Reichen angriff, die Republik ausrief und jeden Muthwillen verübte. Zweiundzwanzig Menschen wurden im Handgemenge erstochen und über 200 verwundet. Mitten in dieser Aufregung des Parteihasses hielt der Kaiser am 15. März seinen Einzug. Das Militair hatte die Ruhe hergestellt; allein Don P. that nichts, um den Beschwerden der Nation, welche ihm eine Deputation von 25 Abgeordneten der Kammer vorlegte, abzuhelpen, oder seine die Portugiesen begünstigenden Acte zurückzunehmen. Die Deputation hatte nämlich die Schuld des Unmuths lediglich den Portugiesen und deren Ungestraftheit beigelegt, und erklärt, das Vertrauen der Nation zu der Regierung verschwinde gänzlich, falls diese nicht unparteiisch strafe; außerdem noch drohte sie mit der Rache der Nation. Dagegen berief der Kaiser, nachdem die Feier des Constitutionsfestes am siebenten Jahrestage derselben (25. März) ohne Störung stattgefunden hatte, am 3. Apr. eine außerordentliche Versammlung der Kammern, und ernannte am 5. ein völlig unpopuläres Ministerium. Als die Vorstellungen mehrerer Deputationen hierin keine Änderung bewirkten, erhob sich das Volk am 6. in Masse und die Truppen verließen den Kaiser. Also beschloß er zu Gunsten seines Sohnes Don P. von *Alcantara* abzutreten und nach Europa zu gehen. Dies geschah am 7. Apr. Schon die Nacht vom 6. zum 7. hatte er mit seiner Familie am Bord des englischen Kriegsschiffes *Warspite* zugebracht. Von hieraus ernannte er am 8. seinen Freund *José Bonifacio*







Stadt. Die Anstrengungen des miguelistischen Heers, Porto wieder zu nehmen, mißlangen, doch ward Don P., der hier eine Regierung im Namen der Königin Maria einsetzte, nach mehreren zum Theil blutigen Gefechten, die seit dem 27. Jul. 1832 wiederholt stattgefunden, auf den Besitz dieser von ihm stark besetzten und tapfer behaupteten Stadt beschränkt. Auch gelang es den Miguelisten, die See- und Landbatterien zu sperren, sodaß die Zufuhr an Verstärkungsstruppen aus England und Frankreich, sowie an Lebensmitteln, oft unterbrochen wurde, und in Porto Mangel und Krankheiten (Cholera) einrissen. Nachdem der heftige Angriff des miguelistischen Heers am 29. Sept. 1832 auf Porto mißlungen war, begann die Beschiesung dieser Stadt, welche aber mehr die Häuser traf, als die Befestigungswerke zerstörte. Nun hatte zwar auch Don P. eine Flotille unter dem Admiral Sartorius, welche die Mündung des Duero schützte und selbst eine Zeit lang den Tajo blockirte, aber sie konnte nach einigen nichts entscheidenden Gefechten mit Don Miguel's Kriegsschiffen, von Mitteln entblößt, wichtige Operationen nicht ausführen.

An diesem Bruderkriege nahmen fast nur Söldner, Fremde und Abenteurer, die portugiesische Nation als solche aber keinen Antheil. Hätten sich Volk und Heer für Don Miguel durch Priester und Mönche wahrhaft begeistern lassen, so würde Don P.'s kleine Schar bald aus Porto geworfen worden sein. Aber auch für Donna Maria zeigte sich keine Nationalerhebung; denn das Vertrauen zu Don P.'s Kriegsführertalent, zu seiner Verwaltungsklugheit und zu seinem Charakter schien zu fehlen; dazu kam bei den höhern Classen der Nation eine tiefere Abneigung, weil man ihm den Abfall Brasiliens vom Mutterlande und seine Kanonenschüsse gegen die portugiesischen Hülfstruppen, welche Rio in Gehorsam halten sollten, nicht vergeben konnte. Nur die Bewohner von Porto hatten sich alsbald für Donna Maria erklärt; die nördlichen Provinzen wurden durch Don Miguel's Truppen und Milizen abgehalten, dasselbe zu thun. Einzelne Häuflein Unzufriedener aus Don Miguel's Heere traten unter Donna Maria's Fahnen; allein nicht, wie es hieß, ganze Regimenter. Die Masse der Portugiesen, welche fast nur Fremde, die zum Theil sehr zuchtlos waren, für Don P. fechten sahen, mochte wol befürchten, daß Ausländer — Franzosen, Engländer, Italiener, Polen, Brasiler — dereinst als Sieger dem Lande sehr zur Last fallen und eine Tyrannie anderer Art herbeiführen könnten. Hat doch selbst Donna Maria nur eine ausländische Erziehung erhalten! Selbst der Marquis von Palmella ist im Auslande geboren und erzogen, daher die Abneigung gegen ihn in Portugal. Nun gab es aber auch in Don P.'s Hauptquartier Zwiespalt und Unordnung. Mit aller seiner Thätigkeit konnte er kein Heer taktisch organisiren, mit allem persönlichen Muthen kein Vertrauen zu seiner unsichern Oberleitung einflößen. Oft mischte er sich störend in die Plane seiner Minister und Generale. Es fehlte ihm an Geld, und Mangel aller Art erzeugte vielfachen Druck in dem eng eingeschlossenen Porto. Schon der Wechsel der Minister bewies, daß Factionen an seinem kleinen Hofe das alte Intriguenspiel fortsetzten. Endlich stellte er den tapfern französischen General Solignac am 3. Jan. 1833 als Marschall und Majorgeneral an die Spitze der Truppen. Dieser gab den ungeordneten Scharen eine festere Organisation und militärische Haltung; allein gleichzeitig entließ Don P. (12. Jan. 1833) den Minister Palmella, welcher in London die Sache Donna Maria's mit großer Klugheit führte. Dadurch verlor er das Vertrauen des englischen und des französischen Cabinets, sodaß er sich genöthigt sah, den Grafen Palmella wieder anzustellen. Nun kamen mit diesem Staatsmanne im Frühjahr 1833 neue Truppen und Hülfsgelder nach Porto. Aber England und Frankreich vermieden fortwährend jede unmittelbare Intervention zu Gunsten der jungen Königin; sie warteten auf günstige Erfolge und die Unterwerfung einiger Provinzen, damit sie auch factisch



dieselbe als wirkliche Königin von Portugal — als Englands alte Bundesgenossin — anerkennen könnten. Indeß zog sich durch Don P.'s Mißgriffe die Sache immer mehr in die Länge; die von Solignac geleiteten Ausfälle (24. Jan.) und das Gefecht um den Besitz des Monte Covello (9. Apr. 1833) entschieden nichts. Jedoch war auf Don Miguel's Seite noch größere Haltlosigkeit und innere Auflösung sichtbar. Die Cholera ängstigte Lissabon; Heer und Seefoldaten hatten kein Vertrauen zu ihren Anführern, der Usurpator führte seine Sache größtentheils nur mit fremder Unterstützung, mit Anleihen in Paris und London, welche dort die Karlisten, hier die Tories begünstigten. Auch er wechselte die Heerführer seiner Truppen und leistete mit seiner persönlichen Gegenwart noch weniger als sein Bruder. Bei dem allen litt der britische Handel in Porto und Lissabon täglich neue Verluste, und die miguelistischen Behörden veranlaßten wiederholt diplomatische Beschwerten von Seiten Frankreichs und Englands. Beide Cabinete beschloßen daher, Spanien zu vermögen, in Übereinstimmung mit ihnen den Bruderkrieg zu Gunsten Donna Maria's zu endigen.

Allein Ferdinand VII. und sein Minister Zea wollten auf keinen Vorschlag, den der britische Gesandte in Madrid machte, eingehen; endlich brachte Don Miguel's Staatssecretair, der Vicomte de Santarem, durch die Aufnahme, welche er dem spanischen Infanten Don Carlos in Lissabon gewährte, es dahin, daß Spanien für Don Miguel's Interesse gleichgültiger wurde. Nun legten wenigstens Frankreich und England der Sympathie ihrer Nationen für Donna Maria kein Hinderniß in den Weg. Anleihen, Werbungen, Ankäufe von Waffen und Dampfschiffen hatten ungestörten Fortgang. So wuchs das Heer des eingeschlossenen Don P. endlich auf 16,000 Mann, und der Kriegsrath in Porto beschloß, einen Hauptschlag zu wagen. Nach vielen widersprechenden Entwürfen ward Solignac's Plan, grade auf Lissabon zu marschiren, verworfen und eine Expedition zur See unternommen. Solignac, der diese Expedition gänzlich widerrieth, nahm am 13. Jun. seine Entlassung, so auch der Viceadmiral Sartorius. Dagegen erhielt der englische Capitain Napier den Oberbefehl über die Flotille; er trat als Viceadmiral in die Dienste der Donna Maria und erhielt den Titel Ritter von Ponga. Darauf ließ Don P. eine Proclamation, datirt vom 15. Jun., im Lager der miguelistischen Truppen und in den Provinzen verbreiten, worin er die Entsendung eines Theils des Befreiungsheers ankündigte, welche die Treue der Portugiesen für ihre rechtmäßige Königin und die Charte unterstützen sollte. Am 20. segelte die kleine Flotte, die das Schicksal Portugals trug, aus der Mündung des Duero ab. Sie bestand aus dem Kriegsschiffe Don Pedro, einem Zweidecker, zwei Fregatten, zwei Corvetten, einer armirten Brigg und fünf Dampfschiffen. Die Landungstruppen, etwa 3000 Mann, standen unter dem Befehl des Grafen von Villalvor, welchen Don P. zum Herzog von Terceira erhoben hatte; unter ihm commandirte der General Brito. Der Herzog von Palmella begleitete die Expedition im Namen der Donna Maria und des Regenten. Don P. blieb in Dporto zurück; zum Oberbefehlshaber daselbst und zum Chef des Generalstabes wurde der General Graf von Saldanha ernannt, unter ihm standen General Stubbs und Andere. Anfangs glaubte man die Expedition nach dem Tajo bestimmt, sie ging aber nach Algarvien.

Unterdessen war der französische Gernarschall Bourmont von Don Miguel berufen worden, um den Oberbefehl über sein Heer zu übernehmen und mit der Tajo-Flotte Porto zu Wasser und Lande anzugreifen und mit Sturm zu erobern. Als aber Bourmont zu Falmouth nach Lissabon sich einschiffte, hatte Capitain Napier bereits mit der Expedition unweit Villareal an der Mündung des Guadiana, zwischen Cacella und Montegardo in Algarvien am 24. Jun. die Landung vollzogen. Die miguelistischen Besatzungen in Villareal, Lagos, Faro, Tavira



und andern Städten Algarviens leisteten keinen Widerstand. Ein Theil zog sich nach Alentejo zurück, ein Theil zerstreute sich, die Übrigen gingen zu dem Heere Villaflores über und mehr als 50 Offiziere erklärten in Lagos ihre Unterwerfung. Donna Maria wurde hier als Königin von Portugal ausgerufen; der Bischof von Faro trat auf die Seite der constitutionellen Königin; Kanonen und Gewehre, auch mehre kleine Schiffe, welche die Küste bewachen sollten, fielen in die Hände der gelandeten Truppen. Darauf ward in Faro eine Regentenschaft errichtet, in welcher der Herzog von Palmella den Vorsitz hatte, und Villaflores zog mit dem Heere nach Alentejo, indem er durch eine Proclamation die loyalen Portugiesen zu den Waffen für die legitime Königin gegen einen meineidigen Usurpator und für die constitutionelle Freiheit aufrief. Die Seestadt Sagres, und die Städte Loulé, Orlhao, Albufeira und Billanova erkannten die Königin an, noch ehe ihre Truppen daselbst erschienen. So war im Anfang des Jul. das ganze südliche Küstenland von Algarvien der Königin unterworfen, und der Ausgang des langwierigen Kampfes scheint der Entscheidung sich zu nähern. (S. Portugal.)

Don P. ist ein Mann unter mittlerer Größe, aber wohlbeleibt und stark, dabei von ungewöhnlicher Muskelkraft. Sein Haar ist schwarz, am Vorderhaupte stark, er trägt einen großen Backenbart, und seine Gesichtszüge haben etwas Rauhes und Abschreckendes; sein Benehmen ist, obgleich trocken, doch leutselig und höflich. Im Unglück hat er stets viel Ruhe und selbst Heiterkeit bewiesen. Er ist ein zärtlicher, aber strenger Vater. Ob er das Vertrauen der Nation wiedergewinnen, ob er mehr Menschenkenntniß als bisher zeigen und die Männer einer unwürdigen Camarilla künftig von sich fern halten wird, diese Fragen beantwortete die Zeit, welche das Urtheil der Nachwelt bestimmt. \*) (7)

Peel (Robert), Fabrikbesitzer, wurde zu Peel's Cross bei Lancaster, einem Landgute seines Vaters, am 25. Apr. 1750 geboren und zeichnete sich früh durch Geschäftsgewandtheit und technische Kunstfertigkeit aus. Wie mehre seiner Brüder zu den verschiedenen Zweigen der Baumwollmanufactur bestimmt, eiferte er dem berühmten Arkwright nach, und suchte das Maschinenwesen zum Vortheil seiner Manufactur zu benutzen. Erst 23 Jahre alt, verband er sich mit William Yates, einem ansehnlichen Fabrikanten zu Bury in Lancashire, und nach einer 10jährigen gewinnreichen Geschäftsverbindung heirathete er dessen Tochter. Um dieselbe Zeit konnte er schon ein großes Landgut in Lancashire kaufen und wenige Jahre nachher erwarb er bedeutende Besitzungen in Staffordshire und Warwickshire. Er legte 1780 in einer Flugschrift: „The national debt productive of national prosperity“, seine ziemlich paradoxen Ansichten über den Einfluß der Staatsschuld auf die Volkswirtschaft dar. Der Wohlstand, den seine Baumwollmanufactur in dem Flecken Lammworth verbreitete, verschaffte ihm einen so bedeutenden Einfluß, daß die Familie Townshend, die früher über die Stimmen der Wähler geboten hatte, ihm weichen mußte, und P. wurde zuerst 1790 zum Abgeordneten in das Parlament erwählt. Er behielt seinen Sitz bis 1820, wo er ihn zum Vortheil seines zweiten Sohns, William Yates P., aufgab. Der Erfolg seiner Gewerthätigkeit war so glücklich, daß er und sein Geschäftsgenosse Yates 1797 zu der freiwilligen Unterzeichnung für die Aufbringung der Kriegskosten 10,000 Pfund Sterling beitrugen. Bei der Ausrüstung der Landwehr stellte sich P. an die Spitze von sechs Compagnien, die meist aus den Werkleuten seiner Manufactur bestanden. Er hielt 1799 zu Gunsten der Union Irlands mit Großbritannien eine Rede, die man als die Ansicht des Manufacturinteresses betrachtete und die

\*) Vgl. „Correspondance de Dom Pèdre avec le feu Roi de Portugal Dom Jean VI, son père, traduite sur les lettres originales etc. par Eugène de Monglave“ (Paris 1827); Walsb's „Notices of Brazil in 1828—29“; die „Cronica constitucional“, Don P.'s Amtsblatt in Porto seit dem Jul. 1832.



viel Einfluß in Irland hatte. Pitt, dessen Verwaltungsmaßregeln er im Parlament eifrig unterstützte, verschaffte ihm 1800 die Baronetwürde. P. sprach 1802 kräftig zur Vertheidigung des vom Staatsruder abgetretenen Ministers. „Seinen Maßregeln“, sagte er, „glaube ich die Freiheit zu verdanken, daß ich in diesem Hause meine Gefinnungen aussprechen kann, ihm den Besitz des Vermögens und Glückstandes, die ich mir durch meinen Gewerbefleiß erworben habe. Ich spreche aber nicht bloß von mir und es läßt sich Dasselbe von Jedem sagen, der unter seinem Schutze sich durch Gewerbefleiß emporgeschwungen hat.“ Sein Manufacturgeschäft wurde so ausgebreitet, daß er 1815 bereits 15,000 Arbeiter beschäftigte und jährlich gegen 40,000 Pfund Sterling Accise bloß für gedruckte Baumwollenzeuche bezahlte. Mit besonderer Sorgfalt achtete er auf die persönliche Lage seiner Werkleute und auf den Gesundheitszustand der in seiner Manufactur arbeitenden Kinder, und um Andere durch sein Beispiel anzuregen, brachte er einen Gesetzentwurf zur Verbesserung der Lage der Lehrlinge in den Baumwoll- und Wollmanufacturen vor das Parlament. In seinem höhern Alter gab er die persönliche Leitung seiner Manufactur auf, die aber in Manchester als dem Hauptdepot noch fortdauert. Er starb im Mai 1830 und hinterließ den Ruf eines Mannes von unbesleckter Redlichkeit. Im Leben mildthätig gegen seine dürftigen Werkleute und Nachbarn, widmete er auch in seinem letzten Willen mehren wohlthätigen Anstalten ansehnliche Vermächtnisse. Man schätzte den Gesamtwerth seines Vermögens auf 2½ Million Pfund Sterling. Sein ältester Sohn erbte außer den großen Landgütern auch noch einen ansehnlichen Theil des übrigen Vermögens, und jeder seiner fünf jüngern Söhne erhielt 135,000 Pfund Sterling. Die Stempelgebühren bei der Übertragung der Erbschaft, die Abgaben von von den Vermächtnissen nicht gerechnet, betragen 15,000 Pfund Sterling, seit der Einführung des Stempelgesetzes der erste Fall, wo dieser höchste Satz gegeben wurde.

Peel (Sir Robert), englischer Staatsmann, der älteste Sohn des Vorigen, ward am 6. Febr. 1788 geboren, und erhielt seine erste Bildung unter der unmittelbaren Aufsicht seines Vaters, dessen Lehren ihm früh die Lebensregel einprägten, auf jedes vorliegende Geschäft zu achten und es mit Ernst zu vollbringen. In der Lehranstalt zu Harrow war er Byron's Mitschüler, der später von ihm sagte: „Wie standen immer in gutem Vernehmen. Lehrer und Schüler hegten große Erwartungen von P., und er hat sie nicht getäuscht. In der Kenntniß der gelehrten Sprachen war er mir überlegen, in Redebildungen stand ich ihm gleich; ich war außer der Schule stets in böse Hände verwickelt, er nie, und in der Schule hatte er immer seine Aufgabe an den Fingern, ich selten, aber wenn ich sie wußte, wußte ich sie beinahe ebenso gut.“ Von Harrow ging P. 1800 nach Dxford, wo er sich weniger durch glänzende Talente als durch Fleiß auszeichnete, und kam schon 1809 in das Parlament. Die Verwaltung, an deren Spitze damals Spencer Perceval stand, war in den Händen der Tories, deren Grundsätze noch vorherrschender wurden, als seit 1812 neben dem ersten Minister, dem Grafen Liverpool, Lord Castlereagh einen überwiegenden Einfluß gewann, und auch P. folgte seit seinem Eintritt in das öffentliche Leben einer Richtung, zu welcher ihn seine persönlichen Ansichten ebenso sehr als die politischen Verbindungen seines Vaters führten. Der Weg zum Staatsdienste öffnete sich ihm schnell. Er wurde schon 1810 Unterstaatssecretair für die Colonien und 1812 erster Secretair für Irland. Während er dieses wichtige Amt verwaltete, machte er mehre Gesetzworschläge, die jedoch nur auf die Entfernung der unglücklichen Wirkungen des zerrütteten gesellschaftlichen Zustandes der Insel, nicht auf die Heilung des Übels selbst, berechnet waren, wie 1814 die Erneuerung des Aufwuhrgesetzes, und die 1817 angeordneten Maßregeln, den Policeieinrichtungen eine kräftigere Wirksamkeit zu geben. Als Abbot, der Spr. cher des Unterhauses, 1817 zum Pair erhoben wurde, erwähnte die Univer-



sität Oxford P. zu ihrem Repräsentanten, und er wurde durch diese Verbindung noch mehr an die enge verbundenen Interessen der Aristokratie und der herrschenden Kirche gefesselt. P. fand bald Gelegenheit, dies zu bewähren, als er 1818 die Schule zu Harrow gegen den Ausschuss des Hauses der Gemeinen in Schutz nahm, welcher nach Brougham's Antrag auf Verbesserung der Volkserziehung auch die offen liegenden Gebrechen der höhern Lehranstalten untersuchen wollte. Nach dem Rücktritt des Lords Sidmouth 1822 zum Minister des Innern ernannt, betrat P. eine Laufbahn, in welcher er sich seinen Anspruch auf Nachruhm verdienen sollte. Bald nach dem Antritt seines Amtes zeigte er freilich, wie fest er an seinen politischen Meinungen und an den Traditionen der Torypartei hing, als er den Ansprüchen der katholischen Pairs auf ihre Sitze im Oberhause einen lebhaften Widerstand entgegensetzte, wie er denn auch drei Jahre später gegen Burdett's Antrag, alle Rechtsbeschränkungen der Katholiken aufzuheben, sich erhob, weil die gesetzlichen Ausschließungen für die Sicherheit der herrschenden Kirche unumgänglich nothwendig wären. Auf P.'s Ansichten hatten die freisinnigen Grundsätze Canning's, der nach Castlereagh's Tode ein überwiegendes Ansehen im Ministerium besaß, um so weniger Einfluß, da nach den Verabredungen, die der Graf von Liverpool mit seinen Amtsgenossen getroffen hatte, das Ministerium als Gesamtheit bei der Emancipationsfrage neutral bleiben sollte. Noch unter dem Einflusse der Grundsätze, die Castlereagh dem Ministerium als fremden Giftstoff eingepflegt hatte, setzte P. 1822 die Erneuerung des ungastlichen Gesetzes durch, das die Fremden der Willkür der Minister preisgab, trotz allen Anstrengungen, welche die Opposition seit 1814 dagegen gemacht hatte. Als P. 1824 noch einmal auf die Erneuerung des auf zwei Jahre gültigen Gesetzes mit einigen mildernden Abänderungen antrug, fand er lebhaftern Widerstand. Er stützte seinen Antrag auf den Grund, daß Umtriebe in England gegen befreundete Staaten verhütet werden müßten. „Ist dies der wahre Beweggrund“, sprach dagegen Lord Althorp, „gilt es nicht Englands Sicherheit und Wohlfahrt, warum fordern denn die Minister willkürliche Gewalt? Nur die dringendste Nothwendigkeit kann eine Abweichung vom Geiste der englischen Verfassung entschuldigen.“ Als unter Canning's Leitung die englische Regierung sich immer mehr von der Politik des Festlandes losgesagt hatte, brachte P. im Apr. 1826 einen Gesetzentwurf (New alien regulation bill) in das Parlament, welcher nur denjenigen Fremden, die sich auf längere Zeit in England aufhalten wollten, die Verpflichtung auflegte, von sechs zu sechs Monaten ihren Aufenthaltsort dem Minister des Innern anzuzeigen, den Ministern aber die Befugniß nahm, sie willkürlich aus dem Lande zu weisen, und wieder in England den Verfolgten eine Freistätte gewährte, so lange sie nicht, das Vertrauen der Regierung missbrauchend, das Land zum Mittelpunkt von verderblichen Anschlägen gegen befreundete Staaten machten.

Was Romilly, Mackintosh, Bentham und andere kundige und wohlmeinende Männer seit Jahren über die Gebrechen der englischen Gesetzgebung und die Mängel der Rechtspflege gesagt hatten, war ein Saatkorn geworden, das nicht auf immer von dem wuchernden Unkraut alter Mißbräuche erstickt werden konnte. Ihre Anstrengungen hatten heftigen Widerstand gefunden und für jedes angegriffene Gesetz wurde gekämpft wie für einen Theil der gepriesenen Weisheit der Väter. Einem Minister, der in die politischen Grundsätze jener Männer sonst so wenig einstimmt, war es vorbehalten, wenn auch nicht ihre umfassenden Entwürfe zur Verbesserung der englischen Gesetzgebung auszuführen, doch viel von dem Rost alter Barbarei zu entfernen. Was P. mit dem Beistande rechtskundiger Männer bewirkt hat, mag von Manchem überschätzt worden sein; und wie viel für die Verbesserung der Rechtspflege noch zu thun ist, hat Brougham in seiner berühmten Rede am 7. Febr. 1828 dargethan; aber Niemand kann P. das Verdienst absprechen, ei-



nen ehrenwerthen Anfang gemacht, den Boden zu einem Neubau geebnet zu haben, und selbst seine politischen Gegner haben seine wohlthätigen Bemühungen laut anerkannt. Er begann sein Werk 1825 mit einer neuen Ordnung für die Geschworenen, welche viele ältere Gesetze aufhob und zweckmäßige Verfügungen über die Wahl der Geschworenen gab, um die Unabhängigkeit derselben zu sichern. Darauf folgte 1826 ein Gesetz über die Verbesserung der Strafrechtspflege, das gleichfalls viele veraltete Verfügungen und Hemmnisse des gerichtlichen Verfahrens aufhob. Schwieriger war es, in die verwirrte Masse der seit Jahrhunderten aufgehäuften Strafgesetze Ordnung zu bringen, und die Gesetzgebung zu vereinfachen, um der, durch den mangelhaften Zustand derselben beförderten Zunahme der Verbrechen zu steuern. In der trefflichen Rede, die P. zur Begründung seines Antrags hielt, zeigte er, wie die Mängel der englischen Gesetzgebung hauptsächlich dadurch entstanden sind, daß die Gesetzgeber ihre Aufgabe nie von einem höhern Standpunkte auffaßten, und die einzelnen Gesetze meist durch das augenblickliche Bedürfnis, einem örtlichen Leiden des Staatskörpers abzuhelfen, veranlaßt wurden. So gab es 92 verschiedene Gesetze über den Diebstahl, und allein 12 Gesetze in Beziehung auf die Hehlung gestohlener Sachen, alle auf Veranlassung einzelner vorgekommenen Fälle gegeben. Ein Gesetz aus der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts, das sogenannte Metallgesetz, ließ es in Zweifel, ob es sich bloß auf unverarbeitetes Metall oder auch auf Metallwaren beziehe, und da das Zinn nicht genannt war, so hielten die Hehler den Ankauf von Zinngeschirren für unsträflich, bis das Zinngesetz gegeben wurde. In einem andern Gesetze, das von Juwelen, Gold- und Silbergeschirren sprach, waren aus Versehen die Worte „Uhr oder Uhren“ ausgelassen, und als nun 1783 Jemand eine gestohlene Uhr nebst Kette und Pfandschaft gekauft hatte, wäre es dem Vertheidiger bald gelungen den Hehler von der Deportation nach Botany-Bay zu retten.\*) P. ging von dem Grundsatz aus, den schon der Kanzler Bacon im 17. Jahrhundert als dringendes Bedürfnis anerkannt hatte, Gesetze, deren Gegenstand die Zeit hinweg genommen hat, aus der Gesetzsammlung zu tilgen, unbräuchlich gewordene ausdrücklich aufzuheben, andere zu vervollständigen oder zeitgemäß umzubilden, viele Strafgesetze zu mildern, die Masse zusammengehörender, sich ergänzenden oder auch theilweise aufhebenden Gesetze in ein Ganzes zu vereinigen. Durch P.'s Bemühungen wurden nur in Beziehung auf einige Gegenstände der Strafgesetzgebung über 200 ältere Parlamentsverordnungen in neue Gesetze zusammengedrängt, und, wie man berechnet hat, 12,162 Zeilen auf 2877 gebracht. In der Fassung der Gesetze hielt man die Mitte zwischen unbestimmter Kürze und der verwirrenden Weitschweifigkeit der alten Gesetzsprache. (Vergl. Englands Gesetze reformen der neuern Zeit.) Nur einen Theil des alten Gebäudes wollte auch P., durch Parteiinteressen befangen, kaum antasten lassen. Schon lange hatte man über die Kostspieligkeit und Verzögerung der Prozesse im Kanzleigerichte Beschwerde geführt und zur Begründung derselben schreiende Beweise vorgelegt. Lord Eldon, der als Lordkanzler über 20 Jahre diesem Gerichte vorgestanden, einer der ersten Pfeiler der Aristokratie, hatte oft den Vorwurf hören müssen, daß er einträgliche Mißbräuche beschütze. Als endlich die öffentliche Stimme im Parlament lauten Widerhall fand, erhob sich P. Er wolle die Klagen, sagte er, nicht als ganz ungegründet abweisen, aber der Lordkanzler habe bereits dem König die Abhülfe derselben empfohlen, und er setze hinzu, er werde nie in eine Untersuchung einwilligen, welche auch nur entfernt darauf ausgehe, den Kanzler zu beschuldigen. So wurde denn eine Untersuchungscommission ernannt, aber mit dem Lordkanzler an der Spitze. Erst drei Jahre später, als Lord Eldon sein Amt niederge-

\*) Vergl. „Report on the criminal law of England“ (1824).



legt hatte und P. zum zweiten Mal Minister des Innern war, wurde (1828) auf seinen Betrieb eine Commission ernannt, um den Zustand der höhern Civilgerichte zu untersuchen und Anordnungen zur Abkürzung des Proceßverfahrens vorzuschlagen.

Der Graf von Liverpool ward im Febr. 1827 durch eine schwere Krankheit den Staatsgeschäften gänzlich entzogen und es begann der Kampf der Parteien. Er hatte durch seine Persönlichkeit und die Redlichkeit seiner Gesinnungen, mehr als durch Geisteskraft, die an Talent, Charakter und Grundsätzen ungleichen, ja widerstreitenden Bestandtheile des Ministeriums zusammengehalten, und um die gefährliche Frage über die Ansprüche der Katholiken zu umgehen, ein Gleichgewicht der Meinungen unter seinen Amtsgenossen zu behaupten gesucht. Canning stand Eldon, Wellington und P. in Beziehung auf die wichtigsten Fragen der innern und äußern Politik schroff entgegen. Unter seinen Amtsgenossen konnte nur P. sein Mitbewerber um die höchste Stelle im Staate sein, die das Ziel seines gerechten Ehrgeizes war. Die Ansichten, die er im März 1827 zu Gunsten der Katholiken und für eine Veränderung der Getreidegesetze ausgesprochen hatte, trennten ihn auf immer von der Torypartei. Die Stimme der öffentlichen Meinung brachte ihn an die Spitze der Verwaltung. P. hatte sich der Aristokratie zu sehr hingegeben, seine Grundsätze zu entschieden ausgesprochen, als daß er hätte neutral bleiben können, obgleich er sich in der ersten Versammlung des Parlaments nach der Ernennung des neuen Ministeriums auf die sogenannten neutralen Bänke setzte. Er nahm das Wort, über seinen Austritt aus dem Ministerium Aufschluß zu geben. „Seit meinem Eintritte in das öffentliche Leben“, sprach er, „habe ich den Ansprüchen der Katholiken einen kräftigen Widerstand entgegengesetzt, wie es nach meiner Ansicht unsere Verfassung fodert, und ich bin meiner früher ausgesprochenen Meinung noch in ihrem ganzen Umfange treu. Ich hatte die, für die Katholiken geforderte Gewährung politischer Rechte für eine Maßregel, welche gefährliche Folgen haben und auch dahin führen muß, das Bestehen der herrschenden Kirche in Irland zu bedrohen. An Allem, was in Beziehung auf diese Frage geschehen ist, habe ich einen thätigen Antheil genommen, und kann daher nicht länger Mitglied einer Verwaltung bleiben, in welcher ich allem Ansehen nach der einzige Minister sein würde, der den Katholiken entgegen wäre, deren Ansprüche ich mit der Verfassung des Landes, mit dem Wohle und der Sicherheit der Kirche für unvereinbar halte.“ Nach diesen Erwägungen, fuhr er fort, habe er den Entschluß gefaßt, sich zurückzuziehen, wofern Canning an das Ruder komme, der in einer solchen Stelle mehr als je seine Lieblingsmeinungen begünstigen könne. Während er dem offenen Charakter seines „ehrenwerthen Freundes“ volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, hoffte er, von ihm gleiche Anerkennung zu finden, und wie die übrigen fünf, aus ihren Ämtern geschiedenen Tories verwahrte er sich gegen den Vorwurf, daß eine Verabredung über den gemeinschaftlichen Austritt stattgefunden habe, um den König bei der Bildung eines Ministeriums in Verlegenheit zu setzen. Jeder von ihnen sagte er, habe nur auf die Stimme seines Gewissens gehört. Er habe gewünscht, setzte er hinzu, mit der ehemaligen Verwaltung vereinigt zu bleiben, wenn sie den unter Lord Liverpool befolgten Grundsätzen treu geblieben wäre; er sei mit seiner Lage zufrieden gewesen, er habe keine Veränderung, keine Beförderung verlangt, und wäre irgend eine Einrichtung getroffen worden, dem ersten Minister den ihm gebührenden Einfluß zu geben, aber zugleich die früher befolgten Grundsätze festzuhalten, so würde er gern Minister geblieben und neben oder unter Canning gearbeitet haben. Die Beharrlichkeit, mit welcher P. seither seine Meinung ausgesprochen hatte, setzte ihn bei diesen Verhandlungen in eine günstige Stellung, und man konnte ihm das Verdienst fester Gesinnung nicht absprechen. Hatten die Tories ihre Entlassungsgesuche verabre-



det, was bei ihrer feindseligen Stimmung gegen Canning nicht unwahrscheinlich war, so gibt es doch keinen Grund, der P.'s Theilnahme bewiese, und es wurde durch Canning's eigenes Zeugniß bestätigt, daß P. ihm zwei Tage vor den übrigen Abdankungen seinen bedingten Entschluß, aus dem Ministerium zu treten, mündlich eröffnet hatte. Mag er in seiner öffentlichen Erklärung ganz aufrichtig gewesen sein, oder Eiferfucht auf den begünstigten Mitbewerber ihn gereizt haben, so muß man ihm doch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er sich von der Leidenschaftlichkeit, mit welcher die Tories Canning bis zu seinem Tode verfolgten, fern gehalten hat. Als nach der Auflösung des uneinigen Ministeriums unter Lord Goderich der Herzog von Wellington an das Ruder kam, wurde auch P. Mitglied der neuen Verwaltung. Nach seiner Erklärung im Parlament, war er von der Ansicht ausgegangen, daß es bei der Lage der Dinge unmöglich sei, den Staat nach einem ausschließenden Princip zu regieren, und eine Verwaltung zu bilden, welche den Grundsatz aufstellen wollte, entweder die Emancipationsfrage gänzlich abzuweisen oder sie als unumgängliche Bedingung auszuführen. Jedes Mitglied des Ministeriums sollte wieder, wie unter Liverpool, die Freiheit haben, in dieser Beziehung seiner eignen Ansicht zu folgen. Es ist in dem Artikel England gezeigt worden, wie die Bewegungen in Irland und die Stimmung des Unterhauses solche Verabredungen störte, und die Machthaber zwang, jene Angelegenheit in ihre Hände zu nehmen. Die Niederlage der Minister bei Russell's Antrag auf die Aufhebung der Test- und Corporationsacten, im Febr. 1828, war für P., obgleich er die bestehenden Gesetze nur mit schwachen Sophismen vertheidigt hatte, besonders empfindlich, da er nach der Abstimmung nicht einmal einen kurzen Aufschub der weitem Erwägung erlangen konnte. Diese Verhandlungen waren das Vorpiel zur Entscheidung der Emancipationsfrage, für welche gleich nachher die Mehrheit des Unterhauses sich günstig erklärte, während P. am 10. Mai laut verkündete, er gehöre zu Denjenigen, die keineswegs zu einem Wechsel ihrer Ansichten gestimmt wären, vielmehr ihre ursprüngliche Meinung durch weitere Erwägungen befestigt hätten. So vertheidigte er die verfallene Burg, bis die letzte Mauer zertrümmert war. Schon hatte sein Schwager Dawson in Londonderry seine veränderte Ansicht ausgesprochen, aber P. war noch im Herbst bei den Gastmahlen, welche der Landadel und die Manufacturisten in Lancashire ihm als dem Verfechter der protestantischen Sache gaben, ohne daß er mit einer Sylbe den nahen Abfall verrathen hätte. Entschlossen, das alte Lager zu verlassen und der Fahne zu folgen, die Wellington vortrug, meldete er am 4. Febr., am Tage vor der Eröffnung des Parlaments, dem Vicekanzler der Universität Oxford seinen Entschluß, und indem er anerkannte, daß sein Widerstand gegen die Ansprüche der Katholiken die Universität hauptsächlich bestimmt habe, ihm die Vertretung ihrer Interessen anzuvertrauen, brachte er das „schmerzliche Opfer“, seine Vollmacht zurückzugeben. Hatte er, wie sein Schreiben verrieth, seine Wiedererwählung erwartet, so sah er sich getäuscht; die Universität wählte den starken Tory, Sir Robert Inglis. Ein halb verfallener Flecken stand der Regierung zu Gebote, ihm alsbald einen neuen Sitz im Parlament zu verschaffen, und am 5. März 1829 schlug er eine Maßregel vor, die er 20 Jahre lang als dem Interesse und der Freiheit des Staats verberbtlich bekämpft hatte. So geschickt er seine Nachgiebigkeit gegen die Stimme der öffentlichen Meinung und die Umwandlung seiner Überzeugung vertheidigt, so heftig waren die Angriffe der entrüsteten und erbitterten Verfechter der alten Sache in und außer dem Parlament gegen den „Neubekehrten“, der das „unbegrenzte Vertrauen des Volkes verrathen“ habe. Da wurde Brougham, dessen Geißel er oft gefühlt, sein Sachwalter gegen Inglis: „Wir sind Diejenigen lieber, die im Leben die Erfahrung benutzen, als Diejenigen, die ein längeres Leben nur in hartnäckiger Verkehrtheit bestärkt, die Jahr auf Jahr die traurigen Früchte eines lan-



gen Lebens ernten, ohne den bedeutenden, aber wehmüthigen Trost, den zunehmenden Jahren zunehmende Weisheit entgegenzusetzen."

Nach jener wichtigen Umwandlung der Verfassung fuhr P. fort, in dem ihm anvertrauten Verwaltungssache zu wirken, und er machte es sich vorzüglich auch zur Aufgabe, die Polizei in London gänzlich umzugestalten, wiewol grade diese Veränderung am wenigsten die Gunst des Volkes gewinnen konnte, das in der neuen militairisch eingerichteten Polizei argwöhnisch nur ein Werkzeug der Willkür sah. \*) Die früher begonnene Verbesserung der Rechtspflege wurde nur durch langsame Arbeiten in Ausschüssen fortgesetzt, aber Brougham's umfassendere Entwürfe fanden weniger Begünstigung. Bei der nahen Aussicht auf den Tod des Königs rüsteten sich die Parteien zu neuem Kampfe. Bald nach der Thronbesteigung Wilhelm IV. fühlte das Ministerium, obgleich bestätigt, seine schwankende Stellung. Wellington und P. hatten das Vertrauen der Tories verloren und wurden von ihnen verlassen, als die Whigpartei ihre Angriffe auf das Ministerium begann. Schon bei den Verhandlungen über die Adresse an den König erhob sich der Kampf, in welchem P. hineingerissen ward, als Brougham, auf Wellington deutend, den nahen Fall eines Nachhabers verkündete, der durch Königsgunst und Waffengewalt in England herrschen wolle. „Ihn klage ich nicht an“, setzte er hinzu, „auch klage ich an — zu den Ministerbänken sich wendend — seine Schmeichler, seine kriechenden Schmarotzer!“ Entrüstet erhob sich P. und fragte mit ungewöhnlicher Heftigkeit, ob jene Worte ihn bezeichnen sollten; aber, wie er nicht selten bei kräftigen Angriffen gewandt entschläpft, begnügte er sich mit der Entschuldigung, als Brougham kalt antwortete, es würde ungereimt und lächerlich sein, ihm eine Persönlichkeit gegen P. zuzutrauen, wenn er nur auf die Abstimmungen und Beschlüsse anspiele, wozu es gekommen sei. Als gleich nach der Eröffnung des neuen Parlaments das Ministerium die Mehrheit verloren hatte, legte auch P. am 16. Nov. 1830 sein Amt nieder, und ging mit den Tories zur Opposition über. Das erste Werk der neuen Machthaber, die Parlamentsreform, fand in ihm einen entschiedenen Gegner, und in der stürmischen Sitzung vom 22. Apr.

\*) London hat fünf Polizeidivisionen, jede Division acht Sectionen, jede Section acht Unterabtheilungen. Sämmtliche Abtheilungen sind genau abgegrenzt. Jede Division hat einen auf die Ortlichkeit sich beziehenden Namen, und wird durch einen Buchstaben bezeichnet. In jeder Division befindet sich eine Station oder ein Wachhaus, von welchem die den Polizeidienst betreffenden Anordnungen ausgehen. Die zu jeder Section gehörenden Polizeisoldaten müssen so viel möglich in der Nähe ihres Dienstbezirks wohnen. Die Polizeimacht besteht aus so vielen Compagnien als es Divisionen gibt, und jeder Division ist eine zugewiesen. Eine Compagnie hat einen Oberaufseher, 4 Aufseher, 16 Sergeanten und 144 Polizeisoldaten; sie wird in 16 Rotten getheilt, deren jede aus einem Sergeanten und neun Mann besteht. Jedem Aufseher sind vier Rotten untergeben, und die ganze Compagnie wird von dem Oberaufseher befehligt. Jeder Polizeisoldat oder Constable ist mit dem Buchstaben seiner Division und einer Nummer bezeichnet, welche seinem Namen in den Polizeiregistern beigefügt ist. Er hat einen Stab mit dem Worte Police force bezeichnet, den er außer dem Dienste nicht gebrauchen darf. Der Oberaufseher kann jeden Polizeiconstable nach Belieben entlassen. Der Polizeiwachdienst beginnt nach Sonnenuntergang. Ein Theil der Mannschaft wird bis Mitternacht verwendet und heißt die erste, der andere, der bis zu Anbruch des Tages dient, die zweite Wache. So gibt es auch zwei Tagwachen. Eine Hälfte der Mannschaft jeder Division ist während der Nacht im Dienst und besteht aus zwei Inspectoren und acht Sergeanten mit ihren Rotten. Jede Rotte, wenn sie im Dienste ist, hat die Aufsicht über eine Section der Division und jeder Constable einen ihm angewiesenen Gang in der Section. Der neunte Mann jeder Rotte bleibt im Wachhause der Division in Reserve. Die Dienstvorschriften für Vorgesetzte und Untergebene sind sehr genau und darauf berechnet, Verbrechen und Vergehungen vorzubeugen; es wird aber dem Constable eingeschärft, daß er nicht mehr Gewalt hat als das Gesetz ihm ausdrücklich gibt.



1831, wenige Augenblicke vor der Auflösung des Parlaments, sprach er mit einer leidenschaftlichen Heftigkeit, wie er sie nie gezeigt, gegen die Minister, die er Schwächlinge nannte, und ihren Gesetzentwurf, welcher das Volk dem Demagogendespotismus überliefern werde. Als der Erfolg der neuen Wahlen das Schicksal der Bill entschieden hatte, setzte P. seinen Widerstand fort, und war einer der eifrigsten Kämpfer bei den Angriffen, welche sie auf dem langen Wege durch den Ausschuss zu bestehen hatte, wo die Tories für jeden verfallenen Flecken stritten. Nach der Niederlage der Minister im Oberhause am 7. Mai 1832, die ihre Entlassungsgesuche zur Folge hatte, erhielt P. den Antrag, in das neue Ministerium zu treten, dessen Bildung der Herzog von Wellington mit der Verpflichtung übernommen hatte, eine ausgedehnte Volksrepräsentation einzuführen. Schon am 14. Mai aber erklärte P. im Unterhause, daß er bei der Lage, in welcher der König sich befinde, kein Amt annehmen könne, und als das Whigministerium gesiegt hatte, sagte er am 18. Mai, er habe sich nicht entschließen können, das ihm angebotene Amt unter der Bedingung zu übernehmen, eine Maßregel auszuführen zu helfen, die er stets bekämpfen werde. Es konnte seinem Scharfblick nicht entgehen, daß bei der entschiedenen Volkstimmung und bei der entschlossenen Haltung, welche das Unterhaus seit dem 10. Mai angenommen hatte, sich keine Bestandtheile zur Bildung eines Ministeriums finden ließen, das den Kampf gegen solche Widerstandskräfte hätte wagen können; aber selbst seine Gegner gaben ihm das Zeugniß, er sei in seinem Benehmen nicht von der Linie abgewichen, der ein Ehrenmann folge. Seitdem ist er zwar den leitenden Grundsätzen seiner Partei treu geblieben und hat im Sinne derselben bei allen wichtigen Verhandlungen im Parlament gestimmt, aber eine kluge Mäßigung gezeigt, und bei den neuesten Versuchen der Torypartei gegen das Ministerium scheint sein Einfluß eine nachgiebige Stimmung bewirkt zu haben. Er mag sich selber nicht mehr verhehlen können, daß die Ohnmacht der Tories zu Tage liegt, und wer ihre Anstrengungen gegen die Reformbill mit ihrem Benehmen in der Parlamentssitzung von 1833 vergleicht, kann die Größe ihrer Verluste ermessen und die Schnelligkeit, womit die Aristokratie ihrem Verfall entgegengeht. Wie Lord Mansfield, der Tory, unlängst im Oberhause sagte, ihre Lage gleicht dem Laufe eines Wagens auf einer Eisenbahn, auf einer geneigten Ebene, sie gehen rasch abwärts, aber sie merken es nicht.

Wir hoffen in diesem Umriß P.'s Charakter und Verdienste als Staatsmann bezeichnet zu haben. Wie er in dieser Laufbahn ohne überlegene Geisteskraft, aber mit reifer Geschäftserfahrung, mit gründlicher Kenntniß der Verhältnisse seines Vaterlandes, und wo Parteisucht ihn nicht befangen machte, mit patriotischer Gesinnung gewirkt hat, so ist er auch als Redner weder mit Canning noch unter den Lebenden mit Brougham, Plunkett und Macauley zu vergleichen, kann aber mit den übrigen Rednern in die Schranken treten. Nicht kräftig, aber klar und rein ist seine Sprache. Seine Perioden sind gut gebaut und besser verbunden als in Brougham's Reden, aber oft in langer Gliederung sich ausdehnend, während Jener seine Gedanken in kräftiger Bedrängtheit darlegt, ohne ängstliche Sorgfalt für künstliche Wortstellung. Seine Haltung ist grade und fest und gibt ihm einen Anschein von Entschiedenheit, sein Gebardenpiel meist angemessen, doch nicht ohne gesuchte Anmuth, wobei die schön gebildete weiße Hand sich gern bemerken läßt. In seinen angenehmen Gesichtszügen zeigt sich ein selbstgefälliges Lächeln, und die Gewohnheit, die schwachen Augen beim Reden oft zu schließen, macht keinen günstigen Eindruck. Im Privatverkehr ist er unbescholten und würdig, und er gehört zu denjenigen Großen des Landes, die ihren Reichtum zu edler Verschönerung des Lebens verwenden. Er besitzt eine der reichsten Gemäldesammlungen Englands, die seinen feinen Kunstsinne bezeugt.



Pelet (Jean Jacques Germain), französischer Generalleutnant, Director des Depots des Kriegs und der militairischen Operationen, wurde 1779 zu Toulouse geboren, wo sein Vater als Goldarbeiter lebte. Er trat 1800 in das Corps der Ingenieurgeographen, das damals durch diejenigen jungen Leute Zuwachs erhielt, welche einige Kenntnisse in der praktischen Geometrie und im Zeichnen hatten, und schon 1802 ward er zum Unterleutnant und zwei Jahre darauf zum Leutnant befördert. Zur Aufnahme des Kriegsschauplazes zwischen der Etsch und dem Minicio verwendet, legte er großen Eifer und eine seltene Intelligenz bei dieser Arbeit an den Tag. Eine gelungene Schrift über die Gefechte, welche auf dem Montebaldo vorfielen, rührt von ihm her. Der Marschall Masséna wählte ihn 1805 zu seinem Adjutanten; 1806 wurde er Hauptmann und für die bei Eckmühl geleisteten ausgezeichneten Dienste Bataillonchef. Er war es, der sich am 2. Jul. an der Spitze von 600 Voltigeurs der Mühleninsel bemächtigte, und erhielt für diese glänzende Waffenthat das Offizierkreuz der Ehrenlegion. Nach dem wiener Frieden begab er sich mit Masséna nach Spanien. Obgleich der Marschall, der den Oberbefehl über die Armee in Portugal erhielt, mehrere ältere Adjutanten als P. hatte, war dieser doch im Besitze des vollen Vertrauens seines Generals, der ihn seinen Waffensohn (fils d'armes) nannte, und versah bei diesem die Functionen eines ersten Adjutanten. Dieser hohen Gunst genoß er jedoch nicht ohne einige Unannehmlichkeiten, indem man auf ihn einen Theil des von der französischen Armee bei Busaco erlittenen Unfalls schob. Man behauptet, daß er die Reconnoissance, welche dem Angriffe gegen die Stellung der Engländer vorausgehen sollte, gar nicht oder nur oberflächlich ausführte. Nach dem Rückzuge erhielt er eine Sendung nach Paris. Napoleon verlangte von ihm einen Bericht über die Ereignisse in Portugal und ernannte ihn 1811 zum Obersten, nachdem er diesen Bericht gelesen hatte. Zu Anfang des Feldzugs in Rußland war P. Chef des Generalstabs einer Division der jungen Garde und erhielt nach der Schlacht an der Moskwa das Commando des 48. Linienregiments. Von diesem Regiment, das in Folge des verhängnißvollen Rückzugs von Moskau beinahe ganz aufgerieben worden war, rettete er den Adler und brachte ihn zu dem Depot zurück. Im Apr. 1813 ward er zum Brigadegeneral und nach der Schlacht bei Lützen zum Commandanten von Dresden ernannt. Während des Waffenstillstandes vertraute ihm Napoleon den Befehl über eine Brigade der jungen Garde und endlich 1814 bei Craone das Commando des zweiten Jägerregiments zu Fuß der alten Garde an. Während der ersten Restauration behielt er dieses Commando, nach der zweiten Abdankung Napoleon's aber verlor er dasselbe und blieb zwei Jahre ohne Anstellung. Er wurde 1818 unter die *Maréchaux de camp* des Generalstabs aufgenommen, zum Mitgliede der Vertheidigungscommission des Königreichs ernannt, und nahm thätigen Antheil an den Arbeiten dieser Commission, deren Secretair er war. Vom Aug. bis zum 19. Sept. 1830 stand er der Applicationsschule des Generalstabs vor, bis er zum Generalleutnant und Director des Kriegsdepots ernannt wurde. P. ist Mitglied der Kammer der Abgeordneten und gehört zur Opposition. Einige Wochen vor der Juliusrevolution erhielt er von der betreffenden Behörde die Erlaubniß, seinen ursprünglichen Namen Pelé in Pelet zu verwandeln und den Namen eines kleinen Gutes beizufügen, das er in der Gegend von Meaux besitzt. Dieser Schritt ist wol weniger von der lächerlichen Seite, sondern vielmehr als Hinneigung zu dem aristokratischen Geiste jener Zeit zu beurtheilen. Von P.'s Werken sind zu erwähnen: „*Mémoires sur la guerre de 1809 en Allemagne*“ (4 Bde., Paris 1826, deutsch vom General Theobald, Stuttgart 1824 — 25), ein belehrendes Werk, was den militairischen Theil anbelangt, doch ist zu bedauern, daß P. sich von allzu großer Vorliebe für Napoleon und Masséna zu unhaltbaren Behauptungen hinreißen ließ; „*Essai sur les ma-*



noeuvres d'un corps d'armée d'infanterie"; „Sur les quarrés d'infanterie" (Paris 1828). In dem „Spectateur militaire" (1826 u. 1827) lieferte er mehre interessante Artikel über den Feldzug von 1813. P. befindet sich noch im kräftigsten Alter, ist thätig und arbeitsam, kennt den Krieg in seinem vollen Umfang und hat sich als ein trefflicher Chef des Generalstabs ausgezeichnet. (40)

Pellico (Silvio, Graf), ausgezeichnete italienischer Dichter, wurde 1789 zu Saluzzo in Piemont geboren und in Pigneroles erzogen, wo sein Vater, Donato P., eine Seidenspinnerei angelegt hatte. Schon in seinem 6. Jahre machte er Verse, und einige Zeit nachher wagte er sich an ein Trauerspiel, dessen Helden aus Ossian's Nebelwelt entlehnt waren. Seine jugendlichen Versuche wurden durch seinen Vater ermuntert, der selber durch lyrische Dichtungen ehrenvoll bekannt war. So hatte P. bis in sein 16. Jahr im häuslichen Kreise zugebracht, als er seine Schwester, die nach Lyon verheirathet wurde, in ihre neue Heimath begleitete, wo er bei einem reichen Verwandten längere Zeit lebte. Er beschäftigte sich eifrig mit dem Studium der französischen Literatur, besonders mit Racine, und der Umgang mit den Franzosen zog ihn so sehr an, daß er Italien beinahe vergaß. Da erinnerte ihn Foscolo's ernstes Gedicht „Die Gräber" an die Reize, den Ruhm und das Unglück seines Vaterlandes. Er wurde schwermüthig und nachdenkend; er fühlte, daß es eine Sprache, ein Volk, eine herrliche Natur gab, welchen er seinen Geist und seine Liebe weihen mußte, und wenige Tage nachher war er auf dem Wege nach Italien. Ugo Foscolo und Vincenzo Monti nahmen ihn in Mailand freundlich auf. P. ward anfangs mehr zu Monti hingezogen, bei näherer Bekanntschaft mit den Werken des Dante redivivo aber erkaltete allmählig seine Bewunderung, und er neigte sich immer mehr zu dem kräftigern Foscolo, dem feurigen Patrioten, welcher, sonst rauh und heftig im Lebensverkehr, dem sanften Dichter mit inniger Freundschaft entgegenkam. Sein Geist nahm einen höhern Schwung, seine Weltansicht wurde freier, seine Vaterlandsliebe lebendiger. Nach der Auflösung des Königreichs Italien begab sich sein Vater mit seiner Familie nach Turin, P. aber blieb in Mailand, wo er die Söhne des Grafen Luigi Porro Lambertenghi erzog, dessen Haus der Sammelplatz der vorzüglichsten Männer Mailands und der ausgezeichnetsten Fremden war. P. erwarb sich bald nachher durch zwei Trauerspiele: „Laodicea", und das noch bessere „Francesca da Rimini", einen Ehrenplatz unter den italienischen Dichtern. Byron's „Manfred" machte er seinen Landsleuten in einer glücklichen Übersetzung bekannt. Er lebte in freundschaftlicher Verbindung mit mehreren patriotischen Gelehrten, Luigi di Breme, mit Confalonieri, Melchiorre Gioja, Manzoni und andern freisinnigen Schriftstellern, welche seinen Plan, durch Beförderung wissenschaftlicher Bildung zu Italiens Wiedergeburt mitzuwirken, eifrig unterstützten. So entstand die Zeitschrift: „Il conciliatore", in welcher außer mehreren trefflichen Beiträgen Anderer, Manzoni's „Conte di Carmagnola" und P.'s „Eufemio di Messina" zuerst abgedruckt wurden. Der freimüthige Geist, der sich in diesen Mittheilungen regte, das Streben der Mitarbeiter, die Herzen der Italiener durch Erinnerung an ihre Geschichte und ihren alten Ruhm zu besuenern und sie zu neuen Anstrengungen für den Anbau des vernachlässigten Landes wie des geistigen Gebiets aufzumuntern, beunruhigten bald die Nachhaber, und jedes Blatt der Zeitschrift wurde von der Censur verstümmelt. Die Revolution zu Neapel gab der Polizei Vorwand zu erhöhter Strenge. Früher war sie gegen die Bücher, jetzt gegen die Freiheit der Schriftsteller gerichtet. Der Verein der Gelehrten verlor immer mehr Mitglieder, die mit ihren Träumen von Freiheit und von Wiedergeburt der Wissenschaft und Kunst in die finstern Gewölbe des Gefängnisses Santa-Margherita eingesperrt wurden. Graf Porro rettete sich durch Flucht, Confalonieri und Maroncelli wurden ergriffen und selbst den geistreichen Gioja schützte wie-



der sein Gelehrtenruhm noch sein graues Haar. Endlich ward auch P. am 13. Oct. 1820 verhaftet und nach Santa-Margherita gebracht. Über den Grund seiner Verhaftung gibt er in seiner Leidensgeschichte keinen Wink; er enthält sich absichtlich, wie er sagt, jeder Hindeutung auf politische Verhältnisse, und läßt es im Dunkeln, ob er an den Verbindungen seiner Freunde thätigen Antheil genommen habe oder nur ein verschwiegener Mitwisser gewesen sei. Sein treuer Freund, der Dichter Maroncelli saß, getrennt von ihm, in demselben Gefängnißhause. Im Febr. 1821 wurde P. nach Venedig gebracht, und fand in den Bleikammern seinen Kerker, wo erstickende Hitze und Mücken ihn quälten. Er ward einer langwierigen peinlichen Untersuchung unterworfen, bis er im Jan. 1822 in ein einsames Gefängniß auf der Insel San-Michele bei Venedig gebracht wurde, wo auch Maroncelli bereits gefangen saß. Im Febr. verkündeten ihm die Richter sein Urtheil, die Todesstrafe, die aber der Kaiser, wie man ihm sagte, in hartes Gefängniß auf dem Spielberg verwandelt habe. Er wurde mit Maroncelli vereinigt, und am folgenden Tage brachte man Beide nach Venedig. Sie mußten gefesselt das Schaffot auf der Piazzetta besteigen, wo ihnen ihr Urtheil vor dem zahlreich versammelten Volke verkündet wurde, während überall Soldaten aufgestellt waren und Geschütze mit brennender Lunte. Maroncelli sollte mit 20jährigem, P. mit 15jährigem Gefängnisse für die erlassene Todesstrafe büßen. Die beiden Freunde saßen, in einem Kerker vereinigt, noch vier Wochen auf San-Michele, ehe der Policommisair ankam, der sie nach dem Spielberg bringen sollte. Bei seiner Ankunft sagte er ihnen, daß auf des Kaisers Anordnung die Tage ihrer Strafzeit nicht zu 24, sondern nur zu 12 Stunden gerechnet werden sollten, und obgleich ihnen diese Herabsetzung der Strafe auf die Hälfte nie amtlich verkündet wurde, so hielten sie es doch für ganz unwahrscheinlich, daß der Beamte sie getäuscht habe. In Ketten verließen sie im März 1822 ihr Vaterland, von Polizeibeamten und Soldaten geleitet. Auf dem Wege nach Mähren wurden sie überall, unter Italienern wie unter Deutschen, durch Zeichen und Worte der Theilnahme und des Mitleids erfreut und gerührt. Auf dem Spielberge waren damals, außer mehren Staatsgefangenen, gegen 300 Gefangene, meist Räuber und Mörder, theils zu harter Gefängnißstrafe (carcere duro), theils zur härtesten verurtheilt. Die Kost für beide Classen war vorschrittmäßig Wasser und Brot; die eine hatte nur Beinschellen, die andere war noch mit einem eisernen Bande um die Hüften an einer Kette in der Mauer befestigt, und beide schliefen auf einem harten Brete. Die beiden Freunde wurden nach ihrer Ankunft wieder getrennt und in unterirdische Kerker gebracht. Erschöpft von den Leiden zweijähriger Gefangenschaft, wurde P. von Tage zu Tage schwächer. Die schlechte, karglich zugemessene Nahrung, das harte Lager, verschlimmerten den Zustand des Fieberkranken, der endlich einen Strohsack erhielt, auf des Arztes Bericht aus dem unterirdischen Gefängnisse in ein anderes Gemach gebracht wurde und auf den Wällen der Festung frische Luft genießen durfte. Im Jan. 1823 fiel er in eine gefährlichere Krankheit. Man nahm ihm die Fesseln ab und verpflegte ihn im Gefängnisse spitalmäßig. So war es von Wien her verordnet worden. Er erhielt die letzte Dhlung, aber unter der theilnehmenden Pflege des Kerkermeisters und seiner Gehülfen genas er nach einiger Zeit. Man erlaubte ihm an seine Aeltern zu schreiben und sein Freund Maroncelli wurde nun sein Kerkergenosse und sein Wärter, als er später wieder erkrankte. Seit 1824 wurde strengere Zucht geübt. Der Wall, auf welchem die Gefangenen spazieren gingen, wurde mit einem Geländer umgeben, das ihnen die Aussicht in die Umgegend verschloß, und ein anderer Weg dahin angewiesen, welcher sie allen Blicken entzog. Schreibzeug ward ihnen verweigert, und endlich auch der Gebrauch ihrer Bücher verboten, der ihnen früher war gestattet worden. Später brachte man ihnen fromme Schriften, die als Geschenke von Wien gekommen wa-



ren. Die beiden Freunde konnten ihre Einsamkeit nur durch die Mittheilung ihrer Dichtungen erheitern, die ihr durch Übung erstarrtes Gedächtniß treu aufbewahrte. Die Strenge der Aufsicht nahm immer zu. Einmal in jedem Monat wurden die Gefangenen von einem Polizeibeamten besucht, der sie nackt ausziehen, ihre Kleider untersuchen, die Strohsäcke durchwühlen ließ. Auch Maroncelli erkrankte endlich. Eine Kniegeschwulst wurde so gefährlich, daß nach neunmonatlichen Leiden kein Heilmittel übrig blieb, als das Bein abzunehmen, aber die ärztliche Anordnung konnte nicht eher ausgeführt werden, bis nach acht Tagen die Erlaubniß von Wien angekommen war. Am 1. Aug. 1830 kündigte man den beiden Freunden das Ende ihrer Gefangenschaft an. Sie wurden in Gesellschaft eines andern Landsmanns, Tonelli aus Brescia, von einem Polizeibeamten über Wien und Klagenfurth nach Italien gebracht. In Mantua mußte P. sich von Maroncelli trennen, der nach der Romagna geracht wurde und später nach Paris ging. In Mailand angekommen, blieb P. unter polizeilicher Aufsicht und durfte Niemanden sich zeigen, bis er endlich von einem Gendarmen an die Grenze von Piemont geführt wurde, wo piemontessische Soldaten ihn übernahmen, um ihn nach Navarra zu bringen. Endlich erhielt er die Erlaubniß, von aller Aufsicht frei, nach Turin zu seinen Athern zu reisen. Er hat die Geschichte seiner 10jährigen Leiden in seiner Schrift „Le mie prigioni“ (Paris 1833, deutsch Leipzig 1833) anziehend erzählt. Seine „Francesca da Rimini“ (Mailand 1818), wozu Dante's „Divina commedia“ ihm den Gedanken gab, ist einer der glücklichsten Versuche, vaterländische Stoffe für das Drama zu benutzen. Die „Opere“ (2 Bde., Padua 1831) enthalten außer jenem Trauerspiel die Dramen „Eufemio da Messina“, „Ester d'Engaddi“ und „Aginia d'Asti“ und die Erzählungen „Tancreda“, „Adello“, „Rosilde ed Eligi“ und „Valafrido“. Die „Tre nuove tragedie“ (Turin 1832) sind „Gismonda da Mendrisio“, „Leoniero da Dertona“ und „Erodiade“.

Percussionsgewehr ist der Name, welcher diejenigen Feuergewehre bezeichnet, deren Ladung nicht, wie gewöhnlich, durch das auf die Pfanne geschütete Zündpulver, sondern mittels einer Knallmischung durch den Schlag des als Hammer gestalteten Hahns entzündet wird. Berthollet's und Lavoisier's Versuche, ein noch kräftigeres Schießpulver als das gewöhnliche zu bereiten, gaben zu Erfindung des Knallsalzes (Chlorinsaures Kali) Gelegenheit, dessen große Entzündbarkeit durch einen Schlag, selbst durch starkes Reiben, jedoch seinem wirklichen Gebrauche zum Schießen entgegengrät. Man begnügte sich daher, Zündpillen ( $\frac{1}{2}$  Linie große Körner) aus dieser Mischung von Chlorkali, Schwefel und Lycopodium zu machen, deren man zwei oder drei auf die Pfanne des Gewehrs legte und sie durch das Losschlagen des hammerförmigen Hahnes entzündete. Diese Art Schösser wurden vielleicht zuerst in England verfertigt, wo 1807 Forsythe ein Patent darauf bekam; Pauli, ein Franzose, ahmte dieses Percussionschloß bei einer Doppelflinte nach, die man von hinten ladete und in der beide Schüsse in einem und demselben Laufe unmittelbar voreinander saßen. Ein anderer Franzose, le Page in Paris, hatte 1810 ein Patent zu Verfertigung der Percussionschösser. Der verstorbene Herzog von Weimar besaß in demselben Jahre ein solches Jagdgewehr. Die Erfindung ward jedoch erst seit 1818 oder 1820 allgemeiner und auch in Deutschland bekannt. Die meisten dieser Schösser hatten einen besondern Deckel, welcher das Zündkorn verschloß und sich erst beim Niederschlagen des Hammers öffnete. Gosset, Leroi, Puiforce, Blanchard und Picherau in Frankreich verbesserten das Schloß, bei dem das Auflegen der mit einem schwachen Firniß oder Wachs überzogenen Zündpillen auf die Pfanne, die eine dazu eingerichtete Form erhielt, einige Schwierigkeit hatte; auch litten sie vom Regen und Schnee; man suchte daher in England, wo 1821 Richards und Foy Patente darauf erhielten, durch eine ganz



veränderte Einrichtung des Flintenlaufes diesen Mängeln abzuwehren. Das Zündloch ward nämlich hinten in der Schwanzschraube angebracht, sodaß ein horizontaler Stempel anstatt des Hammers sich innerhalb des Rohres befand und durch eine Spiralfeder vorwärts gegen die zugleich mit einem Zündkorne versehene Patrone gestossen ward. Andere Versähen überdies ihr Schloß mit einem befondern Behälter, welcher 20—30 Zündkörner enthielt, von denen bei dem Aufziehen des Hahns eins auf die Pfanne fiel. Endlich wurden 1818 von Deboubert oder Prelat die Zündhütchen von schwachem Kupferblech erfunden, welche eine neue Einrichtung des Hammerschlusses herbeiführten. Diese weicht von den gewöhnlichen Feuerschlössern bloß in der Form des Hahns ab, der oben einen inwendig hohlen Hammer bildet, welcher beim Abdrücken des Schloffes auf das sogenannte Pistill schlägt, auf welches man ein Zündhütchen geschoben hat, ein  $2\frac{1}{2}$  Linien langes, 2 Linien weites Röhrchen, oben mit einer gleichen Platte verschlossen und mit einer Mischung von Chlorkali, Schwefel und Kohlen, oder auch von Knallquecksilber (mit Salpetersäure aufgelöst, mit Alkohol bis zum Sieden erhitzt und mit Mehlpulver und Gummiwasser zu einem steifen Teige gemacht) feucht ausgestopft. An dem Percussionschlusse fehlt Pfanne und Pfandeckel; anstatt beider ist ein 5 Linien starker Cylinder (die Trommel) in den Lauf verschraubt, durch welchen das  $1\frac{1}{2}$  Linie weite Zündloch gebohrt ist und der einen halben Zoll herausragt. Auf seinem äußern zugelötheten oder durch eine Schraube verschlossenen Ende ist das 4 Linien dicke Pistill, ein ebenfalls durchbohrter oben glatt abgeschrittener Cylinder, schräg vorwärts eingeschraubt, und hat einen  $3\frac{1}{2}$  Linien hohen oben abgestuften runden Ke gel zu Aufnahme des Zündhütchens, dessen Inhalt durch den Schlag des Hammers mit einem heftigen Feuerstrahle die Ladung zündet. Das gewaltsame Verpuffen des Knallsalzes begünstigt das schnelle Entzünden des Schießpulvers und vermehrt dadurch die Gewalt des Schusses, während zugleich Regen und Wind gar keinen Einfluß auf die Entzündung haben, sobald man nur das Eindringen des Regens oben in den Lauf verhindert, was jedoch während des Gefechtes wohl kaum möglich ist. Ein anderer Vorzug des Percussionschlusses ist seine Einfachheit, weshalb es nicht so leicht schadhast wird und weder des Ausschraubens eines neuen Steines noch auch des Verstählens der Batterie bedarf. Kästig hingegen ist bei dieser Zündungsart das besondere Aufsetzen der Zündhütchen und die Nothwendigkeit, dieselben von guter Beschaffenheit zu haben; vor allen aber die leichte Selbstentzündung des Knallsalzes, oft schon durch festes Aufdrücken des Hütchens auf den Ke gel, ja, nach etwa sechs Schüssen ohne Zündhütchen, wenn der Hahn auf jenen schlägt und wie gewöhnlich zündender Saß auf demselben zurückgeblieben ist. Mehrere Unglücksfälle sind dadurch herbeigeführt worden, denn die verschiedenen zum Theil sehr künstlichen Sicherheitseinrichtungen reichen hier nicht aus, die Gefahr zu entfernen. Dies und die Nothwendigkeit, das Zündhütchen besonders aufzusetzen, das, wenn es zu weit ist, von selbst abfällt, zu enge hingegen leicht auf dem Piston des Gewehrs festsetzt und nicht ohne Mühe, nie mit der bloßen Hand, beim Wiedertladen losgemacht werden kann, spricht gegen die Einführung der Percussionschlösser bei dem Soldatengewehre, dessen Ladung durch den cylindrischen Labstock und das trichterförmige Zündloch — zum Selbstausschützen — höchst vereinfacht und in finsterner Nacht wie am Tage gleich bequem ist. Nur da, wo noch Zündkraut aufgeschüttet werden muß, wird sich die Sache mehr gleichstellen; daher man auch in mehren Ländern, vorzüglich in Württemberg und dem Großherzogthum Hessen entsprechende Versuche angestellt, in Hanover aber seit 1829 die Büchsen der Jägerbataillone mit Percussionschlössern versehen hat. Uebrigens ist der Gebrauch der letztern bloß auf die Jagdgewehre beschränkt, zu welchen sie sich wegen des ruhigen Zustandes des Jägers besser eignen als für den Krieg. Sowie man bei dem Geschütz hier und da schon längst die gewöhnlichen



Zlintenschlösser eingeführt hat, sind auch 1827 bei der östreichischen und englischen Seeartillerie die Percussionsschlösser an ihre Stelle getreten; ja, man hat sie seit 1829 auch bei der handverischen und 1830 bei der englischen Feldartillerie angenommen. Hier scheint jedoch bei näherer Prüfung die Zündung durch Percussion, ohne eignes Schloß, bloß durch den Schlag eines Hammers auf das mit Knallsalz gefüllte Schlagröhrchen, den Vorzug zu verdienen. Die schnellen, ja gewaltigen Bewegungen der Feldgeschütze sind überhaupt dem Gebrauche jedes Federschlosses entgegen, daher ebenso auch dem des Hammerschlosses und Zündbüchchens. Durch den Gebrauch eines bloßen Hammers, der, nach den von dem weimarischen Artilleriecapitain von Netsch angestellten Versuchen, selbst bei dem lebhaftesten Kartätschenfeuer von sechs Schuß in 55 Secunden nicht fehlte, wird Puderdose mit Mehlpulver, Zündlicht und Lunte ganz entbehrlich und der Artillerist ist augenblicklich im Stande, das Percussionsschlagröhrchen einzusetzen und durch einen Schlag mit dem Hammer oder mit einem Zeltbeile das Geschütz abzufeuern. Ein wesentlicher Vortheil, der für die allgemeine Einführung dieser Art von Zündung spricht. Das Verengen des Zündloches durch die Hammerschläge ist nur unbedeutend (0,03" höchstens nach 60 Schüssen); auch läßt sich demselben durch einen verschraubten Zündlocheren von gehärtetem Stahle abhelfen. (27)

Périer (Casimir) und das Périer'sche Ministerium. Eine ausgezeichnete Stelle in der Staatsgeschichte Frankreichs wird auch bei der Nachwelt der Name Casimir P. behaupten. Er, der Schöpfer des noch fortwirkenden sogenannten Systems vom 13. März 1831, war die erhaltende Kraft des Gesetzes und der Ordnung in einer Zeit, wo kühne talentvolle Männer und Jünglinge, mit Massen aus dem Volke vereinigt, dem Rade der Juliusrevolution einen erneuten Umschwung geben wollten, die Einen vorwärts in republikanischer, Alles nivellirender Richtung, die Andern rückwärts, um die Restauration aus ihrem Grabe hervorzurufen. Jede Revolution bedroht den Besitzstand des Vermögens, erschüttert und zerstört den Wohlstand, greift den öffentlichen Credit in seinen Wurzeln an, und bewaffnet alle Leidenschaften, um das Blutbette der Anarchie aufzuwühlen. Dies erkannten schon am zweiten Tage der Juliusrevolution die erfahrenen Männer, welche die Tage des großen Umsturzes des alten Frankreichs gesehen und den neuen Reichthum der Fabriken und des Handels, die neue Macht des öffentlichen und des Privatcredits in ihrem Vaterlande geschaffen hatten. Darum hemmten sie schon am dritten Tage das rollende Rad der Vernichtung der öffentlichen Verhältnisse. Die Verfassung und der Thron, das Gesetz und die Monarchie sollten erhalten, nur Personen und einzelne Einrichtungen sollten verändert werden. Die Aristokratie des Reichthums und der Talente erhob sich zu ihrem eignen Schutze und fesselte die maßlose Begeisterung der Jugend, den ränkevollen Ehrgeiz der Unbefriedigten, den Schwindelgeist in den Clubs der Demokratie und die Rachsucht der Congregation. Zwei Männer standen durch Reichthum und Einfluß an der Spitze dieser Aristokratie: Laffitte und P. Jener war für den Sturz der Dynastie und für die Erhebung des Hauses Deleans; dieser war anfangs bloß für den Sturz des Ministeriums Polignac und für das Recht der öffentlichen Meinung in der Mehrheit der Nationalrepräsentation. Er begriff den staatsrechtlichen Widerspruch, in welchem die Einsetzung eines Volkskönigs, durch einen Theil der Deputirten- und Pairskammer ohne Mandat und ohne die Zustimmung des Volkes in den Urversammlungen durch eine neue Wahl seiner Repräsentanten, das gefeierte Princip der Volkssouveraineté verwickeln mußte; er sah die Gefahr, welche dieser große Riß in das völkerrechtliche Band der europäischen Staatenfamilie über Frankreich bringen konnte. Darum wollte er keine Revolution; er wollte, nachdem das Unvermeidliche geschehen und als Thatsache vollendet war, Stillstand, Frieden und gesegliche Reform. Darum



rief er einst gegen Odilon-Barrot aus: „Die Ursache alles unsers Unglücks ist, daß man sich einbildet, daß eine Revolution in Frankreich stattgefunden habe! Nein, es ist keine Revolution gewesen, das Volk wollte keine.“

Casimir P., geboren zu Grenoble am 12. Oct. 1777, war der Sohn des Kaufmanns Claude P., Eigenthümers des Schlosses Bizille bei Grenoble, in welchem 1789 zum letzten Male die Stände der Dauphiné versammelt gewesen sind. Er wurde erzogen im Collegium des Ordens der Väter vom Dratorium zu Lyon, trat nach der Revolution frühzeitig in Militärdienste und machte 1799 und 1800, als Adjoint im Geniecorps, die Feldzüge in Italien mit, wurde aber dieser Laufbahn durch den Willen seines Vaters entzogen, der ihn auf dem Todtbette dem Kaufmannstande bestimmte. Diesem gemäß errichtete er in Gemeinschaft mit seinem Bruder Scipion (s. Bd. 8) ein Handelshaus zu Paris, und erwarb sich durch Fleiß, Ordnung, Einsicht und überaus glückliche industrielle Unternehmungen nicht bloß ein unermeßliches Vermögen, sondern auch als Kaufmann und Mensch den Ruf eines rechtlichen, Zutrauen verdienenden Mannes. Sein Charakter und Wandel als Gatte und Vater wird von Freund und Feind gleichmäßig anerkannt und gerühmt. Beneidet und zufrieden in dem Kreise einer liebenswürdigen Familie, war der reiche und glückliche Bankier der Vater und Ernährer vieler tausend Armen. Da entriß die Zauberwelt der Politik den lebenskräftigen, geistvollen und beredten P. dem Frieden seines Hauses und führte ihn auf die Dornenbahn des parlamentarischen Lebens, auf welcher er, nachdem er 14 Jahre hindurch die Ehren der Popularität genossen, hierauf 14 Monate lang den Kelch der Leiden eines constitutionellen Ministers bis auf die Hefe geleert, endlich der Cholera und dem Wahnsinn erlag.

Von seinem ersten Auftreten auf der politischen Bühne ist P. ein entschiedener, heftiger Oppositionsmann gewesen. In den Ansichten der Revolution aufgewachsen, glaubte er in dem Gleichgewichte der Gewalten den Staat der Freiheit zu erkennen. Tiefere Studien der Geschichte und Politik hatte der praktische Geschäftsmann nie anstellen können. Die Stimmen auf der Tribune und die Journale, welche der Restauration feindlich entgegentraten, weil sie die alte Aristokratie in ihrem Gefolge erblickten, bestimmten P.'s politische Ansichten. Arbeit, Erwerb und Reichthum waren ihm die Angelpunkte der Staatskunst. Schon 1816 gab er eine Flugschrift gegen das damalige Finanzsystem heraus, die so viel Beifall in den Reihen der Opposition fand, daß er 1817, nachdem er kaum das gesetzliche Alter erreicht hatte, zum Deputirten erwählt wurde. Seit dieser Zeit bis zu den Tagen, wo der Volkessieg den neuen Thron aufrichtete und P. selbst bald darauf an das Ruder der Gewalt kam, hat er die Grundsätze der linken Seite nicht verleugnet. Wie Foy, Manuel, Benjamin Constant widerstrebt er kräftig den Ansprüchen des Hofes und der Priester. In ihm verkörperte sich gleichsam der Widerwille des industriellen Mittelstandes gegen die Macht des Adels. Späterhin nahm seine Opposition einen mildern Charakter an, und Karl X. schätzte ihn persönlich. Denn nie stand P. auf dem Boden der revolutionnären Bewegung; auch blieb er den Umtrieben zum Sturze der ältern Linie, wenn anders solche der Juliuskatastrophe vorausgegangen sind, völlig fremd. Darum konnten es ihm, dem nachmaligen Ministerpräsidenten, die Anhänger des republikanischen Systems nicht verzeihen, daß er, so lange der Kampf in den Straßen von Paris unentschieden hin und her schwankte, die Insurrection gemißbilligt und seinen versammelten Mitdeputirten dringend empfohlen hatte, die Grenzen der Geseglichkeit nicht zu überschreiten, ja, daß er einem flüchtigen, von den Lanciers hart bedrängten Trupp der Juliushelden die Thore seines Hauses verschlossen hatte. Allerdings mochte der besorgte Kaufmann damals die Schrecknisse einer Revolution, Herrschaft des Pöbels und Anarchie voraussehen. Sein politisches System selbst war frei von jedem Streben nach eigener



Rugen oder persönlichem Vortheil irgend einer Art. Als 1828 Martignac und St.-Eriq der Verwaltung einen constitutionellern Geist gaben, zog sich P. von der Opposition zurück; er verlor aber dadurch seine Popularität so wenig, als vorher die Hofgunst. Doch hielt ihn auch Krankheit ab, an den parlamentarischen Kämpfen theil zu nehmen und gegen die Sinecuren, das Preßgesetz und das Budget von 1829 zu sprechen. Dagegen wollte er die Grundsätze, deren Verletzung zu der Juliusrevolution die Bahn gebrochen, stets in voller Kraft erhalten wissen, und er würde, auch wenn Karl X., der ihn — zu spät — am 30. Jul. 1830 zum Minister ernannte, oder dessen Enkel den Thron nicht verloren hätten, derselbe rebliche Anhänger jener Grundsätze geblieben sein. In der Juliusrevolution sah er den Triumph derselben, und keine neue Theorie. Darum kämpfte er fortan für das erhaltende Princip. Die neue Regierung erkannte bald, daß P. der Einzige sei, der durch einen unbefcholtenen, ehrlichen Namen, vieljährige Popularität, persönlichen Muth, Entschlossenheit und klares Bewußtsein Dessen, was er wolle, dem Andränge der Anarchie, welche die Larve eines utopischen Republikanismus vorhielt, widerstehen könne. Ludwig Philipp berief ihn daher am 13. März 1831 an die Spitze des Ministerrathes.

In dem Artikel Frankreich ist bereits erwähnt, daß P., als Ludwig Philipp sein erstes Ministerium am 11. Aug. 1830 ernannte, Mitglied des Ministerrathes ohne Portefeuille wurde. Er stimmte damals nicht immer mit der Majorität, und durchkreuzte oft die Absichten des Ministers Dupont de l'Eure und Laffitte's. P. hörte daher auf Mitglied des Conseils zu sein, als Laffitte an die Spitze des zweiten Ministeriums trat, das der König am 2. Nov. 1830 ernannte. Die Unentschiedenheit dieses Ministeriums aber, das zwischen der Erhaltungs- und der Bewegungspartei hin- und herschwankte, sowie die Gebrechen in der Finanzverwaltung machten bald es dringend nothwendig, einen entschlossenen und festen Mann an die Spitze der Verwaltung zu stellen. Dieser war Casimir P. Der König selbst soll ihm persönlich nicht geneigt gewesen sein; allein er kannte die Kraft des Mannes, welcher den innern, von Parteien bedenklich aufgeregten Zustand des Reichs ordnen und befestigen, den Frieden erhalten und dem Geseze Ansehen geben sollte. Also wurde P. am 13. März zum Minister Staatssecretair des Innern und Präsidenten des Conseils ernannt; Baron Louis, P.'s Freund, an Laffitte's Stelle zum Finanzminister; Barthe zum Siegelbewahrer, Justizminister und Präsidenten des Staatsrathes; Graf von Montalivet zum Minister des öffentlichen Unterrichts und des Cultus; Graf von Argout zum Minister des Handels und der öffentlichen Arbeiten; der Viceadmiral de Rigny zum Minister der Marine und der Colonien. Graf Sebastiani blieb Minister der auswärtigen Angelegenheiten\*), und Soult Kriegsminister. Die Lage des neuen Ministeriums war schwierig; P. gab ihm Kraft und Haltung. Sein System war: Die Chartre und der Friede!\*\*) Gegen ihn und sein System erhoben sich Verschwörungen und Aufstände in Paris, Lyon, Grenoble — seine Vaterstadt — und in der Vendée; gegen ihn drängte die Verwickelung der äußern Verhältnisse in Polen, Belgien und Italien; gegen ihn verschworen sich die Associationen, die Propaganda der Republik und die Partei des Krieges! Wie P. gekämpft und was er geleistet hat, ist im Artikel Frankreich gesagt worden; was er gelitten, beweist sein Tod; was er gewollt und in unsaglicher Qual zu erreichen sich abgemüht, ist die Quelle seines Seelenleidens geworden, welches den heftigen und leidenschaftlichen Mann wie ein inneres Feuer verzehrte. Er wollte während der 14 Monate seiner Amtsführung die Drö-

\*) Während Sebastiani's Krankheit übernahm P. auch das Auswärtige vom 25. Dec. 1831 bis zum 14. März 1832.

\*\*\*) E. P.'s Rede nach Eröffnung der Kammer Sitzung im Jul. 1831 im „Politischen Journal“, Aug. 1831.



nung mit den Grundfäden der neuen Charte, das Königthum ohne die alten Royalisten, die Freiheit mit Unterdrückung und Bändigung der Republikaner; und er verstand, was er wollte. Zwar hatte ihn die ganze theoretische Grundlage seiner Politik, die Erinnerung an die Zeit seiner Popularität, das Gedächtniß seiner Triumphe als Mann der Opposition, dies Alles hatte ihn auf die Seite der Revolution gestellt; allein sein klarer Verstand, der die Folgen dieser fortdauernden Richtung überschaute und daher die Erblichkeit der Pairwürde empfahl, während er das Gesetz zu ihrer Abschaffung vorschlug, das praktische Bedürfniß und die Überzeugung, daß Ruhe und Ordnung für Handel und Industrie nothwendig sei, wie Licht und Sonnenschein für die Pflanze, sein kräftiger Charakter endlich, der die Tyrannei der Demagogen wie die des Pöbels nicht ertragen konnte, selbst sein Lähorn, der oft da aufbrauste, wo es auf eine würdige Haltung ankam, — diese Kräfte zusammen rissen ihn hinüber zur streng monarchischen Einheit und Gewalt, also, daß der erst hochgefeierte Name von den Männern der Bewegung neben Poincignac, Franchet und Mangin genannt ward. Durch Kühnheit und Festigkeit erhielt P. die Ordnung und den Frieden; aber nur für den Augenblick. Doch schon dies war ein Sieg, und die Beibehaltung seines Systems (s. Ludwig Philipp) entwickelte dasselbe und rechtfertigte P.'s Verwaltung. Seine Kühnheit war es, die ihn Ancona durch einen Handstreich besetzen ließ; Frankreich gewann dadurch einen festen Punkt, um Italien und Griechenland zu beobachten. Diese Festigkeit war es, durch die er die Opposition beherrschte, Paris beruhigte, Lyon unterwarf und Grenoble strafe. Seinen Nachfolgern hinterließ er den Sieg über die Republikaner am 6. Jun und die Vendée.

In Paris war in der zweiten Hälfte des März die Cholera ausgebrochen. Allgemeine Bestürzung, Noth und Fahrlässigkeit verbreiteten die furchtbare Seuche. Die Verwaltung, der König selbst und die Minister trafen sofort die zweckmäßigsten Anstalten, um ihr Einhalt zu thun. Am 1. Apr. Nachmittags begab sich der Kronprinz, begleitet vom Präsidenten des Conseils, ins Hôtel-Dieu, und Beide hielten sich eine Stunde darin auf, um die Cholerafranken zu besuchen. Hier ward der reizbare, durch leidenschaftliche Erregung längst geschwächte P. von der Pest angesteckt, und am 7. Apr. zeigte sich bei ihm der erste Choleraanfall. Nach einigen Tagen schien er hergestellt zu sein; aber neue Erregungen, durch die Ereignisse herbeigeführt, bewickten einen Rückfall, endlich ging die Krankheit in Krämpfe und Irnsinn über. Daher ernannte der König am 28. Apr. den Grafen von Montalivet zum Minister des Innern, und zwei Tage darauf den bisherigen Präsidenten der Deputirtenkammer und Staatsrath Girod de l'Alin zum Minister des öffentlichen Unterrichts und des Cultus. Das Präsidium des Conseils verblieb dem kranken P., ward aber vom Könige selbst geführt. Am 16. Mai 1832 erlag P. der Krankheit. \*) Am 19. wurde er auf dem Kirchhofe des Père Lachaise beigesetzt. Mehrere Mitglieder der Opposition, die beiden Lafayette, Bignon, Dupin der Ältere und Andere begleiteten den Zug, an welchen sich, außer den Nationalgarden unter Gewehr, noch an 20,000 andere angeschlossen. Bignon sagte an P.'s Grabe unter Andern die Worte: „Segner auf der Rednerbühne, Widersacher des Ministers, waren wir noch immer die Freunde des Menschen, die Freunde des braven Bürgers.“ Nach ihm trat Royer-Collard an das Grab. Aus seiner Rede führen wir folgende Stelle an: „Der Ruhm P.'s ist unantastbar. Er hat der Gerechtigkeit, der Civilisation und der wahren Freiheit nützliche Dienste geleistet. Pflanzen wir die Fahne der guten Ordnung an seinem Grabe auf. Ordnung war das leitende Princip Périer's. Friede wird der Preis dafür sein; diesem großen Gedan-

\*) Esquirol und andere Ärzte hatten ihn behandelt. Die Section beweis, daß sein Verenden nicht im Gehirn, sondern in einer Magen- und Gedärmenentzündung seinen Grund gehabt habe.



ken opferte er sich hin." Noch sprachen Dupin, Delessert und Davilliers. Eine Unterzeichnung ward veranstaltet, um dem edeln und berühmten Minister ein Nationaldenkmal zu errichten.

P. war groß von Gestalt, sein Bau schlank, aber kräftig; seine Züge, die edelsten, die muthigsten, wenn ihn nicht Leidenschaft bewegte, waren schön und regelmäßig, sein Auge ernst und stolz; auf seinem Antlitze zeigte sich jene Reizbarkeit, die leicht in Zorn aufstammte; seine Mienen drückten gewöhnlich Härte und Strenge aus; sein Ton war kurz, verweisend, schneidend und befehlend. Meinungen, die ihm entgegneten, stieß er mit Ungestüm zurück; im Zorn vergaß er sich und verlor jene edle Haltung, die den strengen, kräftigen Mann ankündigt. Sein Charakter war aristokratisch, voll Selbstgefühl Dessen, was Talent, Verdienst, Unabhängigkeit und Willensstärke dem hochgestellten, reichen Mann gewähren. Man gab ihm Schuld, daß er die Menschen verachtet habe; vielleicht in Folge der Erfahrung, daß die Mehrheit feil sei. Schon vor seiner letzten Krankheit hatten die Kämpfe auf der Rednerbühne und die traurigen Aufstände in den großen Städten Frankreichs seine Kraft untergraben und sein Mißtrauen gesteigert. Er fühlte seine Macht gebrochen; er fand sich unter seiner Stellung, und kämpfte ohne Muth und Vertrauen mit Verhältnissen, die ihn zu Boden drückten. Da sank er auf das Schmerzlager, und sein Geist stand still. Im Wahnsinn klagte er über Nichterfüllung der ihm gemachten Versprechungen und über den Verlust seiner Popularität. Lang und grausam war sein Toteskampf; grausamer noch für seine Familie und seine wahren Freunde als für ihn selbst! Das Tragische in seinem Charakter und in der Art, wie er, ein Held der Juliusrevolution, den Dämon der Revolutionen bekämpfend, von der Bühne der Macht abtrat, versöhnte seine Feinde. Die öffentliche Stimme nannte P.'s Leben das Bild eines wahren Staatsmannes. Glühender Vertheidiger der Freiheit, so lange die Staatsgewalt sich als unterdrückend zeigte, ward er die festeste Stütze der Staatsgewalt, als man die Freiheit zu einem Sturme der Verheerung machen wollte.

Der König ernannte aus Achtung für P.'s Andenken am 16. Mai 1832 dessen Bruder, Augustin P., zum Pair von Frankreich. Das System vom 13. März 1831 wurde vom König aus Überzeugung beibehalten, in den Tagen des Jun. behauptet, und von dem neuen Ministerium, das erst am 11. Oct. 1832 an die Stelle des bisherigen trat, folgerichtig fortgesetzt. Noch gegenwärtig gehören drei Mitglieder des Périer'schen Ministeriums zu dem jetzigen, unter dem Vorherrschaft von Soult: die Minister Barthe, de Rigny und d'Argout. (7)

Persil, Generalprocurator zu Paris, war vor der Juliusrevolution ein sehr beschäftigter Advocat und Abgeordneter des Bezirkes Condoin. Seine politische Rolle begann am 27. Jul., wo er die Protestation der Deputirten unterschrieb. Als sich kurz darauf der Generalprocurator Bernard de Rennes weigerte, gegen einige Journale als Ankläger aufzutreten und die Anwendung des Art. 291 des Strafgesetzbuches gegen politische Gesellschaften zu verlangen, wurde er auf Dupin's des Ältern Vorschlag durch P. ersetzt. Der neue Generalprocurator erhielt einen jährlichen Gehalt von 35,000 Francs und beklagte sich trotzdem in dem Proceß des „Figaro“, er habe durch Annahme der Stelle ein großes Opfer gebracht. P. verfeindete sich mit dem Procurator Comte, welchem die Strenge seines Vorgesetzten gefährlich schien, und forderte das Ministerium auf, einen von ihnen abzusetzen; vergebens erklärte sich der Oberriegelbewahrer Mérilhou für Comte, P. blieb Generalprocurator, und Mérilhou legte deshalb sein Portefeuille nieder. P. war Ankläger in den hauptsächlichsten Proceßten gegen die jungen Leute, welche einer republikanischen Tendenz beschuldigt wurden, seine Anklagen blieben aber größtentheils ohne Erfolg. In der Kammer sprach er für einen bedeutenden Wahlsensus, und ihm schreibt man die Redaction des Erneutengesetzes



zu. Die kleinen Journale, die Caricaturen, die Vaudevilles fallen täglich über ihn her und reizen seine obnehin leidenschaftliche Stimmung noch mehr. Man rechnet ihn übrigens zu den Gemäßigten, oder, wie Lafayette sagt, zu den furieux de modération. Bei Périer stand P. in hoher Gunst, auch der König bezeigt ihm Gewogenheit. Niemand versteht das Justemilieu-system besser als er; sein Grundsatz ist: il faut frapper des deux côtés, man muß die Feindschaft beider Oppositionen zu erhalten suchen; sie heben sich gegenseitig auf! (15)

Perk (Georg Heinrich), geboren zu Hanover 1795, einer der gelehrtesten Kenner des Urkundenumfanges des Mittelalters, ist gegenwärtig königlicher Bibliothekar und Archivrath in seiner Vaterstadt. Durch Heeren eingeführt, trat er 1819 mit seiner „Geschichte der merovingischen Hausmeyer“ (Hanover) hervor, die weniger die später in Anregung gebrachte Frage über das Wesen und die Bedeutung der Hausmeyer, als ihre genaue Aufzählung sich zur Aufgabe machte. Eine Arbeit wie diese legitimirte den Verfasser zur Mitgliedschaft der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde und nicht glücklicher konnte sie wählen, als indem sie P. die Untersuchungen der italienischen Archive und Bibliotheken auftrug. Im fünften Bande des „Archivs“ dieser Gesellschaft gab P. über die Ergebnisse jener Reise, die vom Nov. 1821 bis zum Aug. 1823 gedauert, Rechenschaft, und mit Erstaunen sah man, welchen überschwinglichen Stoff der gelehrte Mann zusammengebracht, dessen Bewältigung jedoch, wie die beiden von ihm besorgten Bände der „Monumenta Germaniae historica“ (Hanover 1826 und 1829, Fol.) erwiesen, keine seine Kräfte übersteigende Aufgabe war. Diese beiden Bände haben europäische Anerkennung verdient und gefunden. Die neueste literarische Arbeit P.'s ist eine Ausgabe des Eginhard, zu dessen Ausstattung er alle ihm auch seit seiner Reise nach Italien in England und Belgien bekannt gewordenen Urkunden zuzog. Er ist Herausgeber der „Hanoverschen Zeitung“. (14)

Peru, südamerikanischer Freistaat, zum Unterschiede des angrenzenden, die südliche Hälfte des alten Inkareiches umfassenden Freistaats Bolivia, auch Niederperu genannt, liegt zwischen 3° 25' und 21° 20' S. B. und zwischen 296° 14' und 313° D. L. von Ferro. Das Land erstreckt sich 500 Seemeilen weit an der Küste des stillen Meers hin. Die Nachbarländer sind im Norden Colombia, im Osten Brasilien, im Süden Bolivia. Der Name Peru ist erst mit der Entdeckung durch die Spanier entstanden, wahrscheinlich durch ein Mißverständnis. Die Bewohner des alten Reiches der Inkas nannten das Land Tahuantinsuyu, ein Wort, welches so viel heißt, als die nach allen Weltgegenden ausgebehnte Herrschaft der Inkas. Auch wurde ihr Reich nach vier Richtungen in vier Theile getheilt, welche nach einzelnen Völkerstämmen benannt waren, die diese Theile bewohnten. Für den Flächenraum des Landes, innerhalb seiner jetzigen Grenzen, die sowol im Norden als im Süden weiter sind, als die des spanischen Vicekönigreichs, aus welchem der Freistaat entstanden, rechnet Fröbel 32,000 □ Meilen, worauf, ohne die heidnischen Indianer, 1,700,000 — 1,800,000 Einwohner leben mögen, mit den heidnischen Indianern aber vielleicht 2,100,000 — 2,200,000 Menschen. In einer mittlern Entfernung von etwa 16 Meilen von der Küste des stillen Meers ist das ganze Land, parallel dieser Küste, von der hohen Gebirgskette der Anden durchzogen, welche sich abwechselnd in mehre Parallelzüge, von den Bewohnern die Cordillera de los Andes genannt, theilt und im Hochland die Region der sogenannten Sierra oder Serrania umfaßt, die sich im Plateau des Titicacasees bis zu einer mittlern Höhe von mehr als 12,000 pariser Fuß erhebt. In einer Höhe, welche nur um 3000 Fuß niedriger ist als die des Montblanc, liegen hier noch bedeutende Städte, wohnt ein fleißiges Volk, wird noch Ackerbau getrieben und der schönste Mais in ganz Peru gebaut. Im Norden des Landes neigt sich das Hochland nach dem



Amazonenstrome hinab und auch die Gebirgskette selbst mit ihren Gipfeln hat eine nicht so bedeutende Höhe, als im Süden. Die höchsten gemessenen Gipfel sind der Pichu-Pichu, nördlich von der Stadt Arequipa, 5670, und der Guayna-Platina, oder Vulkan von Arequipa, 5600 Metres über dem Meere. Über der Stadt Trujillo ist diejenige Stelle, wo die Gebirgskette am leichtesten gangbar ist. Im Süden dagegen hat der niedrigste Paß, nämlich der, über welchen die Straße von Arequipa nach Puno führt, unter dem Namen Altos de Huessos bekannt, noch 4137 Metre Höhe über dem Meere. Ostwärts strömen vom Andengebirge zahllose wasserreiche Flüsse hinab, welche zunächst den Tuguragua, den man als den Quellfluß des Amazonenstromes oder Marañon betrachtet und auch den obern Marañon (Alto Marañon) nennt, dann den Puallaga oder Guallaga, den Ucayale bilden und sämmtlich den gewaltigen Marañon anschwellen. So wird der östliche Fluß der Anden zu einem gut bewässerten und deshalb höchst üppig bewaldeten Lande, welchem die Bewohner den Namen Montaña real de los Andes (der königliche Andenberg) geben. Die Ebenen weiter östlich sind wenig bekannt, man weiß, daß in ihnen weite, fast undurchdringliche Urwälder mit freien Grasebenen abwechseln, welche mit den Namen Pampas bezeichnet werden, wie die Grasebenen der argentinischen Republik. Die bekanntesten darunter sind die Pampas del Sacramento, zwischen dem Ucayale und dem Huallaga. Die westliche Abdachung der Anden ist kurz und fällt in eine schmale Sandwüste ab, welche von Streifen fruchtbaren Landes durchbrochen, die sich nach den einzelnen vom Gebirge herabkommenden Flüssen richten, der ganzen peruanischen Küste bis nach Chile hinabfolgt. Die größte ununterbrochene wüste Strecke innerhalb dieses Küstenstreifens ist die Wüste von Sechura, im Norden des Landes. Die einzelnen Flächen fruchtbaren Landes sind die Öffnungen der Thäler, welche von den Flüssen der Westabdachung bewässert werden. Man nennt deshalb das ganze peruanische Küstenland die Region der Thäler (los Valles). Unter den Gewässern ist noch besonders merkwürdig der Titicacasee, auf einem weiten Plateau gelegen, von welchem die Gewässer keinen Abfluß haben, nach den ganz neuen Messungen Pontland's, 3827 Metre oder ungefähr 12,000 Fuß über dem Meere. Dieser See hat einen Flächenraum von beinahe 280  $\square$ M. An seinen Ufern und auf einigen kleinen Inseln in demselben stehen merkwürdige Ruinen aus der ältesten Zeit südamerikanischer Cultur; berühmt sind darunter die Alterthümer von Tiahuanaco, am Süden des Sees, auf der Grenze zwischen Peru und Bolivia. Die klimatischen Verhältnisse sind in verschiedenen Theilen des Landes sehr verschieden. Auf der Westseite der Anden herrschen vom Jun. oder Jul. bis Nov. oder Dec. anhaltende Nebel (garuas), welche in dieser Gegend den Regen ersetzen, der hier fast ganz unbekannt ist. Gewitter gibt es in dieser Region fast nie. In Lima sind seit der Zeit der Entdeckung nur wenige vorgekommen. Der Sommer ist heiter, bei nicht übermäßiger Hitze. In der Region der Sierra herrscht der Winter, welcher durch heftige Gewitter, Regen, Hagelstürme und Schnee charakterisirt ist, vom Jan. oder Febr. bis Jun. Der Sommer zeichnet sich hier, bei ziemlich kalten Nächten, durch die vollkommenste Reinheit der Atmosphäre aus. Im östlichen Theile des Landes, z. B. in der Provinz Mainas, herrscht die Regenzeit oder der sogenannte Winter vom Febr. bis Jun., bei drückender Hitze. Unter den Producten des Landes sind die edeln Metalle Gold und Silber von der größten Wichtigkeit; aber man findet auch Platin, Quecksilber, Kupfer und andere, doch liegen seit der Revolution die Bergwerke größentheils unbenutzt. Die Ausbeute aller peruanischen Gruben von der Entdeckung des Landes an bis zum Jahre 1803 berechnet Humboldt zu 1,232,445,500 Pfästern. Unter den Producten der Pflanzenwelt ist die Chinacinde das wichtigste und wird in Zukunft noch wichtiger werden, wenn dieser Artikel vom östlichen Abhange der Anden, an welchem sich ein



ununterbrochener Wald von Cinchonon hinzieht, mit mehr Leichtigkeit wird ausgeführt werden können. Die übrigen bedeutenden Producte der Pflanzenwelt sind: Vanille, Pimentpfeffer, Capficum (spanischer Pfeffer), Baumwolle, Zucker, Mais, Reis, Harze und mancherlei medicinische Stoffe. Producte aus der Thierwelt sind Vicuña- und Alpaca-Wolle, Corduan, Seide und einige minder wichtige, unter welchen allen nur die Vicuña-Wolle für das Ausland von Interesse ist. Der Handel ins Ausland geht aus den Häfen am stillen Meere, von denen die bedeutendsten Callao, Guanchaco, Mollendo und Arica sind. Die Einfuhr besteht in europäischen, besonders englischen und französischen Fabricaten.

Die Bewohner werden in Hispano-Peruaner, Indianer, Mestizen, Neger und Mulatten eingetheilt, obgleich man im Lande selbst die verschiedenen Grade der Vermischung noch mit sehr feinen Nuancenunterscheidungen bezeichnet. Von der gesammten Bevölkerung bilden jetzt die Weißen 14, die Indianer 57, die Mestizen 22, und die Individuen afrikanischer Abkunft 7 Procent, indessen ist dies Verhältniß in den verschiedenen Provinzen höchst ungleich; so machen in mehreren Provinzen die Indianer über 90 Procent der Bevölkerung aus, während sie in denjenigen, wo ihre Zahl am geringsten ist, nur 12 — 13 Procent bilden. Am größten ist die verhältnißmäßige Zahl der Indianer in den ganz abgelegenen Provinzen, oder in denjenigen, durch welche der Rücken des Hochgebirges zieht; am kleinsten in den Küstengegenden, wo die Natur am freundlichsten ist. Die Bewohner afrikanischer Abkunft, nur zum kleinsten Theile noch jetzt Sklaven, findet man hauptsächlich in den Küstenprovinzen, wo ihr Hauptgeschäft der Zuckerbau ist. Im Durchschnitt kommen in Peru etwa 67 Bewohner auf die □ Meile, doch sind auch hierin die Provinzen höchst verschieden. Unter den peruanischen Indianern muß man die Nachkommen der schon längst civilisirten Unterthanen der Inkas von den wilden Indianern im östlichen Theile des Landes unterscheiden. Die ersten sind längst sämmtlich Christen und haben weit mehr Civilisation als die von den Spaniern abstammenden Gauchos von Buenos Ayres. Sie reden größtentheils die Quichuasprache (die auch in Lima zur Sprache des feinen Tons geworden ist) und außer ihr die Apenaraprasche, welche im Süden des Landes herrscht. Im Osten des Landes werden folgende Indianerstämme genannt: die Cocamas (ein Stamm der Dماغuanation), die Panos, Sipivos, Setevos, Chipas, Kitiapos oder Mananaguas, Manoas, Callisecas, Shamicros, Sunivos, Campas, Viros, Comavos, Sarapuchos, Aguanoas, Keberds, Nissuaris und Capanaguas, Yurimaguas, Mayorunas, Secis, Remos, Amahuacas, Pinhuas, Maparis, Cashibos und mehre andere, deren Verwandtschaften sämmtlich noch ziemlich im Dunkeln liegen.

Peru erklärte sich am 28. Jul. 1821 für unabhängig, doch hielten sich die Spanier noch bis 1824 im Lande und erst 1826 capitulirte die Besatzung der Festung von Callao. Der Staat bildet eine Republik, welche nach der officiellen Erklärung ein Mittelglied zwischen einer Föderativ- und einer Centralrepublik sein soll, das heißt, er ist Centralrepublik mit großer Freiheit in der Provinzialregierung. Die jetzt bestehende Verfassung wurde am 19. Apr. 1828 entworfen und auf fünf Jahre angenommen. Bei mehrfachem, zum Theil selbst gewaltsamem Regierungswechsel scheint sie doch bisher im Wesentlichen beibehalten worden zu sein. Es bestehen zwei Kammern als Centralrepräsentation, und neben diesen die Departementaljuntos, welche eine eigne gesetzgebende Gewalt für ihre Provinzen ausüben, mit der Einschränkung, daß ihre Gesetze der Sanction des Congresses bedürfen. Die ausübende Gewalt concentrirt sich in einem Präsidenten, welchem ein vom Congress gewählter Staatsrath zur Seite steht. Die richterliche Gewalt ist unabhängig, die Richter sind unabsetzbar und alle richterlichen Urtheile müssen öffentlich bekannt gemacht werden. Die katholische Religion ist Staatsreligion und der Staat erlaubt keine öffentliche Ausübung einer andern. Peru bildet ein Erz-



bisthum, welches aus den fünf Bisthümern Cusca, Truxillo, Guamanza, Arequipa und Mainas besteht. Was die politische Eintheilung betrifft, so ist das Gebiet des Freistaats in sieben Departements eingetheilt, welche aus 59 Provinzen bestehen. Diese Departements sind: 1) Lima, mit der gleichnamigen Hauptstadt des Landes, die ungefähr 70,000 Einwohner hat; 2) Truxillo, mit der Hauptstadt desselben Namens; 3) Junie, Hauptstadt Tarma; 4) Ayacucho, mit der Hauptstadt Huamanga; 5) Arequipa, mit der gleichnamigen Hauptstadt; 6) Cusco, mit der Hauptstadt desselben Namens; 7) Puno (El Collao), mit der Hauptstadt Puno. \*)

Peru wurde 1526 von einem Schiffe des Vasco Nuñez de Balboa entdeckt und einige Jahre später durch Francisco Pizarro erobert. Als dieser 1531 zum ersten Male an der peruanischen Küste landete, war Huayna Kapak, der zwölfte König seit der Gründung des Inkareiches, Herrscher zu Cusco, der alten Hauptstadt des Landes. Nach der von den alten Geschichtschreibern, besonders Garcilaso de la Vega, welcher von mütterlicher Seite dem Stamm der alten peruanischen Könige angehörte, aufbewahrten Sage gründete ein himmlisches Geschwister- und Ehepaar, Manko Kapak und Mama Dello, Kinder der Sonne, das Reich der Inkas. An den Ufern des Titicacasees wurde dieses Paar von der Sonne auf die Erde gesetzt, von der wohlthätigen Gottheit gesandt, um die Menschen vernünftig und glücklich zu machen und sie zur Civilisation des geselligen Lebens zu bringen. Es versammelte die rohen Wilden des Andengebirges um sich her und bald wurden Städte erbaut, Gesetze gegeben, die Verehrung der Sonne eingeführt, und das Reich der Inkas breitete sich mit großer Schnelligkeit mehr durch seinen Ruhm als durch die Gewalt der Waffen aus. Die letzten Inkas beherrschten die ganze weite Landstrecke von dem nördlichen Ende von Duito bis in die Mitte von Chile und bis an die südliche Grenze von Tucuman, als ein großes Reich, welches gleichen Gesetzen und einerlei Glauben unterworfen war, und in welchem die Könige zu Cusco selbst eine einzige Sprache als herrschende eingeführt hatten. Aber einige wenige Spanier waren hinreichend, dieses Reich zu stürzen, weil innerer Unfriede bereits den Anfang zu dessen Verfall gemacht hatte und die für Götter gehaltenen Ankömmlinge die Parteien klug zu benutzen wußten. Der letzte Inka, der sich noch in den Gebirgen unabhängig gehalten hatte, wurde 1572 auf Befehl des Vicekönigs Francisco Toledo zu Lima enthauptet. Die Bedrückungen, denen die Indianer von Anfang an hier erlagen, sind so bekannt, daß sie zu einem allgemeinen Vorwurfe gegen den spanischen Charakter geworden. Sie reizten 1780 zu einer Empörung, die von José Gabriel Tupak Amaru, einem Abkömmling des alten Herrscherstammes, geleitet wurde, und das Reich der Inkas wiederherstellen, alle Spanier und Mestizen aber austrotten wollte, eine Empörung, die nur mit der äußersten Anstrengung von Seiten der weißen Bevölkerung gedämpft werden konnte. Nachdem schon 1810 sich Buenos Ayres von den Spaniern unabhängig gemacht hatte und der Geist der Unabhängigkeit im ganzen spanischen Amerika den Kampf mit der spanischen Herrschaft begonnen hatte, blieb Peru das Bollwerk der Macht des Mutterlandes und eine revolutionnaire Bewegung konnte hier ohne fremde Hülfe nicht aufkommen. Die Regierung von Buenos Ayres hatte den Freiheitskampf in Chile thätig unterstützt und als daselbst für die argentinische Hilfsarmee im Wesentlichen nichts mehr zu thun war, wurden die von dem General San-Martin angeführten Heerhaufen zur Vertreibung der Spanier aus Peru verwendet. Am 12. Jul. 1821 hielt San-Martin seinen Einzug in Perus Hauptstadt, während die Spanier sich in die Gebirge des Innern zurückzogen. Er überließ bald darauf die Vollenendung des von ihm angefangenen Befreiungsgeschäftes dem colombischen Ge-

\*) Vgl. Stevenson's „A twenty years' residence in South America“ (3 Bde., London 1825).



neral Bolivar (s. d.), welcher in Peru ein neues Heer bildete, durch welches die Spanier am 9. Dec. 1824 bei Ayacucho entscheidend geschlagen und zur gänzlichen Räumung des Landes gezwungen wurden. Nach der Befreiung behielt Bolivar, welcher zum Dictator von Peru und Bolivia gewählt worden war oder sich hatte wählen lassen, während er zugleich Präsident der Republik Colombia blieb, colombische Truppen in Peru und Bolivia. Durch dieses und durch die Constitution, die er diesen beiden Republiken gab oder welche er sie annehmen ließ, erregte er den Verdacht, für sich die Errichtung eines Kaiserthrons zu beabsichtigen, dem er durch die Erinnerung an den alten Ruhm des Inkareiches eine historische Basis geben zu wollen schien. So viel ist gewiß, daß dieser Held der südamerikanischen Freiheit, welcher sich den Ehrentitel des Befreiers (Libertador) erworben, sich nirgend verhafter gemacht hat als in Peru. So wurde 1827 zwar ohne Blutvergießen, aber doch gewaltsam, sein ganzer Einfluß in Peru vernichtet und die colombischen Truppen mußten Peru verlassen. Die neue peruanische Regierung aber konnte sich nicht beruhigen, so lange Bolivar's Partei in dem benachbarten Bolivia am Ruder stand, und um diese auch dort zu stürzen, wurde die colombische Besatzung dieses Nachbarstaats durch eine peruanische Armee ebenfalls zur Räumung gezwungen. Durch alle diese Schritte kam es dahin, daß im Jul. 1828 Bolivar von Colombia aus der Republik Peru den Krieg erklärte. Der Streit ward bald entschieden und 1829 der Friede mit Colombia geschlossen. Seitdem hat die Republik Peru ziemlich ruhig und ohne allen äußern Einfluß fortbestanden. In neuester Zeit entstanden einige Streitigkeiten mit Bolivia, die jedoch nicht bedeutend gewesen zu sein scheinen. (29)

Petter (Anton), Director der Historienmalerei an der wiener Akademie der bildenden Künste, wurde am 12. Apr. 1783 zu Wien geboren. Schon früh verband ihn die Kunst mit Karl Ruß, Custos der großen kaiserlichen Galerie im Belvedere. Beide arbeiteten eifrig für den Erzherzog Johann, dessen Ideal die Verherrlichung vaterländischer Gegenstände durch die redende und bildende Kunst und die Popularisirung und Nationalisirung der Geschichte durch die Poesie, Malerei und Plastik war und dessen Bemühungen auch schöne Früchte getragen haben, wie sowohl die Ausstellungen der wiener Kunstakademie als seit 1828 die Leistungen mehrerer vaterländischen Dichter beweisen. P. war eigentlich niemals Schüler irgend eines lebenden Malers. Er reiste 1808 nach Rom, wurde 1814 Mitglied der Akademie der vereinigten bildenden Künste und 1820 Professor daselbst. An der Akademie gewann P. nacheinander in verschiedenen Fächern sechs Preise, und darunter durch seinen toten Aristides den zum ersten Male vertheilten Reichel'schen Preis. Sein Aufnahmestück als Mitglied der Akademie war der von seiner Mutter gemordete Meleager im Schooße seiner Gattin. Nachdem er die ganze griechische und römische Welt durchgemacht, zog ihn Hormayr's Aufmunterung in die vaterländische Historienmalerei herüber und er widmete nacheinander viele Gegenstände aus der österreichischen Geschichte seiner Kunstfertigkeit; wie Maximilian's Empfang seiner Braut, Maria von Burgund; das Zusammentreffen Maximilian's mit seiner den kleinen Philipp auf den Armen haltenden Gemahlin nach dem Rettungssiege bei Guinegate, das eine im Johanneum zu Grätz, das andere in der Galerie des Belvedere; Rudolf von Habsburg auf dem Wahlplatze der Marchfeldschlacht; Rudolf, zur Siegesfeier nach dem Stephansdom eilend, und dem Sarg Ottokar's belegend; die wahnsinnige Königin Johanna von Aragonien am Sarg ihres Gemahls Philipp, ein schon vor P. durch Scheffer von Leonardshof und durch Ruß bearbeiteter, von alten spanischen Dichtern und von Castelli gefeierter Gegenstand. P. machte 1830 eine Kunstreise durch Deutschland und England. (17)

Pfaff (Christian Heinrich), Professor der Medicin und Chemie an der Universität zu Kiel, ausgezeichneter Chemiker und Physiker, wurde am 2. März



1773 zu Stuttgart geboren, wo sein Vater als geheimer Oberfinanzrath lebte. Seine erste Bildung erhielt er in dem dortigen Gymnasium und kam im neunten Jahre in die Karlsakademie, wo sich bereits seine Neigung zu den Naturwissenschaften entwickelte. Er knüpfte hier einen Freundschaftsbund mit Cuvier, und bildete mit diesem und dem jetzigen nassauischen Staatsminister von Marschall eine naturhistorische Gesellschaft, in welcher wöchentlich Abhandlungen, vorzüglich aus der Entomologie und Botanik, vorgetragen wurden. Seine eigentliche geistige Richtung verdankte er in jener Bildungsanstalt, während er sich der Medicin als Berufswissenschaft widmete, seinem Lehrer und Freunde Kielmeyer, dessen Vorträge über Chemie und vergleichende Anatomie einen tiefen Eindruck auf ihn machten. Sein großes Interesse an der Electricitätslehre, das er immer beibehalten hat, wurde zuerst durch den geschickten Experimentator Groß geweckt. Den ersten Grund zu seinem literarischen Rufe legte er schon durch seine Inauguraldissertation „De electricitate sic dicta animali“, die vorzüglich durch die Methode der Behandlung eines, wegen seiner Neuheit damals großes Interesse erweckenden Gegenstandes Beifall fand, und fast wörtlich übersezt in dem Supplementbände von Gehler's „Wörterbuch“ aufgenommen wurde. Im Herbst 1793 ging P. nach Göttingen, wo er sich der Freundschaft Lichtenberg's, Gmelin's und Pfander's zu erfreuen hatte. Hier setzte er besonders seine galvanischen Forschungen fort und machte sie in einem größern Werke: „Über thierische Electricität und Reizbarkeit“ (Leipzig 1795), bekannt, welches noch jetzt eine der wichtigsten Quellen über diesen Gegenstand ist. Im Herbst 1794 ging er nach Kopenhagen, wo er bis zum Herbst 1795 blieb. Hier suchte er sich in seinem Berufsfache auszubilden und widmete sich vorzüglich dem Studium der damals großes Aufsehen erregenden Lehre Brown's, dessen Werk er auch ins Deutsche übersezte und kritisch beleuchtete. Im Herbst 1795 machte er als Arzt mit einer gräflichen Familie eine Reise nach Italien, lebte darauf 1797, in sein Vaterland zurückgekehrt, als praktischer Arzt auf dem Lande in Heidenheim, bis er einen Ruf als außerordentlicher Professor der Medicin nach Kiel erhielt. Bald eröffnete sich ihm daselbst die Gelegenheit, seinen Lieblingsfächern, der Physik und Chemie, sich widmen zu können. Mit Unterstützung der dänischen Regierung machte er 1801 eine Reise nach Paris, wo er von Cuvier auf das Freundschaftlichste aufgenommen ward und mit Volta innig befreundet wurde, der damals die Franzosen in seine wichtige Entdeckung einweihte. Auf Volta's Veranlassung machte er seine Rückreise über Haarlem, wo er die so bekannt gewordenen Versuche mit den großen Apparaten des Taylor'schen Museums gemeinschaftlich mit van Marum unternahm. Bei seiner Rückkehr wurde ihm nach dem Tode des Professors der Chemie Karsten dessen Lehrstelle übertragen, und er rückte als ordentlicher Professor in die medicinische Facultät ein. Von nun an zog ihn besonders auch das Studium der pharmaceutischen Chemie an, da er in dem, 1804 errichteten, Sanitätscollegium diesem Fach vorzustehen hatte. So entstand sein bedeutendstes Werk: „System der materia medica nach chemischen Principien“ (7 Bde., Leipzig 1808 — 24), das mit besonderm Beifall aufgenommen ward. Auch die Physiologie war in den ersten 20 Jahren seines Lehramtes ein Lieblingsstudium von ihm. Seine Vorlesungen wurden mit besonderm Beifall gehört. Er richtete in Kiel, wo es vor seiner Zeit an allen Hülfsmitteln für Chemie und Physik gefehlt hatte, ein Laboratorium ein und sammelte einen reichen physikalischen Apparat, den die Regierung später für die Akademie ankaufte. Seitdem hat er an allen wichtigen Ereignissen auf dem Gebiete der Physik und Chemie lebhaften Antheil genommen, wie seine vielen Abhandlungen in den, diesen Fächern gewidmeten Journalen, sowie viele größere und kleinere Schriften beweisen, unter denen die bedeutendsten sein „Handbuch der analytischen Chemie“ (1. Bd., Altona 1825); seine polemische Schrift gegen Goethe („Über Newton's

Handbuch, Be  
über den stoffliche  
besten Theil in  
fange. Seine un  
1832. 4), wie es  
die große polische  
wider und reichliche  
in den. Kien-Sch  
er findet sich in dem  
ist“, worin man un  
gute Schriften auf  
manen würde, als  
für auf einer Reihe  
Pfeiler  
nath, als positiv  
gesprochen, hat  
verleumert gemacht  
Bildung in den  
Eob P., 1779)  
anfänglich dem  
über und erbit  
und er im Staat  
Zukunft gebr  
er wurde zuerst 1  
1803 Staatsanwa  
Appellationsgericht  
„Anweisung zur  
1802) und „U  
1801 scham ge  
bis zu dem Anwa  
dann sein gerichtl  
nachdem im Dez  
in Verbindung mit  
er mit dem Ge  
Anweisung zur  
1801“ (1. Bd., S  
1801) und „U  
1817 Appellat  
Lehrbuchs gab  
1801“ (Götting  
Appellationsge  
von den Physikern  
von Staatscapitali  
1818 die F  
Lehrbuchs, welche  
großem Capitali  
wissenschaftlich rell  
Appellationsge  
Lehrbuchs, welche  
von dem Staat  
in Verbindung



Farbentheorie, Goethe's Farbenlehre u. s. w.", Leipzig 1813); seine Schriften über den thierischen Magnetismus und Elektromagnetismus und die von ihm bearbeiteten Artikel in der neuen Ausgabe des Gelehrten „Physikalischen Wörterbuchs“. Seine neueste Arbeit ist die „Pharmacopoea Slesvico-holsatica“ (Kiel 1832, 4.), die er im Auftrage der Regierung ausgearbeitet hat. Auch suchte er die große politische Entwicklung unserer Zeit, die Sicherung bürgerlicher, politischer und religiöser Freiheit durch mehre politische Aufsätze zu befördern, welche in den „Kieler Blättern“ abgedruckt sind. Eine vollständige Aufzählung seiner Schriften findet sich in dem „Lexikon der jetzt lebenden schleswig-holsteinischen Schriftsteller“, worin man unter Andern aus seiner frühesten Jugendzeit (dem 18. Jahre) zwei Schriften aufgeführt findet, die man von einem Chemiker und Physiker kaum erwarten würde, nämlich: „Neu aufgefundenen Gedichte Dssian's“ und „Phantasien auf einer Reise durch die württembergische Alp“.

(11)

Pfeiffer (Burkhard Wilhelm), kurhessischer Oberappellationsgerichtsrath, als praktischer Rechtsgelehrter und juristischer Schriftsteller längst schon ausgezeichnet, hat sich in der neuesten Zeit auch als Staatsmann um sein Vaterland verdient gemacht. Geboren am 7. Mai 1777 zu Kassel, erhielt er seine geistige Bildung in den Lehranstalten zu Marburg, wohin sein Vater, Johann Jakob P., 1779 als Professor der Theologie versetzt wurde. Auch er widmete sich anfänglich dem theologischen Studium, ging aber bald zu der Rechtswissenschaft über und erhielt bereits in seinem 21. Jahre die juristische Doctorwürde. Während er im Staatsdienste alle Stufen durchlief, nahm auch seine wissenschaftliche Thätigkeit gewöhnlich die Richtung, welche sein amtlicher Beruf ihm vorzeichnete. Er wurde zuerst 1799 als Archivar bei der Regierung zu Kassel angestellt, darauf 1803 Staatsanwalt und 1808 erster Substitut des Generalprocurators bei dem Appellationsgericht zu Kassel. Schon früher hatte er sich durch zwei Schriften: „Vermischte Aufsätze über Gegenstände des römischen und deutschen Rechts“ (Marburg 1802) und „Über die Grenzen der Civilpatrimonialjurisdiction“ (Göttingen 1806) bekannt gemacht; seit der Einführung der französischen Gesetzgebung aber war diese in ihrer Anwendung auf deutsche Rechtsverhältnisse hauptsächlich der Gegenstand seiner schriftstellerischen Thätigkeit. „Napoleon's Gesetzbuch nach seinen Abweichungen von Deutschlands gemeinem Recht“ (2 Bde., Göttingen 1808) gab er in Verbindung mit seinem jüngern Bruder heraus. Seine „Rechtsfälle, entschieden nach dem Gesetzbuche Napoleon's“ (2 Bde., Hanover 1811—13) und „Rechtsfälle zur Erläuterung der Gerichtsverfassung und Proceßordnung Westfalens“ (1. Bd., Hanover 1812) hatten einen vorzüglichen praktischen Werth. Nach der Rückkehr des Kurfürsten von Hessen wurde P. 1814 Regierungsrath und 1817 Appellationsgerichtsrath zu Kassel. In der Zeit der neuen Gestaltung Deutschlands gab er in seinen „Ideen zu einer neuen Gesetzgebung für deutsche Staaten“ (Göttingen 1816) fruchtbare Winke. Bald nach seiner Anstellung bei dem Appellationsgerichte kam die Rechtsfrage zur Sprache, ob die von dem Könige von Westfalen auf verfassungsmäßigem Wege vorgenommene Veräußerung von Staatscapitalien nach den Landesgesetzen gültig sei. Der Gerichtshof entschied 1818 diese Frage bejahend, aber bald nachher erschien eine Verordnung des Kurfürsten, welche alle Verfügungen über die früher von kurhessischen Rassen ausgehenden Capitalien für den rechtmäßigen Landesfürsten und dessen Nachkommen unverbindlich erklärte, und in einer halbofficiellen Schrift wurde der Ausspruch des Appellationsgerichts angegriffen. P. schrieb dagegen: „Inwiefern sind die Regierungshandlungen eines Zwischenherrschers für den rechtmäßigen Regenten nach dessen Rückkehr verbindlich?“ (Hanover 1819), und vertheidigte freimüthig die Grundsätze, nach welchen er als Richter geurtheilt hatte. Diese Schrift setzte ihn in Verhältnisse, die ihn veranlaßten, 1820 die Stelle eines Mitgliedes des



Appellationsgerichts zu Lübeck anzunehmen, nachdem er früher einen ehrenvollen Ruf an den Cassationshof zu Berlin abgelehnt hatte. Nach dem Tode des Kurfürsten trat er wieder in sein Amt zu Kassel und führt jetzt als ältester Rath den Vorsitz in dem Appellationsgericht. Während jener Zeit lieferte er außer der Fortsetzung der Entscheidungen des hessischen Appellationsgerichts auch ein ähnliches Werk aus dem Schatze seiner eignen amtlichen Erfahrungen: „Praktische Ausführungen aus allen Theilen der Rechtswissenschaft“ (3 Bde., Hanover 1825—31). Eine unerledigte vaterländische Angelegenheit erörterte noch einmal die Schrift: „Das Recht der Kriegseroberung in Beziehung auf Staatscapitalien“ (Kassel 1825), während er in zwei andern: „Grundzüge der rechtlichen Entscheidung des sachsen-gothaischen Successionsfalles“ (Kassel 1826) und „Über die Ordnung der Regierungsnachfolge in deutschen Staaten überhaupt und in dem herzoglichen Gesammthause Gotha insbesondere“ (2 Bde., Kassel 1826), eine gründliche Stimme über eine wichtige staatsrechtliche Frage abgab.

P. war stets eifrig bemüht, seinen amtlichen und literarischen Wirkungskreis zu fruchtbarern Einwirken auf die öffentlichen Verhältnisse seines Vaterlandes zu benutzen, und von der Hoffnung gehoben, eine bessere Gestaltung derselben zu sehen, lehnte er auch in neuern Zeiten manchen vortheilhaften Ruf in das Ausland ab. Als endlich 1830 ein neuer Tag anbrach, schrieb P. mit Rücksicht auf die frühern Zerwürfnisse zwischen der Regierung und den Ständen „Einige Worte über den Entwurf einer Verfassungsurkunde für Kurhessen vom 1. Oct. 1830“ (Kassel 1830), worin er zwar jenen sehr unvollkommenen Entwurf im Allgemeinen als annehmbar empfahl, jedoch die Hauptpunkte, die eine Verbesserung forderten, ausdrücklich bezeichnete. Er hielt es für nöthig, den veröhnenden Ton dieser Schrift zu rechtfertigen, da er früher nachdrücklicher gesprochen. „Aber eine andere Zeit war es“, sagte er, „in der es galt, die Schärfe des durch lange Gewohnheit abgestumpften Gefühls durch kräftige Rede wieder zu erfeischen und den fast sterbenden Muth durch belebende Worte zu stärken; eine andere ist es, in der es vielmehr Noth thut, die hoch emporlodernde Flamme des Entusiasmus nicht noch mehr zu nähren, damit sie nicht, wiewol unbeabsichtigt, zur verzehrenden Feuersbrunst werde.“ Als die Landstände dem mangelhaften Entwurfe eine ganz andere Gestalt gaben, war P.'s Wirksamkeit, wiewol er nicht unmittelbaren Antheil an der Bearbeitung nahm, doch von wesentlichem Einflusse, wie denn der Abschnitt von der Rechtspflege mit vorzüglicher Sorgfalt ausgearbeitet ist. Zum Abgeordneten zu dem neuen Landtage erwählt, ward er zum Präsidenten ernannt; doch ging der wirkliche Vorsitz auf einen Andern über, weil seine Wahl wegen eines unbedeutenden Mangels in der Form angefochten wurde, und als die Schwierigkeit durch eine neue Wahl erledigt war, widmete er sich mit Eifer den Ausschubarbeiten und gewann einen bedeutenden Einfluß in der Versammlung. Als Mitglied des landständischen Ausschusses stimmte er für die Anklage des Ministers Hassenpflug. Seine treffliche „Darstellung der Lage der landständischen Geschäftsverhältnisse bei der Auflösung der Ständeversammlung am 26. Jul. 1832“ war für die neu gewählten Abgeordneten bestimmt und verrieth den scharfen und umfassenden Blick, der alle Richtungen der ständischen Wirksamkeit verfolgt hatte. Bei den neuen Wahlen wurde P. gleichzeitig von mehreren Wahlcollegien gewählt, doch wurde die Genehmigung der Wahl verweigert, weil er, wie der Justizminister Hassenpflug angab, beim Appellationsgericht unentbehrlich sei.

Pfeil (Wilhelm), preussischer Oberforst Rath und Director der preussischen höhern Forstlehranstalt in Neustadt-Eberwalde, ward geboren am 28. März 1783 zu Rammelburg, wo sein Vater, bekannt durch mehre theologische, philosophische und pädagogische Schriften, Justizamtmann war. Seine Mutter war die Schwester des Dichters Gödingk. Die Lage seines Geburtsorts im südsüdtli-



chen Vorharze, überall von Walde umgeben, zog schon den Knaben zu dem Forste hin, und jede Freistunde schweifte er, sich selbst überlassen, in den Bergen der reizenden Gegend umher. Eben hatte er seine Gymnasialstudien in Utscherleben beendigt, als sein Vater starb. P. konnte nun die juristische Laufbahn, für welche er bestimmt war, nicht betreten, und nur der edelmüthigen Fürsorge Gökings's, der sich mit großer Aufopferung der zehn Waisen seiner Schwester annahm, verdankte er es, daß er seiner längst gehegten Neigung folgen und sich dem Forstfache auf eine Art widmen konnte, wodurch es ihm möglich wurde, sich aus einer ganz untergeordneten Stellung emporzuarbeiten. Zwar gaben die gewöhnlichen Lehrjahre, die er im Harze bestand, nur eine sehr geringe Ausbeute, jedoch verschaffte ihm eine Reise, welche er mit dem Oberforstmeister Hünerbein nach Neuchâtel zur Abschätzung der dortigen Forsten machte, Gelegenheit, die Gebirgsforsten der Schweiz, einen beträchtlichen Theil der französischen Forsten in den Vogesen und die wichtigsten Waldgegenden Süddeutschlands in der Gesellschaft eines sehr unterrichteten Forstmannes zu sehen. Durch Vermittelung Gökings's, welcher Vormund der minderjährigen Prinzessinnen von Kurland war, wurde P. 1804 auf den Gütern der jüngsten derselben in Niederschlesien an der Grenze des damaligen Südprenßens angestellt. Zuerst als Forstassistent, dann als Förster und später als Oberförster, erhielt er die Verwaltung eines ansehnlichen Reviers. In einem tief im Walde liegenden abgeschiedenen Forsthaufe wohnend, ward er durch die Schwierigkeit, Bücher zu erhalten, ebenso wenig als durch seine beschränkte finanzielle Lage abgeschreckt, jede erscheinende Schrift zu benutzen. Er hatte Kraft genug, obgleich oft von vornehmen Jagdfreunden besucht, aus seinem Hause Wein, Kaffee, sogar Zucker, den der einheimische Honig ersetzen mußte, gänzlich zu verbannen, um sich die nöthigen Bücher verschaffen zu können. Eine sehr liberale Administration der kurländischen Güter erlaubte ihm alle möglichen Culturversuche zu machen, wobei es denn freilich an Mißgriffen nicht fehlen konnte. Er wurde 1813 von der Landwehrcommission des grünberger Kreises zum Compagnieführer gewählt und wohnte den Feldzügen von 1813 und 1814 bei. Nach dem ersten Frieden von Paris in seine Civilverhältnisse zurückgekehrt, erhielt er 1816 von dem Fürsten von Carolath die selbständige Verwaltung der zum Fürstenthum gehörigen sehr beträchtlichen Forsten. Hier hatte er Gelegenheit, die vielfachen Beziehungen, in welchen die Forstwirthschaft zur Landwirthschaft steht, und die mannichfaltigsten Servitutterhältnisse kennen zu lernen und eine bedeutende Administration ganz unabhängig nach seinen Ansichten zu führen, und nicht leicht hätte ein Verhältniß günstiger für seine Ausbildung sein können. Nur ungern verließ er diese in jeder Hinsicht vortheilhafte Stellung, als ihm 1821 das Lehramt der Forstwissenschaft an der neu errichteten Forstakademie in Berlin angetragen wurde, womit zugleich eine Professur an der Universität verbunden war. Hier öffnete sich ihm ein ganz neues Feld für seine Thätigkeit, indem er von nun an der Theorie leben sollte, nachdem er 20 Jahre nur praktisch gewirkt hatte. Die literarischen Hülfquellen Berlins zwar fleißig benutzend, suchte und fand er doch weit mehr Belehrung in den Mittheilungen der ausgezeichneten Männer, welche seine Collegen waren, des Statistikers Hoffmann, des Zoologen Lichtenstein, des Botanikers Link, der Chemiker Mitscherlich und Rose. Seine Stellung an der Universität war zwar sehr angenehm, aber im Walde groß und beinahe alt geworden, fühlte er, daß nur da seine Heimat sei, und freudig ergriff er die Idee, als der Finanzminister von Moß dem Mangel an praktischer Bildung der Forstcandidaten durch Errichtung einer mehr praktischen Lehranstalt abzuhelfen suchte. Es wurde ihm die Auswahl des Orts überlassen, und er wählte das außerordentlich günstig gelegene Neustadt-Eberswalde, entwarf den Lehrplan und gab die Idee zur Organisation der Anstalt an, welche auch ganz nach seinen Vorschlägen eingerichtet wurde. Seine zahlreichen Schriften haben ihn in



mannichfaltige Streitigkeiten mit Hundeshagen, Hofffeld, Krugsch und Andere verwickelt. Unter seinen Werken sind besonders zu erwähnen: „Anleitung zur Behandlung, Benutzung und Schätzung der Forsten“ (2 Bde., Züllichau 1816, und umgearbeitet unter dem Titel: „Neue vollständige Anleitung etc.“, 4 Abtheilungen, Berlin 1829 — 31); „Grundsätze der Forstwissenschaft“ (2 Bde., Züllichau 1822 — 23) und „Die Befreiung der Wälder von Servituten“ (Züllichau 1822); es sind jedoch dadurch, daß er den breitgetretenen Weg der frühern Lehrbücher verließ, neue Ideen angeregt worden, deren Erörterung nur günstig auf die Fortbildung der Forstwissenschaft einwirken konnte. In Verbindung mit andern Gelehrten gibt er heraus „Kritische Blätter für Forst- und Jagdwissenschaft“ (1. und 2. Bd., Berlin 1820 — 23, 4. — 5. Bd., Leipzig 1825 fg.).

Pfister (Johann Christian von), einer der ersten jetzt lebenden deutschen Geschichtschreiber, aus einer früher in Stuttgart anässigen Familie, geboren am 21. März 1772 zu Pleidelsheim bei Marbach, wo sein Vater Beamter war, wurde 1786 in die württembergischen evangelischen Seminarien aufgenommen. „Dieses Jahr wird Er behalten“, sagte ihm sein erster Lehrer, ein benachbarter würdiger Landgeistlicher; „in diesem Jahr ist Friedrich der Große gestorben; merke Er sich die Folgen.“ Im höhern Seminar zu Tübingen genoß P. von 1790 — 95 den begeisterten Umgang Schelling's. Das Freundschaftsband wurde für immer geknüpft. Am Schlusse der Universitätsjahre schrieb P. eine Dissertation: „De originibus et principiis allegoricae sacrarum litterarum interpretationis“, Spittler's „Geschichte Württembergs“ brachte ihn zuerst auf den Gedanken, eine Geschichte von Schwaben zu schreiben. Den ersten Band hatte er schon entworfen, als er Müller's Schweizergeschichte bei einem stuttgarter Freunde mit großer Ueberraschung fand. Als Repetent in Tübingen gab er jenen ersten Band, für welchen er Mühe hatte einen Verleger zu finden, in den Druck und reiste darauf nach Wien. Von Johannes Müller mit besonderm Wohlwollen aufgenommen, benutzte er im Winter 1804 — 5 in der kaiserlichen Handschriftenammlung unter Anderm jene codices, welche nachher durch Perg für die Gesamtausgabe der Geschichtsquellen des Mittelalters verglichen worden sind. Müller's Pläne für P. wurden durch die Ereignisse des Jahres 1806 vereitelt. Zur Fortsetzung der schwäbischen Geschichte bot ihm der verstorbene Prälat von Schmid in Ulm seine reichhaltige Handschriftenammlung an. Er vermehrte diese Hülfsmittel, indem er auf höchsten Auftrag die Archive der vormaligen Reichsstädte und Abteien in Oberschwaben besuchte, worauf er vom Diakonat Baihingen an der Enz 1813 zu der angenehm gelegenen Pfarrei Untertürkheim bei Stuttgart befördert wurde, um in nähere Verbindung mit dem königlichen Archiv gebracht zu werden. Außer mehren in Zeitschriften zerstreuten Aufsätzen gab er heraus: „Historischer Bericht über das Wesen der Verfassung des ehemaligen Herzogthums Württemberg“ (Heilbronn 1816); „Denkwürdigkeiten der württembergischen und schwäbischen Reformationsgeschichte“ (in Verbindung mit Prälat Schmid; 2 Thle., Tübingen 1817); „Die evangelische Kirche in Württemberg etc.“ (Tübingen 1821); „Herzog Christoph zu Württemberg“ (2 Bde., Tübingen 1819); „Herzog Eberhard im Bart“ (Tübingen 1822); „Geschichte von Schwaben“ (1. bis 5. Bd., Heilbronn 1802 — 27), und die „Geschichte der Deutschen“ (4 Bde., Hamburg 1829 — 33), zu der von Heeren und Ukert herausgegebenen „Geschichte der europäischen Staaten“ gehörend, und durch sorgfältige Quellenforschung und Darstellung ausgezeichnet. Eine ganz aus Urkunden gezogene Geschichte Württembergs ist noch in der Handschrift. Im Sommer 1832 wurde P. zum Prälaten und Generalsuperintendenten von Tübingen ernannt und ein ausgezeichnetes literarisches Verdienst auf diese Weise würdig belohnt. Durch sein Amt in die Ständeversammlung berufen, hat er stets mit der ministeriellen Majorität gestimmt.



Pfizer (Paul Uchaz), Mitglied der Abgeordnetenkammer des Königreichs Württemberg und einer der ersten deutschen Redner, ward am 12. Sept. 1801 zu Stuttgart geboren, wo sein Vater, Karl von P., ein durch gründliche Schriften bekannter Rechtsgelehrter, damals die Stelle eines Amtschreibers bekleidete und noch jetzt als ehemaliger Director des Obertribunals im Ruhestande lebt. P. besuchte das dortige Gymnasium, auf welchem er einer der ausgezeichnetsten Schüler war und sich frühzeitig eine classische Bildung erwarb. Diese Studien setzte er in Tübingen, wohin er 1819 abgegangen, fort und verband damit das eifrigste Studium der Philosophie, namentlich der Naturphilosophie. Die Rechtswissenschaften, sein Berufstudium, schien er nur aus Pflichtgefühl zu treiben, warf sich aber im letzten Jahre seines akademischen Lebens mit solchem Eifer darauf, daß er am Schlusse seines Studienlaufes (Ostern 1823) die glänzendste Prüfung bestand und nach vollbrachter Probezeit als Secretair beim Justizministerium angestellt wurde. Er arbeitete hier unter den Augen des Ministers von Maucler drei Jahre lang, bis er im Frühling 1827 zum Oberjustizassessor bei dem Gerichtshofe in Tübingen ernannt wurde. So war er ins 30. Lebensjahr getreten, ohne daß Jemand in ihm den künftigen Schriftsteller und den Mann, der zu einer öffentlichen Wirklichkeit berufen war, ahnte; und noch im Sommer 1830, als, angeregt durch die Begebenheiten der Zeit, das verborgene Feuer in einem traulichen Gespräche aufloderte, und P. gegen einen Jugendfreund und vieljährigen Hausgenossen zu Tübingen sich mit Nachdruck äußerte, daß jetzt auch in Deutschland gesprochen und geschrieben werden sollte, fragte dieser ihn lächelnd und keine Antwort erwartend: „Wirst doch du kein Buch schreiben wollen?“ Aber in der deutschen Seele P.'s war das Nationalgefühl fast von Kindheit an wach gewesen, die Karlsbader Beschlüsse hatten auf den heranreifenden Jüngling einen tiefen Eindruck gemacht, und obgleich Keckheit und Verstand ihn während seiner Universitätsjahre von allen geheimen Verbindungen und dem unreifen politischen Treiben in weiser Ferne gehalten hatten, so war doch das Vaterland mit seiner Würde und seinen Rechten der beselende Gedanke aller seiner Studien, seines ganzen geistigen Dichtens und Trachtens. Endlich trat er mit dem Beginn des Jahres 1831 aus seiner tiefen Gemüthsstille hervor und überraschte das Publicum, seine Vorgesetzten und selbst seine Freunde mit seinem „Briefwechsel zweier Deutschen“, der, über 20 Bogen stark und mithin censurfrei, bei Cotta erschien und die Ergebnisse vieljähriger Nachdenkens über Philosophie, schöne Literatur und Politik der Deutschen nebst einem Anhang ausgezeichneter Gedichte enthielt. Lauterkeit der Gesinnung, Vielseitigkeit und Tiefe des Geistes, dessen Spiegel diese Schrift ist, und eine wahrhaft classische Darstellung erwarben dem Bache schnelle Anerkennung in der Heimat des Verfassers wie im ganzen deutschen Vaterland, und schon im März 1832 erschien eine zweite vermehrte Auflage. P. hatte in seiner Schrift den Muth gehabt, die französisirenden Ansichten der Süddeutschen schonungslos anzugreifen und im offenen Widerspruche mit den meisten seiner Landsleute auf Preußen, als der einzigen Hoffnung deutscher Nationalität, hinzuweisen; aber er wagte es zugleich, den deutschen Fürsten eine Unterordnung unter Kaiser und Reich und eine Beschränkung ihres Hofhalts und Regierungsaufwandes anzumuthen und vor den Gefahren zu warnen, welche von Seiten des schwer belasteten deutschen Bauernstandes, wofern ihm die ersuchte Erleichterung nicht zu theil würde, der öffentlichen Ordnung und der Wohlfahrt der Staaten drohten. Von der ihm vorgesezten Behörde amüthlich wegen des Inhalts und der Tendenz seines Buchs zur Rede gestellt, bat P. um seine Entlassung aus dem Staatsdienste und erhielt dieselbe im Frühjahr 1831. Dieser Schritt, mit welchem er seine Überzeugungen besiegelte, erregte auch unter dem Volke große Aufmerksamkeit, und bei den neuen ständischen Wahlen für den nächsten Landtag wurde er von den Wählern der Stadt







verstand, wenn Dasjenige, was ich von einer künftig möglichen, beschränktern oder unbeschränktern Übertragung der gesetzgebenden Gewalt an die Stände beispielsweise gesagt habe, auf die Person des jetzt regierenden Königs bezogen worden ist, und wenn übersehen wurde, daß Alles, was ich gegen das monarchische Princip der Schlußacte in meinem Vortrag angewendet habe, ausdrücklich nur dem monarchischen Princip in seiner anticonstitutionellen Richtung oder dem Absolutismus gilt. Wenn ich gleichwol im Irrthum bin, so ist dies ein Irrthum, den ich mit Tausenden und aber Tausenden theile, und weder der Unwille, welchen die Regierung dieser hohen Kammer gegen mich einflößen will, noch irgend eine gegen mich verhängte Rüge oder Strafe wäre das geeignete Mittel, mich und Andere zu überzeugen. Wollte man aber etwas Ahndungswürdiges darin finden, daß ich diese Überzeugung laut und öffentlich ausgesprochen habe, so kann ich darauf nur erwidern, daß ich schon als Deutscher, weit mehr noch aber als Vertreter eines deutschen Volkes mich dazu berufen und verpflichtet glaube. Das letzte Wort meiner Vertheidigung müßte immer darin bestehen daß ich zu meinen Richtern spräche: Ich habe das Meinige gethan, thun Sie das Ihre." Die Adresse, durch welche die Kammer den Antrag, P.'s Motion mit Unwillen zu verwerfen, mit Bestimmtheit ablehnte, wurde bekanntlich mit geringen Modificationen von 53 gegen 31 Stimmen angenommen und in Folge dessen die Kammer aufgelöst. Nicht nur Deutschland, sondern auch das benachbarte Frankreich folgte diesem Streite mit gespannter Aufmerksamkeit, und P.'s Name hallte fast aus allen französischen Tagesblättern wieder. Die meisten sprachen mit hoher Achtung von ihm, selbst das ministerielle „Journal des débats“ erklärte, daß es in dem Betragen der Kammer nur ein constitutionnelles Recht auf constitutionnelle Weise ausgeübt erblicke; nur die karlistische „Gazette de France“, nachdem sie sich eine Weile schadensfroh an den Verlegenheiten der württembergischen Regierung geweidet, in P. die personifizierte Opposition und einen zweiten Luther (in ihrem Munde kein Lob) gesehen hatte, ließ sich angeblich aus Deutschland über ihn schreiben: „... un Monsieur Pfizer, ancien assesseur destitué par le roi pour avoir écrit des lettres démagogiques sur l'état de l'Allemagne, et qui cherche à compromettre son maître aux yeux de la diète à fin de se venger“. Dieser „Mensch, den man aux petites maisons und nicht in eine Ständeversammlung schicken sollte“, hat nach der „Gazette“ in öffentlichem Vortrage gesagt: „que le monarque qui avait cédé une partie de son autorité législative pourrait fort bien se dépouiller du reste, et qu'alors l'assesseur Pfizer donnerait au souverain son congé en échange de celui qu'il a reçu de lui“. P. war in der Kammer Mitglied der staatsrechtlichen und der Gesetzgebungscommission; in ersterer Eigenschaft hatte er einen Bericht über Schott's Pressfreiheitsmotion zum Vortrage fertig, der nach dem Urtheile von Freunden, die ihn gelesen, ein Muster von Klarheit sein soll. Vor seinem Eintritt in die Ständeversammlung war er noch mit zwei Flugchriften: „Gedanken über das Ziel und die Aufgabe des deutschen Liberalismus“ (Tübingen 1832) und „Über das staatsrechtliche Verhältniß Württembergs zum deutschen Bunde“ (Strasburg 1832), aufgetreten. Von der erstern sagte die „Revue germanique“: „Voici enfin un de ces trop rares écrits, sans l'apparition desquels il faudrait désespérer de l'avenir politique de l'Allemagne“. Die neuen Wahlen brachten P. wieder als Abgeordneten von Tübingen in die Ständeversammlung, wo er dem Geiste seiner frühern Wirkksamkeit treu bleibt. P.'s Oheim, der verstorbene Gerichtshofspräsident Dr. Benjamin Friedrich von P., hat sich auch als juristischer Schriftsteller bekannt gemacht; sein älterer Bruder ist württembergischer Oberjustizrath; sein jüngerer Bruder, Gustav P., geboren zu Stuttgart am 29. Jul. 1807, ward auf dem dasigen Gymnasium und im Seminar zu Blaubeuren gebildet. Er studirte im theologischen



Seminar zu Tübingen, an welchem er gegenwärtig als Repetent steht, von 1825 — 30 mit Auszeichnung Philologie, Philosophie und Theologie und hat sich 1831 durch eine Sammlung von Gedichten voll Tiefe und Ideenreichtum einen Ruf erworben, der durch immer reichere Productionen in schnellem Wachsen begriffen ist. Auch seine „Faustische Scenen“ im „Morgenblatt“ und einige begeisterte Polentlieder haben verdienten Beifall gefunden. (43)

Pfuel (Ernst von), preussischer General, ward um 1780 zu Berlin geboren, in der dortigen Militairakademie gebildet, und trat als Offizier in das Regiment des Königs, das zur Besatzung von Potsdam gehörte. Er bereiste darauf Deutschland, die Schweiz, Oberitalien und hielt sich lange in Paris auf. Beim Ausbruche des Krieges gegen Frankreich war er in Blücher's Generalstab angestellt, bis die Capitulation von Lübeck das Schicksal der abgeschnittenen Heerabtheilung entschied. P. lebte längere Zeit in Dresden, trat 1809 als Hauptmann in österreichische Dienste und errichtete in Prag, wie später in Wien, Schwimmanstalten für das Militair. Er stand im österreichischen Generalstab, ging aber nach dem Ausbruche des Krieges zwischen Frankreich und Rußland in russische Dienste und kam an die Spitze des Generalstabes des Generals von Lettenborn. Als Preußen gegen Frankreich auf den Kampfplatz trat, kehrte P. in sein Vaterland zurück, ward als Oberst in Blücher's Generalstab angestellt und nach dem Einzuge der Verbündeten zum Commandanten von Paris ernannt. Bald nachher ward er Generalmajor. Seine „Beiträge zur Geschichte des letzten französisch-russischen Krieges“ (1. Heft, Berlin 1814) wurden nicht fortgesetzt. Er war Befehlshaber der 15. Division in Köln, als der König nach dem Ausbruche der Unruhen in Neuschatel ihn im Apr. 1831 zum Commissair ernannte, um den Streit der Parteien zu schlichten. Wie er diesen schwierigen Auftrag, zu welchen die Engherzigkeit seines Charakters und seine Erfahrung ihn vorzüglich befähigten, nach seiner Ankunft im Mai vollzog, und nach dem Wiederausbruche der Unruhen bei seiner zweiten Sendung im Oct. 1831 die Ruhe des Landes durch Waffengewalt wiederherstellte und der königlich gesinnten Partei den Sieg verschaffte, ist im Artikel Neuenburg ausführlich dargestellt worden.

Phalanstère heißt eine von dem Franzosen Charles Fourier erfundene, aber bisher nur auf dem Papier stehende Anstalt nach R. Owen's Vorbild zu New-Lanark und New-Harmony. Fourier hat sich wie Owen das armselige Leben der unteren Volksklassen zu Gemüthe geführt und ein Mittel gesucht, um sie in eine bessere Lage zu bringen. Nach und nach fiel er darauf, die Leidenschaften der Menschen zu benutzen, um sie zu großer Arbeit und zu großen Unternehmungen anzutreiben. Ubrigens hat er wie Owen eingesehen, daß die Armern nur durch Vereinigung ihres Fleißes und ihres Erwerbes sich ein gemächliches Leben verschaffen können. Darin geht aber Fourier weiter, daß er nicht allein die Armern will zusammenleben lassen, sondern auch die Reichern, und daß er sich von der Ausführung seines Plans das herrlichste Leben auf Erden verspricht. Den Hebel des von ihm versprochenen Glückes nun nennt er attraction passionnée, weil die Menschen durch ihre Leidenschaften zur Arbeit und folglich zur Beförderung ihrer zeitlichen Wohlfahrt angezogen werden sollen. In dieser Absicht sollen sie in großen Anstalten, die er Phalanstères nennt, beisammen wohnen, und zwar so, daß alle Diejenigen, die ein und dasselbe Gewerbe treiben, nahe zusammenleben und eine Serie ausmachen. Sie sollen zusammen zur Arbeit gehen, sich zusammen erholen und erfreuen. Die Arbeit soll immer nur von kurzer Dauer sein und mit Vergnügen abwechseln. Die Producte der Arbeit sollen zusammengesetzt, verkauft, und dann Jedem nach seiner Geschicklichkeit oder seinem Verdienste angerechnet werden. Dies gleicht so ziemlich dem Systeme der St.-Simonianer. Darin unterscheidet sich aber Fourier von jenen, daß er denjenigen Mann, welcher



mehre Fähigkeiten besitzt, auch Mitglied mehrerer Serien sein und der Früchte ihrer Arbeit theilhaftig werden läßt, sodaß also ein in mehreren Fächern sehr geschickter Mann auch in mehreren Serien Geld einnehmen und sich bereichern kann. Es scheint, daß der Gewin vorzüglich in dem wechselseitigen Austausch der Producte bestehen soll. Da der Verfasser viel auf die Wärme im Winter hält, so hat er die Vorkehrung getroffen, daß das Phalanstère mit lauter bedeckten Gängen und Gasfen versehen sei, die man erwärmen kann. Die Verheiratheten sollen beisammen leben, die nicht Verheiratheten ebenfalls. Geräuschvolle Gewerbe sollen etwas entfernt von den übrigen getrieben werden. Jedes Phalanstère soll mit einer Fremdenherberge versehen sein, wie auch mit einem Concertsaale und sogar mit einer Oper. Uebershaupt sorgte Fournier ganz besonders für das materielle Wohl seiner Gemeinden. Welche Rolle er den Frauen in seinem Systeme zutheilt, ist nicht recht klar; es scheint, daß auch sie eine leidenschaftliche Anziehung ausüben sollen, um die Wohlfahrt und das Glück der männlichen Bewohner der Phalanstères zu befördern. Die Kinder sollen zusammen erzogen werden. Fournier hat in Paris ein eigenes Journal begonnen unter dem Titel: „Le phalanstère“, worin er seine Ideen entwickelt; es scheint aber wenig Fortgang zu haben. Man muß in seinem Plane zwei Dinge unterscheiden: den Zweck, der allerdings sehr löblich ist, da dieser Mann seit länger als 20 Jahren darauf sinnt, dem Volke ein ruhigeres und sichereres Leben zu verschaffen, als es jetzt genießt; und dann die Mittel, die leider ans Abgeschmackte grenzen. Mit den 5 — 800,000 Francs, die seinem Anschläge nach die Anlegung eines Phalanstères kosten soll, könnte man weit besser einer kleinen Gemeinde helfen. Man hat angekündigt, es solle in Frankreich eine Anstalt nach Fournier's Plane angelegt werden, wahrscheinlich wird der Plan aber nimmer ganz zur Ausführung kommen. Fournier hat mehre Werke geschrieben, um seine Ideen über die Beförderung des Volks Glückes zu entwickeln. (25)

Philaethen oder religiöse Wahrheitsfreunde. Unter diesem Namen ward die Idee zur Bildung einer neuen religiösen Gemeinschaft aufgestellt, deren Eigenthümlichkeit darin bestehen sollte, an keine besondere, weder positive noch nationale Dogmen gebunden, sondern nur durch das allgemeine Element der Religiosität zu gemeinsamen Symbolen und Gebräuchen vereinigt zu sein. Diese großartige Idee, die am richtigsten das wahre Ziel des freien kirchlichen Lebens ausspricht, verdient als ein bedeutendes Moment der neuesten Zeitgeschichte hier hervorgehoben zu werden, um so mehr, da sie nicht bloß wissenschaftlich, was schon öfter geschehen ist, sondern zum ersten Mal mit bestimmter Beziehung auf die Ausführung hervorgetreten ist. Es erschien nämlich 1830 zu Kiel im Namen einer Anzahl ungenannter Freunde religiöser Wahrheit, die keiner der vorhandenen religiösen Gemeinschaften in Ansehung der Dogmen sich mit wahrer Ueberzeugung ganz anschließen zu können bekennen und dies auch äußerlich ohne Beeinträchtigung ihrer bürgerlichen Rechte aussprechen zu können wünschen, ein „Entwurf einer Bittschrift an deutsche Fürsten“, des Inhalts: „Allerhöchstdieselben wollen allergnädigst geruhen, die religiös-politischen Verhältnisse einer Anzahl Ihrer Unterthanen in Erwägung zu ziehen und geeignete Maßregeln zu treffen, welche es denselben möglich machen, ihrer religiösen Ueberzeugung gemäß zu leben“. Zugleich fügten sie eine besondere Schrift: „Grundsätze der religiösen Wahrheitsfreunde oder Philaethen“, bei. In der Bittschrift gehen sie von der anerkannten Pflicht aus, diejenige religiöse Gemeinschaft auch äußerlich zu verlassen, deren Dogmen nicht völlig mit der eignen Ueberzeugung übereinstimmen; sie fordern aber auch dagegen das ebenfalls anerkannte Recht, durch eine solche äußere Trennung von der religiösen Gemeinschaft in keiner Weise in den bürgerlichen Rechten eine Beeinträchtigung zu erfahren. Sie selbst nun erklären sich in der Lage zu finden, in keiner der vorhandenen christlichen Confessionen oder andern



Religionen ihre religiösen Ansichten ganz wiederzufinden. „Wir können es nicht mit unserer Überzeugung und unserm Gefühle vereinbaren“, sagen sie, „daß die christlichen Formen, die religiösen Ideen einzukleiden, ausschließend wahr, ausschließend beseligend seien. Dogmen können wir nicht anerkennen, denn das Ewige hat keine notwendige Form; die Formen, worin die Menschen es kleiden, sind verschieden und wandelbar wie diese selbst, und wer darf wagen, zu sagen: ich bin Der, welcher allein weiß, oder vorzugsweise weiß, wie es sich ziemt, das Ewige würdig zu erfassen? Symbole mögen notwendig sein, aber keine bestimmte scheinen uns ausschließend notwendig. Riten mag die Religion verlangen, aber sie erscheinen uns, in einem gewissen Umfange wenigstens, willkürlich.“ Dieser ihrer Überzeugung gemäß bitten sie, eine eigne, nur auf gemeinschaftliche Symbole und Gebräuche gegründete, von allen Dogmen befreite religiöse Gemeinschaft gründen zu dürfen. Der Staat werde, fügen sie hinzu, in keiner Weise dadurch der Garantie beraubt, die auf der Religion seiner Bürger beruht, da das äußere Bekenntniß gewisser Dogmen nicht ihre religiöse Gesinnung versichert. Insofern jedoch der Staat nur denjenigen Gesellschaften ihre Existenz gestatten und sichern könne, deren Grundsätze den Zwecken des Staats nicht zuwider sind, sei auch die hier vorgeschlagene religiöse Gemeinschaft im Stande, ihre religiösen Ansichten den allgemeinsten Grundzügen nach auszusprechen, mit Vorbehalt besonderer Modificationen jedes einzelnen oder größerer Theile derselben.

In diesem Sinne sind als unmaßgeblicher Vorschlag die „Grundsätze 10.“ mitgetheilt. Hier wird, nach einer bestimmtern Darlegung ihres Standpunkts überhaupt, ein religiöses Glaubensbekenntniß ausgesprochen, das im Wesentlichen wol die Hauptpunkte der religiösen Überzeugung der meisten Freidenkenden unserer Zeit wiedergeben mag, und es werden dann speciellere Andeutungen über die gesellschaftliche Verfassung und die Form des Ritus der neuen religiösen Gesellschaft hinzugefügt. In dieser ganzen Darstellung ist ein unleugbares Bedürfniß unserer religiös-kirchlichen Lebens so tief berührt, und so klar und treffend die Gesinnung der meisten Gebildeten, die sie sich wol zum Theil nur selbst nicht zu gestehen wagen, ausgesprochen, daß man sich, vorzüglich bei der grade damals durch die bekannten hallischen Verkehrungsversuche sehr gespannten religiösen Stimmung in Deutschland, in der That nicht würde erklären können, wie die ganze Sache fast ohne allen Anklang vorübergehen konnte, wenn nicht die Gleichzeitigkeit derselben mit der großen Juliusrevolution, die die Gemüther gewaltsam von allen religiösen Angelegenheiten ab zu der Politik hinriß, eine Erklärung dafür darböte. Wenn man aber auch dem hier aufgestellten Ziel des kirchlichen Lebens, Befreiung der Kirche von allen Banden der Dogmen und Gründung derselben allein auf Symbole und Gebräuche, seine Bestimmung geben muß, so möchten doch die historischen Verhältnisse auf einem andern Wege zu demselben hinweisen. Ein gänzlicheres Losreißen von den bestehenden kirchlichen Gemeinschaften würde entweder, sofern nur ein kleiner Theil ihrer bisherigen Mitglieder Empfänglichkeit dafür hätte, eine neue Sekte begründen, welche auf die zurückbleibende größere Masse nur wenig Einfluß haben und selbst in dem Ganzen schwach bleiben würde; oder, sofern eine allgemeinere Empfänglichkeit dafür vorhanden wäre, würde die Ausführung nur durch gewaltsame Erschütterungen aller bestehenden kirchlichen Verhältnisse möglich sein, die bekanntlich mehr zu zerstören als zu bessern pflegen. Ein dritter, sicherer Weg hingegen würde der der allmätigen Umgestaltung sein, und dieser findet darin seinen Grund, daß in jeder kirchlichen Gemeinschaft, hauptsächlich in der protestantischen, Elemente liegen, die eine Befreiung von allem Dogmenwesen möglich machen, und deren Entwicklung allmätig von selbst alle dogmatischen Trennungen aufheben und nur volksthümlich bestimmte freie Vereinigungen unter bloßen Symbolen und Gebräuchen herbeiführen wird. (21)



Phillips (Georg), bis Ostern 1833 außerordentlicher Professor der Rechte an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, jetzt in München. Mit den Lebensschicksalen und Gemüthsrichtungen seines Freundes Jarcke (s. d.) mannichfach verflochten, theilte P. mit demselben die Heimat, die streng historische Tendenz des Studiums der Rechte und den Uebertritt zum Katholicismus, sowie ihn später auch ein verwandtschaftliches Band (beide Freunde haben Schwestern zu Frauen) mit Jarcke verknüpfte. In Westpreußen in der Umgegend Danzigs um 1803 von lutherischen Eltern geboren, deren Vorfahren aus England stammten, erwachte in P. schon frühzeitig die Liebe zur englischen Sprache und Geschichte, eine Neigung, der das Publicum zwei seiner geschätzten Werke verdankt. Schon 1825 gab er zu Göttingen seinen „Versuch einer Darstellung der Geschichte des angelsächsischen Rechts“ heraus, und die Aufmerksamkeit, die diese Schrift erregte, eemuthigte P. seine Forschungen im Gebiete der englischen Rechtsgeschichte fortzusetzen. Bei einem mehrmonatlichen Aufenthalte in London wurde es ihm auch vergönnt, das britische Museum zu besuchen und dessen reichhaltige Bibliothek zu seinem Zwecke zu benutzen. So ward er allmählig in dem Vorhaben bestärkt, die „Englische Reichs- und Rechtsgeschichte seit der Ankunft der Normannen“ herauszugeben, von welcher 1827 zu Berlin der erste Band erschien, der die nach den Quellen bearbeitete politische Geschichte Englands von Wilhelm I. bis auf Heinrich II. begreift, nebst einer Übersicht der Quellen des Rechts dieser Periode, die mit den ersten englischen Rechtsbüchern, namentlich mit dem sogenannten Glanvilla, schließt. Das Verdienst um die Kritik dieser bisher fast unberücksichtigt gebliebenen Quellen ist ebenso bedeutend, als sich die Ableitung der Rechtsverhältnisse aus den politischen Bewegungen der Zeit durch Klarheit und tiefe Durchdringung des Sachlichen auszeichnet. Schon ehe Jarcke nach Berlin kam, hatte sich P. in Berlin habilitirt und war als historischer Rechtslehrer nicht ohne Beifall aufgetreten. Dem Einflusse des Freundes schreibt man seinen Uebertritt zur katholischen Confession zu. Insofern ein Schritt der Art rein aus individuellem Bedürfnis hervorgegangen und auf das wissenschaftliche Streben eines Mannes, wie P., durchaus ohne alle nachtheilige Störung noch Abirrung zu gefahrdrohenden Lehrlägen geblieben ist, kann derselbe dem Forum der öffentlichen Discussion füglich entrückt bleiben. Nur war der Religionswechsel für P. in Beziehung auf seine äußere Laufbahn leider hindernd genug und obgleich der geschätzte Rechtslehrer sich eines zahlreichen Publicums unter den Studirenden stets zu freuen hatte, durfte er in Preußen auf keine besondere Beförderung rechnen. Trotzdem verließ er nur höchst ungern Ostern 1833 seine bisherige Stellung, um einem Rufe nach München zu folgen, wo er die Vergünstigung erhielt, im Wintersemester an der dortigen Hochschule den Lehrstuhl zu bestiegen. In seinen „Grundsätzen des gemeinen deutschen Privatrechts, mit Einschluß des Lehnrechts“ (2 Bde., Berlin 1829) geht er bei der Darstellung des gesammten deutschen Rechts von der Ansicht aus, daß dasselbe in seiner ursprünglichen Gestalt sich in allen seinen Institutionen auf das Princip der Vertheidigungsfähigkeit oder Wahrhaftigkeit zurückführen lasse und sich auf dreifache Weise, als Vertheidigung der Person (Freiheit), als Vertheidigung anderer Personen (Vormundschaft) und als Vertheidigung von Sachen (Gewere) äußere. Von seiner „Deutschen Geschichte, mit besonderer Rücksicht auf Religion, Recht und Staatsverfassung“ erschien zu Berlin 1832 der erste Band.

**Philologie.** Seit dem 14. Jahrhundert sind die Studien, die wir unter dem mehrdeutigen Namen Philologie zu begreifen gewohnt sind, mit einer im Ganzen ununterbrochenen Liebe unter den gebildetsten Nationen Europas gepflegt worden, ohne daß sich vor der neuesten Zeit auch nur das Bedürfnis geregt hätte, sich von der wahren Bedeutung sowie den eigentlichen Grenzen des Studiums eine



klare und befriedigende Rechenschaft zu geben. Denn zuerst in der Periode der jugendlich warmen Begeisterung war es die Literatur der Griechen und Römer, die von Petrarca und seinen Nachseiferern in Italien zum Gegenstande nicht sowohl der Erkenntniß als des Genusses und der Anschauung gemacht und mit unmittelbarer Übertragung auf das eigne Geistesleben nachgebildet wurde. Als somit erst einzelne Blicke in die antiken Zustände eröffnet waren, trat zunächst das Streben ein, sich vor Allem in den möglichst vollständigen Besitz des gesammten Stoffes zu setzen: daher die Periode der massenhaften Polyhistorie in Frankreich mit ihren Repräsentanten Scaliger, Salmasius, Casaubonus, die mit gleichem Eifer Alles umfaßte, was nur den äußern Umfang der Kenntnisse vom Alterthum irgendwie erweitern mochte. Während im Allgemeinen diese Tendenz, wenn auch bald mit mehr und mehr verengter Praxis, in der holländischen Philologie noch eine Zeit lang ihre Herrschaft fortsetzte, kam eine jene Massen nicht sowol belebende als mit eindringlicher Schärfe sichtende und zurechtlegende Kritik, die freilich nie ganz gefehlt hatte, zu ihrer strengen Durchbildung und vollen Anerkennung erst durch Bentley in England. Aber nun eben wurde auch das Studium ein immer mehr vereinzelttes, vom Leben losgerissenes, durch subjective Neigungen beschränktes und in zufällige partielle Bestrebungen auseinandergehendes: daher die allmähliche Ablösung und Bevorzugung des Sprachstudiums, der grammatischen Gelehrsamkeit, der Wortkritik, zumal in Beziehung auf griechische Literatur, vermittelt durch Hemsterhuis' Schule, ihren Gipfel erreichend in der Porson'schen und mit unübertroffener Meisterschaft in der Hermann'schen. Das hiernach zerstreut Liegende zuerst in einigen Zusammenhang sowol unter sich als wiederum mit dem Leben und der eignen Bildung gebracht zu haben, ist das große Verdienst Heyne's, zumal durch ihn auch die seit Petrarca von den Philologen unbeachtete, jetzt aber durch Windelmann aufgeweckte Kunstwelt des Alterthums dem Kreise der Philologie zugeführt wurde. Kein Wunder, vielmehr, da jedes Extrem immer seinen Gegensatz hervorruft, nothwendig war es, daß dieses Streben, das Alterthum in seiner Totalität zur Erkenntniß und zur Anschauung zu bringen, wodurch sich die deutsche Philologie charakterisirt, im Gegensatz zu der frühern sprachlichen Einseitigkeit ein Überwiegen des antiquarischen Elements begünstigte, wie sich dies bis auf den heutigen Tag, der Hermann'schen Sprachphilologie gegenüber, in der Böckh'schen Schule geltend macht. Ein Gleichgewicht der Gegensätze, oder vielleicht richtiger, eine Verknüpfung der Einseitigkeiten wurde am fruchtbarsten von F. A. Wolf versucht, der deshalb als der Repräsentant der deutschen Philologie gelten kann, und wird auch die Aufgabe der nächsten Philologie bleiben.

Schon aus diesen geschichtlichen Umrisen folgt der richtige Gesichtspunkt für die Beurtheilung des in der neuesten Zeit vielfach besprochenen Zwiespalts, ob Sprache, Grammatik, oder ob die sogenannten Realien das Hauptobject der Philologie ausmachen. Denn wenn jede in naturgemäßer Stufenfolge fortschreitende Entwicklung ihre unbestreitbare Berechtigung in sich selbst trägt, so ergibt sich als die Aufgabe der deutschen Philologie das Zusammenfassen des bisher in individueller Gestaltung zerstreuten Mannichfaltigen zur objectiven Einheit und die eigentliche Belebung und Beseelung der todten, vorher nur durch sondernde Verstandeskritik gesichteten Stoffmasse mittels der durchdringenden Idee. Auch hat sich heutzutage bei aller Verschiedenheit individueller Standpunkte wol allgemein das Bedürfniß fühlbar gemacht, Philologie nicht mehr zu betreiben als eine das menschliche Interesse nur überhaupt irgendwie in Anspruch nehmende Beschäftigung, als eine gelehrte, beiläufig auch zu allerhand Dingen nützliche Liebhaberei; vielmehr drängt sich, ausgesprochen oder unausgesprochen, die Nothwendigkeit auf, sich der Berechtigung des ganzen Studiums bewußt zu werden, folglich die Nachweisung zu führen, welche selbständige Stelle die Philologie als ein



in sich selbst abgeschlossenes Ganzes im Zusammenhange aller wissenschaftlichen Disciplinen überhaupt und im Verhältniß zu den verwandten insbesondere einnehme. Indem diese Nachweisung je nach der verschiedenen Begriffsbestimmung, von der sie abhängt, ganz und gar verschieden ausfallen muß, lassen sich hauptsächlich drei Richtungen unterscheiden, in welchen man zur Einheit wie zur Selbstständigkeit der Philologie zu gelangen bemüht ist.

Die laut oder im Stillen immer noch am Weitesten verbreitete Auffassung geht von der allerdings nicht abzuweisenden Thatsache aus, daß die wissenschaftliche Behandlung der Sprache ein Hauptgeschäft der Philologen von jeher gewesen ist und noch ist, und macht dem zufolge die Sprache der Griechen und Römer an und für sich zum Object und ihre Erforschung zum Ziel der Philologie. Nun hat zwar die Sprache, als ein wesentlicher, ja, als der unmittelbare Ausdruck des menschlichen Geistes, ein unbestreitbares Recht, so gut wie andere Äußerungen desselben, eine eigne in sich selbst geschlossene und zu ihrer Existenz berechnete Disciplin zu bilden; nimmermehr aber kann zwei einzelnen, willkürlich aus der Reihe der übrigen herausgegriffenen Sprachen derselbe Anspruch zugestanden werden. Aber es sind dies, hat man oft genug wiederholt, die zwei vorzüglichsten, in sich vollendetsten, durchgebildetsten Sprachen. Selbst dies wird heutiges Tages, nachdem man den wundervollen Bau des Sanskrit kennen gelernt, nicht mehr zugegeben, wenigstens durchaus nicht in allen Beziehungen; aber selbst einmal zugegeben, berechnigt denn die anerkannteste Vorzüglichkeit zur Ausschließung des zu derselben Sphäre Gehörigen, nur zu einer niedrigeren Stufe der Vollkommenheit Gediehenen, wenn es sich darum handelt, eben jene Sphäre in ihrer vollen Eigenthümlichkeit zu erkennen? Berechnigt etwa, andere Analogien zu geschweigen, der anerkannte Vorzug des römischen Rechts zum Ausschluß z. B. des deutschen und zur Beschränkung der Rechtswissenschaft bloß auf das erstere? Und nun zumal, wenn das Ausgeschlossene so eigenthümlich verschiedenartiger Natur ist, wie im Vergleich zu den classischen Sprachen z. B. die semitischen, die zu jenen als die allerwesentlichste Ergänzung hinzutreten, um die überhaupt möglichen Wege menschlicher Sprachbildung in Vollständigkeit zu übersehen! Aber, kann man antworten, so ziehe man doch den semitischen Sprachstamm mit in den Kreis der Philologie, nehme consequent den gesammten indogermanischen dazu, und man hat die durch W. von Humboldt und Bopp in unserm Vaterlande begründete allgemeine vergleichende Sprachwissenschaft. Wer wird leugnen, daß mit dieser, besonders wenn sich zu der historischen Forschung die rechte Sprachphilosophie gesellt, die nur selten zu finden ist, ein durchaus selbstständiges, begriffsmäßig bestimmtes, menschlichen Strebens würdiges und volle Befriedigung gewährendes Studium gegeben ist? Aber damit ist auch unvermerkt etwas Anderes untergeschoben an die Stelle Dessen, was Jahrhunderte lang unter dem Namen Philologie getrieben worden ist; hier tritt der herrschende Sprachgebrauch in seine Rechte, der ungestraft nie willkürlich verleugnet wird. Es kann zu dieser Einsicht die einzige Bemerkung genügen, daß unter jenem Gesichtspunkte nicht einmal die antike Literaturgeschichte als solche in den Bereich des Philologen fallen würde, sondern nur mittelbar zu seiner Kenntniß gehörte, sofern sie es grade ist, die ihm die Sprachdenkmäler liefert.

Während diese erste Ansicht die Sprache doch wesentlich zum Object einer historischen Forschung und somit ihre Erkenntniß zum eigentlichen Ziel der Philologie macht, geht eine zweite noch weiter und setzt die alten Sprachen nur überhaupt als ein Mittel, als einen paßlichen Stoff, an welchem sich die rein formalen Disciplinen Hermeneutik und Kritik zu üben haben. Hiernach wird die geschichtliche Handhabung der letztern selbst als der wahre Endzweck der Philologie hingestellt, während alle übrigen, sonst noch von Philologen bearbeiteten Disciplinen nur in der Geltung von mittelbaren Hülfswissenschaften auftreten, in denen der Philolog



nicht ihrer selbst wegen, sondern lediglich zum Behuf der Ausübung von Kritik und Hermeneutik orientirt sein müsse. Nur eine Modification derselben Ansicht würde es sein, wenn in demselben Sinne der Sprache auch die Realien der Philologie beigelegt würden, als ein zweiter Stoff oder Apparat, an welchem ebenfalls hermeneutische und kritische Fertigkeit, nur hier eben auf historischem Gebiete, erworben und herangebildet werden sollte. So trivial auf den ersten Anblick jene Bestimmung scheint, und so sichtbarlich sie auch von der Bequemlichkeit eines eignen engherzigen Treibens ursprünglich ausgegangen ist, so kann sie dennoch unter einem etwas umfassendern Gesichtspunkte, gleichsam auf eine höhere Potenz erhoben, ein ganz anderes und bedeutenderes Ansehen gewinnen und hat denn auch in solcher Eigenschaft neuerdings einen geistvollen Vertreter gefunden an E. Gerhard. In der Einleitung zu dessen „Grundzügen der Archäologie“ wird für die Aufgabe der Philologie geradezu erklärt, die Übung des kritischen und hermeneutischen Forschungsvermögens an einem freigewählten Stoffe, und zwar so, daß Philologie und Archäologie, Sprachauslegung und Kunsterklärung als sich ergänzende Gegensätze eine Propädeutik für die Geschichtsforschung zum Verständniß ihrer Zeugnisse und ihres Bildervorraths abgeben und als Organon der Historie zu dieser in dasselbe Verhältnis treten, wie Logik als Begriffslehre und Mathematik als Formenlehre zur Philosophie. So wohlbedacht diese Bestimmungen sind, so stehen sie doch zuvörderst demselben Einwurf einer willkürlichen Beschränkung auf zwei „freigewählte“ Sprachen bloß, wie die der ersten Ansicht, und wenn ausdrücklich zugegeben wird, daß die Ausschließung des Orients oder der neuropäischen Sprachen keine nothwendige, sondern lediglich eine nützliche Begrenzung sei, so begibt sich diese Teleologie durch das eigne Bekenntniß des Anspruchs auf Allgemeingültigkeit. Sodann wird zwar Einheit des philologischen Studiums auf gewisse Art gewonnen, keineswegs aber eine befriedigende Selbstständigkeit desselben errungen; denn wenn sich auch die Philologie gern gefallen lassen mag, ihre Stellung als fakelttragende Dienerin der Historie angewiesen zu erhalten, so wird sie doch schwerlich mit dem bloßen ungreifbaren Lichte sich zu begnügen, auf allen und jeden positiven Gehalt aber zu verzichten geneigt sein. In der That verliert sie aber dadurch allen festen Grund und Boden, in dem sie bisher zu wurzeln meinte, und wird als schlechtthin formale Disciplin in das ungewohnte Element der freien Lüste versetzt, mit einem Worte, sie hört auf, eine Wissenschaft zu sein, und wird eine, wenn auch noch so ehrenwerthe Kunstfertigkeit; dagegen aber sich zu wehren, so lange sie aus sich selbst die Streitkräfte schöpfen kann, wird man ihr nicht verdenken. Nie ist aber wol die hier besprochene Ansicht schroffer hingestellt worden als von Ch. H. Weiske in seiner Schrift „Über das Studium des Homer“, wonach es drei Jahrhunderte hindurch das einzige Geschäft der philologischen Schule gewesen wäre, den Text der Schriftsteller des Alterthums in seiner Reinheit herzustellen; wonach die Resultate der Philologie durchaus nur negativer, skeptischer Natur sein könnten, ihr Geschäft bloß die Reinigung und Säuberung der Quellen sowie des historischen Stoffes der Alterthumskunde wäre, welche selbst wahrhaft nur durch künstlerische und philosophische Forscher, wie z. B. Winckelmann (und Ch. H. Weiske, setzen wir hinzu, vergl. S. 25), erbaut werden könnte; wonach die Philologie ihre eigenthümlichen Grenzen überschritte und in eine verwerfliche Art des Wissens verfiel, sobald sie, was Wolf, seinen wahren Beruf miskennend, später zu unternehmen begonnen, eine positive Alterthumswissenschaft begründen wollte.

„Den Organismus des griechischen und römischen Alterthums zur Anschauung führen“ will die neueste Encyclopädie der Philologie von G. Bernhardt (Halle 1832). Wir wollen diese dritte Ansicht, zu welcher den ersten Anstoß die Schelling'sche Philosophie gab, und die heutzutage, wenn auch nicht überall zu klarem Bewußtsein durchgedrungen, doch durch eine gewisse stille Herrschaft über



die Geister ihre Früchte trägt, etwas faßlicher also ausdrücken, daß die Aufgabe der Philologie sei: die Reproduktion des Lebens des classischen Alterthums durch Erkenntniß und Anschauung seiner wesentlichen Äußerungen. Um aber dieser Begriffsbestimmung die gebührende Anerkennung zu verschaffen, ist eine doppelte Beweisführung unerläßlich, die weder bei dem Verfasser der neuesten Encyclopädie zu finden noch unsers Wissens anderweitig versucht worden ist. Erstens ist zu zeigen, wie die mannichfaltigen, anscheinend so heterogenen philologischen Disciplinen vom Standpunkte der aufgestellten Idee aus sich zu der Einheit eines organischen Ganzen verknüpfen lassen; sodann ob und wie diesem Ganzen das Recht erwachse, als eine integrierende Wissenschaft in den Kreis der übrigen einzutreten und mit ihnen gleichen Rang zu behaupten. Die erste Forderung hat man vielfältig für schlechthin unerfüllbar erklärt, wie noch neuerlich nach Hegel's Vorgange J. G. Musmann in den „Vorlesungen über das Studium der Wissenschaften und Künste auf der Universität“ (Halle 1832), worin sich überall nur allzu sichtlich der Egoteriker preisgibt. Freilich kann jetzt eine Liste von vierundzwanzig „Theilen der Alterthumswissenschaft“, wie sie Wolf in seinem „Museum“ (I, S. 143) im Jahre 1807 gab, auch die genügsamsten Ansprüche um so weniger befriedigen, als dieses leblose Aggregat gänzlich unlogisch aneinander gereihter Einzelheiten selbst für jene Zeit Verwunderung erregen muß, für die es doch zunächst nur darauf ankam, das Studium zum ersten Male in seinem Gesamtumfang aufzuweisen. Wenig mehr hat in dieser Beziehung die jüngste Encyclopädie gefördert, obwohl in anderer Rücksicht allerdings der erste Versuch, der wirklich den Namen einer wissenschaftlichen Darstellung verdient. Denn indem sie 1) als „Elemente der Philologie“ die Hermeneutik und Kritik; 2) als Organon der Philologie die Grammatik; 3) als reale Wissenschaften der Philologie die Literaturgeschichte, Geographie, Geschichte und Mythologie, und 4) als „Beiwerke der Philologie“ die Kunst der Alten und die philologische Literaturgeschichte aufzählt, damit aber eine „Architektonik der Philologie“ gegeben zu haben glaubt, wird man lebhaft an die Pölit'sche Classification der Poesie erinnert, wonach sie zerfällt in 1) Epos, 2) Lyrik, 3) Drama und 4) Ergänzungsclassen. Wenn aber von den wesentlichen Äußerungen des Lebens die Rede ist, so bestimmt sich dies zunächst näher als das geistige Leben, als Dasjenige, was allein auf ein allgemein menschliches Interesse an und für sich einen Anspruch hat. Alles Geistesleben bewegt sich aber in vier wesentlichen Sphären, die einen mit innerer Nothwendigkeit geschlossenen Kreis bilden. Es sind dies die durch die vier Ideen des Guten, Heiligen, Schönen, Wahren bedingten Sphären der Sittlichkeit, Religion, Kunst, Wissenschaft, entsprechend den vier Thätigkeiten des Handelns, Fühlens, Schauens, Denkens. In diesen vier wesentlichen Geistesphären müssen sonach alle philologischen Disciplinen aufgehen und müssen zugleich jene von diesen vollständig erschöpft werden. Auch bedarf es in der That nicht der mindesten Künstelei, um in das ethisch-socialen (politische), religiöse, künstlerische und wissenschaftliche Leben des classischen Alterthums den gesammten Stoff der Philologie planmäßig zu vertheilen. Denn es ergibt sich einfach und ungesucht das gesellschaftlich-politische Leben und sein Ausfluß, seine concrete Erscheinung, der Staat; das religiöse Leben und in demselben Verhältniß dazu der Cultus. Die beiden ersten Hälften dieser Kreise pflegen hergebrachterweise in Geschichte und Mythologie abgehandelt zu werden; die andern Hälften beider verbindet man gemeinlich als antiquitates politicae und sacrae mit einigen andern Realien, für die man eben sonst auch keinen rechten Platz weiß, und gibt der wüthlichen Sammelerei den Namen von Alterthümern. Diese jedes wissenschaftlichen Princip, jedes innern Bandes ermangelnde Zusammenwürfelung vielartiger Dinge kann unmöglich vor einer strengen Betrachtung bestehen; denn auch dem einzigen überhaupt vernünftigen Gesichtspunkte, wonach Alterthümer zum Inhalt haben sollen



die gewordenen Zustände, die fortschreitende Bewegung aber anheimfällt der Gesellschaft, hält sie nicht Strich, darum, weil dann nichts entbinden würde von der Verpflichtung, denselben Unterschied auch durchzuführen an der Wissenschaft wie an der Kunst, von denen doch die hergebrachten Antiquitäten keine Notiz nehmen, thäten sie es aber, ziemlich mit der Philologie selbst zusammenfallen würden oder doch mit der Encyclopädie derselben. Warum also nicht lieber den unbehaglichen Schlandrian ganz aufgeben und den Stoff der sogenannten Antiquitäten in angebotener Weise in natürliche, aus den Unterschieden menschlicher Geistesthätigkeit selbst abgezogene Bereiche vertheilen? Die sogenannten häuslichen oder Privatalterthümer aber, jetzt größtentheils ein recht lebloses Curiositätenspiel, können eine Bedeutsamkeit, einen Anspruch auf Anerkennung nur erhalten, sofern auch sie als ein Ausdruck des antiken Geistes aufgefaßt werden, und da sich bei näherer Betrachtung leicht ergibt, daß es die künstlerische Geistesthätigkeit ist, als deren Ausfluß sie erscheinen, so ist ihnen damit die geziemende Stelle angewiesen. Es ist aber noch übrig das künstlerische und das wissenschaftliche Geistesleben des classischen Alterthums. Beide werden vermittelt durch die Poesie, die, mit der Kunst die Idee des Schönen theilend, mit der Wissenschaft dagegen durch das gemeinsame Medium der Sprache zusammenhängend, mittels dessen beide zur Erscheinung kommen, dadurch ihre wunderbare Stellung zwischen beiden erhält. Während jenes Verwandtschaftsverhältniß in der Idee festgehalten werden muß, hat die Praxis den entschieden richtigen Weg eingeschlagen, die übrigen Künste als „bildende“ zum Inhalt der Archäologie zu machen, die Poesie aber mit der Wissenschaft zusammenzufassen als Literatur und zu behandeln in der sogenannten Literaturgeschichte. Gleichwie nun diese Disciplin durch den Inhalt des wissenschaftlichen und poetischen Lebens gegeben ist, so wird durch die Form, mittels welcher jener Inhalt zur Erscheinung kommt, bedingt die Sprachdisciplin, die Grammatik. Sie betrachtet aber die Sprache nur erst innerhalb ihrer eignen Grenzen. Der ange deuteten doppelten Stellung der Poesie entspricht aber auch ein doppeltes ihrer Form; neben der allgemein sprachlichen Form, die sie mit den übrigen Gattungen der Literatur gemein hat, bedarf sie, um sich eben als Kunst geltend zu machen, ein künstlerisches Element, und zwar ist dies das musikalische. Denn in der Mitte zwischen den bildenden Künsten (zunächst der Malerei) und der Poesie steht diejenige Kunst, an die sich in naturgemäßer Anreihung die Poesie unmittelbar anlehnt, nämlich die Musik, und ein stetes Hinübergreifen in deren angrenzendes Gebiet ist es, was die rein sprachliche Form zur poetischen macht, worüber nirgend so anschaulich gesprochen ist als in Tieck's Vorrede zu den Minneliedern aus dem schwäbischen Zeitalter. Die Darstellung dieses musikalischen Elements aber, sofern es mit Bewußtsein zum Zweck der Poesie angewendet worden, ist die Aufgabe der Metrik, die sich auch nach allen Seiten hin, freilich ganz und gar nicht auf Apell'schem Wege, lösen läßt.

Nachdem hierdurch der Kreis philologischer Disciplinen vollständig erschöpft ist, tritt uns sogleich als erster gewichtiger Einwurf entgegen, daß durch solche Erweiterung alle Grenzen zwischen Philologie und Historie aufgehoben, und die Philologie selbst nichts Anderes als Geschichte der Griechen und Römer im umfassendsten Sinne zu werden scheint. Ob die Philologie noch ein anderes Moment für sich in Anspruch nehmen dürfe, wodurch ihr eine selbständige Existenz neben der Geschichte gesichert werde, soll hier noch unberücksichtigt bleiben; nach der bisher erörterten Ansicht ist allerdings kein anderer Ausweg übrig. Es leidet aber auch die Philologie an ihrer Würde ganz und gar keinen Abbruch und kann sich mit der ganz ehrenvollen Einreihung in das weite Reich der Historie recht wohl zufrieden geben, wofern sie nur nicht einen zufälligen Theil derselben, sondern einen notwendigen, wesentlich integrierenden, in sich abgeschlossenen bildet und dadurch den-



noch ihre, wenn auch immerhin secundaire und relative Selbständigkeit behauptet; wie denn am Ende ja auch die Menschenhistorie selbst, von der hier allein die Rede ist, erst durch Beiordnung der Naturhistorie zu der Historie auf höchster Stufe und in absoluter Selbständigkeit ergänzt wird. Die Philologie nach dem aufgestellten Begriff ist aber ein wesentlicher Theil der Universalgeschichte dadurch, daß das classische Alterthum eine der Hauptstufen des allgemeinen Entwicklungsganges der Menschenbildung überhaupt bezeichnet, was sich sogleich auf völlig klare Begriffe wird zurückführen lassen. Obgleich nämlich die vorher dargelegten Hauptphasen aller Geistesäußerung in der lebendigen Wirklichkeit selbst nie vereinzelt und voneinander abgelöst vorkommen können, sondern sich jederzeit zu einem organischen Ganzen gegenseitig durchdringen, so besteht doch daneben sehr wohl, daß zu verschiedenen Zeiten, bei verschiedenen Nationen (grade wie bei dem Individuum selbst) bald die eine, bald die andere Geistesfähigkeit die überwiegende, die andere beherrschende, ihnen Maß und Farbe gebende gewesen ist. Und so ist für das Griechenthum das gestaltende und Alles durchdringende Princip die Kunst; die Idee der Gesellschaft, des Staats ist es, worin sich wie in einem Brennpunkt alle Strahlen des römischen Lebens sammeln; auf der Basis des christlich-religiösen Lebens ruhen die Bestrebungen und Verhältnisse der germanischen Welt im Mittelalter; durch die Herrschaft der Wissenschaft endlich erhält die moderne Zeit, die nicht mehr eine einzelne Nation zur Trägerin ihrer geistigen Eigenthümlichkeit hat, ihre wesentliche Physiognomie. Hiernach hat im Laufe der Weltgeschichte jede der vier Geistesrichtungen einmal eine Periode ihrer höchsten Durchbildung gehabt, und es ist nur noch die Frage, was uns berechtigt, das Griechen- und Römerthum, zwei dem Anschein nach fast diametral entgegengesetzte Welten, zu einer Einheit zusammenzufassen und als eine gemeinsame Bildungsstufe der Menschheit zu bezeichnen: eine Frage, welche dieselben Philologen, die das Studium des griechischen und römischen Alterthums zur Aufgabe ihres Lebens machen, bisher ebenso wenig zu stellen als zu beantworten gewohnt gewesen sind. Es geht aber alle Lebensentwicklung von der unbewußten Einheit eines ursprünglich ungetheilten Lebens aus, wie dies der Charakter des orientalischen Alterthums ist. Hiernächst ist der durchaus naturgemäße Weg, daß aus jener Einheit zuvörderst das äußere, hierauf erst das innere Leben hervortrete und sich zur besondern Gestaltung heranbilde. Erst wenn das in freier Besonderheit des Außern und des Innern durchgebildete Leben zur Einheit zurückkehrt, aber nun zu einer bewußtgewordenen, ist der Kreislauf vollendet; aber dieses Schlußglied der Entwicklungskette fällt unserer Zukunft anheim. Dagegen ist die Entfaltung des äußern Geisteslebens grade durch die beiden Momente erschöpft, deren Durchbildung als die weltgeschichtliche Aufgabe der Griechen und Römer aufgestellt wurde. Denn das künstlerische Vermögen wie das ethisch-politische tragen in ihrer eignen Natur das unmittelbare Bedürfniß, herauszutreten aus der bloß ideellen Existenz in die sinnliche Welt der Erscheinung als die wesentliche Bedingung ihrer Erfüllung. Dagegen die religiöse Idee zwar dieser äußern Manifestation auch fähig, deshalb im Gange weltgeschichtlicher Stufenfolge auch das der Zeit nach nächste Glied geworden ist, aber sie wesentlich so wenig nöthig hat wie die ganz auf das innere Leben des Gedankens beschränkte Wissenschaftsidee, daher eben wiederum diese beiden zusammenzufassen waren als die andere Seite aller besondern Lebensentwicklung, wie solche das Genthum der ganzen, durch die große Weltseide des Christenthums dem Alterthume gegenüber gestellten Zeit ist.

Wenn hiernach die Geschichte griechischen und römischen Lebens als ein allerdings wohlbesetztes Ziel philologischen Strebens, wie es die Gegenwart heut, erscheint, so kann doch auch damit der Begriff der Philologie nicht erschöpft, oder doch nicht mit treffender Schärfe bestimmt sein. Denn ein Blick, besonders auf die







Erkenntniß erwerbe von der Stellung dieses Gliedes im Zusammenhange der übrigen, daß sie endlich die Übersicht bewahre über die Resultate der verwandten Einzelbestrebungen und ihre eignen Productionen in stete Beziehung zu diesen und zu dem bewußten Endziel aller Philologie setze. Statt nun indes die philologische Wissenschaft lediglich nach individueller Laune in zufällige Einzelthätigkeiten auseinander fallen zu lassen, dürfte es allerdings weit ersprißlicher sein, dem dankenswerthen, einsichtig ausgeführten Vorschlage Gerhard's die verdiente Beachtung zu schenken, wonach sich Philologen im engeren Sinne und Archäologen in den Stoff der classischen Alterthumswissenschaft dergestalt zu theilen hätten, daß jenen die auf dem Studium der Sprachdenkmäler beruhende Darstellung des antiken Literatur- und Staatslebens, diesen die auf dem Studium der Bilddenkmäler beruhende Darstellung des antiken Kunst- und Religionslebens anheimfielen, beide aber sich, was nicht oft genug hervorgehoben werden kann, als Bauleute an einem und demselben Gebäude betrachteten. Auf die dieser Theilung zu Grunde liegende Unzerrennlichkeit aller antiken Religions- und Mythenforschung von der Kunstdarstellung kann an diesem Orte nicht näher eingegangen werden. Daß aber ein umfassender Name wie „Alterthumswissenschaft“ Bedürfnis sei, ist schon seit Wolf gefühlt worden; eine seltsame Zieverei ist es, den Namen zu scheuen, weil er zu vornehm klinge. Entweder will doch der Philolog Wissenschaft des Alterthums, oder er will sie nicht; wer sie aber einmal will, warum soll denn der nicht bekennen dürfen was er will? Immer etwas Schiefes behält dagegen der Ausdruck „classisch“ für die Alterthumswissenschaft wie für das Alterthum selbst; denn indem wie den ursprünglichen, von einer parteiischen Bewunderung und ausschließenden Anerkennung der betreffenden Literatur ausgegangenen Sinn fallen lassen, wie er denn auch mit einer universellern Weltanschauung nicht bestehen kann, halten wir den Namen nur fest in Ermangelung eines Ausdrucks für die Gemeinschaft griechischer und römischer Lebens zugleich, um den Gegensatz zum orientalischen Alterthume zu bezeichnen. Indem hiermit auch eine orientalische Alterthumswissenschaft nicht allein zugegeben, sondern ausdrücklich postuliert wird, mag die Historie unbesorgt sein um die scheinbar immer weiter greifende Verengung ihrer Grenzen, selbst wenn mit der Zeit das Bedürfnis einer germanisch-mittelalterlichen Philologie sich regte und geltend machte. Sie wird fortfahren, in großartigen Umriffen das Walten des Weltgeistes durch alle Räume der Zeiten und Völker hindurch zu verfolgen und mit Dank die Resultate erschöpfender Specialforschungen in ihren Zusammenhang aufzunehmen, wie sie die Philologie, mit concentrirter Kraft in ein engeres Terrain sich versenkend, ihr darzubieten in sich Veranlassung findet. Die Philologie hinwiederum wird sich über die vornehme Geringschätzung von Seiten derjenigen Speculation zu trösten wissen, die das Erforschen und Wissen des Mannichfaltigen, Factischen als ein „verwerfliches, gemeines“ bezeichnet, die einen schlechthin ausschließenden Werth nur dem Gedanken beilegt, der doch ohne die lebendige Entfaltung in individueller Gestalt ebenso öde und inhaltsleer bleibt, wie die rohe Häufung des Besondern ohne den beseelenden Geist todt ist und bedeutungslos; die Philologie wird aber fortfahren ihren heitern Wohnsitz in jenen anmuthigen Gefilden aufzuschlagen, die durch Individualisirung der Idee erst der wahren Poesie des Lebens theilhaftig werden.

Nach all Diesem ergibt sich mit Sicherheit, was der heutigen Philologie in Deutschland — denn die Nachbarländer stehen dieser Stufe noch beträchtlich fern — zumeist Noth thut. Die reale Reproduction ist diejenige Seite, auf welche die philologische Thätigkeit mit weit überwiegender Energie sich geworfen hat. Dennoch versteht sich nach dem Obigen von selbst, daß auch sie mit allem Rechte ununterbrochen fortgesetzt werden muß, zumal da auch hier erst die neueste Zeit die richtige Mitte zwischen subjectiver Textkritik und ihren objectiven Grundlagen zu lehren



angefangen hat. Aber vorzugsweise wird doch zunächst das Streben dahin zu richten sein, die vergleichsweise kaum in ihren Anfängen begriffene ideale Reproduction des classischen Alterthums in einigem Gleichgewicht mit der vorausgeeilten Schwesterbestrebung zu setzen. Davon mag die Nothwendigkeit am besten einleuchten durch einen Blick auf zwei beispielsweise gewählte Disciplinen, die bis zum heutigen Tage nur als fromme Wünsche in der Idee existiren, wir meinen wissenschaftliche Darstellungen der griechischen Literatur und der lateinischen Grammatik, welche letztere freilich ohne Assimilation der noch immer allzu scheu betrachteten allgemeinen Sprachvergleichenden Forschungen ein Ding der Unmöglichkeit ist. Das Fehlen eines wissenschaftlichen Gebäudes der Mythologie aber kommt nach der früher ange deuteten Wechselbeziehung insonderheit auf Rechnung der archäologischen Alterthumsforscher, gegen die sich aber auch die sprachlich-antiquarischen Philologen bisher viel zu fremd verhalten haben. Eine wesentliche Forderung, zwar nicht ganz verkannt, aber doch auch noch nicht gehörig anerkannt, verdient für die Bearbeitung aller Disciplinen der Alterthumswissenschaft ohne Ausnahme eine besonders eindringliche Hervorhebung. Es ist dies die Wahrnehmung der doppelten Seite jeglicher Disciplin, worauf die sich ergänzenden Unterschiede einer genetischen und einer systematischen Darstellung beruhen; Unterschiede, auf die sich auch mit gewissen Modificationen die neuerdings versuchte „innere und äußere“ Geschichte der Literatur mit größerm Rechte zurückführen läßt, die indes hier weiter zu verfolgen der Raum gebricht. Doch kommen eben hierauf zwei Disciplinen zurück, von denen man namentlich die eine niemals recht unterzubringen gewußt hat. Für jede selbständige Wissenschaft muß nämlich die erste und oberste, die Fundamentaldisciplin, diejenige sein, in welcher die Idee jener Wissenschaft, ihre Grenzen, ihr Inhalt und seine Gliederung ihre Darstellung finden, sodaß darin gewissermaßen die ganze Wissenschaft selbst in nuce enthalten ist. Sobald nun diese Darstellung den Weg nimmt, daß sie das allmähliche Werden (die Genesis) der Wissenschaft verfolgt und am Faden des zeitlichen Fortschritts ihres Inhalts sich bemächtigt, so ist sie eben genetische; systematische dagegen, wenn sie sich sogleich an das Ende der Entwicklungskreihe stellt und, das Gewordene übersehend, zur Gliederung des Inhalts gelangt. Dadurch sind also die sich ganz wesentlich ergänzenden und einander völlig parallelen Disciplinen, Geschichte der Philologie und Encyclopädie der Philologie, gegeben, in welcher letztern keineswegs die erste einen Anhang abgeben darf. — Wir gedenken schließlich, zum Beweise einer oft ungläublichen Unbekanntheit mit dem Standpunkte der eignen Wissenschaft, der ganz neuerlichen Äußerungen W. H. Grauert's („Historische und philologische Analecten“, Münster 1833, Vorrede): „Unsere philologische und historische Literatur scheint gegenwärtig auf dem Standpunkte zu sein, daß es mehr der sorgfältigen Durcharbeitung einzelner Punkte und Fragen als ganzer Partien bedarf. Wir besitzen jetzt von den meisten alten Schriftstellern treffliche Ausgaben; über die allgemeine und Specialgeschichte viele vorzügliche Werke, im besten Geiste geschrieben; von den meisten Zweigen der Philologie und Geschichte recht gute Darstellungen“ u. s. w. — Worte von denen fast durchgehends das Gegentheil wahr ist.

(88)

Philologische Seminarien. Seit der Wiederherstellung der Wissenschaften, besonders aber seit dem Umschwunge, den die Reformation allen geistigen Bestrebungen gegeben hat, ist gründliches und umfassendes Studium des griechischen und römischen Alterthums einer der wesentlichsten Bestandtheile des akademischen Unterrichts geworden und geblieben. Allerdings gewann es dann und wann, vorzüglich im 17. Jahrhundert, den Anschein, als werde die Theologie jedes andere, namentlich das philologische Interesse verdrängen, und auch noch späterhin nahm man keinen Anstand, der Philologie nur insofern Werth und Bedeutung zuzuerkennen, als sie bei der Auslegung der heiligen Urkunden des Al-



ten und Neuen Testaments nützliche Dienste zu leisten geeignet sei, woraus der Nachtheil erwuchs, daß nicht bloß der gewöhnliche Betrieb der Rechtsgelehrsamkeit und der Heilkunde des Studiums der classischen Literatur gänzlich entbehren, sondern auch jede nicht gradezu theologische Beschäftigung süglich ohne sie geübt zu können schien. Beschränkte Ansichten dieser Art konnten indeß auf die Dauer nicht bestehen, und den Gelehrtenschulen Sachsens verdanken wir es vorzüglich, daß in ihnen sich ein Aylt begründete, welches sich bis auf unsere Zeiten herab in Kraft behauptet hat. Nur in äußerem Rang und Ansehen blieb die Philologie der Theologie fortwährend untergeordnet; jene schien in einer Art nothwendiger Clientel unter dieser zu stehen, man hörte sie gemeinhin als Magd der letztern bezeichnen, und es war gewöhnlich, daß weckere Philologen ihre Laufbahn als Theologen beschloßen. Der ganze Entwicklungsgang jener Zeit brachte es nicht anders mit sich. Jener Entwicklungsgang aber führte auch von selbst eine gänzliche Umgestaltung herbei, deren letztes Ergebniß eine vollständige Emancipation der Alterthumsstudien sein mußte, nicht von der Theologie allein, sondern von allen sogenannten Brotwissenschaften. Die Beschäftigung mit den beiden classischen Sprachen hatte allmählig an Gründlichkeit, an Umfang, an Gleichmäßigkeit gewonnen; die Erforschung ihrer Gesetze war zu einer an sich löblichen praktischen Fertigkeit hinzugekommen und hatte sie veredelt. Die Masse des Erlernten aber gewann durch zweckmäßige Verarbeitung nun erst Leben und Geist; doch konnte man auch auf dieser Stufe nicht stehen bleiben. Zu dem gediegenen Sprachstudium gesellte sich von jetzt an auch die historische Auffassung des Alterthums, die nun erst ihre Rechte geltend machen konnte, und es eröffnete sich das weite Gebiet der vorzugsweise sogenannten Alterthumskunde, der Sagen- und Staatengeschichte, der Erd- und Himmelskunde, der Literatur- und Kunstgeschichte, der Archäologie. Materielle Gründe allein hätten jetzt hingereicht, die philologischen Disciplinen von ihrer bisherigen Abhängigkeit zu befreien; noch kräftiger und erfolgreicher wurde dies durch innere Gründe bewirkt. Wir müssen dieses Verdienst den holländischen Gelehrten zu Anfang des 18. Jahrhunderts zuschreiben, und vor allen ist es der große *Liberius Hemsterhuis*, welcher der Alterthumswissenschaft nach ihrem weitesten Umfang im gelehrten Freistaat eine unabhängige Stellung erworben hat, die seitdem in ununterbrochenem Fortschritt besetzt und erweitert worden ist. Indeß waren schon damals in der gelehrten Bildung der Deutschen die Elemente vorhanden, um auf der glücklich gebrochenen Bahn mit sicherem Erfolg fortzuschreiten. Ihr entschiedenes Hervortreten verdanken wir der in Göttingen erblühenden Hochschule, dem hellen Blick *Johann Matthias Gesner's* und *Heyne's* langer segensreicher Wirksamkeit. Diese Männer haben der unabhängigen Philologie in Deutschland einen festen Grund gelegt. *Gesner* aber erkannte auch alsbald das rechte Mittel, dieses Ziel zu erreichen. Dem Vorgange der theologischen Pflanzschulen folgend, gründete er 1737, gleichzeitig mit dem Beginn der *Georgia Augusta*, das erste philologische Seminarium, von dem er bereits im Jahr darauf öffentliche Kunde gab („*Opuscula minora*“, 1. Bd., S. 70 fg.), und das sich ununterbrochen vorzüglicher, nun fast hundertjähriger Blüte erfreut hat. Dieser Vorgang fand zwar anfangs nur langsame, endlich aber fast allgemeine Nachfolge. Der Ruhm, sich zunächst an Göttingen angereicht zu haben, gehört, so viel wir wissen, der Universität *Erlangen* (1774). Es folgten die Hochschulen *Kiel* (1777), *Helmstedt* (1779), *Halle* (1787), *Heidelberg* (1807), *Leipzig* (1809), *Berlin* und *Königsberg* (1810), *Marburg* (1812), *Breslau* (1813), *Jena*, *Bonn*, *Greifswald*, *Gießen*, und als die beiden letzten *München* und *Rostock*, außerhalb Deutschland aber wol nur das einzige *Dorpat*. Mehrere dieser Seminarien bestanden zwar anfangs nur als Privatanstalten, die in dem Eifer einzelner Lehrer ihre Begründung und Erhaltung fanden, wie dies namentlich in *Leipzig* und *Jena* der



Fall war, gegenwärtig aber genießen sie alle ohne Ausnahme öffentlicher Anerkennung und Bestätigung, werden zu den akademischen Instituten gezählt, und sind vom Staate selbst zum Theile sehr bedeutend (mit jährlich 300 — 400 Thln.) ausgestattet.

In ihren einzelnen Einrichtungen sind allerdings diese Seminararien mannichfaltig voneinander verschieden, in der Art und Form der Direction, in der Zahl der Mitglieder, in dem Grade der diesen bestimmten Unterstützungen, in der Auswahl und Behandlung der Lehrgegenstände. Deso vollkommener dürfte die Übereinstimmung aller in ihren Zwecken und Bestrebungen sein. Der gemeinsame Zweck der Seminararien ist die Einführung bereits tüchtig vorgebildeter junger Männer in den höhern Sinn und Geist des Alterthums, in die Philologie als Wissenschaft, und die Nahrung und Belebung dieser Richtung durch die mannichfaltigsten Übungen, sodas durch sie die Alterthumsstudien künftighen erhalten, erweitert und fortgepflanzt werden können. Hieraus ergibt sich, das überall nur die vorzüglichsten Lehrer der Alterthumswissenschaften zu Vorstehern der Seminararien geeignet sind, das es aber auch zweckmäßig sein wird, mehre Lehrer zu gemeinschaftlicher Thätigkeit zu vereinigen, indem so der Zweck vielseitiger Richtungen am sichersten und vollständigsten erreicht werden wird. Zugleich aber leuchtet ein, das die Zahl der aufzunehmenden Mitglieder immer nur eine verhältnismäßig geringe sein darf, einestheils, weil eine strenge Auswahl der Tüchtigsten stets dahin führen wird, anderntheils, weil bei einer größern Menge den Einzelnen nicht die Sorgfalt würde gewidmet werden können, die unerlässlich ist. Während also die Anzahl nicht füglich unter sechs bleiben möchte, schon um eine heilsame Reibung und Weckung der Kräfte herbeizuführen, so dürfte doch auch die Überschreitung des Doppelten schwerlich anzurathen sein. Die Seminararienübungen selbst aber werden sich aufs Bestimmteste von den öffentlichen Vorträgen über philologische Gegenstände unterscheiden, sowol ihrer Bestimmung als ihrer Form nach. Die Vorträge sollen ein gleichmäßiges Interesse haben für Alle, die überhaupt bildungsfähig und bildungslustig sind, ohne Beziehung auf ein besonderes Fach; sie müssen aber in zusammenhangender Darstellung sich bewegen, und setzen daher von Seiten der Zuhörer eine bloß receptive Thätigkeit voraus. Die Seminarübungen dagegen haben ihre wahre Bedeutung allein für Diejenigen, welche die Alterthumsstudien nicht bloß als allgemeine Bildungsmittel betrachten, sondern dieselben zum wissenschaftlichen Lebensberuf und zu ausschließlicher Aufgabe eigener Forschung gewählt haben. Daher sollen sie ohne Ausnahme einen völlig selbständigen Charakter tragen, und nicht im Anhören der Vorträge des Lehrers, sondern in Darlegung, Entwicklung und Vertheidigung eigener Ideen und Ansichten, oder in Bekämpfung und Widerlegung fremder bestehen. Kein Gebiet der philologischen Disciplinen aber darf hier einseitig und willkürlich ausgeschlossen bleiben, vielmehr zeigt grade darin sich vorzugsweise die Gewandtheit und Umsicht der Vorsteher, das sie, ohne die Freiheit der Einzelnen zu beschränken, der Thätigkeit der Mitglieder die vielseitigste Richtung zu geben wissen. Sonach werden also die philologischen Seminararien, richtig geleitet, die eigentlichen Conservatorien der Philologie als Wissenschaft bleiben, sie werden den bedeutendsten Einfluss erlangen auf das gesammte höhere Schulwesen, und vorzugsweise aus ihnen werden die tüchtigsten Lehrer der Alterthumsstudien auf Gymnasien und Universitäten hervorgehen. Vgl. C. D. Beck, „De consiliis et rationibus seminarii philologici“ (Leipzig 1809). (89)

Philosophie in ihrem neuesten Zustande. Die Entwicklung der Philosophie und insbesondere die der Philosophie unserer Zeit steht in zu enger Wechselwirkung mit dem geistigen Leben überhaupt, als das wir nicht die Darstellung des neuesten Zustandes der Philosophie mit der Betrachtung des Verhältnisses derselben zu dem Geiste der Zeit beginnen sollten. In dieser Hinsicht



Kann das wichtige Jahr 1830 auch für die Philosophie, wenigstens mittelbar, als bedeutend betrachtet werden. Die durch die Julirevolution in ganz Europa geweckte allgemeine politische Richtung des Geistes der Zeit und das in dieser sich regende thatkräftige Freiheitsstreben mußte theils auf die Stimmung der Zeit in Rücksicht der Philosophie, theils auf den Charakter der Philosophie selbst einwirken. Zwar war schon lange vor diesem Zeitpunkte eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die Philosophie, eine Abneigung vor strengerer philosophischer Speculation und eine Vorliebe für bloße Popularität und gemeine Praxis vorherrschend geworden, indessen brachte das jetzt alle andern Interessen verschlingende politische Interesse eine noch größere Schwächung der Theilnahme an der Philosophie hervor. Dies zeigte sich unter Andern auch darin, daß ungeachtet gegenwärtig für jeden speciellen Zweig der Wissenschaften besondere Zeitschriften gegründet worden und Eingang finden, doch keine einzige bloß der Philosophie gewidmete in Deutschland sich behaupten kann, sodas die einzige der Philosophie bestimmte Zeitschrift, die „Oppositionsschrift für Theologie und Philosophie“, im J. 1831 wegen Mangels an Absatz aufhören mußte, eine in demselben Jahre in Göttingen begonnene philosophische Zeitschrift: „Eris, ein philosophisches Conversationsblatt“, wegen Theilnahmlosigkeit des Publicums in der Geburt erstickte. Doch erweckte der neue politisch-vaterländische Geist auch eine edle Opposition gegen die Philosophie, die hauptsächlich in dem zeitgemäßen und geistvollen „Briefwechsel zweier Deutschen“ von Pfizer hervortrat. Aus dem Standpunkte des Volksinteresses in Deutschland stellt Pfizer mit Recht der früher einseitig speculativen Richtung des Geistes in Deutschland die lebendige Theilnahme an dem öffentlichen Leben des Volkes und Vaterlandes, der todten Theorie die lebendige That entgegen, obgleich er die Würde der Philosophie sehr ungerecht beurtheilt, indem er nur Hegel'sche Speculation zu kennen scheint und die Gebrechen, welche dieser eigen sind, der Philosophie überhaupt aufbürdet. Eine andere, jedoch nicht aus den politischen Bewegungen hervorgegangene, sondern auf dem Boden der Wissenschaft erwachsene Opposition erhob sich gegen die Philosophie von Seiten der Empirie. Mißtrauen gegen die philosophische Speculation, hervorgerufen durch den schnellen Wechsel der sich selbst gegenseitig zerstörenden Systeme und durch oft mißlungene Versuche, andere Wissenschaften philosophisch umzubilden oder tiefer zu begründen, hatte der Erfahrung und der Geschichte ein größeres Gewicht verliehen; fast in allen positiven Wissenschaften erhob sich mächtig eine historische Schule, und die Naturwissenschaft verschmähte den Einfluß der Speculation und zog sich mehr auf den sichern Boden der Empirie zurück. Von dieser Seite her ward neuerlich ein kräftiger Angriff gegen die Philosophie geführt von Gruppe in dem „Antäus“ (Berlin 1831), der dabei von dem eigenthümlichen aber sehr beachtenswerthen Standpunkte historisch-psychologischer Untersuchungen über die Entstehung der Sprache und den Zusammenhang mit dem Denken ausgeht, aber ebenfalls das wahre Ziel dadurch verfehlt, daß er in der Hegel'schen Speculation die Philosophie überhaupt bekämpft zu haben wähnt. Das ganze Verhältniß der Philosophie unserer Zeit zum Leben und zur Empirie fand eine umfassende und treffende Beurtheilung im Sinne der kritisch-anthropologischen Philosophie in Francke's „Philosophie und Leben“ (Berlin 1831). In der Philosophie selbst mußte dieser der philosophischen Speculation theils gleichgültige, theils feindselige Geist der Zeit von der einen Seite sehr ungünstig wirken. Der Mangel an lebendigem philosophischen Interesse wird nämlich auch in der Philosophie selbst sichtbar; unverkennbar ist hier ein Mangel an Originalität und an selbstständig productivem Geiste und eine Erschlaffung der speculativen Kraft eingetreten, die jedoch nicht allein als eine Wirkung von Außen her, sondern auch als eine Folge der vorausgegangenen Überspannung der Speculation selbst zu betrachten ist. Daher sieht man die alten Notabilitäten und



Schulen ruhig nebeneinander dastehen, nicht allein ohne Gemeinschaft, sondern auch fast ohne gegenseitigen Kampf, jede für sich, unbekümmert um die Andern, in ihrer Bahn weitergehend, von ihrem Standpunkte ausbildend und entwickelnd. Alle Neuern und Geringern sammeln sich um diese Häupter oder in diesen Schulen, in verschiedenen Gruppen, bald enger, bald näher, bald ganz, bald halb, in den mannichfachsten individuellen Modificationen sich anschließend, oder immer weiter in besondere Nuancen auseinanderfallend. So droht das Ganze gänzlich gestaltlos zu werden und der völligen Auflösung und Anarchie entgegenzuschreiten. Alle Thätigkeit wendet sich fast allein auf das Klarmachen, Entwickeln, Vorarbeiten und Anwenden des schon Gegebenen; daher wir in den einzelnen philosophischen Disciplinen: Logik, Psychologie, Religionsphilosophie, Rechtslehre u. s. w., diesen Bestrebungen nicht unbedeutende Leistungen verdanken, im Ganzen aber kein bedeutendes Fortschreiten bemerken. Auf der andern Seite aber hatten dieselben Umstände auch sehr glückliche Folgen für die Philosophie. Die Zeit ist ermüdet in leeren Speculationen, sie läßt sich nicht mehr blenden durch die Kühnheit ihres Fluges, durch die stolzen Verheißungen der Systeme und den Schimmer der Darstellung, man verlangt Thatsachen, man will Wirklichkeit. So zeigt sich sichtbar auch in unserer Philosophie eine charakteristische Sehnsucht nach Realität und nach Einstimmung mit den wirklichen Bedürfnissen und Thatsachen des Menschengestirns. Diese spricht sich sogar da ausdrücklich aus, wo die Speculation sich noch jetzt in ihren höchsten Ansprüchen erhalten hat, in der Hegel'schen Philosophie, aber noch viel entschiedener in der neuerlich immer mehr herrschend werdenden psychologischen Richtung der Philosophie, ohne Zweifel der glücklichsten Wendung, welche die Philosophie nur nehmen konnte. Ein zweiter Charakter der Philosophie unserer Zeit ist das Streben nach einer gründlichen Methode des Philosophirens. Nicht mehr in blindem Speculiren und voreiligem Systemmachen sucht man das Heil der Philosophie, man achtet auch hier mehr das Solide, das Vollbegründete, das ruhige, klare, besonnene Denken, und dies findet seine Befriedigung nur in sorgfältiger, methodologischer Begründung des Bodens, worauf das System der Philosophie erbaut werden soll. Eben dies aber ist jetzt mit glücklichem Erfolge möglich, nachdem in rascher Folge fast alle Richtungen der Speculation durchlaufen sind und so eine ziemlich vollständige Übersicht aller möglichen Thätigkeiten des philosophischen Denkens als historische Thatsache vorliegt. Daher entstand aber, als ein drittes charakteristisches Hauptstreben der Philosophie unserer Zeit, das Streben, alles Gegebene zusammenzufassen, das Widerstreitende zu vermitteln oder doch in dem mannichfachen Gewirre der Meinungen sich zu orientiren: ein Streben, das freilich von zweideutigem Werthe ist, indem es ebenso gut für einen Beweis einer Lähmung der selbständigen Kraft des philosophischen Denkens, also für ein Zeugniß eines matten Eklekticismus, als für ein Zeugniß von dem Streben nach gründlicher methodologischer Grundlage gehalten werden kann, und auch wirklich in dieser doppelten Bedeutung vorkommt.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen gehen wir näher auf die Haupterscheinungen in dem Gebiete der neuesten Philosophie über. Spinoza und Kant sind bis auf unsere Zeiten herab noch immer die beiden Anfangspunkte der Philosophie, die Gründer der beiden Hauptschulen der ganzen neuern Philosophie. Dogmatismus und Criticismus sind daher noch immer die beiden Hauptparteien unserer Philosophie, deren Kampf den Lebenspunkt ihrer Fortbildung noch jetzt ausmacht. Ob die Wahrheit objectiv zu begründen sei nach Bedingungen im Sein der Dinge selbst, oder subjectiv, nach Bedingungen der menschlichen Erkenntniß, dies ist die Grundfrage zwischen beiden Parteien: das erstere die Meinung des Dogmatismus, das andere des Criticismus. Progressiver Gang im Denken von dem Allgemeinen zu dem Besondern, Willkürlichkeit und Unsicherheit in der Aufstellung der Principien, Auf-



lösung der Mannichfaltigkeit der Erscheinungen in der Einheit der Idee, der Welt in Gott, pantheistische, emanatistische, mystische Philosopheme sind daher das Charakteristische des Dogmatismus; regressives Verfahren, psychologische Begründung der Principien, gleichmäßige Anerkennung des Allgemeinen und Besondern, des Empirischen und Rationalen, subjective Wendung der Speculation, Entwicklung der Philosophie als Selbsterkenntniß, Anerkennung von subjectiven Schranken der menschlichen Erkenntniß sind Eigenthümlichkeiten des Kriticismus. Jener bedient sich der Speculation, welche im Denken selbst den Gehalt der philosophischen Wahrheit zu gewinnen glaubt, dieser der Reflexion, die den Gehalt der Wahrheit als unmittelbar in der Vernunft gegeben voraussetzt und nur in sich zu beobachten strebt. Dies sind die beiden philosophischen Parteien, die auch in diesem Augenblick die Philosophie fast allein beherrschen. Als den Repräsentanten der dogmatischen Speculation kann man Hegel betrachten, als den der kritisch-philosophischen Richtung Fries. An diese schließen sich in sehr mannichfachen Modificationen die übrigen Freunde dieser Parteien an. Neben diesen beiden Hauptrichtungen aber, außerhalb der Entwicklungsreihe der Zeitphilosophie, steht noch selbständig Herbart, aber auch ebenso ohne äußern Erfolg wie ohne Zusammenhang. Endlich in der Mitte zwischen beiden Hauptrichtungen schweben und schwanken noch jene zahlreichen Vermittler und Versöhner, jene zur äußern Orientirung oder innern Vereinigung unternommenen Versuche, die nicht anders als durch Eklekticismus charakterisirt werden können.

Was zuerst Hegel selbst betrifft, so würde hier eine vollständige Darstellung und Beurtheilung seiner Lehre sehr am unrechten Plage stehen, um so mehr, da sie nach ihrer innern systematischen Entwicklung soviel als ihrer äußern Stellung nach schon lange vor der hier darzustellenden letzten Periode zur Vollendung gekommen war. Betrachten wir sie hingegen in Beziehung auf die vorausgeschickten allgemeinen Bemerkungen über den Charakter der neuesten Philosophie, so lassen sich hier vollständig die angegebenen Merkmale, nämlich: Streben nach strenger Methode, Richtung auf das Reale und Streben nach Zusammenfassen alles Gegebenen bemerken, obgleich die Speculation in ihrer ganzen Einseitigkeit, mit allen ihren alten Gebrechen und ihrer alten Anmaßung hier hervortritt, die nur scheinbar den Bedürfnissen der Zeit sich accommodirt. Eine Haupteigenthümlichkeit der Hegel'schen Lehre im Verhältniß zu der Entwicklungsweise der Philosophie, der er angehört, war eben die strenge dialektische Methode, durch die er die Schelling'sche Identitätslehre, die fast ganz methodenlos immer unmittelbar auf intellectuelle Anschauung sich berief, zunächst zu vervollkommen und in streng wissenschaftlicher Form zu entwickeln strebte. Ohne innere, lebendige Schöpfungskraft, war es seine Aufgabe und, wenn man will, sein Verdienst, die gewaltigen Schöpfungen der willkürlich dichtenden Speculation der Schelling'schen Naturphilosophie in die abstracten Formen des Systems zu gießen, und was dort frisch aus dem lebendigen Quell der Phantasie hervorquoll, aus der abgemessenen Bewegung des dialektischen Denkens herauszuspinnen. Ferner die Richtung auf das Reale wurde von Hegel ausdrücklich in dem Princip der Identität des Denkens und Seins, des Vernünftigen und Wirklichen ausgesprochen. Hatte er zwar auch diesen Gedanken schon in der Schelling'schen Identität des Idealen und Realen gefunden, so gehört ihm doch das Verdienst, diese Identität, die dort nur als höchste Idee gleichsam über der ganzen Weltansicht schwebte und in jedem Moment derselben unmittelbar in intellectueller Anschauung angewendet wurde, durch die ganze Weltansicht in jedem einzelnen Denktact hindurchgeführt zu haben. Denn eben jener dialektische Proceß des Denkens selbst ist es ja, der das Sein, das Wirkliche aus sich selbst gebiert, der concrete Begriff der Welt ist selbst die Welt in ihrem Selbstbewußtsein. So tritt darin in völliger Nacktheit der Spinozismus und Pantheismus hervor, der alle diese Systeme



beheerrscht, und der hier nur zu einer höhern Potenz fortgetrieben ist. Was dort die Attribute der Substanz waren, sind hier die Momente des Sagens und Gegensagens in der dialektischen Bewegung des Denkens, die nur sind, insofern sie in dem concreten Begriff zur Einheit aufgelöst sind. Gott ist selbst nichts Anderes, als diese dialektische Bewegung des Denkens der Welt, die in der Philosophie zum klaren Bewußtsein erhoben wird. Die Welt ist das Denken Gottes, das sich selbst sein Anderssein gegenüberstellt und dadurch selbst erst ein Wirkliches wird; alle einzelnen individuellen Gestaltungen der Dinge in der Welt sind nur die einzelnen Momente jener dialektischen Entgegensetzung des göttlichen Denkens. Gott und Welt sind also nur die dialektischen Momente des Sages und Gegensages, die nur sind in ihrer concreten Einheit, nichts sind in ihrer abstracten Getrenntheit. Die Umwandlung des Spinozistischen Pantheismus der Substanz in den des Begriffs ist nur die Folge des Durchgangs des Spinozismus durch den Kantianismus, wie er in Fichte und Schelling zuerst sich zeigte und in Hegel seine Vollendung erlebte, indem hier die pantheistische Grundidee gewaltsam durch die Kant'schen Kategorien durchgetrieben und an den Kant'schen Antinomien der Vernunft dialektisch in Bewegung gesetzt wird. Daß nun aber dieser moderne Hegel'sche Pantheismus gegen den alten, compacten Spinozistischen sehr zurücksteht, da dieser in seiner absoluten Starrheit der Einen Substanz doch wenigstens ein Sein festhält, während jenes Hegel'sche Denken, das von jedem Satz nothwendig zu seinem Gegensatz, von jedem Fürsichsein zu seinem Anderssein getrieben wird, und was es gibt durch seine eigne Natur wieder aufheben und am Ende sich selbst aufheben muß, sich in einen unendlichen Proceß des dialektischen Sagens und Aufhebens verliert, und so zuletzt in ein absolut Leeres, in ein Nichts verflüchtigt, ist leicht einzusehen. Was endlich den letzten Punkt, die Zusammenfassung alles vorhandenen Denkens betrifft, so spricht sich dies bei Hegel in dem anmaßlichen Anspruch aus, allem bisherigen Denken seine nothwendige Stelle in dem Ganzen angewiesen und so alle andern Philosopheme nur als relative Momente begriffen zu haben, die ihre theilweise Wahrheit in einseitigen Beziehungen zu seiner Lehre, als dem absoluten Wissen haben. In dieser anmaßenden Stellung ward Hegel durch äußere Verhältnisse bedeutend unterstützt. Durch eine, auf den ursprünglich metaphysisch und ganz anders gemeinten Satz gegründete sophistische Rechtfertigung alles Bestehenden in der Politik von der preussischen Regierung begünstigt, hatte er eine sehr einflußreiche Stellung eingenommen. Zahlreiche Schüler versammelten sich um ihn und nahmen allmählig fast auf allen preussischen Universitäten philosophische Lehrstühle ein; seine Lehre fing an in allen andern Wissenschaften sich geltend zu machen und durch kritische Blätter, wie die „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik“, eine Art Richteramt auszuüben. Jedoch eben dies veranlaßte endlich eine ziemlich lebhaftere Opposition gegen Hegel's Lehre, die in zahlreichen Schriften hervortrat und fast als das einzige Lebenszeichen von einem allgemeinem philosophischen Interesse in unserer Zeit erschien. Die Angriffe erfolgten übrigens von den verschiedensten Seiten; bald von der kritischen und Reflexionsphilosophie („Oppositionsschrift für Theologie und Philosophie“, in mehreren Abhandlungen; „Absolutes Wissen und moderner Pantheismus“ und „Wissen der Idee“, einige Schriften von Sigwart u. A.), bald von Seiten seiner Freunde oder doch mit ihm verwandter Philosophen (Chr. H. Weisse), von Seiten der Nichtphilosophie gegen Philosophie überhaupt (Schubarth und Carganico, Gruppe u. A.), von Seiten des Pietismus (Zholuck), ja selbst mit den Waffen der Dichtung und Satire („Die Winde“). Schon begann auch in der That das Ansehen Hegel's merklich zu sinken, als der Tod ihn dem weitern Verfall seines Reichs entzog. Seine getreuesten Schüler zwar hielten an seinem Grabe Vergötterungsreden ihres Meisters, die aber nur die Überzeugung noch mehr befestigen mußten, daß Hegel's Lehre den Geist mehr zu fesseln und zu beschränken geeignet sei, als zu



befreien und zur Selbständigkeit zu erwecken, und daß mit dem Tode ihres Stifters auch ihre Bedeutung größtentheils geschwunden sein möchte. Unter seinen Schülern zeichnen sich v. Henning, Gabler, Hinrichs, Mußmann u. A. aus, abgesehen von denen, die in andern Wissenschaften Anwendung von seiner Lehre gemacht haben, wie Marheinecke, Daub, Gans, Leo, Rosenkranz u. A.

Außer Hegel stellt sich uns diese Partei des Dogmatismus und der Speculation in den mannichfachen Gestaltungen dar, ein anschauliches Bild von der Willkürlichkeit und Unsicherheit dieser ganzen Weise zu philosophiren. Einer der bedeutendsten Unterschiede ist der zwischen dem Verstandesdialektiker und dem Mystiker. Die Elemente zur Mystik sind eigentlich in dieser ganzen Classe von Philosophen vollständig gegeben; sie liegen in der Aufhebung der Grenzen zwischen Endlichem und Ewigem, in der Vermischung des Göttlichen mit dem Natürlichen; daher auch keiner dieser speculativen Philosophen von mystischen Elementen ganz frei ist. Zur vollkommenen Hervorbildung des Mystischen aus dieser Identitätstreue, welche das Endliche aus dem Absoluten abzuleiten strebt, kommt es nur darauf an, ob die Verendlichung des Ewigen selbst als Gegenstand der Speculation betrachtet wird, die also im Begriff zu fassen und dialektisch zu construiren wäre, oder ob diese nur als Thatsache über der Speculation vorausgesetzt und der Speculation nur die Construction der Welt aus dieser Thatsache aufgegeben werde. Erwies Hegel das Räthsel der Welt, wie das Absolute ein Bedingtes geworden oder wie aus Gott die Schöpfung hervorgegangen sei, als die dialektische Bewegung des Gedankens Gottes darstellte und demgemäß in der dialektischen Entwicklung des menschlichen Gedankens zu construiren suchte, so versuchten viele andere speculative Philosophen auf andere, in der Methode aber doch ähnliche Weise eine speculative Weltconstruction aus dem Absoluten zu Stande zu bringen. Unter ihnen verdienen als die bedeutendsten genannt zu werden: Oken (dessen neue Ausgabe des „Lehrbuchs der Naturphilosophie“ im J. 1831 erschien); Krause (außer mehreren ältern Schriften „Abriss des Systems der Philosophie“, erste Abtheilung, Göttingen 1828; „Vorlesungen über das System der Philosophie“, Dasselbst 1828; „Vorlesungen über die Grundwahrheiten der Wissenschaft“, Das. 1829); Blasche („Das Böse im Einklange mit der Welt“, Leipzig 1827; „Die göttlichen Eigenschaften“, Erfurt 1831; „Die philosophische Unsterblichkeitslehre“, Erfurt 1831); Daumer („Urgeschichte des Menschengeschlechtes“, Berlin 1827; „Andeutung eines Systems speculativer Philosophie“, Nürnberg 1831); Troxler (dessen neuere Schriften: „Über Philosophie, Princip u. s. w.“, Basel 1830; „Naturlehre des menschlichen Erkennens“, Arau 1828; „Logik“, 3 Thle., Stuttgart 1829 — 30); Wagner („Organon der menschlichen Erkenntniß“, Erlangen 1830); Chr. H. Weiße („Über den gegenwärtigen Standpunkt der philosophischen Wissenschaft“, Leipzig 1830) u. A. Es liegt in der Natur dieser ganzen Speculation, daß das Gefühl ihrer Nichtigkeit und Leerheit, das Bedürfnis eines wahren Gehalts für das hohle Absolute und die Verzweiflung an der Möglichkeit, im Begriffe das Verhältniß des Ewigen zu dem Endlichen zu erfassen, in ihr selbst erwachen mußte. Dem besonnenen anthropologisch-kritischen Standpunkte löst sich das Räthsel durch die Unterscheidung der bloß subjectiv beschränkten Ansicht von dem Endlichen, über welche sich eine ideale Ansicht von dem Unbedingten und Ewigem erhebt, die aber nur negativ in ihrem Verhältniß zum Endlichen ausgesprochen werden kann. Der speculative Mysticismus dagegen gibt den Anspruch auf eine objectiv Lösung nicht auf, und er sucht sie, da die Verstandesdialektik sie nicht zu geben vermag, in einer über diese hinausliegenden Urthat der Verendlichung des Ewigen. Hiernach tritt an die Stelle des todtten und leeren Absoluten eine freie und lebendige Persönlichkeit Gottes, die Schöpfung wird statt der nothwendigen begrifflichen Selbstentwicklung eine freie unerklärliche That Gottes, das Endliche löst sich von dem Ewigem durch einen



Abfall von Gott, der die irdische Gebrechlichkeit und Sünde mit sich bringt, und ebenso wird auch die Wiederauflösung des Gegensatzes nicht als aus nothwendigen Denkbestimmungen hervorgegangen, sondern als freie That Gottes, als Gnade vorgestellt. So stellte sich schon früher gegen Schelling's aushöhlende Identitätslehre der Mysticismus in Wagner's Idealphilosophie und hauptsächlich in Eschenmayer's Glaubensstheorie dar, an die sich seitdem eine ununterbrochene Reihe speculativer Mystiker reihte. Je nachdem aber jene göttliche Urthat entweder in der Geschichte außer uns, in einer geschichtlichen Offenbarung Gottes, oder in dem eignen Innern des Menschen als innere Offenbarung gefunden wird, hat sich die speculative Mystik entweder mehr an eine äußere, kirchliche Tradition angeschlossen oder sich auf innere mystische Wahrnehmung gestützt, und demgemäß hat sie theils einen mehr kirchlichen Charakter angenommen, theils eine freiere Bewegung behauptet. Unter den Erstern, die fast alle ihre Speculation der papistisch-hierarchischen Tradition unterworfen, steht oben an: Fr. von Baader (außer mehreren ältern Schriften, unter denen die „*Fermenta cognitionis*“ auszuzeichnen sind, „*Vorlesungen über speculative Dogmatik*“, 3 Hefte, Stuttgart und Münster 1828—33; „*Über den Begriff des Gut- oder positiv- und Nichtgut- oder negativ gewordenen endlichen Geistes*“, Luzern 1831; „*Philosophische Schriften und Aufsätze*“, 2 Bde., Münster 1831—32), als der geistvollste Vertheidiger der päpstlichen Hierarchie in ihrer ganzen Ausdehnung mit der Waffen der Speculation; ihm nahe verwandt in der Tendenz, obgleich ganz verschieden darin, daß ihm weniger speculative Schärfe als Fülle und Energie der Phantasie zu Gebote stehen, ist Göreres („*Über den Grundlage, Stückerung und Zeitfolge der Weltgeschichte*“, Breslau 1830); ferner Windischmann, der seine hierarchisch-mystische Speculation hauptsächlich in Beurtheilung der Geschichte der Philosophie ausgeführt hat („*Kritische Betrachtungen über die Schicksale der Philosophie in der neuern Zeit*“, Frankfurt 1828; „*Die Philosophie im Fortgange der Weltgeschichte*“, 1. — 3. Abtheilung, Bonn 1827—32) und Fr. von Schlegel, dessen sogenannte Lebensphilosophie von dem Princip des lebendigen freien Gottes ausgeht und die Welt als dessen Offenbarung darstellt („*Die drei ersten Vorlesungen über die Philosophie des Lebens*“, Wien 1827; „*Philosophie des Lebens*“, Daselbst 1828; „*Philosophie der Geschichte*“, Daselbst 1829; „*Philosophische Vorlesungen, insbesondere über Philosophie der Sprache und des Wortes*“, Daselbst 1830), endlich, mit bestimmterer Beziehung, auf die katholische Theologie, Günther („*Vorschule zur speculativen Theologie des Christenthums*“, 1. und 2. Theil, Wien 1828 und 1829); Molitor („*Die Philosophie der Tradition*“, Frankfurt 1827); Pabst („*Der Mensch und seine Geschichte*“, Wien 1830). Eine treffliche, durchgreifende Polemik gegen diese ganze traditionelle mystische Speculation, besonders wie sie von Baader dargestellt worden ist, haben wir von Seebold („*Philosophie und die religiösen Philosophen*“, Frankfurt 1830) erhalten. Auf der andern Seite des freieren, aus dem Innern schöpfenden und deswegen zum Theil ausdrücklich an die Psychologie, zum Theil auch an die Naturbetrachtung sich anschließenden Mysticismus sehen oben an Schelling selbst, nach seiner neuern Lehre, wie sie namentlich von seinem Schüler Stahl („*Rechtsphilosophie*“, 1. Bd., Heidelberg 1830) dargestellt wurde, in welcher ausdrücklich, der abstracten Ansicht von dem Absoluten entgegen, Gott als Persönlichkeit, die Schöpfung als freie That aufgefaßt wird, die nie denkend begriffen und erklärt, sondern nur als wirklich angeschaut werden kann, von der Philosophie, also als gegeben vorausgesetzt werden muß, daher sie als Philosophie der Freiheit und der That, im Gegensatz gegen jede abstracte und konstruirende, bezeichnet wird. So steht Schelling, seiner neuen Lehre nach, zunächst neben seinem ehemaligen heftigen Gegner Eschenmayer, der über alle Speculation theils ein unmittelbares mystisches Glauben überbaute,

Wird sich  
Gottreich  
immer Leben  
ist in Wissen  
Begriffen der  
als gottlichen  
Philosophie  
1829; Er  
Wörter der  
an) gewiss  
höher ihrem  
und Wissen ab  
entweder die  
gammaltlicher  
Erdlich von  
mit gott der  
Götter und  
In di  
geringem  
einander fi  
Methode de  
verfassen, u  
im in jenen  
Erklärungen  
den Speculati  
mannschaft  
speculativen  
Vorträge  
von Schelling  
gen Beschrän  
philosophie  
genügend  
philosophie auf  
in Anthropologi  
Erkenntnis  
den Vorlesungen  
für im die  
sich im  
als christliche  
gen unterf  
mäßig ge  
Grund  
den, wie in  
den Kennzeich  
des Christen  
Erkenntnis  
den man sich  
gen, indem es  
sich mit der  
entweder die  
Wörter der  
Philosophie



theils sich auf innere, geheimnißvolle geistige Mittheilungen aus einem höhern Geisterreich durch magnetische Visionen und Offenbarungen berief („Mysterien des innern Lebens“, Tübingen 1831). Auf diese psychologische Ansichten gegründet ist der Mysticismus Heintroth's, namentlich in seinen Lehren von Activität und Passivität des Seelenlebens, von dem über der Seele stehenden Geist (*πνευμα*) als göttlichen Princip im Menschen, von der Sünde im Verhältniß zur Freiheit („Psychologie als Selbsterkenntnißlehre“, Leipzig 1827; „Pistecodice“, Leipzig 1829); Steffens („Anthropologie“, 2 Bde., Breslau 1822) und Schubert („Geschichte der Seele“, 2 Thle., Stuttgart 1831; vergl. „Naturgeschichte für Schulen“) geben die Betrachtung der Natur in größerem Umfange, der innern sowol als der äußern ihrem Mysticismus zur Basis, in ihr höheres, geheimes, göttliches Sein und Wirken ahnend oder findend, der Erstere mehr in kühnem Schwung der speculirenden Phantasie, die das ganze Gebiet der Natur umfaßt, der Andere mehr in gemüthlicher Beschauung, die am liebsten bei dem Innern des Menschen verweilt. Endlich von dem religiösen Standpunkt und zwar dem kirchlich-protestantischen aus geht der Mysticismus des in Hegel'scher Weise philosophirenden Böschel („Eccilius und Octavius“, Berlin 1828) u. A.

In die Eigenthümlichkeit aller dieser Systeme näher einzugehen, würde von geringem philosophischen Interesse sein, da, so vielgestaltig und abweichend von einander sie sich auch darstellen, doch alle in der angebeuteten Weise nach derselben Methode dasselbe Problem, wie das Endliche zu dem Ewigen gekommen sei, zu lösen versuchen, und diese Lösung sich nur nach zufälligen und individuellen Verhältnissen in jenen unendlich mannichfaltigen, in speculative Form gekleideten mythischen Erzählungen von der Schöpfung der Welt aus Gott ausspricht, ähnlich den zahllosen speculativen Dichtungen von der Welterschöpfung in den bald dualistischen, bald emanatistischen, bald pantheistischen Systemen der Gnostiker. Von hervorragender speculativer Eigenthümlichkeit sind nur wenige. Zu diesen gehört vor Allen Troxler, besonders dadurch, daß er, das Bedürfniß einer anthropologischen Basis der Philosophie anerkennend, Selbsterkenntniß als die echte Quelle der Wahrheit aufstellt und so seine Philosophie als Anthroposophie charakterisirt, mit der er aller einseitigen Verstandes speculation entschieden entgegentritt. Er hält jedoch diesen anthropologischen Standpunkt für einseitig, er stellt als die beiden Extreme, die sich gegenseitig durchdringen sollen, das Begreifen der Welt aus dem Menschen, der Philosophie aus der Anthropologie, und das Begreifen des Menschen aus der Welt, der Anthropologie aus Philosophie auf. Er kann also auch den rein subjectiven Standpunkt der Philosophie nicht festhalten, sondern, indem er mit speculativen Voraussetzungen zu der Anthropologie selbst schon hinzutritt, stellt er den Gedanken an die Spitze, daß der Mensch das Mittelglied zwischen Gott und Natur sei, daß sich in seiner Seele von diesen beiden Seiten her das wahre Wesen der Welt rein abspiegelt, das der Natur nämlich in einem der Sinnlichkeit zu Grunde liegenden unter sinnlichen A priori der Ahnungen, und das Gottes in einem dem Gemüth zu Grunde liegenden übersinnlichen A priori der übersinnlichen Gemüths ideen, die in unmittelbarer geistiger Anschauung das Göttliche erfassen; Phantasie und Vernunft sind die Vermittler dieser unmittelbaren Geistesgaben. So macht also Troxler doch mit seiner Selbsterkenntniß auf eine objective Wahrheit eines Seins an sich Anspruch, er setzt mit dogmatischer Willkür eine objective Gültigkeit des nur subjectiv Befundenen, läßt das Subject sich über sich selbst hinauszuwringen, indem es sich nur als eine Offenbarung, Abspiegelung eines Objects — Gottes und der Natur — gelten läßt, und kehrt damit auf den Standpunkt des speculativen Dogmatismus zurück, obgleich er ihn über die beschränkte Verstandesdialektik zu lebendiger Anschauung erhoben, doch auch zugleich den Eingang des Mysticismus geöffnet hat. Weniger durch speculative Tiefe und psychologische



Grundlage, als durch klaren und vollständigen Schematismus ist Krause's theistisches System ausgezeichnet, das neuerdings auch dadurch merkwürdig geworden ist, daß sich eine auffallende Gleichförmigkeit desselben mit dem religiös-philosophischen System des St.-Simonismus gezeigt hat, die von französischen St.-Simonisten selbst bemerklich gemacht worden ist. In demselben bloß schematisirenden Charakter ist auch das System Wagner's aufgeführt; er geht in der Hauptsache ganz von der frühern Schelling'schen Identität des Idealen und Realen aus, nur daß er diese Grundidee selbst mystisch durch freie Anerkennung vorausgesetzt wissen will und sie dann nach mathematischen Schematen und statt des sonst gebrauchten Dreisystems in einem Viersystem entwickelt, indem das ewige Wesen von seinem unmittelbaren Dasein aus einmal in seine beiden Gegensätze auseinandertritt und dann wieder in die Vermittelung des Gegensatzes zur Einheit sich auflöst. Die Bewegung in dieser Vierzahl ist das ewige Weltgesetz, an dem Wagner mit Witz und Combinationsgabe alle Dinge entwickelt. Von noch geringerer origineller Schöpferkraft der Speculation sind Daumer und Blasche, Beide ganz befangen in der ältern Schelling'schen Form und Methode, der Erstere durch kühnen Schwung der Gedanken und religiöse Innigkeit, aber ohne Klarheit und Durchbildung, der Andere durch klare Popularität, aber ohne Tiefe, ausgezeichnet. Die angeführten traditionellen Mystiker sind mehr als eifrige Parteimänner in kirchlich-politischer Hinsicht, als in eigentlich philosophischer Hinsicht von Bedeutung, da sie nur die schon vorhandenen Speculationen als Waffen für ihre Parteizwecke gebrauchen. Durch originelle Geisteskraft möchten Baader und Görres sich auszeichnen, die bei Baader durch sinnreiche, überraschende Analogien zwischen der physischen und geistigen, und zwischen der natürlichen und göttlichen Weltordnung äußert, doch selten von aphoristischer Verworrenheit eines zerrissenen Gemüths befreit, bei Görres hingegen durch kühne Schöpfungen der Phantasie und hintereißende Energie eines kraftvollen Geistes sich auspricht. An speculativer Schärfe und Kraft ragt vor Vielen Dken hervor, er hat jedoch sein System nur nach der Seite der Natur hin entwickelt, aber hier auch mit eiserner Strenge den ganzen Reichthum der Natur bis in das Einzelste hinein der starren Form seiner apriorischen Construction unterworfen. Ihm zur Seite steht in der speculativen Behandlung der Naturwissenschaft Steffens, aber mehr durch freie Combination und geistvolle Analogien und Überblick ausgezeichnet; an speculativer Kraft und Schärfe, sowie an vollständiger Entwicklung des Systems weit hinter Jenem zurückstehend. Schelling's neue Lehre würde unter den originellen Systemen dieser Classe ohne Zweifel eine würdige Stelle einnehmen, wenn sie anders als nach der schon erwähnten unvollständigen Darstellung seines Schülers Stahl bekannt wäre. Endlich gehört als eine eigenthümliche philosophische Lehre in gewisser Hinsicht auch Schleiermacher's religiöser Pantheismus mit hierher; jedoch ist sie nur wenig für eigentliche Philosophie, sondern mehr nur in ihrer Anwendung auf Religion und Theologie entwickelt und in dieser Hinsicht zwar durch ihre eigenthümliche Methode, durch die dialektische Schärfe ihres Urhebers und durch die theologische Schule, die sie sich gebildet hat und die hier und da der Mystik sich nähert, von hoher Bedeutung, jedoch nicht eben zum wahren Heil der philosophischen Behandlung der Dogmatik, weil sie den freien und klaren Standpunkt der philosophischen Kritik des historisch Gegebenen verläßt, und durch ihre oft erkünstelten Umdeutungen der kirchlichen Dogmen in philosophische Ideen der offenen Wahrheitsforschung in der Dogmatik schadet.

Fries, den wir als Repräsentanten der entgegenstehenden psychologisch-kritischen Richtung der neuern Philosophie hingestellt haben, hatte ungefähr gleichzeitig mit Hegel seine Lehre bekannt gemacht, deren Kern in seiner „Neuen oder anthropologischen Kritik der Vernunft“ (3 Theile, 2. Ausg., Heidelberg



1828 — 31) niedergelegt ist. Sein letztes Werk ist das „Handbuch der Religionsphilosophie“ (Heidelberg 1832). Nicht allein die weniger auf den äußern Effect berechnete, in ruhiger, gründlicher kritisch-anthropologischer Forschung ihr Verdienst suchende Lehre, sondern auch seiner Wirksamkeit beizumeistern weniger günstige äußere Umstände, wohin besonders die durch seine Theilnahme am Wartburgsfeste veranlaßten politischen Verfolgungen gehören, die ihn auf lange Zeit von seiner Lehrthätigkeit an der Universität zu Jena entfernten und ihn noch jetzt darin beschränken, erklären es hinlänglich, daß seine Lehre sich nicht mit so glücklichem Erfolg geltend machte als die Hegel'sche. Fries schloß sich in seiner Lehre auf das Engste an Kant's Kritik der Vernunft an, und beabsichtigte nur eine Verbesserung und Vollendung der dort begonnenen kritischen Begründung der Philosophie. Er faßte entschiedener die kritische Methode als eine psychologische und ihr Ziel als eine psychologische Theorie der Vernunft auf, in welcher die Bedingungen der Möglichkeit aller menschlichen Erkenntniß, also die höchsten Principien sowohl als die äußersten Schranken der menschlichen Erkenntniß, nachgewiesen werden sollten. So stellte er die Frage nach der Wahrheit entschieden nur unter die subjectiven Bedingungen einer menschlichen Erkenntniß, und wies die Frage nach der objectiven Gültigkeit der Erkenntniß an das ursprüngliche Selbstvertrauen der Vernunft auf sich selbst, die Kant irrig von dem Causalverhältniß des Gegenstandes zu der Vorstellung in der Empfindung abhängig machte. In dieser rein psychologischen und subjectiven Wendung verbesserte er die Kant'sche Kritik ihrer Methode nach. Den Resultaten nach verbesserte er sie durch eine richtigere psychologische Bestimmung des Verhältnisses zwischen Reflexionsvermögen und reiner, unmittelbarer Vernunft und daraus hervorgehender scharferer Unterscheidung zwischen Willkür und Selbstthätigkeit, Verstand und Vernunft. Daraus ging eine richtigere Auffassung des transcendentalen Idealismus hervor, indem er ihn auf die reinen Formen der Selbstthätigkeit, auf die Gesetze der Einheit und Nothwendigkeit und der absoluten Zweckmäßigkeit in der reinen Vernunft gründete, und an dem Widerspruch der Naturansicht mit diesen Formen den Unterschied zwischen Erscheinung und Sein an sich entwickelte. So gewann er ein Sein an sich auch für die speculative Vernunft, er deducirte eine rein speculative ideale Weltansicht, die sich in einem speculativen Glauben ausdrückt, und vermied dadurch die anstößige Kant'sche Ansicht, nach welcher in der theoretischen Vernunft erst alles ideale Erkennen negirt und dann in der praktischen Vernunft durch moralische Postulate wieder behauptet werden mußte. Eigenthümlich ist ferner bei Fries die hier zuerst wissenschaftlich begründete Überzeugungsweise der Ahnung, welche durch ästhetische Urtheile in den Erscheinungen das Sein an sich wiederfindet und dadurch den Widerspruch zwischen Wissen und Glauben wieder auflöst. Dadurch wird die vollendete Weltansicht seiner Philosophie eine ästhetische, welche auf der einen Seite die natürliche Weltansicht des Wissens, auf der andern die ideale des Glaubens unter sich begreift. Im Wissen gestaltet sich unsere Erkenntniß unter den Bedingungen der Sinnlichkeit zu einem abgeschlossenen Ganzen der Naturerkenntniß; dessen Unvollständigkeit und Wesenlosigkeit aber nöthigt, darin nur eine beschränkte Ansicht der Erscheinung der Dinge zu finden, und das Sein an sich nur in dem von den Bedingungen der Sinnlichkeit unabhängigen Gesetzen der reinen Vernunft durch Glauben anzuerkennen; da jedoch im reinen Glauben die Idee sich nur negativ gegen die Natur verhält, folglich zwei Weltansichten sich im Widerstreit gegeneinander befinden, so muß darüber sich noch eine dritte erheben, welche Natur und Idee in ihrer Einheit auffaßt. Eine Einheit des Endlichen und Ewigen kann aber nur ästhetisch, d. h. durch Unterordnung der Erscheinungen unter unaussprechliche Obersätze zu Stande kommen, sodas also zuletzt in der Schönheit des Weltganzen die menschliche Weltansicht ihren Abschluß zur Harmonie erhält. Diese Idee der



Schönheit aber erhält erst ihre bestimmte Anwendung durch eine praktische Bestimmung der Welt nach Zwecken, und dafür verbesserte Fries auch die Theorie der praktischen Vernunft sehr wesentlich. Durch eine strengere Unterscheidung der Willkür von dem Herzen als unmittelbarem Vermögen der Werth- und Zweckbestimmungen, gelang es Fries die praktische Philosophie von der leeren und formalistischen Herrschaft des Kant'schen kategorischen Imperativs zu befreien und ihr in der Selbstthätigkeit des Herzens, welches die Idee eines absoluten Werthes ausspricht, einen rein vernünftigen Gehalt anzuweisen. Demgemäß konnte er einerseits der Ethik, die als praktische Naturlehre oder Lehre von dem Zwecke des menschlichen Lebens aufgefaßt wurde, aus den rein vernünftigen Trieben oder Werthbestimmungen eine gehaltvollere und lebendigere Entwicklung geben, andererseits der Religionsphilosophie, der praktischen Ideentheorie oder Lehre von dem Zwecke der Welt, theils durch sittliche Grundideen eine bestimmtere praktische Bedeutung beilegen, theils durch die freie ästhetische Gestaltung von allem Zwang der Dogmen losreißen. In seiner Lehre vom Glauben erinnert Fries sehr an Jacobi's Glaubensphilosophie, aber nur die Unkunde der Begriffe vom Glauben bei Beiden kann seine Lehre deshalb für eine synkretistische Ergänzung der Kant'schen durch die Jacobi'sche halten und den Unterschied übersehen zwischen dem außerhalb aller wissenschaftlichen Methode nur behaupteten, geheimnißvollen, empirischen Glauben Jacobi's, der bei diesem selbst bald auch Offenbarung, bald intellektuelle Anschauung, Gefühl, selbst Instinkt ist, und dem durch strenge anthropologische Kritik, als nothwendiges Grundgesetz der menschlichen Vernunft deducirten, von aller Erfahrung unabhängigen, rein idealen Glauben bei Fries. Ebenso unrichtig würde man seine Lehre beurtheilen, wenn man sie, wie so oft geschieht, als Gefühls- oder Gemüthsphilosophie charakterisiren wollte, da sie doch alle ihre Überzeugungen, selbst die idealen und religiösen, so entschieden auf dem Wege verständiger Reflexion begründet und deswegen mit vollem Rechte vielmehr den von einer gewissen Seite verachteten Namen einer Reflexionsphilosophie für sich in Anspruch nimmt. Eine rein systematische Verarbeitung seiner Lehre findet man in Galker's Schriften.

Auf Kant'schem Grund und Boden steht neben Fries Krug; aber während Fries durch freie Fortbildung der Kant'schen Methode und selbständige anthropologische Forschung dem System der Philosophie eine ganz neue, eigenthümliche Umgestaltung gab, findet man bei Krug vielmehr eine sorgfältige dogmatische Verarbeitung und klare systematische Anordnung der Kant'schen Lehren. In diesem Alarmachen, dogmatischen Verarbeiten und Popularisiren möchte wol das große Verdienst und der Grund des bedeutenden Einflusses zu suchen sein, den sich Krug auf die philosophische Bildung unserer Zeit erworben hat. Sein neuestes, größeres philosophisches Werk, das „Philosophische Handwörterbuch“ (5 Bde., Leipzig 1827—29, 2. Auflage, 4 Bde., 1832 fg.) und seine „Universalphilosophischen Vorlesungen“ (Neustadt a. d. D. 1831), haben noch entschiedener diese Tendenz der Popularisirung. Dogmatische Verarbeitung und systematische Entwicklung Kant'scher Lehren ist auch das Charakteristische der philosophischen Arbeiten Gerlach's, obgleich sie von Kant mehr abweichen als die Krug'schen, und sich in einigen Punkten, namentlich in der Lehre von dem Gefühl, mehr der Fries'schen Lehre nähern („Lehrbuch der philosophischen Wissenschaften“, 2 Bde., Halle 1822—31). Noch weiter entfernen sich von ihrer Grundlage, der Kant'schen Lehre, und gestalten sich auf diesem Grunde durch dogmatische Verarbeitung zu eigenthümlichen Gestalten ihrer Systeme die Darstellungen von Sigwart und Hermes. Sigwart's Lehre ist ein auf den Schematismus Kant'scher Kategorien gegründetes, jedoch selbständig und mit viel Schärfe der Abstraction ausgeführtes System eines Reflexionsdogmatismus. In seinen „Vermischten philosophischen Abhandlungen“ (2. Bdchn., Tübingen 1831) ist er auch mit einer gründlichen Polemik gegen Hegel hervor-



getreten. Hermes hat seine philosophische Lehre in der „Philosophischen Einleitung in die christkatholische Theologie“ (Münster 1831) ausgeführt und hat eben durch ihre ausdrückliche Tendenz, der katholischen Theologie eine philosophische Begründung und Rechtfertigung zu geben, eine Anzahl katholischer Philosophen sehr lebhaft für sich interessirt, die darin eine ganz neue und sichere Basis für die Gewißheit menschlicher Überzeugungen zu finden glauben und diese mit großem Eifer in zahlreichen Schriften geltend zu machen streben. Dahin gehören Biunde's, Esser's, Droste-Hülshoff's, Elvenich's Schriften, und die „Zeitschrift für Philosophie und katholische Theologie“. Aber so heftig auch einige seiner Schüler dagegen protestiren, daß Hermes Kant's Lehre huldige, so wenig kann es mit Grund geleugnet werden, daß er durchaus von Kant'schen Voraussetzungen ausgeht und aus diesen sein System eines Verstandesdogmatismus aufbaut, indem es zuletzt alle Wahrheit und Gewißheit auf die Nothwendigkeit des logischen Denkens gründet. Einer scharfen Kritik ist das System von Hermes unterworfen worden von Sieger („Urphilosophie“, Düsseldorf 1831), die aber in einen Scepticismus gegen alle Philosophie überhaupt endigt und sich daraus in das Gebiet des blinden Autoritätsglaubens rettet.

Ungleich wichtiger für die Fortbildung der Philosophie als diese dogmatischen Darstellungen sind mehre Versuche, die Kritik der Vernunft oder Theorie der Vernunft selbst durch selbständige anthropologische Forschungen zu verbessern oder zu vollenden. Unter ihnen sind von den Neuern als die bedeutendsten zu nennen: Beneke, G. E. Schulze und Reinhold d. J. Die Nothwendigkeit einer psychologisch-kritischen Grundlage vollkommen anerkennend, haben sie diese Aufgabe doch mit großen Abweichungen von Kant auszuführen gesucht. Eine genauere Beurtheilung der achtungswürdigen Forschungen dieser Männer würde nicht ohne große Weitläufigkeit möglich sein. Gemeinsam aber ist ihnen, daß sie die rein subjective Wendung der Philosophie selbst nicht festhalten, namentlich die Subjectivität von Raum und Zeit nicht anerkennen, und demgemäß die Lehren des transcendentalen Idealismus von dem Unterschied zwischen natürlicher und idealer Weltansicht nicht gelten lassen, dadurch aber nothwendig in eine Einseitigkeit einer objectiven Weltansicht fallen. So hat Beneke („Erfahrungsseelenlehre als Grundlage alles Wissens“, Berlin 1820; „Psychologische Skizzen“, 1823; „Verhältnisse von Seele und Leib“, 1826) von Neuem versucht, in der Weise eines Locke oder Condillac alle menschliche Erkenntniß sensualistisch durch sinnlichen Ursprung zu erklären; Schulze, der nun auch verstorbene ehrwürdige Veteran im Gebiete der Philosophie, früher Sceptiker, neigt sich einem psychologisch begründeten Empiricismus zu und hat diese Ansicht noch am Schlusse seines Lebens durch eine neue Theorie der Vernunft entwickelt („Über die menschliche Erkenntniß“, Göttingen 1832); während Reinhold („Theorie des Erkenntnißvermögens“, Gotha und Erfurt 1832), in einer genetischen Entwicklung des Bewußtseins die nöthige Vollendung der Theorie des Erkenntnißvermögens suchend, in den Resultaten zu einem fast Wolf'schen Verstandesdogmatismus führt. Das Bedürfniß und die Neigung zu psychologisch-kritischen Grunduntersuchungen hat auch außerdem Forschungen über einzelne Zweige des menschlichen Geisteslebens hervorgebracht, unter denen schon durch ihren wichtigen Gegenstand, aber auch durch ihre Sorgfalt und Klarheit E. Schmidt's „Theorie des Gefühls“ (Berlin 1831), als Anfang eines Versuchs zu einer erneuerten Kritik der Vernunft, eine Auszeichnung verdient. Die hohe Bedeutung der Gefühle ist erst neuerdings vollkommener anerkannt worden, wie auch andere Bearbeitungen derselben beweisen (Neubig's „Gefühlslehre“, Baireuth 1829), und deren genauere Ergründung gehört daher zu den wichtigsten Problemen der kritischen Philosophie. Einen andern Beitrag zur Theorie der Vernunft, eine psychologische Untersuchung über das Denken, haben wir erhalten



in der „Naturgeschichte des menschlichen Geistes“, Th. 1: „Lehre von den Formen des Denkens und der Rede“ (Braunschweig 1832). Endlich gehört auch in diese Sphäre der Kritik der Vernunft Bonstetten's „Wissenschaft vom Menschengesichte“ (Braunschweig 1829), verglichen mit dessen „Philosophie der Erfahrung“ (Stuttgart 1828), wiewol der Verfasser noch zu sehr von dem oberflächlichen französischen Empirismus befangen ist, als daß er bedeutend in die Entwicklungsreihe der deutschen kritischen Philosophie eingreifen könnte. Auch der Versuch einer neuen Darstellung eines philosophischen Systems von Pfnoer („Forschungen der Vernunft“, Manheim 1832) gehört dieser kritischen Richtung an.

Fast ganz losgerissen von der geschichtlichen Entwicklungsreihe der neuern Philosophie, durchaus originell und selbständig, ausgerüstet mit einem ausgezeichneten speculativen Talent, hat Herbart ein in der Methode wie in den Resultaten ganz neues philosophisches System („Hauptpunkte der Metaphysik“, Göttingen 1808; „Allgemeine Metaphysik“, 2 Theile, Königsberg 1828; „Kurze Encyclopädie der Philosophie“, Halle 1831) aufgestellt. Sein seltener Tiefinn und Scharfsinn hat ihn die bisher gewohnte Bahn der Speculation mit Kühnheit durchbrechen und alles Bestehende in der Philosophie umstoßen lassen, aber eine peinliche Spitzfindigkeit und selbstquälerische Grübelelei, die ihn allenthalben Schwierigkeiten erst künstlich schaffen läßt, hemmt in dem Fortgang seiner Untersuchungen jede freie Entwicklung seiner speculativen Kraft. Herbart erklärte sich sehr stark gegen die kritisch-psychologische Methode, indem er es für eine große Selbsttäuschung hielt, das Erkenntnißvermögen zu kritisiren vor der Metaphysik, durch die es doch nur geschehen könne, und betrachtete die ganze gegenwärtige Psychologie in ihrer Darstellung nach Vermögen als reine mythologische Erdichtung; er war aber auf der andern Seite ebenso entfernt von der absoluten dialektischen Speculation mit ihren pantheistischen Resultaten. Am nächsten schließt er sich noch an Fichte an, jedoch in seinen Resultaten sich weit von ihm entfernend. Die Philosophie sollte nach ihm keinen besondern Inhalt haben, sondern sie sollte nur die gegebene Erfahrung denkend auffassen, mit dem Denken in Übereinstimmung bringen, denkbar machen. In allem durch Erfahrung Gegebenen nämlich ist, als solchem, Widerspruch. Die mehren widersprechenden Eigenschaften in Einem Ding, die Vorstellungen von Raum und Zeit, die Veränderung und Bewegung, das Ich und der Zusammenhang der Seele mit dem Leib sind widersprechende Vorstellungen; denn das Eine kann nicht auch zugleich ein Anderes, die Einheit nicht zugleich ein Mehrfaches sein. Jeder solcher Widerspruch in der Erfahrung ist ein Problem der Philosophie, jeder soll durch Denken aufgelöst und dadurch denkbar gemacht werden. Die Philosophie ist daher nach Herbart die Wissenschaft von der Begreiflichkeit der Erfahrung; sie soll durch Hinwegräumung der Widersprüche die Erfahrung denkbar oder begreiflich machen. Dies soll geschehen durch die Methode der Beziehungen. Die Gegenstände der Erfahrung sollen in Beziehungen zueinander gedacht und in diesen Beziehungen durch Denken die versteckt liegenden Ergänzungsbegriffe aufgefunden werden, durch welche die Widersprüche sich auflösen. So entstehen drei Haupttheile der Philosophie. Die Begriffe müssen zuerst selbst klar und deutlich gemacht werden: die Aufgabe der Logik; die Begriffe müssen dann in der Anwendung auf die Erfahrung verändert und ergänzt werden: die Aufgabe der Metaphysik, zu welcher als verschiedene Anwendungen die Naturphilosophie, Psychologie und Religionsphilosophie gehören; endlich, sind die Begriffe mit Urtheilen des Beifalls oder Mißfallens verbunden, so sind dies ästhetische Begriffe, zu welchen auch die moralischen gehören, die daher mit einer Reihe anderer Kunstlehren in der Ästhetik ihre Stelle finden. Das Gegebene der Erfahrung kann, nach dieser Methode, als ein widerspruchsfreies nur gedacht werden durch absolut einfache Qualitäten; das einzige Reale, das denk-



bar ist, besteht daher in einfachen Wesen, welche qualitativ verschieden, in ihrer Dualität schlechthin unveränderlich, untheilbar, unzerstörbar, ohne Raum- und Zeitbestimmung sind. Sie sind an sich absolut beziehungslos. Einheit derselben, Veränderung, Inhärenz gehört nicht der Realität, ist nicht Sein, sondern Schein. Der Schein wird vorgestellt in sogenannten zufälligen Ansichten von den absoluten Qualitäten, d. h. es ist etwas dem Wesen der absoluten Qualitäten ganz Zufälliges, das sie zusammen oder in Beziehung gedacht werden, nur die Erscheinung derselben in der Erfahrung veranlaßt, sie so zu denken. Dieses Zusammensein und diese Beziehung verändert nichts in ihrem Wesen, denn sie sind unveränderlich. Jene zufälligen Ansichten von dem Zusammensein und der Beziehung derselben stellen sie nach einem Proceß wechselseitiger Störungen und Selbsterhaltungen vor, worin jede Störung durch die Selbsterhaltung nothwendig als aufgehoben gedacht werden muß. Die absoluten Qualitäten können aber auch nicht in einer realen Beziehung zu sich selbst gedacht werden, denn auch dadurch würde ihre Qualität innerlich verändert werden: sie haben also auch kein Selbstbewußtsein und keine Selbstbestimmung, also auch die Vorstellung des Ich gehört nur den zufälligen Ansichten des Scheins. So werden wir also durch Herbart's Lehre in einer starren Vielheit des einzelnen Seins festgehalten, im strengen Unterschied von dem eleanischen und spinozistischen Sein ohne Vielheit, die aber auch, als qualitative Atomistik, wesentlich verschieden ist sowol von der eigentlichen quantitativen Atomistik des Materialismus, als von der spiritualistischen Monadenlehre des Leibniz, dessen Monaden in ihren Perceptionen und Appetitus, in Verbindung mit der prästabiliten Harmonie, ein, wenn auch einseitig und willkürlich festgestelltes Princip der Einheit und des Lebens in dem Weltganzen darboten. Der Grundgedanke, auf welchem Herbart's Lehre ruht, der Gedanke von dem Widerspruch und der Erkenntniß der Erfahrung ist vollkommen richtig, und, obgleich gar nicht neu, denn er ist schon in den Kant'schen Antinomien und später in der dialektischen Speculation entwickelt worden, so ist es doch ein Verdienst Herbart's, ihn mit besonderer Schärfe, obgleich oft auch künstlich zu weit ausgedehnt dargestellt zu haben. Er hat, wie die kritische Philosophie dargethan hat, seinen Grund in der Unerklärlichkeit aller sinnlichen Qualitäten und der Unvollendbarkeit aller Quantität, ist also mit der sinnlichen Bedingtheit unserer Erkenntniß nothwendig gegeben. Aber eben deswegen kann dieser Widerspruch auch nie durch Denken aufgehoben werden; er kann es ebenso wenig durch die Reflexion als durch die angeblich höhere dialektische Speculation, die nur in einem von ihrem empirischen Gehalt losgerissenen leeren Spiel der Reflexion mit sich selbst besteht, das sich selbst in das unendliche Nichts verliert. Herbart hat zwar diesen Irrweg glücklich vermieden, ohne sich jedoch von dem des abstracten, zur absoluten Erstarrung führenden Denkens losmachen zu können. Sein Irrthum ist, daß er diesen Widerspruch durch Denken aufheben zu können wähnt, statt ihn als ursprüngliche psychologische Thatsache aus der Zufälligkeit aller empirischen Thatsachen, somit als subjective Schranke der menschlichen Erkenntniß anzuerkennen. Von diesem Gesichtspunkte aus hat jener Grundgedanke mit Nothwendigkeit zu der idealen Ansicht hinübergetrieben und ist also die Brücke zu dem transcendentalen Idealismus geworden, der sich mit unwiderstehlicher Gewalt aus der Unvollendbarkeit und Unerklärbarkeit der Natur der nach Einheit und Nothwendigkeit strebenden Überzeugung des Menschen aufdrängt. Hieraus wird es schon einleuchten, wie weder die spitzsindig grüblerische Form, noch die unbefriedigenden Resultate dieser Philosophie, ungeachtet des außerordentlichen Aufwandes an Denkkraft, geeignet waren, bedeutend in die Zeit einzugreifen. Nach mehr als zwanzigjähriger Wirksamkeit ihres Meisters, hat er doch keine Schule, kaum einzelne Freunde gewonnen, die zum Theil bald wieder abfielen. Außer einigen ältern Philosophen: Kaiserlingk und Stiebenroth, hat neuerdings einer seiner



Schüler, Dylert („Idealrealismus als Metaphysik“, Neustadt a. d. D. 1830), sich gegen ihn erklärt, und Griepenkerl („Briefe über Philosophie etc.“, Braunschweig 1832) in populärer Form, nicht eben mit viel Geschick, die Herbart'sche Lehre zu empfehlen gesucht.

Die noch übrigen Erscheinungen auf dem Gebiete der neuern Philosophie gehören den effektischen Versuchen der Vermittelung zwischen diesen verschiedenen Methoden und Richtungen an, von denen, wie dies die Natur des Eklekticismus mit sich bringt, für eine wahrhaft bedeutsame Fortbildung der Philosophie wenig zu erwarten ist, so sehr man auch sonst für populäre Darstellung, lebendige Anregung und historische Orientirung ihren Werth anerkennen mag. Da der Stand der Philosophie sie hauptsächlich auf Vereinigung der kritisch-psychologischen und speculativ-dogmatischen Methode hinwies, so ist ihr gemeinschaftlicher Charakter der, durch eine Theorie des Erkenntnisvermögens ein objectives Wissen von dem Sein an sich subjectiv zu begründen; wobei sie freilich zu dem Widerspruch veranlaßt werden, aus subjectiven Gründen über die Subjectivität selbst hinauszuspringen und damit die Subjectivität durch sich selbst zu vernichten. Zu diesen Versuchen kann man eigentlich schon Hegel's „Phänomenologie des Geistes“ zählen. Unter den ältern Philosophen gehören dahin: Immanuel Berger, der zuerst die Grenzen der dogmatischen Speculation durch eine Theorie des Bewußtseins durchbrach, aber in dieser selbst wieder in eine Lehre von der absoluten Vernunft, die als ein Theil des göttlichen Bewußtseins dargestellt wird und deswegen auch von Gott als dem Princip ihres Wissens ausgeht, zurückfällt. Suabediffen geht ebenfalls von der Selbsterkenntnis als der Grundlage der Philosophie aus und verbindet darin geistvolle Jacobi'sche und Schelling'sche Ansichten; besonders hat er die „Religionsphilosophie“ (Marburg 1831) in der Entwicklung des niedern Bewußtseins zu dem höhern, absoluten von Gottes Persönlichkeit dargestellt. Hillebrand („Universal-philosophische Prolegomena“, Mainz 1830) geht anfangs ganz von dem Hegel'schen: Denken = Sein aus, verläßt aber dann diesen absolutistischen Standpunkt und überwirft die Erkenntnis des Absoluten einem von dem Wissen unerreichbaren Stauben. Man kann gewissermaßen auch den schon erwähnten Troxler mit hierher ziehen, indem auch er seine Lehren auf Selbsterkenntnis gründet, aber dessenungeachtet über die subjective Erkenntnis hinausschreitet. An ihn und Krause schließt sich, nach eigenem Geständnis, Immanuel Fichte am nächsten an, der recht eigentlich zu diesen vermittelnden Philosophen gehört, indem er seine Lehre, die bis jetzt noch nicht in vollständiger Darstellung erschienen ist, ausdrücklich als Resultat aus dem ganzen bisherigen Entwicklungsgang der Philosophie bezeichnet, für diesen Zweck mehrfache übersichtliche und beurtheilende Darstellungen der neuern Philosophie gibt („Beiträge zur Charakteristik der neuern Philosophie“, Sulzbach 1829; „Über Gegensatz, Wendepunkt und Ziel heutiger Philosophie“, Heidelberg 1832), worauf er seine eigne Lehre zu gründen verspricht. Die Philosophie soll nach ihm als nothwendige Selbstentwicklung des Bewußtseins dargestellt werden, und diese wird, nach seiner vorläufig ausgesprochenen, aber noch nicht hinlänglich begründeten Ansicht, in einer lebendigen Anschauung der Persönlichkeit Gottes und des Lebens in der Natur endigen. Mehrere andere Schriften haben nicht die Absicht, wie die bisher genannten, aus der Vermittelung der verschiedenen Systeme ein neues, selbständiges System hervorgehen zu lassen, sondern ihr Zweck ist nur die Darstellung und Beurtheilung der bestehenden Gegensätze selbst mit Andeutungen über die mögliche Auflösung derselben. Dahin gehören zuerst die geistvollen Darstellungen Ancillon's, der in seiner bekannten Schrift: „Zur Vermittelung der Extreme in den Meinungen“, im zweiten Theil (Berlin 1831) hauptsächlich die Philosophie zum Gegenstand seiner Vermittelungsversuche hat. Der Reichthum an genialen und interessanten Gedanken,



und die Kunst der Darstellung, wodurch sich dieses Werk auszeichnet, lassen es fast vergessen, daß Ancillon die Gegensätze oft nur geschickt zu verdecken weiß, statt sie wirklich aufzulösen, und daß es an speculativer Schärfe und Gründlichkeit der Methode eigentlich von geringer Bedeutung ist. Reich an besonnenen und tiefdringenden Untersuchungen ist Eisenlohr's „Trene, oder Versuche zur Vermittelung der philosophischen Systeme“ (Karlsruhe 1831), und sehr interessante Andeutungen zur richtigen Beurtheilung des gegenwärtigen Zustandes der Philosophie enthält die kleine Schrift von Mehring: „Zur Orientirung über den Standpunkt des philosophischen Forschens in unserer Zeit“ (Stuttgart 1830). Nur selten noch lassen sich in unserer Zeit, und ohne viel Beachtung zu finden, Stimmen vernehmen, wie sie gegen Ende des vorigen Jahrhunderts so oft gehört wurden, welche die Aufstellung eines neuen und unverbesserlichen Systems, die Entdeckung des Steins der Weisen mit Selbstgefälligkeit verkünden, wie sie ganz kürzlich doch wieder vernommen wurde von Rauer („Die Probleme der Staatskunst, Philosophie und Physik. Zur Herbeiführung eines bessern Zustandes für Fürsten und Völker, Wissenschaft und Leben, auf das bestriebigendste gelöst“, Leipzig 1833).

Mit jenem Streben nach Vermittelung und Orientirung nahe verwandt und überhaupt der Richtung der Wissenschaft und insbesondere der Philosophie ganz entsprechend, ist das lebendig angeregte Interesse für Geschichte der Philosophie, das sich in mehreren Bearbeitungen derselben kund gethan hat. Von Tennemann's ausführlicher Geschichte der Philosophie wurde von Wendt eine durch seine reichhaltigen Anmerkungen bedeutend vermehrte und verbesserte neue Ausgabe angefangen (1. Bd., Leipzig 1829). Ernst Reinhold bearbeitete die ganze „Geschichte der Philosophie“ für das größere gebildete Publicum (3 Bde., Gotha 1828—30). Eine neue compendiarische Darstellung der Geschichte der Philosophie lieferte Aß („Hauptmomente der Geschichte der Philosophie“, München 1829), während der längst bewährte Tennemann'sche „Grundriß“, von Wendt bearbeitet, schon in der fünften Ausgabe (Leipzig 1829) erschienen ist. Das bedeutendste neuere Werk über Geschichte der Philosophie ist aber die von Ritter begonnene Bearbeitung derselben, die sich durch gründliche Quellenforschung, durch selbständige Auffassung, von blinder Befangenheit in Einem Systeme unabhängiges Urtheil und klare Darstellung sehr rühmlich auszeichnet und durch ihre gründlichen Forschungen in den bis jetzt erschienenen drei Theilen über manche Partien der alten Philosophie ein ganz neues Licht verbreitet („Geschichte der Philosophie“, 1. — 3. Thl., Hamburg 1829 — 31).

Daß die Schwäche des philosophischen Geistes, der Mangel an selbständig productiver Kraft der Speculation, welche den Fortschritt der Philosophie im Allgemeinen hemmen mußte, doch der fruchtbaren Weiterbildung der einzelnen philosophischen Disciplinen nicht entgegensteht, ja, daß eben jener Stillstand oder doch jene langsamere Fortbewegung der Philosophie in Ansehung ihrer Principien nur desto mehr ein sorgfältigeres und fleißigeres Ausbauen, Verarbeiten und Entwickeln besonderer Zweige der Philosophie von den einmal gegebenen und ruhig anerkannten Principien aus begünstigte, ist schon oben erwähnt. Aber eben deswegen wird sich auch in den Bearbeitungen einer jeden einzelnen philosophischen Disciplin die Zerissenheit in entgegenstehenden Systemen, Schulen und Methoden deutlich zeigen, sodas oft unter einem und demselben Namen ganz verschiedene Gegenstände behandelt und ganz verschiedene Aufgaben gelöst werden. So sehen wir die Logik in einem doppelten Sinne bearbeitet. Es war eins der großen Verdienste Kant's, die bloßen Formen des Denkens scharf unterschieden zu haben von dem Inhalte desselben (die analytischen Urtheile von den synthetischen), und die erstern für sich zum Gegenstand der Logik zu machen, den letztern der Metaphysik zuzuweisen. Die naturphilosophische Schule durchbrach wieder diese Grenze, und



Hegel schon stellte die Logik so dar, daß die bloßen Formen des Denkens zugleich der einzige Gehalt des Denkens sei, weil sich das Denken seinen Gehalt selbst schaffe, daß diese also metaphysische Bedeutung erhielten. In diesem Sinne nun haben auch mehre Neuere die Logik behandelt, namentlich Troxler (3 Thle., Stuttgart 1829 — 30) und Branis (Breslau 1830) und zum Theil auch Ritter (Berlin 1829). In dem ältern und richtigern Sinne, als Lehre von den bloßen Denkformen, wurde sie dagegen dargestellt von Ernst Reinhold (Jena 1827), Bachmann (Leipzig 1828), Beneke (Berlin 1832), Zimmermann (Freiburg 1832) und Andere. Mehr oder weniger aber vermißt man bei diesen Darstellungen eine psychologische Begründung der Denkformen, die doch einzig im Stande ist, der Logik einen eigentlich wissenschaftlichen Charakter zu geben, da sie ohne diese in eine geistlose Zusammenstellung logischer Formen ausartet, von denen man nicht weiß, wie die menschliche Erkenntniß dazu kommt. Das Beste dafür hat schon 1819 Fries in seinem „System der Logik“ (3. Ausg., Heidelberg 1827) geleistet. Auch in der Behandlungsweise der Psychologie zeigt sich ein wesentlicher Unterschied zwischen den beiden Hauptrichtungen der Philosophie überhaupt, der kritischen und dogmatisch-speculativen. Die kritische Schule nämlich faßt die Psychologie als die Lehre von der Erscheinung der menschlichen Seele in der Zeit oder von ihren zeitlich erscheinenden Thätigkeiten und schließt damit alle Untersuchungen über das Wesen des Geistes an sich von ihr aus. Die Psychologie muß daher aus diesem Gesichtspunkte ganz auf Erfahrung, nämlich innere, gegründet werden, und steht so als innere Naturlehre neben der äußern. Dagegen hat die naturphilosophische Schule in der Psychologie das Wesen des Geistes, das Sein an sich desselben darzustellen versucht, und dadurch ist sie in das Gebiet der Speculation hinübergesühet und in einen engen Zusammenhang mit religiösen Ideen gebracht worden, woraus oft mystische Auffassungen der Psychologie hervorgegangen sind. Die beiden neuesten Hauptwerke über Psychologie, welche diese beiden Standpunkte repräsentiren, sind die von Biunde („Versuch einer systematischen Behandlung der empirischen Psychologie“, 2 Bde, Trier 1831 — 32), eine mit großem Fleiß und besonnener Forschung ausgeführte Darstellung dieser Wissenschaft vom empirischen Standpunkte aus, und Schubert („Geschichte der menschlichen Seele“, 2 Thle., Stuttgart 1831), zwar reich an interessantem empirischen Stoff, aber den Principien nach dem speculativen Standpunkt angehörend und von diesem aus oft in das Mystische übergehend. Vorzüglich sind die Wundererzählungen von dem magnetischen Hellschen in dieser naturphilosophischen Psychologie mit großer Vorliebe behandelt worden. (Vergl. Just. Kerner's „Seherin von Prevorst“, und Eschenmayer's „Mysterien des innern Lebens“, Tübingen 1831.) Zu der empirischen Richtung der Psychologie gehört außerdem: Flemming's „Beiträge zu der Philosophie der Seele“ (Berlin 1830), zu der speculativen: Carus' „Vorlesungen über Psychologie“ (Leipzig 1831). Eine metaphysische Begründung der Psychologie, doch ganz unabhängig von jenen naturphilosophischen Speculationen, hat Herbart in seiner originellen Weise versucht, die besonders dadurch Aufsehen erregt hat, aber auch eben dadurch ganz verfehlt ist, daß er die Psychologie mathematisch zu behandeln versuchte in seiner „Psychologie als Wissenschaft, neu gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik“ (2 Thle., Königsberg 1824). Was in der Metaphysik geschehen, ist schon in Dem mitenthalten, was wir oben über Philosophie im Allgemeinen bemerkt haben. Die Disciplinen der praktischen Philosophie haben, ungeachtet der kräftigen Anregungen, welche ihnen in der politischen und religiösen Bewegung unserer Zeit hätten zu theil werden können, im Ganzen doch keine reichlichen Bearbeitungen und wesentlichen Fortschritte erfahren; ja, es scheint im Gegentheil, daß diese lebhaftere Bewegung das Ansehen der bloßen Theorien geschwächt und dem Leben selbst größere Gewalt eingeräumt



habe. So hat die philosophische Rechtslehre in der Weise, wie sie in der ältern Kant'schen Schule und von Fichte als Naturrecht behandelt wurde, nämlich als ein rein speculatives System von Rechtsbestimmungen, ihre Bedeutung fast ganz verloren, und sie hat sich genöthigt gesehen, sich viel mehr an die historisch gegebenen Rechtsbestimmungen anzuschließen und diese nur nach allgemeinen philosophischen Ideen zu beurtheilen. Diese Behandlungsweise war schon in Hegel's „Naturrecht“ sichtbar, sie ist aber ganz entschieden in der erwähnten Schrift Stahl's („Philosophie des Rechts“, 1. Bd., Heidelberg 1830) hervorgetreten, ein Werk, das mehr in kritischer als in thetischer Hinsicht sehr zu beachten ist. Die neueste Darstellung der philosophischen Rechtslehre ist die von Gerlach in seinem „Lehrbuch der philosophischen Wissenschaften“ (2. Bd., Halle 1831), größtentheils nach der ältern Kant'schen Methode. Damit nahe verwandt ist Drost-Hülshoff's „Lehrbuch des Naturrechts“ (Bonn 1831), der Hermes folgt. Das heftige politische Parteiwesen läßt schwer eine ruhige, unparteiische Untersuchung der staatsrechtlichen Fragen zu. Die Moral ist zwar unabhängiger von diesem politischen Parteilampf und von den historischen Verhältnissen, aber das Interesse für die philosophische Bearbeitung dieser Wissenschaft ist bedeutend gesunken. Noch gelten für sie meistens die Grundlagen, die Kant ihr gegeben hat; jedoch hat man auch die Fehler des einseitigen Formalismus und Rigorismus der Kant'schen Schule erkannt und vermieden. Näher schließen sich an die Kant'sche Behandlungsweise der Moral an: Gerlach und Ewenich („Moralphilosophie“, 1. Bd., Breslau 1830), ebenfalls ein Anhänger der Hermes'schen, mit der Kant'schen nahe verwandten Lehre. Der naturphilosophischen Schule gehören dagegen an: Berger („Grundzüge der Sittenlehre“, Altona 1827) und Michelet („System der philosophischen Moral“, Berlin 1828), ganz nach Hegel's Grundsätzen. Die Religionsphilosophie hat unter allen Theilen der praktischen Philosophie am meisten Interesse gefunden, weil die Theologie, seitdem sie von dem Kirchenzwang befreit ist, unvermeidlich auf eine philosophische Begründung hindrängt. Hier sehen wir die beiden Hauptrepräsentanten der oben dargestellten beiden Richtungen der Philosophie selbst ganz neuerlich mit Darstellungen der Religionsphilosophie hervortreten. Von Hegel haben wir in der nach seinem Tode von seinen Freunden besorgten Ausgabe seiner Werke seine „Vorlesungen über die Philosophie der Religion“ (2 Bde., Berlin 1832, herausgegeben von Marheineke) erhalten, und Fries hat diese Wissenschaft, verbunden mit der Ästhetik, im zweiten Theil seines „Handbuches der praktischen Philosophie“ (Heidelberg 1832) bearbeitet. Hegel's Darstellung bestätigt nur aufs Neue, daß sie in ihrer Consequenz den eigentlichen Kern einer religiösen Überzeugung, nämlich die Ideen von einem persönlichen, von der Welt verschiedenen Gott, von einer persönlichen Unsterblichkeit und Freiheit, vernichtet und ihre pantheistische Leere vergebens durch ihre dialektische Kunst und historische Breite zu verdecken sucht. Diese religiösen Grundwahrheiten finden ihre sichere Begründung nur in der kritischen Schule und dem System des transcendentalen Idealismus, wo sie, nach dem Unterschied zwischen natürlicher und idealer Ansicht, in der letztern einem Vernunftglauben zugewiesen werden. In der Entwicklung dieser Begründung der religiösen Überzeugung zeigt sich vorzüglich die wesentliche Verbesserung der Kant'schen Lehre durch Fries, indem er den Glauben entschieden über das Wissen stellte, diesen von der reflectirten Begründung durch moralische Postulate befreite, rein aus dem Wesen der Vernunft deducirte und jede über die negative Auffassung der Ideen hinausgehende wissenschaftliche Entwicklung desselben gänzlich abwies und allen positiven Ausdruck des religiösen Glaubens nur der Abhandlung oder dem freien religiösen Gefühl, mit ästhetisch-symbolischer Bedeutung, zuwies. Ihm steht am nächsten Bouterwek („Religion der Vernunft“, Göttingen 1824); näher an Kant schließt sich Gerlach an.



Mehr im Geiste der Naturphilosophie, doch von Hegel sehr verschieden, ist Eua-  
bediffen in seinen „Grundzügen der philosophischen Religionstheorie“ (Mar-  
burg 1831).

Fassen wir die hier gegebene Übersicht der neuesten Philosophie in Einem  
Blick zusammen, so stellt sich uns freilich zunächst ein nicht eben erfreuliches Bild  
der Auflösung, der Verworrenheit und Schwäche dar. Dennoch darf dies uns  
nicht berechtigen, den Blick in die Zukunft zu trüben. Sowie auf jede große An-  
strengung geistiger Kraft eine Periode der Ermüdung folgt, so scheint auch die ge-  
genwärtige Zeit in Ansehung der Philosophie, nach den großartigen Umrwälzungen  
und riesenhaften Fortschritten, die sie seit Kant in Deutschland gemacht hat, in  
eine momentane Ruhe herabgesunken zu sein, aus der sie sich vielleicht bald mit  
neuer Kraft wieder erheben wird. Seit Kant's gewaltigem Umschwung scheint  
jetzt eine Entwicklungsperiode abgelaufen zu sein; alle Richtungen von diesem  
Ausgangspunkt sind durchlaufen, und ein neuer Organismus muß sich aus den  
aufgelösten, gährenden Elementen entwickeln, wenn anders noch schaffende Kraft  
dazu vorhanden ist. Ob diese neue Entwicklung in das Leben treten werde, hängt  
hauptsächlich von dem Gang der geistigen Bildung der europäischen Völker über-  
haupt ab, und dieser ist jetzt allein bedingt durch den Ausgang der politischen Krisis.  
Ob neue Schöpfungen der geistigen Bildung überhaupt in Europa hervortreten  
werden, oder ob die Nacht einer gänzlichen Barbarei über Europas Völker herein-  
brechen soll, wird davon abhängen, ob die geistig-sittliche Kraft der Völker den  
Kampf für freies öffentliches Leben und gesunde Volkthümlichkeit siegreich bestehen,  
oder ob der Despotismus und der Aristokratismus siegen werden. Im erstern  
Falle wird die Entwicklung des deutschen Volkes zu innerer und äußerer Freiheit  
und zu volkthümlicher Einheit auch die ihm eigenthümlichen reichen geistigen  
Kräfte zu neuer Entwicklung hervorrufen, und die Deutschen werden vorzüglich  
ihren alten Beruf mit verjüngter Kraft wiederergreifen, die Denker Europas  
zu sein. (21)

\* *Physik.* Die neuere Physik verdankt ihre wichtigsten Fortschritte der  
sehr glücklichen Methode: einerseits die Erfahrungen und Versuche stets so zu com-  
biniren und aus solchen Gesichtspunkten anzustellen, daß es möglich wird, sie  
unter mathematische Bestimmungen zu fassen und des Ausdrucks durch For-  
meln fähig zu machen, wodurch allein eine genaue Verknüpfung der Erschei-  
nungen bewirkt werden kann; andererseits, von allgemeinen Voraussetzungen  
ausgehend, mathematische Gesetze für ganze Gebiete von Erscheinungen zum  
Voraus abzuleiten und diese dann durch die Erfahrung zu prüfen. Ein anderer  
Geist als dieser des wechselseitigen Entgegenkommens von Mathematik und  
Erfahrung wird gegenwärtig in der Physik nicht anerkannt, und ihm verdankt sie  
den großen Zuwachs an innerem Halt und innerer Klarheit, den sie in neuern Zei-  
ten gegen frühere Perioden und gegen andere Wissenschaften gewonnen hat; allein  
eben daher rührt es auch, daß jetzt ein gründliches Studium der Physik ohne mathe-  
matische Vorkenntnisse weniger als je möglich, eine experimentale Thätigkeit im Ge-  
biete derselben ohne äußerste Genauigkeit der Instrumente und Beobachtung weni-  
ger als je geachtet, Speculation ohne mathematische oder experimentale Begrün-  
dung oder Bewährung aber gar nicht beachtet wird. Allerdings hat, wenigstens in  
Deutschland, die Philosophie noch neuerdings versucht, Einfluß auf die Physik zu  
gewinnen, allein nachdem alle Versuche, sie von dieser Seite zu begründen, sich  
unfruchtbar an Resultaten erwiesen haben, sind nur noch sehr wenige, und grade  
nicht die gründlichsten Physiker übrig geblieben, welche glauben, durch die selbst  
noch so schwankenden Begriffe der Philosophie den sichern Anhalt, den die Mathe-  
matik zu gewähren vermag, ersetzen oder sie damit vereinbaren zu können, und wenn  
daher auch die, mit dieser philosophischen Betrachtungsweise in Verbindung ste-



herbe sogenannte dynamische Ansicht der Physik noch in einigen Speculationen existirt, so muß man doch gestehen, daß im Leben der Physik jetzt bloß noch die mechanische Ansicht wirksam und geltend ist.

In der höchsten Blüte steht die Physik vielleicht jetzt in Deutschland, England und Frankreich, und es ist schwer zu sagen, welches dieser Länder den Vorrang vor dem andern hat; doch muß man gestehen, daß Frankreich in Bezug auf die Experimentalphysik durch den Tod oder die Unthätigkeit mehrerer seiner berühmtesten Physiker allmählig in den Hintergrund zu treten anfängt, wenngleich die Arbeiten eines Poisson, Cauchy, Ampère, Navier u. A. (Laplace, Fourier, Fresnel sind seit wenig Jahren todt) ihm in Bezug auf die mathematische Physik immer noch den ersten Platz sichern, dagegen in England seit Kurzem eine vermehrte Regsamkeit in beiden Behandlungsweisen der Physik, besonders in Bezug auf die Lehre des Lichts und der magnetischen Electricität eingetreten zu sein scheint. Deutschland hat namentlich in Bearbeitung des meteorologischen Theils der Physik in der letzten Zeit glänzende Fortschritte gemacht und fängt auch, namentlich durch die Arbeiten von Gauß und einigen Andern, jetzt an sich in der mathematischen Physik auszuzeichnen, die hier früher ziemlich brach gelegen hatte. Für die Physik thätig sind überhaupt in Deutschland gegenwärtig: August, Baumgartner, Bessel, Brandes, Brunner, Döbereiner, Dove, Erman der Ältere und Jüngere, Fechner, Fischer, Frankenheim, Gauß, Rams, Kastner, Magnus, Marx, Mitscherlich, Moser, Munde, Neumann, Ohm, Osann, Pfaff, Pohl, Rieß, Runge, Schmedding, Schübler, Schweigger, Seebeck der Jüngere, Strehtle, Wach, W. Weber. In England sind folgende Namen zu nennen: Airy, Barlow, Bownycastle, Brewster, Christie, Daniell, Faraday, Fox, Graham, Halbat, Hamilton, Herschel, Ivory, Kater, Kemp, Lloyd, Pearsall, Potter, Powell, Ritchie, Sabine, Wheatstone. In Frankreich außer den obgenannten Physikern: Arago, Babinet, Barry, Becquerel, Bignon, Biot, Clement, Desprez, Dulong, Gay-Lussac, Hachette, Poncelet, Pouillet, Savart. In der (französischen) Schweiz: Flaugergues, Maistre, Necker, de la Rive, Saussure. In Italien: Avogadro, Bartoloci, Bellani, Fusinieri, Marianini, Matteucci, Melloni, Negro, Nobili. In Dänemark, Rußland und Schweden: Hallström, Hansteen, Kupfer, Parrot, Rubberg. In den Niederlanden: W. Beek, W. Mons, Duetelet. In Nordamerika: Bartlett, Hare, Harris, Johnson, Silliman. In Ostindien: Prinsep.

Fragen wir nach den hauptsächlichsten neuern Fortschritten der Physik, so ist vor allen die Entdeckung der sogenannten magnetischen Electricität durch Faraday im J. 1832, als eines ganz neuen Gebiets der Physik, zu erwähnen, wovon schon im ersten Bande S. 707 die Rede war. Die vollständige Entwicklung aller dazu gehörigen Erscheinungen und Gesetze nimmt noch jetzt die Thätigkeit vieler in- und ausländischen Physiker in Anspruch. Außerdem ist innerhalb der schon bekannten Gebiete sehr viel geleistet worden, theils in Bezug auf genauere Feststellung der Gesetze der Erscheinungen, theils auch durch Auffindung neuer Modificationen derselben. Am meisten düften in dieser Hinsicht in den letzten Jahren die Lehre vom Schall, vom Lichte und vom Galvanismus gewonnen haben. Betrachten wir die einzelnen Gebiete etwas näher. Die sogenannte mechanische Physik, welche von den Gleichgewichts- und Bewegungsgesetzen fester, tropfbarer und gasförmiger Körper handelt, hat durch die mathematischen Untersuchungen Poisson's und Cauchy's einen wesentlichen Gewinn, und in manchem Bezuge eine ganz neue Begründung dadurch erhalten, daß diese bei der mathematischen Behandlung der Gleichgewichts- und Bewegungserscheinungen die bisher zum Grunde gelegte Vorstellung, die Körper seien continuirliche Massen, verlassen haben, und statt dessen die, durch viele Umstände viel wahrscheinlicher gemachte Annahme, daß sie Aggregate von gesonderten kleinen Theilchen (Atome oder Moleculen) sind, die durch gegen-



seitige Anziehungs- und Abstoßungskräfte in gewissen Entfernungen voneinander erhalten werden, zur Basis ihrer Betrachtungen gemacht haben. Wie wichtig der hierdurch geschene Fortschritt ist, kann allerdings nur Der einsehen, der den ganzen Umfang der Folgerungen, die aus dieser verschiedenen Betrachtungsweise sich entwickeln lassen, übersehen, was jedoch ein näheres Studium der Physik voraussetzt. Auch einzelne Probleme der mechanischen Physik sind mit großem Glück behandelt worden; wie die Gleichgewichts- und Bewegungserscheinungen elastischer Körper von Cauchy, Poisson und Navier, die der Flüssigkeiten von Poisson und Gauß; das ballistische Problem von Schmidt. Die Lehre vom Schall hat von theoretischer Seite durch Poisson's und Cauchy's Untersuchungen große Bereicherungen erhalten, indem namentlich Ersterer zuerst die Klangfiguren auf Membranen und Scheiben zu berechnen gelehrt, und (wie auch Cauchy) zur Bestimmung der Töne von Scheiben und Stäben genauere Formeln gegeben hat. Von experimentaler Seite haben sich vorzüglich Weber und Pellissier durch Ermittlung der Gesetze, nach denen die musikalischen Instrumente tönen, Savart durch seine Untersuchungen über die Klangfiguren von Scheiben, die aus Krystallen geschnitten sind, und seine Bestimmung der höchsten und tiefsten noch hörbaren Töne verdient gemacht; außerdem haben Dulong, Strehlke, Wheatstone interessante Versuche in diesem Gebiete geliefert. In der Lehre von der gewöhnlichen Elektrizität ist seit langer Zeit keine Entdeckung von einigem Belange gemacht worden und es scheint das hier Aufzufindende beinahe erschöpft zu sein; desto eifriger und mit desto mehr Erfolg ist der Galvanismus neuerdings bearbeitet worden, seitdem der sich auf den Elektromagnetismus gründende, von Schweigger erfundene, sogenannte elektromagnetische Multiplikator ein früher mangelndes Instrument zur Anzeige und Messung der feinsten Spuren galvanischer Elektrizität an die Hand gegeben hat. Mit Ausnahme der Lichtlehre wird kein Zweig der Physik von einer größern Anzahl von Männern bearbeitet, als eben dieser; in welcher Beziehung zu nennen sind: Becquerel, Bignon, Fechner, Fischer, Kämig, Marianini, Nobili, Ohm, Pfaff, Rive, Ritchie, Runge, Schweigger, Wehlar. Den größten Fortschritt hat unstreitig (nach Erfindung des Multiplikators) der Galvanismus durch die von Ohm dafür aufgestellten mathematischen Gesetze gewonnen, die durch Fechner's Versuche bestätigt worden sind, indem erst hiermit Klarheit und Bestimmtheit in Erscheinungen, die sich früher einer Gesetzmäßigkeit fast zu entziehen schienen, gebracht worden ist. Auch die Bildung verschiedener krystallinischer chemischer Verbindungen auf galvanischem Wege durch Becquerel, die interessantesten Farbenfiguren von Nobili, die von Runge beobachteten eigenthümlichen elektrochemischen Bewegungen von Flüssigkeiten verdienen erwähnt zu werden. Die Lehre vom Magnetismus ist neuerdings hauptsächlich von Barlow, Christie, Gauß, Haldat, Hansteen, Moser und Rieß, Pfaff, Saigeu bearbeitet worden. Am wichtigsten hiervon ist unstreitig die Lösung des Problems durch Gauß, die Intensität der erdmagnetischen Kraft auf ein absolutes Maß zurückzuführen. Hiernächst dürfte die genaue Bestimmung des Einflusses, den Temperaturänderungen auf die Kraft von Magnetnadeln üben, durch Moser und Rieß die größte Wichtigkeit haben, da sie zur Bestimmung der, bisher nicht gehörig bekannten, Correctur führt, welche bei Beobachtungen über die Intensität des Erdmagnetismus wegen der Temperatur der Beobachtung anzubringen ist. Der neuern Bearbeiter der Lehre des Lichts sind sehr viele, unter welchen sich vor Allen Fresnel, Herschel und Brewster auszeichnen. Hauptsächlich durch die scharfsinnigen, durch Versuche unterstützten, theoretischen Untersuchungen des Erstem ist man dahin gelangt, der Undulationstheorie jetzt fast allgemein den Vorzug vor der früher fast ausschließlich geltenden Emissionstheorie zu geben, indem erstere nach ihrer neuen Begründung durch Fresnel viele Erscheinungen auf eine höchst einfache und genügende Weise



zu erklären vermag, die man nach der Emissionstheorie nur auf sehr gezwungene Weise oder gar nicht erklären kann; überdies ist durch neu hinzugekommene Untersuchungen Poisson's und Cauchy's Hoffnung vorhanden, daß die größte, der Undulationstheorie bisher entgegenstehende, Schwierigkeit (die mangelnde Erklärung der Farbenzerstreuung durch Brechung) sich noch wird beseitigen lassen. Auch das ist ein Verdienst Fresnel's, daß er zwei ganz neue merkwürdige Modificationen des Lichts, die sogenannte circulaire und elliptische Polarisation entdeckt hat, über welche letztere, inwiefern sie durch Zurückwerfung von Metallen hervorgebracht wird, vor Kurzem auch eine sehr wichtige Arbeit von Brewster erschienen ist. Überhaupt hat die ganze Lehre von der Polarisation des Lichts neuerdings sehr wichtige Bereicherungen erfahren und ist noch in steter Fortentwicklung begriffen. In der Wärmelehre sind von neuern Untersuchungen besonders erwähnenswerth: die Bestimmung der Spannkraft des Wasserdampfes in hoher Temperatur durch eine Commission französischer Physiker; Muncke's sehr genaue Versuche über die Ausdehnung, welche das Wasser und verschiedene andere Flüssigkeiten durch die Wärme erfahren, wobei er den merkwürdigen Punkt des Maximums der Dichtigkeit, dessen Ausmittelung so viele Physiker beschäftigt hat, bei  $3^{\circ}, 78$  des hunderttheiligen Thermometers fand, was fast genau mit dem Resultate ebenfalls neuerer Versuche von Stampfer, der ihn bei  $3^{\circ}, 75$  fand, übereinkommt; die Bestimmung der Schmelzpunkte mehrerer erst in hoher Temperatur flüssigen Metalle, worüber man bisher ungenaue Bestimmungen hatte, durch Prinssep und Daniell, von denen Ersterer den Schmelzpunkt des Silbers bei  $999^{\circ}$ , Letzterer sehr nahe damit übereinstimmend, bei  $1023^{\circ}$  C. fand; nachdem der Schmelzpunkt des Goldes von Letzterem zum  $1102^{\circ}$  bestimmt ward; die Ausmittelung der specifischen Wärme vieler zusammengesetzten Körper durch Neumann und die Entdeckung eines, dem von Dulong und Petit für einfache Körper gegebenen, analogen Gesetzes, welche die Beziehung zwischen dieser Wärme und dem stöchiometrischen Verhältnisse der zusammengesetzten Körper angibt.

Derjenige, welcher sich näher über die neuern Fortschritte der Physik belehren will, findet eine jährliche Übersicht des Wichtigsten in Berzelius' „Jahresbericht über die Fortschritte der physikalischen Wissenschaften“ und eine vollständige Zusammenstellung auch des Details der neuern Entdeckungen, in Fechner's „Repertorium der Physik“, in zweijährigen Lieferungen erscheinend und die Entdeckungen seit 1829 enthaltend. Die Zeitschriften, in welchen die neuen Entdeckungen in der Physik niedergelegt werden, sind im Allgemeinen dieselben, welche in dem Artikel Chemie angeführt worden sind; doch ist von deutschen Journalen noch das von Baumgartner und Ettinghausen hinzuzufügen, auch mehre Gesellschaftschriften, wie die „Mémoires de l'Académie royale“; das „Journal de l'école polytechnique“. Die Abhandlungen der berliner, der petersburger, der turiner Akademie der wissenschaftlichen Gesellschaften von Modena, von Cambridge, von Amsterdam, die „Philosophical transactions“, die „Correspondence mathématique“ von Quetelet sind wichtige Quellen. Von neuern deutschen und ausländischen Lehrbüchern sind die von Anott, Baumgartner, Belli, Biot, Brandes, Desprez, Fischer, Kastner, Muncke, Pouillet zu nennen. Wir empfehlen Denjenigen, welche eine zugleich gründliche und doch populäre Darstellung der wichtigsten Lehren wünschen, vorzüglich „Vorlesungen über die Naturlehre“ von Brandes (2 Bde., Leipzig 1830 — 31); Denjenigen, welche mehr Ausführlichkeit und Vollständigkeit, doch mit möglichster Übergehung mathematischer Erörterungen wünschen, Biot's Lehrbuch, verdeutsch't von Fechner (5 Bde., Leipzig 1829 — 30); für Denjenigen endlich, die eine concise Darstellung der mathematischen Physik wünschen, das (als besonderes Werk zu betrachtende) Supplement zu Baumgartner's Physik („Die Naturlehre nach ihrem gegenwärtigen Zustande, mit Rücksicht auf mathem.“

Conv.-Lex. der neuesten Zeit und Literatur. III.



matifche Begründung" (Wien 1830). Umfassendere Belehrung übrigens als alle diese Werke gewährt die sehr umfangreiche, bis jetzt zum Buchstaben P gediehene neue, von Brandes, Smelin, Horner, Muncke und Pfaff bearbeitete Ausgabe des Gehler'schen „Physikalischen Wörterbuchs“. Für die Lehre des Lichts insbesondere muß noch als classisch das Werk des jüngern Herschel (s. d.), übersetzt von Schmidt, erwähnt werden. (11)

Pichot (Amédée), Arzt, geboren um 1795 zu Aix in der Provence, kam in seiner Jugend nach Paris und lebt daselbst von seinen schriftstellerischen Arbeiten. Er nahm eine Zeit lang Theil an der Redaction des „Mercure de France“, einer alten Zeitschrift, die verschiedene Verleger in der letzten Zeit vergeblich versucht haben wieder zum Aufleben zu bringen. Er machte dann eine Reise nach England und Schottland und kam in freundschaftliche Verbindung mit Walter Scott. Auch mit andern berühmten Männern hatte er Gelegenheit Bekanntschaft zu machen; besonders legte er sich in England auf das Studium der neuern Literatur. Als er wieder nach Frankreich zurückgekehrt war, unternahm er ein umfassendes Werk über seine Reise, die bloß den Zweck gehabt zu haben schien, literarische Kenntnisse aus England und Schottland zu holen, und sich zu romantischen Gefühlen zu stimmen. Er schrieb nämlich seine „Voyage historique et littéraire en Angleterre et en Ecosse“ (3 Bde., Paris 1825), mit einer Sammlung von bildlichen Darstellungen und Facsimiles von Handschriften, worunter auch seine eigne nicht vergessene ist. Dieses Werk gefiel wegen seines lebhaften und blühenden Styls und wegen der vielen interessanten Mittheilungen über die Städte, die P. gesehen, und über die Personen, die er besucht hatte, vorzüglich aber wegen der umständlichen Nachrichten, welche man darin über die neuere Literatur der Engländer und über ihr heutiges Theater wie überhaupt über das jezige intellectuelle Treiben und Produciren dieser Nation findet. Auch die Erzählung über die persönliche Zusammenkunft des Verfassers mit Walter Scott war dazu geeignet, das Interesse der Reisebeschreibung zu erhöhen. Über Scott hatte er sich ziemlich freimüthig ausgesprochen und nichts von den Eindrücken verhehlt, welche der Besuch bei dem echt schottischen Dichter auf ihn gemacht hatte. Seine Ausarbeitung hatte er in Briefe abgetheilt und diese an berühmte französische Schriftsteller gerichtet, wovon Manche erst durch die Erscheinung des Werkes erfuhren, daß er an sie geschrieben. Man legte dies im Publicum als einen Beweis seiner Eitelkeit aus; Einige glaubten, der Buchhändler habe diesen Einfall gehabt, um dem Werke mehr Wichtigkeit zu geben. Einen gegründeten Vorwurf, den man dem Verfasser machte, war, daß ein großer Theil der literarischen Darstellungen und Urtheile aus englischen kritischen Zeitschriften entlehnt, manchmal übersetzt war. In England wurden einige seiner Urtheile, besonders über Walter Scott, sehr übel aufgenommen, und es erschienen mehre satirische Aufsätze über P. Seit der Erscheinung dieses Werkes hat P. keine wichtige Arbeit herausgegeben. Zwar hat er Pernot's Sammlung von pittoresken Ansichten aus Schottland mit einem Texte begleitet; dieses kostbare Werk ist aber nur in große Bibliotheken gelangt. Seine 1830 erschienene Geschichte des Prätendenten Karl Eduard: „Histoire de Charles Edouard“ (2 Bde.), hat wenig Aufsehen erregt. P. war auf einige Zeit Herausgeber und Hauptreigenthümer der „Revue de Paris“, einer Zeitschrift, die eine Zeit lang ein sehr zahlreiches Publicum hatte und auch jetzt noch zu den interessantesten in Frankreich erscheinenden Zeitschriften gerechnet wird. Kleinere Beiträge hat P. zu einigen literarischen Blättern und Sammlungen geliefert, unter andern zu dem „Livre des cent et un“. Er ist auch Übersetzer der sämtlichen Werke Lord Byron's; auf dem Titel dieser Übersetzung hatte er sich anfangs unter dem sonderbaren Namen Chastopalli verborgen, den er aber bald wieder aufgab. (25)

Virch (Otto Ferdinand Dubislav von), ein in der Blüte der Jahre durch



grausamen Tod dahingeraffter junger Mann, der im Staatsleben durch seine Talente, hohe Bildung und lebenswürdige Persönlichkeit zu einer ausgezeichneten Wirklichkeit berufen schien, im Kreise seiner Freunde, der ein sehr ausgebreiteter war — denn wo er auftrat, siegte er durch die männliche Anmuth und Schönheit seiner Erscheinung — aber schon ein ehrenwerthes Andenken hinterläßt, das keiner weitem Begründung bedarf. Sein früher Tod hat seiner kaum begonnenen Wirklichkeit ein so fürchtbares Siegel aufgedrückt, daß sie schon jetzt bedeutender erscheint als sein Leben, und die Erinnerung an ihn von einem Lichtschein umgeben ist, der wenn er fortgelebt, erst bei fortgesetzter Thätigkeit den Wirkenden vielleicht umstrahlt hätte. Geboren am 1. Mai 1799 zu Waireuth, war er schon früh die Freude seiner Ältern (sein Vater ist der jetzige Gendarmenoberst von Pirch zu Berlin) und die Lebhaftigkeit des Geistes, verbunden mit dem sanften Gemüthe und der Folgsamkeit des Kindes, machten ihn auch Jean Paul, der mit den Ältern befreundet war, werth. Er wurde von einem jungen Lehrer erzogen, der es für Pflicht hielt, die Kinder mehr in freier Natur als in der Schulstube zu unterrichten, und so entwickelte sich die schöne Anlage des Knaben, Natur und Welt mit offenem Sinne aufzufassen. Als in Folge des Krieges 1807 seine Ältern erst nach Pommern, dann nach Berlin versetzt wurden, kam P. auf das joachimsthalsche Gymnasium; 1815 trat er als Volontair in das Dragonerregiment seines Oheims und zeichnete sich bei Ligny und Belle Alliance so sehr aus, daß der König seinem Oheim die Wahl ließ, ob ihm für den Neffen das eiserne Kreuz oder eine Offiziersstelle angenehmer sei. Als Lieutenant wurde er, nach dreijährigem Lehrgange in der allgemeinen Kriegsschule, ins topographische Bureau des Generalstabes versetzt. Da es ihm nicht gelang, 1829 den russisch-türkischen Feldzug mitzumachen, unternahm er eine Urlaubsreise nach Ungarn, Serbien und Oberitalien, die er, erst in seiner „Reise in Serbien“ (2 Theile, Berlin 1830), dann in seinem „Caragoli“ (2 Theile, Berlin 1832) beschrieben hat. Die Gunst, mit der ihn Fürst Milosch in jenem Lande aufnahm, machte es ihm möglich, mehr als Jemand vor ihm über diese emporstrebende Nation uns mitzutheilen, und seine Reisebeschreibung bleibt für uns eine Quelle der Notizen über Serbien, während seine „Caragoli“ ein Schatz anmüthiger Schilderungen anderer Art ist. Mit dem Fürsten Milosch blieb er bis an seinen Tod in ehrenvollem Briefwechsel. Er war 1831 im Gefolge des Feldmarschalls Gneisenau in Posen, bereiste von dort aus die Schlachtfelder des Polenkrieges — auf dem von Warschau war Oberst Kogebue sein officieell von Paslewitsch ihm zugegebener Führer —, und nachdem er 1832 Hauptmann geworden, wurde er im Jun. desselben Jahres zum Generalstab nach Breslau versetzt. Es war eine wohlwollende Maßregel seiner Gönner, ihn schneller auf diesem Wege befördern zu können; aber sie sollte zu seinem Verderben ausschlagen. Sonntag am 17. Jun., als er in seinem Verufe eine Karte auf seinem Pferde entfaltetete, wurde dasselbe scheu, er abgeworfen, geschleift, bewusstlos zu einem Freunde gebracht, und starb am 20. desselben Monats nach großen Leiden. P. war ein junger Mann voll Lebenslust und Lebenskraft, eine hohe, edle Rittergestalt, mit dunkel blitzenden Augen, deren mehr mild-gemüthvoller und geistreicher als brennender Ausdruck alle Herzen gewann. Heiter und wohlwollend, hatte er die veröhnende Ansicht, daß die Menschheit, trotz aller Stürme, immer mehr ihrer Entwicklung entgegengehe. Außer den schon angeführten Schriften sind seine Bemerkungen über Kaspar Hauser bekannt. Durch Klarheit ausgezeichnete Pläne und Beschreibungen der Schlachten von Grochow, Ostrolenka und Warschau lieferte er in dem berliner „Militairischen Wochenblatte“.

(9)

Pistorius (Eouard), Genremaler, ordentliches Mitglied der königlichen Akademie der Künste zu Berlin, hat in dem Theile der Malerei, in welcher Gerhard Dow und dessen Schüler sich auszeichneten, Bedeutendes geleistet und



dieses Fach von Neuem in Aufnahme und zu Ehren gebracht. Geboren am 28. Febr. 1796 zu Berlin, wurde er von seinem Vater, einem Kaufmann, für den Handelsstand bestimmt, erhielt indeß, als er 14 Jahr alt war und eine ungewöhnliche Neigung zu der Kunst zeigte, bei dem Maler Willich Unterricht im Zeichnen. Von seinem 17. bis 24. Jahre studierte er auf der Akademie der Künste zu Berlin, zeichnete fleißig nach lebenden Modellen, copirte einige vorzügliche Gemälde der Galerie zu Sanssouci und machte 1818 ähnliche Studien in Dresden, um sich für die Historienmalerei zu bilden, und sein erstes Gemälde eigener Erfindung war eine Kreuzigung Christi. Bald aber neigte sich sein Sinn zur Genremalerei und sein Kesselsticker, 1826 in Berlin ausgestellt, gefiel so allgemein, daß er sich ganz diesem Fache widmete und andere Bilder, eine lustige Gesellschaft in der Schenke, der Dorfgeiger, der Musiklehrer, folgten. P. reiste 1826 nach Holland, um die Hauptwerke der ältern Genremaler zu studiren, und schloß sich 1827 Schadow's Schule in Düsseldorf an, wo er besonders in der Technik sich noch wesentliche Vortheile aneignete. Hier blieb er über drei Jahre und malte unter Andern die Briefleserin, den Böttcherhof, den buchstabirenden Knaben, die Kegelbahn, das bekannteste seiner Gemälde. Er machte darauf eine Reise nach der Schweiz, lebte kurze Zeit in München und kehrte 1831 nach Berlin zurück, wo er sich noch aufhält. Zu den gelungensten seiner neuesten Gemälde gehören der Sonntag Nachmittag, der politisirende Schulmeister, bekannt durch die Lithographie von Herrmann.

Pius VIII., der Nachfolger Leo XII. auf dem päpstlichen Stuhl. Franz Xaver, aus dem alten Geschlechte der Grafen von Castiglioni, ward am 20. Nov. 1761 zu Cingoli, einer Stadt in der Mark Ancona, geboren. Er trat früh in den geistlichen Stand, und seine Begeisterung für Kirchenthum, Hierarchie und das römische Pontificat, seine theologischen Kenntnisse, der Ruf seiner Frömmigkeit und seine Liebe zu Kunst und Wissenschaft, seine Verbindung mit einer angesehenen Familie hesteten bald die Blicke des Papstes auf ihn, und er wurde 1800 zum Bischof von Montalto ernannt. Die Ereignisse des Jahres 1808 hatten seine Verbannung in das südliche Frankreich zur Folge, und sein Betragen während des langwierigen Exils war ganz geeignet, das Wohlwollen seines Oberhirten zu befestigen, da ihm seine Anhänglichkeit an Pius VII. manche Verfolgungen zuzuziehen hatte. Als er 1814, aus seinem Verbannungsorte zurückkehrend, sein Bisthum Montalto aufs Neue antrat, belohnte der Papst ihn bald darauf mit der Würde eines Bischofs von Cesena und ernannte ihn 1816 zum Cardinal. Er wurde Großpönitentiar, Vorstand der Congregation für den Index der verbotenen Bücher und 1821 Bischof von Frascati. Als ihm Pius VII. den Cardinalshut überreichte, äußerte er, Castiglioni's Grundsätze durchschauend, in prophetischem Geiste: „Ich creire meinen Nachfolger“, und der Cardinal-Staatssecretair Consalvi wünschte nach dem Tode Pius VII. (1823) keinen andern als den Cardinal Castiglioni auf dem päpstlichen Stuhle zu sehen. Nach dem Tode Leo XII. war der Cardinal, wenn auch nicht durch sein Alter, doch durch seine Kränklichkeit zur Übernahme der höchsten kirchlichen Würde weniger geeignet. Seine Gesundheit war durch ein örtliches Übel am Genick, welches ihn stets zu einer gebückten Stellung nöthigte, und durch ein anhaltendes Fulsleiden so geschwächt, daß man sein nahes Lebensende vorausschen mochte. Nichtsdestoweniger zeigte sich der körperlich Angegriffene während des 49tägigen Interregnums und besonders bei den Verhandlungen der Botschafter der europäischen Höfe mit den Cardinalen im Conclave in voller Thätigkeit. Merkwürdig ist die Antwort des Cardinals Castiglioni auf die Rede, welche der französische Botschafter Chateaubriand bei Übergabe seines Creditivs im Conclave hielt. Der Cardinal sprach unter Andern: „Voll Vertrauen auf die Versprechungen Jesu Christi, er werde bei



seiner Kirche nicht nur heute und morgen, sondern bis auf den letzten Tag sein, hoffe das Cardinalscollegium von ihm ein heiliges und erleuchtetes Oberhaupt zu erhalten, welches mit der Klugheit der Schlange und der Einfalt der Taube das Volk Gottes zu regieren im Stande sein werde, und das, voll von seinem Geiste, in die Fußstapfen des verstorbenen Papstes tretend, solche Gaben nach der Politik des heiligen Stuhls anwenden werde; einer Politik, die gezogen ist aus der göttlichen Quelle der heiligen Schrift und der ehrwürdigen Uebersieferung, welche als die einzig wahre Schule einer vernünftigen Regierung um so viel höher steht als alle menschliche, da der Himmel erhabener ist denn die Erde. Dieser von Gott gegebene Papst wird gewiß der allgemeine Vater der Gläubigen sein und ohne Ansehen der Person in der Fülle christlicher Liebe ein Herz haben für jeden Sohn und mit seinen berühmtesten Vorfahren in Bewahrung des ihm anvertrauten Gutes wetteifern. Er wird von der Höhe seines Stuhles den auswärtigen Bewunderern des alten und neuen Ruhmes von Rom außer so vielen andern Denkmälern den Vatican und das ehrwürdige Institut der Propaganda zeigen, um Diejenigen Lügen zu strafen, welche etwa wagen sollten, Rom anzuklagen, als sei es Feindin der Aufklärung und des Glanzes. Da wird man sehen, bis wieweit die Ausbildung der verschwiebten Künste gedieh, und woher die Hülfe stamme, durch welche wissenschaftliche Entdeckungen, Fortschritte der Kenntnisse und die Civilisation der rohesten Völker befördert werden.“ Der Cardinal Castiglioni wurde 36 Tage nach dem Beginn des Conclave am 31. März 1829 beinahe einhellig zum Papste erwählt und nahm den Namen Pius VIII. an. Durch Abschaffung drückender Einrichtungen Leo XII. und durch neue Anordnungen wußte sich P. die Liebe des gemeinen Volkes bei seiner Thronbesteigung zu erwerben. Eine dem Volke beschwerliche Einrichtung, den Verkauf des Getränkes in den Schenkhäusern betreffend, wurde aufgehoben, 30 arme Mädchen erhielten eine Aussteuer von 50 Scudi, und alle Pfänder, deren Werth nicht über 5 Paoli betrug, wurden eingelöst. Zu Anfang der Regierung ward eine Staatscommission niedergesetzt, welche über die in der Verwaltung des Innern zu ergreifenden Maßregeln berichten und sich besonders mit dem Zustande der Finanzen beschäftigen sollte. Schon am Tage vor der feierlichen Besitznahme des Laterans, am 23. Mai 1829, erklärte der Papst, daß ein Capital zur Unterstützung armer Geistlichen in den Gebirgsgegenden angewiesen sei, und ein jährlicher Fonds von 1800 Scudi zu Prämien für Künstler verwendet werde. Es wurde die Entwerfung eines neuen Zolltarifs verordnet, und zu Gewerbfleiß und Ackerbau durch Prämien ermuntert. Während der Regierung P.'s kam das Concordat mit dem Könige von Holland, das so lange den römischen Hof beschäftigte, zu Stande. Die Angelegenheiten der katholischen Armenier wurden geordnet. Sie erhielten einen eignen Patriarchen, der in Konstantinopel seinen Sitz nahm und von der Pforte als gleichberechtigt mit dem Patriarchen der Griechen betrachtet ward. Der Papst übertrug diese Geschäfte dem gelehrten Cardinal Mauro Capellari. Bauten am Monte Pincio und Ausgrabungen auf dem Forum beim Coliseum und an der Tiber wurden auf Befehl des Papstes ununterbrochen und mit großem Eifer fortgesetzt. Er legte eine Münzsammlung an, und selbst Münzkennner, wünschte er bessere Münzen als die unter Leo XII. von Cerbara verfertigten. Ein Ausländer, Voigt aus Berlin, Medailleur des Königs von Baiern, erhielt den Auftrag, den Stempel für die neuen Scudi zu verfertigen, die außer der Feinheit sich durch die auffallende Ähnlichkeit des Brustbildes des Papstes auszeichnen. Das Denkmal Pius VII. von Thorwaldsen ward in der Peterskirche aufgestellt.

Wachte man auch mehre von P. getroffene Einrichtungen als zweckmäßig anerkennen, so konnten d. h. auf der andern Seite Diejenigen, welche den Geist und Charakter des Cardinals Castiglioni und seines Vorbildes



Pius VII., sowie des Cardinalscollegiums und des von ihm verfochtenen römischen Katholicismus kannten, nicht an die bald nach der Thronbesteigung des neuen Papstes im südlichen Deutschland verbreiteten Gerüchte glauben, daß sich das Oberhaupt der Kirche in allem Ernste mit der Verbesserung des katholischen Kirchenthums beschäftigte. Die laut ausgesprochenen Hoffnungen der Freunde katholischer Kirchenfreiheit wurden bald durch ein ganz entgegengesetztes Benehmen des Papstes getäuscht. P. ernannte sogleich nach der auf ihn gefallenen Wahl den reichsten Privatmann Italiens, in dessen Händen eine Menge von Handelsmonopolen ruhten, den mit dem Hause Este verwandten Cardinaldiakon Joseph Albani, zum Staatssecretair. In Verbindung mit Albani und den einflußreichen Cardinälen Pacca, de Gregorio und Capellari wurde bald ein geistliches und weltliches Regierungssystem ergriffen, welches auf keinerlei Weise zu schönen Hoffnungen berechtigen, sondern vielmehr den nachmals im Kirchenstaate ausgebrochenen Aufstand vorbereiten mußte. Schon im Mai 1829 wurde das Inquisitionsgericht in der Romagna neu eingerichtet. Der Generalinquisitor Fra Angelo Domenico Anzerani erließ zu Forlì am 14. Mai ein Inquisitionsedict, an dessen Spitze das Gemälde des Schutzherrn des heiligen Gerichts mit einem großen Kreuze in den Armen, einem Palmzweig in der linken Hand, einem Dolche auf dem Herzen und einem Schwerte über dem Haupte abgebildet ist. Es wird in diesem Erlasse vermöge des päpstlichen Ansehens, mit welchem die Inquisitoren beehrt sind, bei allen kanonischen Strafen „Allen und Jedem auf das Schärfste geboten, dem heiligen Gerichte Diejenigen anzugeben, welche Ketzer oder der Ketzerei verdächtig, von derselben angesteckt oder ihre Gönner und Anhänger sind, den Ceremonien der jüdischen, heidnischen und mohammedanischen Religion angehangen haben, anhangen ließen, oder noch anhangen und anhangen lassen, vom katholischen Glauben abgefallen sind, laut oder schweigend, gleichviel wie es geschehen, den Dämon angerufen haben oder anrufen, welche theil genommen und sich eingemischt haben oder einmischen in irgend einen Versuch von Zauberei, Geistesbeschwörung, Bezauberei, Entheiligung und in alle andere Machwerke ähnlichen Aberglaubens, welche verborgene Versammlungen oder geheime Zusammenkünfte zum Nachtheile, zur Verachtung und gegen das Interesse der katholischen Religion gehalten haben oder halten, welche sich den Beschlüssen der heiligen Inquisition widersetzt haben oder sich widersetzen, die entweder in eigener Person oder durch Andere, auf welche Art es geschehen mag, einen Diener, einen Ankläger, einen Zeugen bei dem heiligen Gerichte in ihrer Person, ihrer Ehre und ihren Vorrechten beleidigt haben oder beleidigen, zu beleidigen gedroht haben oder zu beleidigen drohen, welche in eigener Wohnung oder bei Andern Bücher von ketzerischen Verfassern, Schriften, die Ketzereien enthalten oder religiöse Gegenstände ohne Bevollmächtigung des heiligen päpstlichen Stuhles behandeln, ehedem besessen haben oder jetzt besitzen, oder die, unter welchem Vorwande es sei, Bücher, welche von Zauberei, Hekereien und von andern ähnlichen Aberglauben und vornehmlich von Mißbräuchen der Sacramente und der geweihten Gegenstände handeln, gelesen, besessen, gedruckt und für gültig erklärt haben, oder solche lesen, drucken, drucken lassen und für gültig erklären“. Nicht minder merkwürdig ist, was in Beziehung auf die Beichte, als ein Mittel, die Sünde der Ketzerei auszuspiiren, gesagt wird. „Wir sprechen aus, daß Diejenigen, die da wäñnen möchten, den Verbrecher auf eine unbestimmte Weise, etwa mittels anonymen Zettel oder Schriften, anzeigen zu können, ganz und gar nicht unsern Befehlen nachkommen. Wir erinnern alle ehrwürdigen Beichtväter an die ihnen vorgeschriebene Pflicht, ihren Beichtkindern strenge aufzuerlegen, daß sie ihre Anklagen in allen oben erwähnten Umständen vordringen, wogegen wir unsererseits versichern, daß das unverleglichste Geheimniß sowol von uns als unsern Stellvertretern beobachtet werden



wird, und daß wir sie außerdem mit Kraft und Erfolg bei jeder Gelegenheit schlagen werden. Wenn der Dämon, um die Erfüllung der heiligen und frommen Pflicht, durch welche man Gottes Ehre und die Lauterkeit und Reinheit seines Glaubens vertheidigt, zu hindern, in den Geist und das Gemüth Derer, die zur Anklage verpflichtet sind, den Gedanken einzugraben sucht, daß sie Ankläger und Spione genannt werden könnten, und unwürdig seien, Zutritt in eine achtbare, ehrwürdige Gesellschaft zu erhalten, so ermahnen wir alle Getreuen und Rechtgläubigen, eingedenk der Worte Jesu Christi im Evangelium des heil. Matthäus im sechsten Capitel: „Ihr könnt nicht Gott und dem Mammon dienen“, und nicht zu vergessen, daß es sich nicht ziemt, seine Seele durch Ausschließung und Verbannung von allem Heiligen und Geweihten zu fesseln, sich als erklärte Feinde Gottes zu brandmarken, um Menschen, ausgearteten Sündern dieser niedrigen Welt, zu gefallen.“ Darauf folgt die Verfügung ohne Erlaubniß der Inquisition kein Buch zu drucken oder drucken zu lassen, und kein in diesem Verbote begriffenes Buch einzuführen oder zu verkaufen, jedoch soll die freie Einfuhr und Ausfuhr der Bücher gestattet sein, welche Reisende zu ihrem eignen Gebrauche bei sich führen, wofern das Verzeichniß derselben von den Inquisitoren der Orte, woher die Fremden kommen, unterzeichnet worden ist. Die Inquisition äußert sich über das Verhältniß der römisch-katholischen Christen zu Andersdenkenden: „Indem wir auf die Befehle, Decrete und Edicte des heiligen Gerichts, die zu Rom erlassen und bekannt gemacht wurden, Rücksicht nehmen, gebieten und befehlen wir, daß Niemand es wage, die päpstlichen Befehle, Beschlüsse, Constitutionen und Bullen zu übertreten, durch welche den Juden und Christen untersagt ist, in gewisse Verhältnisse untereinander zu treten, als da sind Schlafen, Essen, Spielen, Tanzen u. s. w., sich zusammen zu versammeln und den Einen die Gesellschaftshäuser zu besuchen, wo die Andern ihre Zusammenkünfte halten: so ist es denn auch den Christen verboten den jüdischen Ceremonien in den Synagogen, den Reden, Predigten, Hochzeiten, Geburten, Beschneidungen, Festen und Gastmahlen beizuwohnen, gleichwie den Juden, Christen zu allen diesen zuzulassen. Außerdem ist es verboten, daß die Einen die Schulen und Häuser der Andern besuchen, um lesen, schreiben, singen, tanzen, ein Instrument spielen zu lehren oder zu erlernen, um ihre Kinder zu säugen oder zu erziehen, oder um sich jedem andern durch die päpstlichen Befehle streng untersagten Geschäfte zu unterziehen. Auch verbieten wir noch ganz besonders, bei Geldstrafe und Einkerkelung für die Christen, in den Wohnungen der Juden am Sabbathe und an andern hebräischen Festtagen Feuer anzuzünden, und den Juden, solches von den Christen zu verlangen, wie auch den letztern, an diesen Tagen den Juden irgend einen Dienst, welchen Namen er auch haben möchte, zu erzeigen.“ Ein in lateinischer Sprache verfaßtes Rundschreiben des Papstes vom 24. Mai 1829 an alle Patriarchen, Primaten, Erzbischöfe und Bischöfe spricht von der, dem Oberhaupte der Christenheit übertragenen Sorge nicht nur für das gemeine Volk, sondern für die Hirten aller Völker. Der Papst klagt in demselben über die vielen unter dem Deckmantel der Philosophie gegen die Religion und die Throne erhobenen Angriffe und vorzüglich über die Lehre, daß der Mensch in jeder Religion selig werden könne, eine Ansicht, welche in neuester Zeit auch Gregor XVI. mit allem Eifer bekämpfte. Mit vielem Nachdruck wird gegen die Bibelgesellschaften und Bibelübersetzungen gesprochen, und die Lehre von der Unauflöslichkeit des Sacraments der Ehe, da dieser Grundsatz bei gemischten Ehen von höchster Wichtigkeit ist, den Priestern aufs Neue in Erinnerung gebracht. „Wir sprechen zu euch“, heißt es, „von jenen zahllosen Irthümern, von jenen lügenhaften und verkehrten Lehren, die, nicht mehr geheim und im Dunkeln, sondern offen und gewaltsam den katholischen Glauben angreifen. Ihr wißt, wie strafbare Menschen







lichste für die jetzigen Regierungen sei das Beispiel einer gelungenen Revolution. P. überlebte die Juliusrevolution nicht lange, eine Herzerweiterung machte seinen langen und schmerzlichen Leiden am 30. Nov. 1830 nach einer Krankheit von 10 Tagen ein Ende.

(77)  
 Planck (Gottlieb Jakob), erster Professor der Theologie zu Göttingen, Oberconsistorialrath und Abt zu Bursfelde, ward am 15. Nov. 1751 zu Nürtingen in Württemberg geboren und 1774 zu Tübingen, wo er studirt hatte, zum Repetenten in der theologischen Facultät ernannt. Er wurde 1780 als Prediger bei der Karlsakademie zu Stuttgart angestellt und im folgenden Jahre Professor daselbst, 1784 aber als theologische Studium in Göttingen berufen, 1791 Consistorialrath und erster Professor der theologischen Facultät, 1805 Generalsuperintendent des Fürstenthums Göttingen, und unter der westfälischen Regierung Präsident des Consistoriums zu Göttingen. Bei der 50jährigen Jubelfeier seines Lebramts 1831 erhielt er das Commandeurkreuz des Guelphenordens und den Orden der württembergischen Krone. Während dieser langen amtlichen Wirkksamkeit hat er vorzüglich durch seine Vorträge über die Kirchengeschichte und Dogmengeschichte das theologische Studium in Göttingen befördert. In diesen Fächern gewann er auch durch seine schriftstellerische Thätigkeit die rühmlichste Auszeichnung. Sein Hauptwerk, die „Geschichte der Entstehung, der Veränderungen und der Bildung unsers protestantischen Lehrbegriffs, vom Anfange der Reformation bis zur Einführung der Concordienformel“, dem er beinahe 20 Jahre seines kräftigsten Lebens widmete, begann er anonym (1. Bd., Leipzig 1781), setzte es seit dem dritten Bande (1788) unter seinem Namen fort und vollendete es mit dem sechsten 1800. Er hat in diesem, durch Tiefe der Forschung, durch gründliche und unbefangene Prüfung ausgezeichneten Werke einen der wichtigsten Beiträge zur Geschichte der Reformation geliefert, und es in der „Geschichte der protestantischen Theologie von der Concordienformel an bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts“ (Göttingen 1831) fortgesetzt. Seine „Geschichte der Entstehung und Ausbildung der christlich kirchlichen Gesellschaftsverfassung“ (5 Bde., Hanover 1803—9) entwickelt die Gestaltung der Kirchenverfassung von der Entstehung der christlichen Kirche im römischen Staate bis zur Reformation. In die früheste Zeit hinauffeigend, gab er in der „Geschichte des Christenthums in der Periode seiner ersten Einführung in die Welt durch Jesum und die Apostel“ (2 Bde., Göttingen 1818) eine treffliche Einleitung zu jenem Werke. Bei der Jubelfeier der Reformation 1817 sprach er in seiner Festrede über den wohlthätigen Einfluß der Kirchenverbesserung auf Religion, Staatsverhältnisse und Wissenschaften, und mit dem ruhigen Blicke eines erfahrenen Beobachters in seiner kleinen Schrift: „Über den gegenwärtigen Zustand und die Bedürfnisse unserer protestantischen Kirche“ (Erfurt 1817). Unter seinen kleinern kirchenhistorischen Schriften nennen wir eine Reihe gehaltvolle Programme, die er seit 1791 unter dem Titel: „Anecdota quaedam ad historiam concilii tridentini pertinentia“ herausgab. Spittler's geistreichen „Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche“ setzte er in der fünften Ausgabe fort, und würdigte gründlich die Verdienste seines Freundes und vieljährigen Amtsgenossen in der Schrift: „Über Spittler als Historiker“ (Göttingen 1811). Die Ereignisse einer bewegten Zeit, die auch auf die Verhältnisse der kirchlichen Parteien in Deutschland einen wichtigen Einfluß hatten, gaben P. oft Aufoderung, seine Stimme rathend oder warnend, immer weise und verfühnend, und um so eindringender zu erheben, je klarer vor dem Auge des Forschers das kirchliche Leben aller Zeiten lag; so hinsichtlich der Kirchenunion in der Schrift: „Über die Trennung und Wiedervereinigung der getrennten christlichen Hauptparteien“ (Tübingen 1803), und in besonderer Beziehung auf die Katholiken „Worte des Friedens an die katholische Kirche gegen ihre Vereinigung mit der protestantischen“ (Göttingen 1809);



nach den Umwandlungen, welche die Auflösung des deutschen Reiches herbeiführte, mit einem Blick auf künftige Concordate, „Betrachtungen über die neuesten Veränderungen in dem Zustande der katholischen Kirche“ (Hanover 1808), und bei den Erwartungen, welche nach der Stiftung des deutschen Bundes erweckt wurden, „Über die gegenwärtige Lage und Verhältnisse der katholischen und protestantischen Partei in Deutschland“ (Hanover 1816). Zur Verständigung der streitenden theologischen Parteien sprach er „Über die Behandlung, die Haltbarkeit und den Werth des historischen Beweises für die Göttlichkeit des Christenthums“ (Göttingen 1821); und seine Erfahrungen im kirchlichen Verwaltungsfache konnten die Winke, die er in seiner Schrift: „Das erste Amtsjahr des Pfarrers von S.“ (Göttingen 1823) jungen Predigern gab, fruchtbar und belehrend machen. Am Abend eines thätigen Lebens, ehrwürdig und geehrt, ist er als einer der gelehrtesten Pfleger seiner Wissenschaft anerkannt, eine Bieder der Hochschule, wo er Religionslehrer aus allen Ländern Deutschlands bildete und wie durch sein tiefes Wissen so auch durch milden echt christlichen Sinn auf sie einwirkte.

Planck (Heinrich Ludwig), Professor der Theologie zu Göttingen, ältester Sohn des Vorigen, ward am 19. Jul 1785 zu Göttingen geboren und widmete sich nach gründlicher Vorbildung dem Berufsstudium, das er mit wissenschaftlichem Geiste und lebendigem Eifer trieb und früh mit philologischen und philosophischen Studien verband. Er gewann 1805 den, von der theologischen Facultät zu Göttingen ausgesetzten Preis für die Beantwortung der Frage über den Werth der Zeugnisse der Gegner des Christenthums und der katholischen Kirche in den ersten drei Jahrhunderten bei den Beweisen für die Wahrheit der Geschichte Jesu und die Echtheit der neutestamentlichen Schriften, und im folgenden Jahre auch den Preis bei der philosophischen Facultät. Schon diese Jugendarbeiten verriethen sein Talent und seinen Beruf zu der historischen Forschung in der Theologie. Zum Repezenten bei der theologischen Facultät ernannt, machte er im Sommer 1806 vor dem Antritte seines Amtes eine Reise durch Deutschland, um seine durch Anstrengungen geschwächte Gesundheit zu stärken und mit den Gelehrten auf den norddeutschen Universitäten persönliche Bekanntschaften anzuknüpfen. Schon in der ersten Zeit seines Lehrberufs widmete er sich vorzüglich der Exegese des Neuen Testaments, in welcher die philologische und historisch kritische Seite das Hervorstechende war. In seinen „Bemerkungen über den ersten Paulinischen Brief an den Timotheus“ (Göttingen 1808) vertheidigte er gründlich und scharfsinnig die von Schleiermacher angegriffene Echtheit jenes Briefes und bestand ehrenvoll den Kampf, wie selbst sein gewandter Gegner anerkannte. Er wurde 1810 zum außerordentlichen Professor der Theologie ernannt, und gab um dieselbe Zeit die ersten Proben seiner philologischen Forschungen über die Spracheigenthümlichkeit des Neuen Testaments, wodurch er sich die Anerkennung erwarb, der Erste gewesen zu sein, der mit Vermeidung wesentlicher Irrthümer der Vorgänger den Charakter der neutestamentlichen Diction klar und vollständig entwickelt habe. Ein umfassendes Werk über die neutestamentliche Sprache war seitdem eine Aufgabe, deren Lösung er immer im Auge behielt. Neben diesen Forschungen führte ihn die philosophische Richtung seines Geistes zu dem Bestreben, in der systematischen Theologie einen festen und eigenthümlichen Standpunkt zu gewinnen. Nach gründlichen Vorbereitungen begann er 1817 Vorträge über die Dogmatik. Das Eigenthümliche seiner dogmatischen Ansichten entwickelte er sowol in der kleinen Schrift: „Über Offenbarung und Inspiration, in Beziehung auf Schleiermacher's neue Ansichten über Inspiration“ (Gött. 1817), als vorzüglich in seinem „Kurzen Abriß der philosophischen Religionslehre“ (Gött. 1821). Zu früh wurde die Kraft seines regsamen Geistes durch die epileptischen Anfälle getroffen, die wahrscheinlich die Folge



früherer Kopfanstrengungen waren, in seinen frühern Jahren nur kurze Hemmungen und Störungen herbeiführten, aber allen Heilungsversuchen trogend sich endlich so sehr verschlimmerten, daß er in seiner letzten Lebenszeit allmählig seine äußere Biegsamkeit ganz aufgeben mußte und, immer mehr von der Welt abgewendet, auf sein Inneres sich zurückzog. Er starb am 23. Sept. 1831 nach einer leichten Unpäßlichkeit, die einem Krampfanfall folgte. Sanft, wie sein edles und frommes Gemüth unter allen Prüfungen des Lebens blieb, war auch sein Tod. Vergl. Lücke, „Zum Andenken an Dr. H. L. Planck“ (Göttingen 1831).

Plata (Vereinigte Provinzen vom Rio de la), odet argentiniſche Republik.

Die neuen Staaten, welche ſich aus dem ſüdlichen Theile des vormaligen ſpaniſchen Vicekönigreichs vom Rio de la Plata gebildet haben, betrachten ſich, Paraguay und Montevideo ausgenommen, als Theile eines Bundesſtaats. Ihr Gebiet erſtreckt ſich vom 19° oder 20° — 40° oder 41° S. B. und vom 52° oder 53° — 35° oder 36° W. L. Im Norden ſtoßt daſſelbe an den Freistaat Bolivia, im Weſten an Chile, im Oſten an Braſilien, im Süden an die patagoniſche Ebene. Seine Größe wird zu 40 — 45,000 geographiſchen □ Meilen angegeben, auf welchem Raume 600,000 — 640,000 Menſchen leben, alſo etwa 15 auf einer □ Meile. Der größte Theil des Landes beſteht aus den weiten Ebenen, die von den Geographen fälschlich mit dem allgemeinen Namen der Pampas bezeichnet zu werden pflegen, von welchen aber die wahren Pampas nur einen, und zwar denjenigen Theil ausmachen, welcher aus weiten baumloſen Graſflächen beſteht und den vormalſ ungetheuern, jetzt noch ſehr zahlreichen Viehherden, die den weſentlichſten Reichthum der Bewohner bilden, zur Weide dient. Im Weſten werden die argentiniſchen Ebenen von der Cordillera der Anden begrenzt, welche das Land von Chile ſcheidet und nach den wenigen hier gemeſſenen Punkten in dieſer Gegend eine mittlere Höhe von 12,000 Fuß haben mag. Im öſtlichen Theile des Landes hat der Boden niedrigere Berge und Hügel, welche die äußerſten Punkte der braſiliſchen Gebirge ſind. Im Norden oder Nordweſten breiten ſich die Vorberge der Anden in dem tucumanischen Gebirge und als Zweige der Cordilleren Oberperus aus. Faſt die ſämmtlichen Flüſſe des ganzen argentiniſchen Gebiets ſammeln ſich in den Silberſtrom (Rio de la Plata), welcher dem Lande ſeinen Namen gegeben. Die größten der in ihn fallenden und ihn bildenden Flüſſe ſind: der Parana, der Paraguay, welcher in dieſen mündet und aus Oberperu den Pilcomayo und Vermejo aufnimmt, und der Uruguay, welcher mit dem Parana den eigentlichen Plataſtrom bildet. Von den minder wasserreichen Flüſſen verlieren ſich mehre in den Pampas in ſalzige Steppenſeen. Das Klima iſt durchaus geſund und zum Theil außerſt ſchön; doch wird im nördlichen Theile der Ebene die Hitze ſehr läſtig. Im ſüdlichen Theile des Landes erzeugt ſich in der Ebene im Winter in einigen Nächten Eis auf der Fläche ſtehender Gewäſſer. Die hauptſächlichſten Producte des Landes ſind vor Allem Rindshäute, Rindshörner und Talg (jetzt die Hauptſtapelwaare des Landes), die aus dem Hafen von Buenos Ayres nach Europa ausgeführt werden, Mauleſel, welche jährlich in bedeutenden Heerden in die Gebirgsgegenden Perus gehen, Felle verſchiedener wilder Thiere, Straußfedern, Wein, Branntwein, etwas Baumwolle &c. Die Bewohner des Landes ſind theils ſogenannte Indianer, von denen die meiſten der ſehr zahlreichen Völkerschaften noch heidniſch ſind und zum Theil in berittenen Horden ein umherſchwärmendes Räuber- und Jägerleben führen, theils Nachkommen der Spanier (Hispano-Argentinier), theils endlich eingeführte Neger und Miſchlinge dieſer Hauptkaſten. Die argentiniſche Republik beſteht aus folgenden Staaten oder Provinzen: Buenos Ayres mit 160,000 Einwohnern, Santa-Fé mit 15,000 Einwohnern, Entre Rios mit 20 — 30,000 Einwohnern, Corrientes mit 15,000 Einwohnern, San-Luis mit 20 — 25,000 Einwohnern, Mendoza mit 35 —



40,000 Einwohnern, San-Juan mit 35,000 Einwohnern, Rioja mit 20,000 Einwohnern, Catamarca mit 35,000 Einwohnern, Cordova mit 70—80,000 Einwohnern, Santiago mit 50,000 Einwohnern, Tucuman mit 50—52,000 Einwohnern, Salta mit 78—80,000 Einwohnern. Außer diesen 13 Provinzen gehören noch zwei Districte zum Gebiete der argentinischen Republik, nämlich erstens die sogenannte Provinz der Missionen, welche aus dem mittlern Theile der ehemaligen Jesuitenmissionen von Paraguay entstanden war, aber durch Artigas und Francis gänzlich verödet worden und jetzt ganz ohne Bewohner ist; zweitens der District Chaco oder Gran-Chaco, welcher den ganzen nordöstlichen Theil des Landes, an den Flüssen Paraguay, Pilcomayo und Bermejo einnimmt, fast ganz unbekannt ist und von wilden Indianerstämmen, die meist von der Jagd leben, durchzogen wird.

Die argentinischen Staaten machten zur Zeit der spanischen Herrschaft den südlichen Theil des Vicekönigreichs Buenos Ayres oder vom Rio de la Plata aus; doch gehörte zu diesem noch das Gebiet von Paraguay und des jetzigen Freistaats von Uruguay. Dieses Vicekönigreich, welches 1777 aus der südlichen Hälfte des Vicekönigreichs Peru errichtet wurde und zur Hauptstadt Buenos Ayres erhielt, bestand außer den Provinzen der jetzigen argentinischen Republik, Paraguay und Montevideo, noch aus dem sogenannten Oberperu, oder dem jetzigen Bolivia, dessen Provinzen damals unter dem Namen der Gebirgsprovinzen (Provincias de la Sierra) unterschieden wurden. Vor der Bildung dieses Vicekönigreichs waren in der frühesten Zeit, nach der Entdeckung und Eroberung des Landes, die Gegenden am Parana und Rio de la Plata unter dem allgemeinen Namen Paraguay, die Provinzen im Nordwesten unter dem allgemeinen Namen Tucuman und die drei Provinzen Mendoza, San-Juan und San-Luis de la Punta unter dem allgemeinen Namen Cuyo oder Chile tramontano bekannt, indem letztere in der frühesten Zeit zur Statthalterchaft Chile gehörten. Der Entdecker des Rio de la Plata ist Juan Diaz de Solis, welcher 1515 von dem spanischen Hofe auf eine Entdeckungsreise abgeschickt wurde. Diego Garcia, Sebastian Gaboto und Pedro de Mendoza setzten seine Entdeckungen weiter fort und außer den Kämpfen mit den Indianern stellten sich der Colonisation des Landes keine Hindernisse in den Weg. Die ganze Zeit bis zum Anfange unsers Jahrhunderts verstrich diesen Gegenden sehr ruhig. Als 1806 die Engländer, in Folge des zwischen Spanien und England ausgebrochenen Kriegs, Buenos Ayres einnahmen, machten sie den Eingeborenen das Anerbieten, dieselben zu unterstützen, wenn sie Lust haben sollten, sich von Spaniens Herrschaft unabhängig zu machen. Dieses Anerbieten fand damals bei den loyalen Bewohnern von Buenos Ayres wenig Eingang, aber es regte doch die ersten Ideen von politischer Unabhängigkeit in ihnen an, welche sich, befördert von englischen Kaufleuten, die unter dem spanischen Monopol litten, immer mehr ausbreiteten, bis die Besetzung Spaniens durch die französischen Truppen und die Gefangennehmung Karl IV. und Ferdinand's durch Napoleon neue Ereignisse, die über das Schicksal der südamerikanischen Staaten entschieden, herbeiführten.

Buenos Ayres muß als die Wiege der südamerikanischen Unabhängigkeit betrachtet werden; hier entspann sich der Kampf zuerst und verbreitete sich über das ganze Land. Am 25. Mai 1810 gelang es der liberalen Partei, die sich seit 1806 gebildet, den Dr. Don Mariano Morena an der Spitze, nach einigem Kampfe den Vicekönig B. A. de Cisneros abzusetzen und eine Regierungskommission (Junta gubernativa), bestehend aus Don Cornelio Saavedra als Präsident und acht andern Mitgliedern, unter denen der Dechant Funes und Moreno als Staatssecreteire, zu bilden. Der Letztere war die Seele des Ganzen und entwickelte einen nicht gewöhnlichen kräftigen Geist. Durch ihn wurden die Umtriebe des Vicekönigs, der spanischen Gerichtsbeamten (Oidores) und ihrer noch starken Partei vereitelt. Sie

Wick auf einen  
beruht. Der  
Armen, die  
machten, mußte  
Eigenth, woch  
machten. Das  
Etwas Barmen  
Junta über Auf  
Lumpo nach de  
sich. Er schick  
führte, der Zeit  
Wohlf der Woy  
Erdern unter  
Lumpo's Noth  
den Provinzen  
17. Dec. 181  
Wollen noch  
ter dem De  
Dehquab  
Armeer auf  
der Wofrei  
la Plata b  
des Silber  
Ruinen der  
Gegen der  
gültlich war  
Wannet Woy  
einige Tag mit  
eine Scham t  
der Aufstete b  
die Bemühun  
Cuzaco Ayres  
Wohlf, sich una  
Wohlf zu Galtig  
ten. Er schick  
Lumpo nach b  
nicht nach dab  
vor die Junta  
Lumpo's Noth  
Woy, in weite  
von Lumpo's g  
ne Bild und  
machten. 2  
te im Dienst  
unterstützte  
die Campes  
Woy den Ju  
Woy nach den  
Woy nach 2  
Lumpo, nach  
Woy nach 2  
Woy nach 2



selbst auf einem Schiffe außer Landes gebracht und so die Royalisten ihrer Stützen beraubt. Aber in der Junta selbst entstand Zwiespalt, und Moreno mit seinen Freunden, die strenge Maßregeln und consequente Durchführung der Revolution wollten, mußten ausscheiden. Moreno starb bald darauf auf einer Reise nach England, wohin er abgesendet wurde, um die Interessen des jungen Staats zu vertreten. Das Land verlor an ihm einen der gebildetsten und eifrigsten Patrioten. Sobald Buenos Ayres seine Unabhängigkeit wirklich begründet hatte, lenkte die Junta ihre Aufmerksamkeit auf die entferntern Punkte des Vicekönigreichs. Oberst Dcampo ward beordert, mit einer patriotischen Reiterschare gegen Cordova vorzurücken. Er schlug die Spanier unter Liniers und besetzte die Stadt; der gefangene Liniers, der Gobernador von Cordova, und zwei spanische Obersten wurden auf Befehl des Abgeordneten der Junta, Dr. Castelli, erschossen und so Furcht und Schrecken unter schwachen Spaniern verbreitet. Don Antonio de Balcarce, Dcampo's Nachfolger im Commando, befreite die nordwärts von Cordova liegenden Provinzen, er schlug die wenigen Royalisten unter dem General Nieto am 27. Oct. 1810 bei Santiago de Cotagayta am Rio Pilcomayo, 230 deutsche Meilen nordwestlich von Buenos Ayres, und am 7. Nov. ein anderes Corps unter dem Oberst Cordova bei Tepiza, sodaß er im Stande war bis an die über den Desaguadero führende Inkastraße, bis an Perus Grenze vorzudringen und seine Armee auf 4000 Mann zu vermehren. Noch vor Ablauf des ersten Jahres der Befreiung war die Revolution über sämtliche innere Provinzen des Rio de la Plata verbreitet und die kleine Patriotenschar, welche im Jul. 1810 die Ufer des Silberstroms verlassen, feierte das erste Jahresfest der Revolution in den Ruinen des Inkapalastes zu Tiaguanuco am See Titicaca, auf der nordwestlichen Grenze des Königreichs, 690 spanische Meilen von Buenos Ayres. Weniger glücklich war die Expedition, welche die Regierungsjunta unter dem General Don Manuel Belgrano nach Paraguay anordnete. Schon war die Patriotenarmee bis auf einige Tagmärtsche der Hauptstadt Asuncion genahet, als sie sich auf einmal von zahlreichen Scharen bewaffneter Paraguayaner umringt und eingeschlossen sah. Vedros, der Anführer der Letztern, ließ Belgrano, der in der größten Verlegenheit war und die Vernichtung seiner Truppen befürchtete, sagen, er betrachte die Bewohner von Buenos Ayres als Brüder, aber die Paraguayaner besäßen die Macht und den Entschluß, sich unabhängig zu erhalten, sowol von Buenos Ayres als von der Regenschast zu Cadix, und dem General Belgrano stehes es frei sich ungefährdet zurückzuziehen; Erseichungen und Vorräthe jeder Art wären bereit den Rückzug zu erleichtern. Belgrano trat den Rückzug an; Dr. Francia hatte diese Vertheidigungsanstalten geleitet und dadurch den Grund zu seiner nachherigen Macht gelegt. Glücklicher war die Junta in ihren Unternehmungen gegen die Banda oriental und deren Hauptstadt Montevideo. Bei las Piedras wurde im Jul. 1811 ein Gefecht geliefert, in welchem 1000 spanische Soldaten und Seeleute, die aus Montevideo einen Ausfall gemacht, von 200 Gauchos, berittene Viehhüter der Pampas, nur mit Säbel und Lanze bewaffnet, geschlagen und mit großem Verlust zurückgetrieben wurden. Artigas, einst der berühmteste Schleichhändler der Banda oriental, dann im Dienste der spanischen Regierung der muthigste und geschickteste Feind der Contrebandisten, und für seine ausgezeichneten Verdienste zum Guarda general de la Campaña ernannt, war der Anführer dieser Gauchos, indem er kurz vorher zu den Patrioten übergegangen war. Auch in spätern Gefechten waren die Independenten glücklich. General Belgrano schlug am 24. Sept. 1812 die 3000 Mann starke Armee der Royalisten unter dem General Don Pio Tristán bei Tucuman, welche von Potosi vorgedrungen war, Buenos Ayres einzunehmen, und befreite die Stadt von Furcht und Verwirrung. Die durch einen Aufstand der Bürgergarden im Oct. 1812 eingesetzte Vollziehungsbehörde (Gubernio superior)







feuernann auf schwedischen Schiffen die Inseln Madagaskar, Mauritius, San-Domingo und mehre Länder Europas, begleitete 1786 eine Gesandtschaft nach Marokko und wurde 1788 in der Seeschlacht bei Hogland verwundet und als Gefangener nach Rußland geführt. Zum Capitain aufgerückt, ging er 1791 und 1793 wieder nach Nordafrika, und zwar zuletzt als Befehlshaber einer Convoyexpedition, nahm aber 1797 einen dreijährigen Urlaub und endlich 1799 seinen Abschied, weil er mit der Dienstentlassung seines Vaters unzufrieden war. Er wurde darauf Mitglied der Direction des Trollhättakanals und beschäftigte sich seitdem mit Entwürfen zur Anlegung neuer Kanäle in Schweden. Die Regierung übertrug ihm die vorbereitenden Untersuchungen über die Verbindung der Ostsee mit der Nordsee durch den Wenersee, wobei er sich der Mitwirkung des Engländers Thomas Telford, des Erbauers des caledonischen Kanals, erfreute. Der Entwurf wurde 1809 den Reichsständen vorgelegt und mit wahrhaft nationaler Aufbegeisterung aufgenommen. Man glaubte damals das Werk in 6 Jahren mit einem Aufwand von zwei bis drei Millionen Reichsthalern ausführen zu können, aber nach 21 Jahren wurden die aufgewendeten Kosten auf nicht weniger als acht Mill. berechnet. Der Actienverkauf hatte so günstigen Erfolg, daß dieses Unternehmen, der Göthakanal, alsbald begann, und um sich der Leitung des Baus ganz zu widmen, legte P., der 1810 zum Staatsrath und Contreadmiral war ernannt worden, seine Ämter nieder und nahm seinen Wohnsitz in Linköping. Man fand indeß bei dem Fortgang der Arbeit unerwartete Naturhindernisse; es ergab sich, daß man bei dem Bauanschlag sich bedeutend verrechnet hatte, und das Werk wurde noch kostspieliger durch die im großartigen Geiste römischer Bauwerke entworfenen Anlagen. Das durch die Actien gewonnene Capital war bald verschlungen, und man mußte bei dem Staate Hülfe suchen. Unter der Mehrzahl der Nation hatten sich indeß die Ansichten sehr verändert, und da auch die vom Staate bewilligten Gelder bald verzehret waren und die Direction bei jedem Reichstag die Stände um neuen Beistand ansprechen mußte, so wurde der Göthakanal ein Zankapfel bei allen Ständeversammlungen. Der Streit wurde noch heftiger, je mehr die mit dem Kanal verbundenen neuen Einrichtungen hervortraten. Dazu gehörte die Abschaffung der großen Linienflotte, die im Verhältniß zu den Kosten wenig brauchbar war, und die Bildung einer aus kleinen Fahrzeugen bestehenden Scherenflotte, die Anlegung neuer Docks und Werfte zu Söderköping, der Bau der Centralfestung Wanås am Wettersee und die Errichtung einer Eisenwerkstätte zu Notala. Über die Abschaffung der Linienflotte entstand ein heftiger Kampf, und Admirale schrieben für und gegen die Sache; die Meinungen des Publicums und der Regierung aber waren so getheilt, daß es zu keiner Entscheidung kam, und obgleich viele kleinere Fahrzeuge gebaut wurden, so hat man doch die Linienflotte nicht vernachlässigt. An der Centralfestung wird noch immer gebaut, die Eisenwerkstätte aber wurde vollendet und hat nicht nur bei dem Kanalbau gute Dienste geleistet, sondern auch viele technische Kenntnisse durch Bildung tüchtiger Lehrlinge verbreitet. Als jede Hoffnung verschwand, daß die Actieninhaber und der Staat je völligen Ersatz erhalten könnten, und der Preis der Actien tief unter ihren ursprünglichen Werth gesunken war, erhob sich von allen Seiten der Sturm gegen P. Einige wollten nur die westgothländische Kanallinie vollenden; aber der Urheber hatte schlaue die Einrichtung getroffen, daß man auf beiden Linien gleichzeitig fortarbeitete, und 1828 drang ein Wortführer des Publicums darauf, das Werk bis auf günstigere Zeiten aufzugeben. P. setzte allen Angriffen einen festen Muth entgegen und kämpfte während des Reichstags von 1828 mit kräftiger Beredsamkeit gegen die heftigen Anfälle fast des ganzen Ritterhauses, aber nur schwach von der Regierung unterstützt. Ihm allein verdankt die Nachwelt das Opfer, das die Mitwelt dargebracht hat, und wiewol es gewiß ist, daß diese keinen



Vorthail von dem Unternehmen ernten wird, so wird es doch den Nachkommen großen Nutzen bringen. P., seit 1817 zum Grafen erhoben, wurde 1827 von der unmittelbaren Leitung des Werkes auf eine ehrenvolle Weise abgerufen, da der König ihn zum Statthalter in Norwegen ernannte. Er starb dort 1828 und wurde zu Notala bei dem Ausgange des Kanals am Wettersee begraben. Der Gôthakanal ist zwar sein größtes, jedoch nicht sein einziges Denkmal. Viele gemeinnützige Unternehmungen verdanken ihm ihre Entstehung; so machte er 1809 den Vorschlag zu einer allgemeinen Nationalbewaffnung, der jedoch erst drei Jahre später ausgeführt wurde; er war der Urheber der neuen Straßen durch Finnmark und Jemtland bis Norwegen und der seit 1813 fortgesetzten Reinigung der norrländischen Ströme. Nicht lange vor seinem Tode entwickelte er in einer Schrift über die Vertheidigung Schwedens seine Ansichten über das sogenannte Central-system mittels einer großen Scheerenflotte auf den Binnenseen Schwedens. Er begleitete noch in seinen letzten Lebensjahren den Kronprinzen auf einer Fahrt in den norrbottischen See, um die Anwendung von Dampffahrzeugen zur Fortbringung der Scheerenflotte zu untersuchen. (6)

Platen-Hallermünde (August, Graf von) ward 1795 zu Anspach geboren, wo sein Vater als preussischer Oberforstmeister lebte. Anfangs zum Militair bestimmt, kam er als Knabe in das Cadetencorps zu München, später in die Pagenziehungsanstalt daselbst, die eine Vorbereitung auf die Universitätsstudien gewährt. Er trat indeß in den bairischen Militairdienst und machte als Lieutenant den zweiten Feldzug nach Frankreich mit, nach dem Frieden aber nahm er Urlaub, um seine Studien auf einer Universität fortzusetzen. Er wählte zunächst Würzburg, ging aber später, von Schelling angezogen, nach Erlangen. Außer den allgemeinen philosophischen Wissenschaften waren hauptsächlich die Dichterverke der alten und fast aller neuern Völker in den Ursprachen Gegenstand seines Studiums, wobei ein seltenes Talent für Sprachen ihn unterstützte. Die ersten von ihm herausgegebenen Gedichte: „Ghaselen“ (Erlangen 1821), waren aus seinem damaligen Studium der persischen Sprache hervorgegangen. Eine Sammlung meist früher entstandener Gedichte, „Lyrische Blätter“, erschienen zu Leipzig 1821, eine zweite, „Vermischte Schriften“, zu Erlangen 1822. Sein erstes Schauspiel: „Der gläserne Pantoffel“, ließ er im folgenden Jahre, nach seiner Rückkehr von einer Reise nach Italien, „Venetianische Sonette“ drucken. Die beiden Schauspiele, welche er 1825 dichtete, „Der Schatz des Rhampsinet“ und „Treue um Treue“, sind unter dem Titel „Schauspiele“ (Stuttgart 1828) herausgekommen. Sein erstes satirisches Drama: „Die verhängnißvolle Gabel“, erschien 1826 und gleichzeitig die „Ode an König Ludwig“. Hierauf reiste P. nach Italien, wo er 1828 unter dem Titel: „Gedichte“, eine größere Sammlung lyrischer Dichtungen veranstaltete, die nur mit strenger Auswahl früher Gedrucktes aufnahm; 1829 folgte sein zweites satirisches Lustspiel: „Der romantische Odipus“. Seitdem hat er außer einzelnen lyrischen Gedichten ein geschichtliches Drama „Die Liga von Cambray“ (Frankfurt a. M. 1833) und „Geschichten des Königreichs Neapel von 1414 — 43“ (Frankfurt 1833) herausgegeben. Seine frühern Streitigkeiten mit Immermann (s. d.) wurden auch von seiner Seite mit Leidenschaftlichkeit geführt. Während seines Aufenthalts in Italien war P. zum außerordentlichen Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu München mit Gehalt ernannt worden. Um P.'s Kunstleistungen im Allgemeinen richtig zu würdigen, dürfen wir uns nicht verhehlen, daß die deutsche Dichtkunst, im Vergleich mit den Dichterverken der Alten und auch neuerer Völker, einen auffallenden Mangel an vollendeter Form zeigt. Dies hat unser Urtheil verdorben. Wie das ungebildete Auge die Zeichnung in einem Gemälde übersieht, dessen Gegenstand, Farbe und Beleuchtung Eindruck machen, so



genügt uns in Gedichten Wahrheit und Eigenthümlichkeit in der Auffassung und Behandlung des Stoffes; die hohe Vollendung der alten Dichterwerke in Wortfügung, Rhythmus, Wohlklang scheint uns entbehrlich, oder gar eine schädliche Fessel des Genies. Dagegen zu kämpfen, wäre fruchtlos, denn in keinem Lande steht die allgemeine Ansicht von der Kunst über den wirklichen Kunstleistungen; nur am Kunstwerk bilden sich Sinn und Urtheil über die Kunst. Hier ist es nun, wo wir P. ein bedeutendes Verdienst zugestehen müssen. Die Mehrzahl seiner lyrischen Gedichte von 1828, sowie seine neuern Oden, die beiden satirischen Komödien, insbesondere „Der romantische Oedipus“, stehen an Festigkeit im Sprachbau, Leichtigkeit und Wohlklang der Wortfolge, Mannichfaltigkeit der Versmaße, Sicherheit und Reinheit in Quantität und Reim um ein Großes über den bisherigen Anforderungen an deutsche Poesie. Aber auch an Gehalt sind P.'s bessere Werke dem Besten gleich, was wir besitzen. Denn wir wüßten nicht, wessen Gedichte mehr Reichthum und Lebendigkeit der Phantasie zeigten als seine Ghafelen, größere Zartheit der Empfindung als seine Sonette und Lieder, mehr Tiefe und Freimuth der Lebensansicht als die Oden und Parabasen, mehr Wig und Ironie als die Satiren dieses Dichters. Was seine Kunstleistungen im Einzelnen betrifft, so ziehen unter seinen lyrischen Gedichten die Ghafelen und die Oden am meisten an. Das persische Lied, früher bei uns wohl nachgebildet, hat doch erst P. den deutschen Dichtformen angereicht. Ihm verdanken wir auch die Ausbildung der griechischen Ode, die trotz Klopstock's Vorgang uns fremd geblieben war. Hierdurch ist das Gebiet der deutschen Lyrik nach zwei entgegengesetzten Seiten hin erweitert. Nächst den Ghafelen und Oden ist P.'s reicher Sonetenkranz zu nennen. Im Dramatischen können wir den Schauspielen P.'s nur den Werth von Studien beilegen; seine beiden satirischen Lustspiele dagegen sind in Stoff und Form eine Bereicherung der deutschen Literatur. Leider vermögen sie noch nichts gegen die Flut schlechter Trauerspiele, die täglich anwächst, da die Geschmacklosigkeit ein Übel ist, das eine Nation nicht plötzlich ablegt, nur in ihrer Jugend allmählig überwächst.

Platin. Die Ausbeute des Urals an Platin ist immer noch sehr bedeutend, und die Anwendung dieses Metalls zu Geräthschaften, die an Unzerstörbarkeit durch Hitze und chemische Agentien fast allen andern voranstehen, wird immer allgemeiner. In diesem Bezug hat sich Wollaston noch kurz vor seinem Tode durch Mittheilung einer zweckmäßigen Methode, das Platin in schmelzbaren Zustand herzustellen, verdient gemacht. Es sind ferner, zum Theil schon seit mehreren Jahren, zum Theil neuerdings, am Platin verschiedene außerordentlich merkwürdige Eigenschaften entdeckt worden, die es erlangt, wenn es in gewisse Zustände gebracht wird. Wir nennen die interessantesten Platinpräparate in diesem Bezuge.

a) Platinschwamm, durch Glühen des sogenannten Platinsalmiaks gewonnen. Die Eigenschaft dieses Präparats, welches nichts Anderes als reines Platin in sehr porösem Zustande ist, einen darauf geblasenen Strom von Wasserstoffgas zu entzünden, wenn zugleich Zutritt von Luft oder Sauerstoffgas stattfindet, und die Anwendung, die man hiervon zu den sogenannten Platinf Feuerzeugen gemacht hat, sind zu bekannt, als daß es mehr als einer Erwähnung derselben bedürfte. Es gelingt nicht immer gleich gut, einen Platinschwamm von recht starker Zündkraft zu erhalten; man kennt jedoch die Bedingungen noch nicht gehörig, welche hierbei von Einfluß sind, auch nimmt seine Zündkraft mit der Zeit gewöhnlich ab (sehr schnell besonders dann, wenn er mit ammoniakalischen Ausdünstungen in Berührung kommt), kann aber dann durch neues Ausglühen desselben wiederhergestellt werden. Bei jeder Entzündung des Wasserstoffgasstroms durch den Platinschwamm bildet sich eine gewisse Quantität Wasser, da das glühende Verbrennen des Wasserstoffs nichts Anderes als eine rasche Verbindung desselben



mit dem Luftsaurestoff zu Wasser ist. b) Platinschwammkugeln oder Platinschwammpillen. Wenn man aus Platinschwammpulver und Thonkugeln oder Pillen macht und diese in ein Gefäß bringt, worin sich eine Mischung von Wasserstoffgas und Sauerstoffgas in den zur Wasserbildung erforderlichen Verhältnissen befindet, so verschwinden beide Gase, nicht wie im vorigen Fall, mit einer Verbrennungsercheinung, sondern allmählig, indem sie sich ebenfalls zu Wasser verdichten. Döbereiner hat daher von solchen Kugeln eine interessante Anwendung zu eudiometrischen Versuchen gemacht. c) Dünne Platinblättchen oder Überzüge. Wenn man Platinchlorid (salzsaures Platin) zu wiederholten Malen mit absolutem Alkohol in gelinder Wärme behandelt, die zuletzt entstehende braune Masse in vielem Weingeist aufgelöst, Glas in diese Auflösung taucht und nach gleichförmiger Benetzung damit in der Flamme einer Spirituslampe zum Glühen erhitzt, so erhält das Glas einen spiegelglänzenden feinen Platinüberzug, der nicht nur die Eigenschaft der Platinpillen theilt, das Sauerstoffgas und Wasserstoffgas allmählig zu Wasser zu verdichten — daher inwendig so überzogene Röhren als Eudiometer gebraucht werden können —, sondern auch zur Construction der, ein so angenehmes Phänomen gewährenden, Döbereiner'schen Platinröucherlämpchen dienen. d) Das sogenannte Platinschwarz (auch Platinsuboxydul oder Platinmoor genannt), welches auf verschiedene Weise erhalten werden kann und nichts Anderes ist als Platin in einem noch feiner zertheilten Zustande als der Platinschwamm. Dieses Präparat hat die merkwürdige Eigenschaft, daß es, mit Weingeist schwach befeuchtet, augenblicklich in lebhaftes Glühen geräth und so lange fortglüht, als noch Weingeist vorhanden ist, wobei dieser sich unter Verzehrerung von Sauerstoffgas in Essigsäure verwandelt. Döbereiner hat hierauf ein sogenanntes Essiglämpchen zur Verwandlung von Weingeist in Essig gegründet. e) Zeise's schwarzer explodirender Platinniederschlag. Diese, mit metallischem Platin gemengte, Verbindung von Platin mit Sauerstoff, Kohlenstoff und Wasserstoff in nicht bekannten Zusammensetzungsverhältnissen, schlägt sich beim Kochen von Platinchlorür mit Alkohol oder bei Berührung eines mit Chlorür gemengten Platinchlorids mit Alkohol schon bei gewöhnlicher Temperatur nieder und zeichnet sich namentlich durch die Eigenschaft aus, bei Erhitzung zu explodiren und den Alkohol bei Berührung damit flammend zu entzünden. (11) — Das Platinegeld ist in Rußland in neuern Zeiten immer mehr verbreitet worden. Man hat jedoch von mehren Seiten Zweifel gegen die Anwendung des Platins als Geldmaterial erhoben, und namentlich hat Hagen in Königsberg auf die schwierige und kostbare Reinigung und Verarbeitung desselben hingewiesen. Andere haben überdies noch die Einwendung gemacht, daß dem Platin eine wesentliche Eigenschaft zu einem Geldmaterial fehle, indem jede Geldsubstanz nicht nur einen innern oder natürlichen Tauschwerth, sondern auch einen so viel möglich unveränderlichen Werth besitzen müsse, der nur dem Gold und Silber zukomme. Der Preis des erst in neuern Zeiten bekannt gewordenen, bis jetzt nur in wenigen Gegenden gefundenen Platins sei dagegen unsicher und müsse durch Entdeckung neuer reicher Gruben schwankend werden. Das gemünzte Platin würde daher in Rußland nur insofern als wahres Geld Umlauf haben, als dessen jeweilige Eintöpfung gewährleistet sei, eine Münze aber, die nur unter dieser Bedingung Werth erhalten, sei eigentlich nur ein Münzzeichen.

Platner (Ernst Zacharias), Sohn des Philosophen Ernst P., wurde zu Leipzig am 1. Oct. 1773 geboren. Die frühzeitige Lernbegierde des Knaben veranlaßte so bedenkliches Übelbefinden in Folge der Anstrengungen im kindlichen Alter, daß der Arzt als Unterbrechung der geistigen Beschäftigungen das Zeichnen vorschlug, wozu P. auch Lust und Geschicklichkeit zeigte. So kam es, daß schon vom 10. Jahre an P. die Leipziger Zeichnenaademie unter Her besuchte.



Gewissenhaft setzte er diese Studien bis zum 17. Jahre fort, wo er nach Dresden ging, dort ebenso emsig zu studiren. Er ging 1797 nach Wien, wo Füger großen Antheil an ihm nahm und angelegentlich seine Fortschritte beachtete, und 1800 nach Rom. Seine Gewissenhaftigkeit bewährte sich in der Weise, wie er dort mit den praktischen Übungen der Malerei, von denen mehre Proben auf den dresdner Ausstellungen mit anerkennender Theilnahme gesehen wurden, mit geschichtlichen und theoretischen Kunststudien verband, zu denen seine frühgeweckte Neigung für gründliche Erwägung in der Hauptstadt der Künste aufs Neue ihn hintrieb. Ohnehin waren die traurigen Kriegsjahre eingetreten, welche auch den begünstigsten Meistern nur spärliche Ermunterungen und Aufträge verschafften, und entschiedener wandte sich daher P. nunmehr der literarischen Thätigkeit zu, bald einem Kreise von Künstlern Dante erklärend, bald mit literargeschichtlichen Arbeiten sich beschäftigend. Dem Familienvater, der in Rom durch geistige und irdische Bande gehalten war, mußte es daher sehr erwünscht kommen, daß ihm 1823 die Stelle eines sächsischen Agenten übertragen wurde, besonders seit Niebuhr's scharfer Blick ihn zu wesentlicher Theilnahme an der neuen Beschreibung Roms ausersehen hatte. Als nämlich 1817 Cotta sich mit Niebuhr wegen der Erneuerung des Volkmann-Lalande'schen Werkes in Beziehung setzte, schien P. recht eigentlich der Mann, dieses Unternehmen möglich zu machen. Seit Jahren hatte er sich mit der italienischen Kunstgeschichte abgegeben; in der Literatur des alten Italiens war er zu Hause. Bald jedoch sah man ein, daß das beabsichtigte Buch ganz ein anderes werden mußte, wenn die anzufügenden Theile nicht allzu sehr von den von Niebuhr gearbeiteten Beiträgen abstechen sollten. P. übernahm nun mehre, dem neuern Rom angehörige Abschnitte und das Vorliegende, dem jedoch ein rascheres Fortschreiten sehr zu wünschen wäre, um nicht, wie die Stadt selbst, ein ewiges Werk zu werden, zeugt mit welchem Erfolge. Die übrigen Mitarbeiter an dieser „Beschreibung der Stadt Rom“ (1. Bd., Stuttgart 1829, 2. Bandes 1. Abtheilung 1832) sind Bunsen, Eduard Gerhard und W. Köstel.

(14)

Platner (Eduard), Professor der Rechte zu Marburg, Bruder des Vorigen, ward am 30. Aug. 1786 zu Leipzig geboren. Bis in sein neuntes Jahr nur der körperlichen Entwicklung überlassen, erhielt er seitdem Privatunterricht, der ausschließend die griechische und lateinische Sprache zum Gegenstande hatte, und als er schon 1800 zur Universität übergegangen war, setzte er in den ersten Jahren die humanistischen und allgemeinen vorbereitenden Studien fort, während vorzüglich Hermann und Clodius auf seine Bildung den entschiedensten Einfluß hatten. Er wandte sich mit der ganzen Kraft seines jugendlichen Gemüths der Poesie zu und versuchte sich früh in eignem Schaffen. Die Idee des Lebens in seiner organischen Einheit ist ihm, wie er sagt, durch die Poesie aufgegangen, und sie vermittelte in ihm die Erkenntniß, daß von dieser Idee auch das wahre Wissen durchdrungen sein müsse. Mit seiner Neigung zur Poesie verband sich eine so leidenschaftliche Vorliebe für die Schauspielkunst, daß er noch bei seinem Eintritt in das männliche Alter, besonders durch Iffland's Gastspiel in Leipzig begeistert, nur durch äußere Umstände abgehalten wurde, sie zu seinem Lebensberufe zu machen. Diese Neigungen thaten dem Studium der Rechte Eintrag, das er als Berufswissenschaft gewählt hatte. Einen lebendigen Keim, den er auch hier suchte, glaubte er nur in der Verbindung zu finden, durch welche das Recht mit dem Leben der Völker und mit ihrem politischen und sittlichen Zustande verknüpft ist, und diese Ansicht gab seinen juristischen Studien, als er sich ihnen ernstlicher widmete, die vorwaltende Richtung. Nachdem er in Leipzig, wo vorzüglich Haubold sein Lehrer gewesen war, 1805 das Baccalaureat der Rechte erlangt hatte, ging er nach Göttingen, wo Hugo auf seine juristische Bildung einen fördernden Einfluß gewann, und durch Heeren's Vorträge der historische, auf das Staatsleben und des-



sen Entwicklung gerichtete Sinn in ihm geweckt wurde, der ihm auch das Recht in einen andern Gesichtspunkt stellte. Er wurde 1809 in Leipzig Doctor der Rechte und schrieb bei dieser Gelegenheit eine Abhandlung „De collegiis optificum“. Zum außerordentlichen Professor der Rechte in Marburg ernannt, trat er 1811 sein Lehramt an, indem er hauptsächlich der Rechtsgeschichte seine Vorträge widmete, und wurde 1814 ordentlicher Professor der Rechte. Seine Dissertation: „De gentibus atticis earumque cum tribubus nexu“ (Marburg 1811) und seine „Beiträge zur Kenntniß des attischen Rechts“ (Marburg 1820) waren die Vorläufer der reifen Frucht seiner rechtsgeschichtlichen Studien, die er in dem ausgezeichneten Werke: „Der Proceß und die Klagen bei den Attikern“ (2 Bde., Darmstadt 1824 — 25), niederlegte.

Pleorama ist eine Erweiterung der, durch die neuere Technik schon bis zu solcher Vollkommenheit gebrachten Rund- und Einsichtgemälde, die wir unter den Namen Panoramen und Dioramen kennen. Der enthusiastische Beifall, den die von Robert Barker erfundenen Panoramen in Frankreich und dem übrigen Europa fanden, als sie Fulton dorthin gebracht, hat die Erfindungsgabe gesteigert, die zuerst in den Dioramen, einer Erfindung von Daguerre und Bourton, einen Triumph feierte. Nicht zufrieden mit den zauberischen Lichteffecten, welche bei den Dioramen in den riesig großen Bildern durch die kunstvoll berechnete Beleuchtung hervorgebracht werden, dachte Gropius zu Berlin, von einer unglücklich erfundenen Theaterdecoration auf den Gedanken gebracht, diese noch zu überbieten, indem er eine Wasserschiffahrt an reich bebauten Ufern sich zur Aufgabe machte, daher der Name Pleorama (von πλέειν und ὄραμα). Seinen hingeworfenen Vorschlag griff Langhans auf (der Sohn des preussischen Baudirectors Langhans, des Erbauers der brandenburger Triumphpyramide zu Berlin), der zu Breslau in Gemeinschaft mit dem geschickten Decorationsmaler Antonio Sacchetti ihn zur Ausführung brachte, sodas 1831 das Werk dem Publicum vorgestellt werden konnte. Bei einem solchen Pleorama ist der Zuschauer in einem auf fester, aber sich auf- und abwärts senkender Are ruhenden Raume, um den sich die auf verschiedenen hintereinander sich bewegenden Einsichtstücken dargestellte Gegend unmerklich ab- und aufwickelt. Zwei Schefelder bieten sich fortwährend dem Auge und die künstlich berechnete Schwankung mit den übrigen Kunstgriffen der Täuschung kann wirklich den Eindruck einer erfreulichen Seefahrt hervorbringen. Das ursprünglich zu Breslau gezeigte Bild erhielt bedeutende Verbesserungen, als es nach Berlin versetzt ward, wo die vortrefflichen in dem dazu eigens errichteten Gebäude angebrachten Mechanismen jede Art von Lichtgebung möglich machten. Die gewählte Gegend, die Bucht von Neapel, begünstigte die Anwendung der mannichfaltigsten Gegensätze und der reichsten Farbenberechnungen. Noch weiter soll die Bezauberung in einem neuen eben von Gropius begonnenen Pleorama, einer Rheinfahrt, getrieben sein, weil man da jede gemachte Erfahrung zu Hülfe nahm. Darstellungen dieser Art dürfen nicht besorgen ihr Interesse so bald zu verlieren, weil stets ein doppelttes und zwar sehr ausgedehntes, nicht eben allzu fernes Schfeld das Auge in Anspruch nimmt und man folglich nur den Platz mehre Besuche lang sorgfältig zu wechseln braucht, um immer neue Ansichten zu gewinnen. Aber der sehr zusammengesetzte Mechanismus macht die Verfertigung von einem Orte nach dem andern sehr schwierig und Berlin dürfte daher noch lange den Vorzug, einzig allein solche Gemälde zu besitzen, vor andern Städten und selbst Ländern voraus-  
(14)

Punkett (William Conyngham Punkett, Baron), Lordkanzler von Irland, wurde 1765 in einer kleinen Stadt in der ircländischen Grafschaft Fermagh geboren, der Sohn eines presbyterianischen Predigers, der so geachtet war, daß nach seinem frühen Tode seine blüthige Witwe Mittel fand, ihren Söh-



nen eine gelehrte Bildung geben zu lassen, wie denn Gelehrsamkeit in Irland immer wohlfeil gewesen ist. Er wurde 1780 in das Trinity College zu Dublin aufgenommen, wohin seine Mutter und seine Schwestern ihm folgten, um sich von einem kleinen Theehandel zu nähren. P. trat 1787 als Sachwalter auf, und obgleich er das Zeugniß eines wohlunterrichteten Mannes von der Universität mitbrachte, so vergingen doch einige Jahre, ehe er in Ruf kam, aber er verlor nicht Ausdauer und Muth, und seine Anstrengungen wurden endlich mit dem glücklichsten Erfolge belohnt, den er durch seinen Fleiß, seine ungemeinen Geistesgaben und seine Geschäftsgewandtheit zu sichern wußte. Er wurde 1797 in das irländische Parlament gewählt. Bei den Verhandlungen über die Union mit Großbritannien, die um jene Zeit begannen, trat er als entschiedener Gegner derselben auf und sprach ebenso kühn als kräftig gegen die Anträge der Regierung. Damals brach er einst in die Worte aus, an welche ihn unlängst der wüthige Cobbett mit bitterem Hohn erinnerte: „Hätte ich einen Sohn, ich würde wie Hannibal“, rief er, im Feuer der Rede diesen mit Hamilkar verwechselnd, „ihn zu dem Altar führen, und ihn ewige Feindschaft gegen die Feinde seines Vaterlandes schwören lassen. Soll dieses Land, das offener und verdeckter Unterdrückung widerstanden, das Opfer eines so grünen und biegsamen Zweiges werden als dieser da?“ Er deutete damit auf seinen Landsmann Castlereagh, damals Secretair für Irland. Aber der heftige Redner von 1798 war 1821 der standhafte Freund und Verbündete jenes grünen und biegsamen Zweiges. In diesem langen Zeitraume stieg P. bald von Stufe zu Stufe. Nicht lange nach der Union ward er Kronanwalt und war 1803 unter den Anklägern des hochbegabten unbesonnenen Jünglings, Robert Emmet, welcher als Verschwörer verurtheilt wurde. Der Angeklagte leugnete weder noch führte er seine Vertheidigung, aber P. wollte sich sein Recht nicht nehmen lassen, die Geschworenen noch einmal anzureden, um die Schuld in helles Licht zu setzen. Bei der lebhaften Theilnahme, die der Jüngling erweckte, mußte P. über jenen Schritt, als eine unnöthige rauhe Strenge, bittere Vorwürfe hören, obgleich er als ein Beamter von hohem Ansehen die Gelegenheit benutzen zu müssen glaubte, sich laut gegen die Grundsätze des Angeklagten zu erklären. Es ist übrigens nicht gegründet, was damals die Zeitungen erzählten, daß P. einst bei Emmet's Vater Gastsfreundschaft genossen, und der Jüngling mit bitterem Gefühle ihm zugerufen habe: „Das ist die Schlange, die mein Vater in seinem Busen nährte, und die mir die Grundsätze eingepägt hat, die sie jetzt anklagt.“ P. behielt sein Amt, als 1806 die Whigpartei mit einigen gemäßigten Tories, das sogenannte Ministerium aller Talente, auf kurze Zeit an das Ruder gelangte, und er scheint damals mit Lord Grenville in nähere Verbindung gekommen zu sein, dessen Partei er seitdem anhing. Er hatte sichere Aussicht bei dem Wechsel der Macht haber sein Amt zu behalten, aber er hielt sich zu Grenville und nahm 1807 seine Entlassung. Seitdem widmete er sich dem Sachwalterberufe in Dublin mit verdoppeltem Eifer und zunehmendem Glücke, und glänzte als einer der gewandtesten Redner in den Gerichtshöfen. Er war seinen Gegnern furchtbar durch klare Entwicklung des Gegenstandes, logischen Scharfsinn und hinreißende Beweisführung, wo er das Recht auf seiner Seite hatte, und durch seine Sophistik, wenn er es nicht wagen durfte aufrichtig zu sein. Ausgezeichnet war sein improvisatorisches Talent, in einem ununterbrochenen Fluß der kräftigsten und gebildetsten Rede, nie verlegen um einen Beweisgrund, eine Erläuterung oder eine Abwehr, durch die verwickeltesten Verhandlungen sich hindurchzuwinden; aber so selten er gleiche Gewandtheit zeigte, wenn er seine Logik durch Erregung des Gefühls oder der Leidenschaft unterstützen wollte, so geschickt wußte er die Waffen des Witzes und des Spottes zu gebrauchen. Er wurde 1812 von der Universität Dublin zum Abgeordneten in das Haus der Gemeinen gewählt, und es zeigte sich bald,



daß er zu den seltenen Beispielen ausgezeichnete Rechtsgelehrten gehört, deren Ruf auf dem parlamentarischen Schauplatze stieg. Die Umstände begünstigten ihn. Die Kraft seines Landsmanns Grattan war fast ermattet, und P. trat als ein kräftiger Verfechter der Emancipation der Katholiken auf. Man zählte ihn nun zu den irländischen Patrioten, wiewol seine Unterstützung der Volksrechte, wenn er für sie sprach, auch jetzt so wenig als früher, aus Mitgefühl für das Volk hervorzugehen schien; sein Patriotismus war eine Schlussfolgerung, nicht eine Gemüthsregung. In kalter Entfernung hielt er sich von der Menge, und selbst als ihr standhafter Wortführer ward er nie der Mann des Volkes. Er sprach in dem Tone eines verständigen Aristokraten, der seinen Standesgenossen mit Ernst die Gefahren zeigte, die aus dem Widerstand gegen unabweisliche Ansprüche hervorgehen mußten. Seine Reden für die Emancipation gehören zu seinen trefflichsten Leistungen, aber während sein Talent seine Zuhörer hinriß, gewann er Alles, nur nicht ihre Stimmen. Seine politische Verbindung mit Castlereagh mußte ihm die Volksgunst rauben, welche er durch seine Vertheidigung der Megeleien in Manchester noch mehr von sich stieß. Als Lord Wellesley 1821 Statthalter in Irland ward, erhielt P. wieder das Amt des Kronanwalts, aber er war nicht glücklich, als er 1825 die Sprecher des Katholikenvereins, Shiel und D'Connell, und darauf einen heftigen Wortführer der protestantischen Drunkenmänner vor den Gerichten anklagte; er erlitt in beiden Fällen eine Niederlage vor den Geschworenen. So standhaft er aber auch in dem neuen Amtsverhältnisse für die Ansprüche der Katholiken sprach, so entschieden erklärte er sich 1824 gegen Hume's Antrag auf eine zeitgemäße Umwandlung der Verhältnisse der protestantischen Kirche in Irland, und versprach bestehenden Rechten und anerkannten Einrichtungen seinen steten Schutz. Er steuerte geschickt zwischen allen Klippen hindurch, und gewann glänzende Vortheile für sich und seine Familie. Zum Baron Plunkett erhoben, bekämpfte er 1829 bei den Verhandlungen über die Emancipation die Einwürfe ihres hartnäckigen Gegners, des Lords Eldon, und unter Grey's Verwaltung zum Kanzler von Irland ernannt, war er eine ihrer kräftigsten Stützen im Oberhause. Seine Rede für die Parlamentsreform, am 6. Oct. 1831, gehört zu denjenigen, worin er sich als den alten Meister in klarer Entwicklung und scharfsinniger Erörterung erprobte, und Lord Wellington seine Überlegenheit empfindlich fühlen ließ. Er ist einer der ersten Parlamentäredner, und obgleich er an Witz, Feinheit und gewinnender Anmuth unter Canning, an höhern Geistesblick, Kenntnißreichthum und umfassender Wirksamkeit unter Brougham steht, so besitzt er doch vielleicht mehr als einer der jetzt lebenden britischen Redner die Kunst, seinen Gegenstand in das stärkste und hellste Licht zu setzen.

Pössl (Joseph, Freiherr von) ist 1783 zu Haunkenzell in Baiern geboren, und seit 10 Jahren Intendant des Theaters zu München. Er zeigte schon früh Anlage zur Musik, die er vorzüglich unter der Anleitung des berühmten Winter studirte. Seine ernste Neigung zog ihn zu größeren kirchlichen und theatralischen Werken hin. Indessen haben diejenigen, welche nicht in seiner Nähe leben, wenig von seiner musikalischen Wirksamkeit kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, da bis auf einige Kleinigkeiten nichts von ihm im Stich erschienen ist, wenigstens haben wir bisher vergeblich nach Clavierauszügen von seinen Opern gefragt. Dem Ruf nach sind uns indessen folgende derselben bekannt geworden: „Athalia“, dessen Stoff aus der Bibel entlehnt ist, „Nithetic“, über deren Stoff wir im Ungewissen geblieben sind, und „Der Untersberg“, wahrscheinlich nach dem berühmten Berge bei Salzburg so benannt. Die erstere derselben ist auch 1819 oder 1820 zu Berlin gegeben worden. Kenner sprechen der Musik viel Würde und eine innige Empfindung zu, die jedoch zuweilen ein wenig ins Süßliche übergeht. Indessen pflegen die Werke, welche ernste Ansprüche an die Hörer machen, sich sehr schwer auf der



Bühne zu erhalten und bedürfen eines mächtigen Genius, um dem frivolen Sinn der Menge Trost zu bieten. Und selbst solchen, wie Gluck's Geschichte vorzugsweise lehrt, kostet es eine lange Mühe, die Zeitlichkeit, die sich ihnen widersetzt, zu besiegen. Wenn daher P.'s „*Athalia*“ bald wieder von dem Repertoire verschwand, so darf man dies deshalb nicht einer innern Verschuldung des Werkes zuschreiben. Ein ähnlicher Grund scheint bei P.'s spätern Arbeiten obgewaltet zu haben, denn außer dem Theater zu München, wo die einflussreiche Stellung des Componisten sie zu erhalten wußte, sind sie unsers Wissens nirgend zur Ausführung gekommen, wenigstens haben sie sich keine freie Bahn in das Publicum zu brechen vermocht. Wenn daher auch der Componist, sei es nun aus Schuld seines Talents oder wegen anderer Verhältnisse, keinen entscheidenden Einfluß auf die Gestaltung der Tonkunst in unserer Zeit gewinnen konnte, so ist doch jedes edle Streben, größere und ernstere Tonwerke zu schaffen, sehr achtbar. Auch befindet er sich in einer Stellung, von wo aus er sehr viel Gutes wirken kann. „*Der Untersberg*“, zu dem Eduard von Schenk das Gedicht gemacht hat, ist übrigens die neueste Oper P.'s und erst vor einigen Jahren auf der Bühne erschienen. Von seinen Kirchencompositionen, über die an mehreren Orten ganz im Allgemeinen gesprochen wird, ist uns nichts bekannt geworden. Auch Quartette für Streichinstrumente soll P. geschrieben haben.

(20)

**Polen.** Eine genügende Darstellung und befriedigende Beurtheilung des letzten großen Kampfes der Polen zur Erringung ihrer Selbständigkeit kann zwar bei dem Mangel an hinreichenden Quellen und bei der Parteilichkeit der Gegenwart erst von dem kundigern und ruhigern Aussprüche der Zukunft erwartet werden, doch dürfte bei der innigen Theilnahme der Zeitgenossen an jenem Ereignisse eine schon jetzt versuchte Zusammenstellung der uns bekannten Thatsachen wenigstens der Anschauung der Gegenwart nicht zu voreilig erscheinen. Zum Verständniß der Begebenheiten werfen wir einen Blick auf die frühere Zeit. Die Republik Polen, unter der Herrschaft der Piasten ein im Innern und nach Außen schön und kräftig aufblühendes Reich, war durch unkluge Beschränkung der königlichen Macht, durch selbstsüchtige Willkür des zahlreichen Adels, durch unmenschliche Leibeigenschaft des gedrückten Bauers, und durch mächtigen Zwiespalt religiöser Parteien so zerrüttet und geschwächt worden, daß sie, ein schrecklich warnendes Beispiel für alle Völker, zu Ende des vorigen Jahrhunderts von ihren mächtigen und klugen Nachbarn zuerst beraubt und gelähmt und endlich, nach dem mißglückten Versuche der Wiedererhebung, ganz zerrissen wurde. \*) Das durch Napoleon's Siegeszug nach Osten unter französischer Vormundschaft errichtete und dem König von Sachsen aufgedrungene Herzogthum Warschau gab den hoffenden Polen mehr äußern Schein und frohe Hoffnung als inneres Wesen und wirklichen Besitz volkthümlicher Selbständigkeit. Da sie aber, durch diesen Schein getäuscht, ihr Blut für Napoleon in allen Welttheilen verspritzt hatten, fielen sie nach dessen Fall seinen Besiegern und zwar größtentheils Rußlands Beherrscher anheim. Theils den Beschlüssen des wiener Congresses gemäß, theils in kluger Berechnung des so leichter zu behauptenden Besitzes \*\*, errichtete Alexander aus den ihm zugefallenen Landestheilen ein Königreich Polen mit abgesonderter Regierung und Verwaltung, mit dem alten Nationalwappen und den Farben der Polen, und schenkte bei seiner damals hervortretenden Neigung für freisinniges Streben, dem er, zum Theil, wenigstens in Bezug auf die mit ihm kämpfenden Deutschen, seinen Sieg über Frankreichs Beherrscher verdankte, diesem Königreiche am 24. Dec. 1815 eine freisinnige Verfassung; ja, er äußerte selbst, diesem wiederhergestellten Polen

\*) Vergl. von Raumer, „*Polens Untergang*“ (2. Aufl., Leipzig 1832).

\*\*\*) Vergl. „*Coup d'oeil sur l'état politique du royaume de Pologne sous la domination russe*“ (Paris 1832), S. 25.



Später aus den altpolnischen schon im vorigen Jahrhundert an Rußland gefallenem Provinzen eine größere Ausdehnung geben zu wollen. \*) Wenn auch dieses unerwartete Geschenk, das die Hoffnungen der Polen neu belebte, die niedergetretenen Blüten ihres unglücklichen Vaterlandes wieder frisch entwickeln zu können schien, so war doch schon die Wahl des alten Generals Zajonczek zum Statthalter, an dessen Stelle Fürst Czartorski, der Jugendgenosse und Freund des Kaisers, passender gewesen wäre, ein Mißgriff, den der Kaiser seinem nur Militairverdienste schätzenden Bruder Konstantin zu Liebe gethan hatte. Noch mehr aber mußte die Ernennung des gegen die polnische Freiheit feindlich gesinnten Novosilzoff zum russischen Commissair befremden. Alle Patrioten hofften jedoch auf den ersten Reichstag 1818. Auch mußten diese Hoffnungen in den freundlich versprechenden Worten des Kaisers Garantie für nothwendige Verbesserungen und Entwicklungen der constitutionellen Freiheit finden. Daher suchten die Landboten, im Vertrauen auf ihren Wohltäter, allen Anträgen des Kaisers gefällig zu sein, ohne in ihren bescheidenen Adressen die Mißgriffe der Regierung der vergangenen drei Jahre zu verhehlen. Alexander hörte die Sprache eines in den Schranken der Verfassung mit Mäßigung seine Rechte fordernden Volkes, und indem er sie mit der auch an andern Orten herrschenden Aufregung zusammenstellte, fand er die constitutionelle Freiheit in ihren Wirkungen und Folgen nicht so liebenswürdig als er sich dieselbe anfangs geträumt hatte. Daß bei so veränderten Gesinnungen des Monarchen die gerechten Wünsche der Abgeordneten nicht weiter berücksichtigt wurden, daß bei der steigenden Unzufriedenheit der getäuschten Polen unzählige Mißbräuche, Verfolgungen und Bedrückungen gegen persönliche Freiheit und gegen die in der Verfassung verbürgte Pressfreiheit von dem Großfürsten Konstantin ausgehen mußten, der, obgleich nur Generalissimus des polnischen Heers, doch getreulich von Novosilzoff unterstützt, sich überall willkürliche Einmischung erlaubte, ist natürlich. So erzeugte denn dies für den zweiten Reichstag 1820 in der Landbotenkammer eine fast einmüthige Dpposition gegen die Gesetzworschläge der Minister, und Alexander, statt andere Minister zu ernennen, verbot ihnen ausdrücklich, die gerechten Wünsche der Landboten weiter zu berücksichtigen. Ja, er schien schon 1821 die den Polen verliehene Selbständigkeit auch der Form nach aufheben zu wollen, indem er bei dem Deficit in den polnischen Finanzen, das durch dringend geforderte Ersparnisse in dem durch des Großfürsten Willkür vorzüglich glänzend ausgestatteten Militairetat sehr leicht hätte gedeckt werden können, die Unmöglichkeit nachzuweisen suchte, daß sich der Staat mit eignen Mitteln bei der bisherigen Verfassung halten könnte. Doch die Thätigkeit des Finanzministers Lubecki, des einzigen, durch Einsicht und Thätigkeit einflussreichen Mitgliedes der polnischen Regierung, und der Patriotismus der Polen vereitelten damals diesen Plan. Desto mehr wurde nun der Sache nach die Constitution verletzt: drückende Beschränkungen und schwere Rechtsverletzungen, die der entfernte Kaiser selbst wol zum Theil nicht erfuhr oder, von seinen Umgebungen getäuscht, in ihrem wahren Wesen verkannte, nahmen immer mehr überhand. Als endlich Alexander durch Auflösung des durch seine Freimüthigkeit ausgezeichneten kalischer Wojwodschastraths, durch willkürliche Entfernung der freisinnigen Landboten, Brüder Niemojewski, vom Reichstage und durch Aufhebung der Öffentlichkeit der Reichstagsverhandlungen, sich vor einer wiederholten Niederlage seiner Minister hinlänglich gesichert zu haben glaubte, erfreute er sich zwar auf dem dritten Reichstage 1825 der Nachgiebigkeit der eingeschüchternen Landboten, aber die letzten schwachen Bande zwischen König und Volk mußten immer lockerer werden. Da starb Alexander; aber die durch Konstantin und Novosilzoff vorzüglich betrie-

\*) Vergl. „Coup d'oeil“, S. 27 und 41; Artikel 5 der wiener Congrefacte vom 5. Mai 1815.



bene und die dem Senat übertragene Untersuchung der Schuld der einer Theilnahme an dem Petersburger Aufstande verdächtigen Polen, konnte, bei dem gehässigen Streben des Großfürsten gegen die Angeklagten, die Polen nicht mit mehr Vertrauen gegen ihren neuen König Nikolaus erfüllen, der noch dazu die Angelegenheiten in dem Geiste vortleitete, welcher die vergeblich hoffenden Polen in den letzten Jahren dem Kaiser Alexander entfremdet hatte. So brachte denn auch des neuen Königs Krönung 1829 wenig Hoffnung, die der erste und letzte Reichstag desselben 1830 nur zu bald vereitelte. Fassen wir es in wenig Worten zusammen: Unverantwortlichkeit der Minister, die später befohlene Geheimhaltung der Reichstagsitzungen, die Auflösung verfassungsmäßiger Behörden, die Abhängigkeit der Rechtspflege, willkürliche Verhaftungen, gesetzwidrige Kriegsgerichte, vielfache Beschränkungen der persönlichen Freiheit, Kundschafterei gegen Einheimische und Fremde \*), eine Alles beschränkende Censur, eigenmächtige und drückende Finanzverwaltung, Kleinlichkeitsgeist und Despotie im Unterrichtsweisen und in der Kriegszucht. \*\*) Dies waren die dem Buchstaben wie dem Geiste der Verfassung zuwiderlaufenden Maßregeln, die von der von Konstantin und Novosilzoff abhängigen Regierung unter beiden Königen ausgingen und den unglücklichen Polen um so drückender werden mußten, je seltener es ihnen gelang, ihre Klagen zu dem Throne und unbefangenen Ohren ihres Königs gelangen zu lassen. Zwar mußte der lobenswerthe Eifer der Regierung, vorzüglich Lubecki's, für den materiellen Wohlstand des Landes dankbar anerkannt werden; doch die Verstimmung und Trauer über vereitelte Hoffnungen und der Wunsch nach einer Veränderung dieses drückenden Zustandes wurden immer allgemeiner. Obgleich die verschiedenen Elemente der Opposition nicht unbedeutend waren, indem theils eine constitutionell-doctrinaire Partei den gesetzlichen Widerstand in den Kammern fernerhin leiten zu können hoffen durfte, theils eine andere mehr demokratisch gesinnte im Stillen auf die Jugend und das Volk zu wirken suchte und endlich im Heere selbst sich eine Macht gegen die Regierung bilden und stärken zu können schien, so mußte doch den meisten ältern und erfahrenen Männern eine entscheidende Entwicklung dieser Elemente bei der eignen geringen Macht sehr zweifelhaft erscheinen. Die Jugend aber, welche den Erfolg einer Unternehmung nach dem Feuer berechnet, womit sie dieselbe erinnt und beginnt, gab sich, von einigen ältern Patrioten geleitet, den kühnsten Hoffnungen hin und verband sich daher schon seit 1820 theils im Königreiche, theils in Posen und in den altpolnischen Provinzen, zur Belebung des Volksgedächtnisses und zur einstigen Wiederherstellung des Vaterlandes. Mehrere solcher Verbindungen wurden entdeckt und verfolgt, aber nie ganz unterdrückt. So war in den letzten Jahren unter den Jünglingen vorzüglich Peter Wysocki, polnischer Unterlieutenant, thätig. Dieser hatte den im Dec. 1828 mit einigen Jünglingen gestifteten Freiheitsbund schon während der Krönung des Kaisers Nikolaus im Mai 1829 wirksam hervortreten zu lassen gewünscht; aber durch den glücklichen Krieg der Russen in der Türkei und die damaligen Ansichten der französischen Regierung zurückgehalten, bestimmte er erst, nach vielfacher Verstärkung, durch die pariser Juliustage noch mehr begeistert und von dem als freisinnigen Gelehrten geachteten Lesewel ermuntert, bei herannahender Gefahr der Entdeckung, die Ausföhrung auf den 29. Nov. 1830.

Hier beginnt die polnische Revolution, und betrachten wir, wie sie nach dem unerwartet begonnenen und geglückten Aufstande zuerst langsamer, dann aber rascher sich entwickelt, hierauf bedrängt von feindlicher Dmacht wieder zurückschreitet,

\*) Die spätere Untersuchung ließ wenigstens 200 von General Roznecki, von Matrot und Stei besoldete Spione entdecken.

\*\*) Die Belege in dem polnischen Reichstagsmanifest, „Allgemeine Zeitung“, 1831, Nr. 20 – 21.



und endlich durch den letzten verzweifelten Versuch zu ihrer Neubelebung gelähmt und erstickt wird, so können wir sie zur bessern Übersicht in vier Zeitabschnitte theilen.

Der erste Abschnitt beginnt am 29. Nov. 1830 mit dem kräftig unternommenen und schnell geglückten Aufstande; doch die Entwicklung der daraus entstandenen Revolution wird durch Mangel an Vertrauen in ihre Kräfte und Hoffnung auf gütliche Ausgleichung mehr und mehr paralytirt. Als Repräsentant dieser Richtung tritt Chlopicki in den Vordergrund. Es war am 29. Nov. 1830, Abends 6 Uhr, als nach der Verabredung mit Wpsocki 16 Studenten und zwei Fähnriche nach Belvedere, dem am südlichen Ende von Warschau gelegenen Wohnhause des Großfürsten Konstantin, stürzten, um sich seiner Person zu bemächtigen. Doch dieser, durch den Lärm aufgeschreckt, war schon entflohen. Zu gleicher Zeit bewaffnete Wpsocki 160 Zöglinge der Fähnrichschule und eilte den Freunden zu Hilfe nach Belvedere. In heldenmüthigem Kampfe mit einzelnen Abtheilungen der drei russischen Gardereiterregimenter, deren Casernen dicht am Belvedere lagen, zogen sich die beiden vereinten Jünglingscharen nach der Alexanderkirche im südlichen Stadttheile zurück und suchten hier vergebens die Compagnien polnischen Fußvolks, welche die mitverschworbenen jungen Offiziere herzuführen sollten. Während hier das Unternehmen gefährdet schien, entbrannte bei der immer allgemeiner werdenden Theilnahme der polnischen Garnison vorzüglich des vierten Regiments, der Sappeurs und der reitenden Artillerie und nach und nach auch des Volkes, ein hitziger Kampf in der Gegend des Arsenal's im nördlichen Theile der Stadt, welcher sich bei hereinbrechender Nacht mehr nach Süden hin ausdehnte und auch den folgenden Morgen erneuerte, sodas die fünf russischen Regimenter mit Zurücklassung vieler gefangenen Offiziere und Soldaten, begleitet von einigen polnischen Abtheilungen, deren Führer dem Großfürsten noch treu geblieben waren, sich schon am 30. Nov. aus der Stadt in südlicher Richtung nach der Meierei Królikarnia zurückgezogen hatten. Einige russische und polnische Generale, welche letztere den Aufstand unterdrücken wollten, waren theils beim Angriff auf Belvedere, theils im offenen Kampfe geblieben, doch selbst im Dunkel der Nacht keine weitere Unbill verübt worden, eine Mäßigung, die unter solchen Umständen in der Geschichte wol ohne Beispiel ist. So war die Stadt schon den 30. Nov. von den Russen befreit. Doch die reine Freude über die so schnell erfolgte Entscheidung, welche die Jugend und das Volk belebte, mußte wol bei den ältern und erfahreneren Männern sich mit einem peinlichen Gefühle von Verlegenheit mischen, indem sie bei dem Hinblick auf das erpörrte Volk, bei der Furcht vor dem mächtigen Kaiser, weder zurück noch vorwärts zu schreiten wagten. In diesem Sinne wurde denn die Proclamation des noch in der Nacht vom 29. — 30. auf des thätigen Finanzministers Lubecki Betrieb zusammengetretenen, schon unter russischer Herrschaft bestandenen Verwaltungsraths abgefaßt; und trotz der Aufnahme einiger beliebten Männer in jenen Rath, als der Fürsten Szartoryski und Radziwill, der Kastellane Kochanowski und Pac, des Senatssecretairs Niemcewicz, eines alten Waffengefährten Kosciuszko's, und des für den Augenblick nicht gegenwärtigen Generals Chlopicki, der im Privatleben russische Günst verschmäht hatte, mußte der antirevolutionnaire Ton jener Proclamation das siegtrunkene Volk erbittern. Doch beruhigte es sich allmählig, als es seinem Wunsche gemäß den in den spanischen und russischen Feldzügen Napoleon's gefeierten und wegen seiner Charakterfestigkeit bekannten Chlopicki das Obercommando der Truppen übernehmen, den geachteten Wengrzeki zum Polizeipräsidenten und den Grafen Peter Lubiencki, der später durch den patriotischen Senator Grafen Anton Strowski ersetzt wurde, zum Befehlshaber der zu errichtenden Sicherheitsgarde ernannt sah. Am 1. Dec. aber, als außer dem talentvollen Dembowski Männer wie Kulewel, das Haupt der demokratischen Opposition,



Wladislaus Ostrowski, Anton's Bruder, und Gustav Malachowski, Beide früher der constitutionellen Opposition angehörig, an die Stelle einiger nicht beliebten ausgetretenen Mitglieder in den Rath aufgenommen wurden und das Leben der Revolution in dem unter Lelewel's Mitwirkung durch den Rechtsgelehrten Kaver Bronikowski gegründeten patriotischen Verein, dem Mittelpunkte der ehemaligen demokratischen Oppositionsmänner, gesichert schien, mußte sich die Spannung mindern und Vertrauen zur guten Sache auch in dem Herzen der Zaghaften Raum gewinnen. Eine aus dem Fürsten Adam Czartoryski, Lubecki, Lelewel und Wladislaus Ostrowski gebildete Deputation, welche am 2. Dec. an den Großfürsten hinter den südlichen Barrieren der Hauptstadt nach Wirzba, wo er mit noch bedeutenden russischen und polnischen Streitkräften stand, gesendet wurde, um Sicherstellung der Verfassung und Vereinigung Lithauens mit Polen zu verlangen, kam natürlich mit ungenügender Antwort zurück, worauf der patriotische Verein, selbst begeistert und die Begeisterung des Volkes richtig berechnend, die Entwaffnung und Gefangennehmung des Großfürsten und energische Entwicklung der Bewegung im ganzen Lande in dem bestimmtesten Tone vom Rathe verlangte. Wenn auch die Furcht vor dem Volkswillen und der Einfluß Lelewel's die Rathsmitglieder anfangs ziemlich nachgiebig stimmte, so zeigte sich doch die Mehrheit, vorzüglich General Chlopicki, bald abgeneigt, diesen Wunsch zu erfüllen, als der Großfürst, von den polnischen Truppen verlassen, am 3. Dec. dem Rathe schriftlich erklärte, im Vertrauen auf die Großmuth der Polen, das Königreich mit seinen 5000 Russen verlassen zu wollen, und ihm dadurch die Hoffnung einer gütlichen Ausgleichung zu bieten sagten. Doch hatten diese günstigen Umstände wenigstens den Einfluß auf den Rath, sich trotz Lubecki's Gegenstreben, der in dieser russischen Behörde den einzigen Stützpunkt einer von ihm gewünschten Ausgleichung mit Rußland sah, als unpopulair aufzulösen und die Gewalt am 4. Dec. einer provisorischen Regierung zu übertragen, welche aus Czartoryski, Pac, Dembowski, Wladislaus Ostrowski, Niemcewicz und Lelewel bestand. Dies hätte die Revolution weiterführen können, wenn nicht der übereilte Angriff einiger Clubsisten gegen General Chlopicki, bei dessen heftiger Abwehrung dieser von einer Art von Schlag betroffen wurde, das Heer und selbst das Volk, welches auf ihn allein im bevorstehenden Kampfe seine Hoffnung setzte, mit Abneigung und Furcht vor dem Club und zu großem Vertrauen auf Chlopicki erfüllt hätte, wodurch es diesem möglich wurde, sich der höchsten Gewalt zu bemächtigen. Dies geschah am 5. Dec., wo er zuerst ziemlich heftig den Mitgliedern der Regierung, als sie ihm den Oberbefehl über das Heer übertragen wollten, und dann dem auf dem Marsfelde versammelten Heere erklärte, bis zum Zusammentreten des von der provisorischen Regierung auf den 18. Dec. berufenen Reichstags, als Dictator die Angelegenheiten leiten zu wollen. Die Mitglieder der provisorischen Regierung sollten für die Verwaltung fortwährend thätig bleiben. Dieser Schritt war ganz eigenmächtig, doch gewiß nicht Ehrgeiz, sondern es bewog ihn nur die Besorgniß vor Anarchie und vor Jakobinismus, den er bei dem Mangel an Einheit in der Regierung von Seiten des Clubs fürchtete. Auch hätte er als Dictator sein Vaterland retten können, wenn er in dem kräftigen Geiste gewirkt hätte, der das ihm zuzuschickende Heer und Volk belebte. Möchte auch ein schneller Einfall in das aufgeregte Lithauen, welches General Rosen mit nicht unbedeutenden Streitkräften besetzt hielt, noch als ein zu gewagtes Spiel erscheinen, so war doch wenigstens schnelle und energische Rüstung nöthig, um die Unterhandlungen der Vermittler beim Kaiser, welche Chlopicki zu gütlicher Ausgleichung absenden wollte, gehörig zu unterstützen. Jedoch in besangener Miskennung des Geistes seines Volkes, das nach seiner Meinung zu schwach an disciplinirter Heereskraft und tüchtigen Führern \*)

\*) Vergl. „Lettre du général Chlapowski“, S. 4—9.



den Krieg gegen Rußland nicht glücklich bestehen könnte, hoffte er sicher, durch gütliche Ausgleichung sein Vaterland zu retten, ohne zu bedenken, daß die von der öffentlichen Meinung geforderte Abtretung Lithauens diese Aussicht vereiteln mußte. Er sendete deshalb den beim Kaiser beliebten ehemaligen Finanzminister Lubeki und den unbedeutenden Landboten Johann Fezierski nach Petersburg, sowie auf Lubeki's Betrieb die diplomatischen Agenten Wolicki und Wielopolski nach Paris und London, während Konstantin, nachdem er die in den Festungen Modlin und Zamosc garnisonirenden Russen an sich gezogen, ungestört und mit Lebensmitteln unterstützt, über Lublin nach Pothynien gezogen war. Was der Dictator während dieser Zeit versäumte, ersetzten wenigstens einigermaßen patriotische Polen durch reichliche Geschenke an den Staatschatz und freiwillige Ausrüstung von Truppen, und alle Wojwodschaften des Königreichs hatten sich willig der Revolution angeschlossen. Übrigens hielt der Dictator mit Recht streng darauf, daß das altpolnische Gebiet Ostreichs und Preußens nicht verletzt würde, und die Bereitwilligkeit, mit welcher man dieser Forderung nachkam, beweist wieder den Geist der Mäßigung, welcher die Jugend trotz aller Aufregung besetzte. Daher wurden auch die später in Krakau wegen der unpatriotischen Willkür des Senatspräsidenten Wodzicki ausgebrochenen Unruhen von den Polen nicht unterstützt, um nicht die andern beiden Krakau beschützenden Mächte aufzureizen. So nahte der 18. Dec., als der Tag der Eröffnung des Reichstags. Obgleich Chlopicki am 17. Dec. den Abgeordneten der zu eröffnenden Kammern und den Mitglieder der provisorischen Regierung, welche den Wunsch eines von der öffentlichen Meinung geforderten entschiedenen Auftretens gegen Rußland aussprachen, auf eine sehr heftige Weise erklärt hatte, daß er wegen seines Rußland geleisteten Eides nicht die Ansprüche auf Lithauen unterstützen könnte, eine Aeußerung, wozu er wol gegen seine Überzeugung aus Wuth über die nach seiner Meinung zu überspannten Plane der Nation fortgerissen wurde, so verschwiegen die erstaunten Männer diese Aeußerung doch, um nicht Verwirrung zu veranlassen, und nachdem beide Kammern, der Senat unter dem Präsidium des Fürsten Czartoryski, die Landboten unter Marschall Wladislaus Ostrowski, am 18. in der ersten Sitzung den Aufstand anerkannt hatten, sahen sie sich wegen des auf Chlopicki noch immer hoffenden Heeres und Volkes genöthigt, demselben am 20. Dec. wieder die Dictatur, doch mit der Beschränkung zu übertragen, daß eine die Dictatur beaufsichtigende Reichstagsdeputation, an deren Spitze Czartoryski und Ostrowski standen, den Dictator absetzen könnte. Von 115 Landboten hatte nur Morawski von Kalisch gegen diese Maßregel gestimmt; selbst Lelewel brachte seine Bedenkenheiten der allgemeinen Übereinstimmung zum Opfer, in der Hoffnung, daß der mit ihm oft verkehrende Dictator durch den Drang der Umstände zu entschiedenerm Handeln bewogen werden würde. Die am 20. noch nicht erfolgte Vereinigung der Landboten mit den Senatoren erlaubte jenen noch, ehe sie sich auflösten, in ihren Grundsätzen entsprechendes Manifest zur Rechtfertigung des Aufstandes von Swidzinski unter Mitwirkung Lelewel's aufsetzen zu lassen, das aber vom Dictator, seinen Verböhrungsgrundsätzen gemäß, sehr gemisbilligt, für jetzt zurückgehalten und erst später in den warschauer Zeitungen bekannt gemacht wurde. \*) Die zeitherigen Mitglieder der provisorischen Regierung wurden als fortbestehendes Nationalconfeil von dem Dictator mit der Verwaltung der Landesangelegenheiten beauftragt und ebenso die Minister beibehalten, eine Vermehrung der Behörden, welche der Einheit der Regierung aber nicht förderlich sein konnte. Mit Jubel begrüßten Heer und Volk, bei der Unbekanntschaft mit den Verhandlungen das Mißtrauen der Abgeordneten nicht theilend, den wiedereewählten Dictator, der, seinen Ansichten treu, die Rüstungen vernachlässigte und hoffnungsvoll auf den Kaiser blickte, welcher

\*) Vergl. „Allgemeine Zeitung“, 1831, Nr. 20 — 21.



seit dem 13. Dec. sein Heer unter Feldmarschall Diebitsch organisiren und die Abgesandten nicht als Abgeordnete der revolutionnären Regierung, sondern Lubecki als seinen Finanzminister, Sezierski aber als Landboten seines Königreichs, vor sich hatte kommen lassen mit der Auserung, daß er ihnen gern eine Zuflucht vor der Revolution dem ungenügenden Resultate der Unterhandlung entsprechende Antwort, welche der später an den Kaiser geschickte Oberst Wolezynski am 7. Jan. 1831 dem ehemaligen Präsidenten des frühern Verwaltungsraths Sobolewski brachte: „daß der Graf Sezierski bald mit des Kaisers Befehlen zurückkehren werde“, mußte die Nation erbittern und auch sie gegen den geliebten Dictator, der unthätig blieb, mit demselben Mißtrauen erfüllen, welches schon lange Zeit die Landboten im Stillen gehegt und die Clubisten öffentlich ausgesprochen hatten, vorzüglich im „Polnischen Courier“, einer Zeitung, die als Organ der Bewegung selbst von Kelewel und den beiden Landboten Vincenz und Bonaventura Niemojewski unterstützt wurde. Chlopicki und seine Anhänger fühlten das Schwierige ihrer Lage und warfen in der Angst vor einem Ausbruche des Volksumwillens selbst auf Kelewel und die Clubisten den Verdacht einer beabsichtigten Gegenrevolution, ein Verdacht, der jedoch bei der Unmöglichkeit, die Angeeschuldigten ihrem natürlichen Richter zu entziehen, was Chlopicki wünschte, und bei der bald erfolgten Abdankung des Dictators unerwiesen blieb. Endlich kam die schwankende Sache durch Sezierski's Rückkehr am 15. Jan. zur Entscheidung. Chlopicki, durch des ehemaligen polnischen Ministers Grabowski und Lubecki's Briefe und ein kaiserliches Schreiben von der Versicherung des Kaisers belehrt, daß die Polen, wenn sie zur alten Ordnung zurückkehren und dem frühern Verwaltungsrathe Folge leisten würde, Amnestie erhalten sollten, rieth der Reichstagsdeputation, bei der Unmöglichkeit eines glücklichen Kampfes, auf des Kaisers Forderung einzugehen. Er erhitzte sich wieder bei der Gegenvorstellung der Deputirten bei zu Beleidigungen gegen dieselben, erklärte, daß er nur zur Rettung Polens vor Anarchie die Regierung übernommen, und legte am 18. Jan. die Dictatur nieder, einige Zeit vorher, als sie ihm von der Aufsichtsdeputation genommen werden sollte. Nochmals dringend gebeten, wenigstens den Befehl über das Heer zu übernehmen, verlangte er die Dictatur ohne alle Beschränkung, und als die Deputirten dieses verweigerten, zog er sich ganz von den öffentlichen Angelegenheiten zurück. So endete dieser erste Zeitraum der polnischen Revolution, der Zeitraum des unseligen Schwankens, am 18. Jan. 1830.

Mit entschiedener Energie traten nach Entfernung Chlopicki's die ihre Stellung besser erkennenden Patrioten der verschiedenen Parteien hervor und so beginnt der zweite Abschnitt der Revolution, dessen Charakter Festigkeit und Entschiedenheit in den Maßregeln ist. In den Vordergrund traten Fürst Czartoryski, Marschall Ostrowski und General Skrzynecki. In wenigen Tagen drängen sich die Begebenheiten schnell zur Entscheidung. Nachdem die beiden Präsidenten der Kammern, Fürst Czartoryski und Graf Wladislaus Ostrowski, die vereinigten Kammern den 19. Jan. zur Einigkeit und Entschiedenheit aufgefordert hatten, wurde am 20. von dem Landboten auf Ostrowski's Vorschlag, am 22. vom Senat, die Publication des von Chlopicki unterdrückten Manifestes beschlossen und am 20. vom Landboten Roman Soltyl die Entfernung des Hauses Romanow vom polnischen Throne in Anregung gebracht, welcher Vorschlag indeß für jetzt als ungesetzlich beseitigt wurde, da nach der Constitution Gesetzworschläge nur von der Regierung ausgehen konnten. Doch schon am 22. wurde durch Beschlüsse beider Kammern die Initiative der Gesetzgebung derselben so zugesprochen, daß im Falle der Verwerfung eines Vorschlags durch eine Kammer, die vereinigten Kammern durch absolute Stimmenmehrheit darüber zu entscheiden hätten: eine Maßregel, welche bei der geringen Anzahl des vielleicht zaghaften Senats, der Landboten-



Kammer, als dem eigentlichen Brennpunkte der Bewegung, eine zur Entwicklung der Revolution höchst notwendige Bedeutung geben mußte. Hierauf wurde am 25. Jan. Soltyk's Vorschlag auf Dstrowski's Betrieb von den Reichstagsmitgliedern, welche der in Diebitsch's eben erschienenen Proclamation angebotenen schimpflichen Unterwerfung einen ehrenvollen Kampf vorzogen, einstimmig durch Aclamation angenommen und von dem Volke, das nach langer Täuschung in der Freude über die gesetzlich anerkannte Freiheit auch den Sieg derselben hoffte, mit einem Jubel aufgenommen, welcher sich noch an demselben Tag in einem vorzüglich von den Clubisten angestellten Dankfeste zu Ehren der 1825 verschworenen Russen, Pestel's, Murawiew's und Anderer, die in ähnlichem Freiheitstreben gegen die russische Herrschaft gefallen waren, symbolisch aussprach. Das vom Senatssecretair Niemcewicz niedergeschriebene Protokoll, welches die Ausschließung des Hauses Romanow vom polnischen Throne enthielt, wurde nun von sämtlichen Senatoren und Landboten unterschrieben, als Zeugniß für ganz Europa, was die polnische Nation durch ihre Abgeordneten über ihre Selbständigkeit einmützig beschlossen hatte. Auch war schon am 21. Jan. der vom Kriegsrath mehr wegen seiner patriotischen Biederkeit und seines Ansehens, das er als der reichste Grundbesitzer in Polen hatte, als wegen Kriegserfahrung gewählte Oberfeldherr Fürst Radziwill bestätigt worden, weil durch seine Wahl theils keine Veranlassung zu Neid und Zwietracht gegeben wurde, was jetzt vor erprobter Kampfthätigkeit der Führer bei keiner andern Wahl der Fall sein konnte, theils aber auch, weil dadurch die vornehme und reiche Classe, wie schon durch Czartoryski's Theilnahme, noch mehr für die Revolution gewonnen wurde. Auch dem Staate ein Haupt zu geben, war das Letzte, was noch zu thun übrig blieb. Nach mehrtägigen Debatten über die Vorschläge des Landboten Barzykowski, welcher von Vincenz Niemojewski unterstützt, einen constitutionellen König wollte, und Dembowski's, der mit Bonaventura Niemojewski nur ein Ministerium mit einem Präsidenten wünschte, wurde durch die vereinigte Kammer eine mit einer beschränkten executiven Gewalt versehenen Regierungsbehörde aus fünf Mitgliedern: Vinc. Niemojewski, Morawski, Barzykowski und Lelewel unter dem Präsidium des Fürsten Czartoryski eingesetzt. Dieser besaß zwar auch die Vorzüge erlauchter Geburt und großen Ansehens im Königreiche, bot aber auch durch seine seit frühester Zeit erprobte Einsicht und Thätigkeit zum Heil seines Vaterlandes für dieses Vertrauen sichere Bürgschaft. \*) In einer, das Verhältniß seiner frühern Wirksamkeit für Polen zu seiner jetzigen Stellung beleuchtenden Rede versprach er die Wünsche der Nation ganz erfüllt zu wollen. Doch ermangelte wol diese Behörde, zumal bei dem Einfluß, der auch dem Obergeneral zugestanden war, die rechte Einheit, indem Czartoryski seiner politischen Farbe nach zu den Patrioten gehörte, welche ihre Gewandtheit in Staatsgeschäften oft verleitete, von diplomatischen Entwicklungen zu viel Heil zu hoffen und darin größtentheils in Barzykowski einen Beistand hatte, während das constitutionell-doctrinaire Princip von Niemojewski vertreten und von Morawski größtentheils unterstützt wurde. Doch bei der Abhängigkeit dieser Behörde von dem Reichstage, welcher allein die Gesetzinitiative und andere wichtige Rechte hatte, war nichts zu fürchten, so lange die in demselben unter Dstrowski jetzt so kräftig hervortretende constitutionelle Partei ihren Einfluß behauptete, und das Wesentlichste war doch jetzt Einsicht und Glück des Oberfeldherrn und Tapferkeit und Hingebung des Heers, welchen man die Entscheidung überlassen mußte. So viel war in 10 Tagen geschehen, und wenn die Freude in den Zeitschriften der Bewegung auch fast zu laut wurde, so dürfen wir diese jeder Revolution eigne Zügellosigkeit der Presse nicht wie der

\*) Vergl. „Coup d'oeil“, S. 57 fg.



ängstliche Greis Niemcewicz betrachten, der zwar ein alter polnischer Freiheitsheld, doch der vielfachen Stürme, in welchen er ergraut war, überdrüssig, den Drang der Jugend nicht mehr verstand und in dem Freiheitetaumel der Presse einen Keim des Verderbens für sein Vaterland sah.

Kaum hatte der Reichstag in einer Proclamation das polnische Volk seines Eides gegen Nikolaus ledig erklärt und zum Kampfe aufgerufen, als am 5. Febr. ganz unerwartet die Russen auf fünf Punkten die Grenzen des Königreichs überschritten, indem das Hauptcorps unter Pahlen, Rosen und Witt nebst dem Hauptquartier des Feldmarschalls Grafen Diebitzsch zwischen Tycoczin und Nur, der rechte an Fußvolk starke Flügel unter Schachoffskoi bei Kowno, der linke Flügel, vorzüglich Reiterei, unter Geismar und Kreuz bei Wlodawa und Uscilug einrückten. Bei Grodno und Brzesz sicherten kleine Corps die Verbindung mit den Flügeln und die Reserve commandirte der Großfürst Konstantin. Gegen diese wohlgerüsteten, nach einem mobilmarchirten Plane in das offene Land vorrückenden Russen standen ungefähr 38,000 Polen und auch diese bei den Versäumnissen Chlepicki's und der Unfähigkeit Radziwill's zum Theil noch schlecht bewaffnet, ohne Plan, ohne Haltpunkte, welchen ein zwischen Warschau, Modlin und Sierock gezogenes Dreieck leicht darbieten konnte, auf dem rechten Weichselufer zerstreut, in nichts der Überzahl überlegen, als in wilder Kampflust, welche eine edle Verzweiflung erregte. Denn von den benachbarten Regierungen Osterreichs und Preußens, die mit Rußland freundschaftlich verbunden, selbst über Theile des alten Polens herrschten, durften die Polen im glücklichsten Falle nur eine den Russen günstige Neutralität hoffen, welche ihnen in der Folge verderblich genug wurde. Der von England und Frankreich gehoffte Schutz hingegen war noch ungewiß, und mußte, selbst wenn die ängstlich den Krieg scheuenden Ministerien dieser Staaten sich offen für Polen erklärt hätten, immer zu spät kommen. Unter so günstigen Umständen wollte Diebitzsch wahrscheinlich seinen linken Flügel Reiterei schnell über die Weichsel werfen, mit dem rechten von Norden und der Hauptmacht im Centrum auf Warschau vordringen, das polnische Heer bei seiner anfangs ausgebrehten Stellung theilen, von der Hauptstadt abschneiden und vernichten. Demnach operirte, nachdem der nordöstliche Winkel des Königreichs mit leichter Mühe besetzt worden war, am 8. und 9. Febr. der rechte Flügel des russischen Hauptcorps unter Rosen über Lomza nach Sierock zu, in der Meinung, daß die Narew stark besetzt wäre, der linke unter Pahlen nach Siedlce. Als aber Diebitzsch sich überzeugte, daß die Polen sich mehr nach Süden vom Bug gezogen, und sowol deswegen, als wegen des eingetretenen Thaumwetters eine Zertheilung derselben schwieriger schien, zog er am 10. und die folgenden Tage seinen rechten Flügel über den Bug, sodas Rosen nach Dobre zu, Pahlen auf der Straße nach Kaluszyn hin auf die Hauptstadt losrückte. Während hier Diebitzsch's erster Plan scheiterte, indem die Polen in kleinen Gefechten langsam zurückweichend, nach Warschau hin sich concentrirten, ward auch der am meisten vorgerückte Theil des linken Flügels seiner Armee unter Geismar von dem alten, aber jugendlich kühnen Uhlanenobersten Dwernicki der beim Einflusse der Wislica über die Weichsel gegangen war, am 14. Febr. bei Stoczek mit Verlust geworfen, und Geismar mußte sich auf das Hauptcorps zurückziehen. Wie die einzelnen Führer thätig waren, wirkten die Kammern in der bedrohten Hauptstadt, welche schon am 7. Febr. in Belagerungszustand erklärt worden war und nun auch stärker besetzt wurde, indem sie am 17. Febr. mehre Maßregeln zur Sicherung ihrer Wirksamkeit und Vertheidigung des Landes im Falle des Verlustes von Warschau trafen. Schon rückten die Russen der Hauptstadt immer näher, und nachdem der tapfere General Strzyniecki mit dem vierten Regiment durch hartnäckiges Zurückhalten des viermal stärkern rechten Flügels des feindlichen Hauptcorps unter Rosen, welchen jedoch Diebitzsch anführte, bei Dobre am 17. Febr. einen schönen Beweis seiner Feldherrnsumficht gegeben,



waren die Polen den Abend dicht bei Warschaws Vorstadt Praga zwischen Skuntew und dem sächsischen Werder so aufgestellt, daß die Divisionsgenerale Skrzyncki und Szembek den linken Flügel, Krukowiecki das Centrum, und Zymirski den rechten Flügel bildeten, welcher letztere von dem linken Flügel des russischen Hauptcorps unter Pahlen und Diebitsch von Kaluszyn her zurückgeworfen, jedoch durch Skrzyncki gedeckt, sich zurückgezogen hatte. In dieser Stellung unweit Wawre, wornach die Polen die beiden blutigen Tage, den 19. und 20 Febr. benennen, wurden sie am 19. den ganzen Tag über von Pahlen und Rosen mit überlegener Macht hartnäckig angegriffen, doch indem die Nachtheile, welche Zymirski erlitt, durch die von Szembek errungenen Vortheile unter der obersten Leitung des ebenso umsichtigen als thätigen Chlopicki, der zur Theilnahme an dem Kampfe bewogen worden war, aufgewogen wurden, behaupteten die Polen ihre Stellung. Ebenso wurde am 20. ein erst von dem tapfern vierten Regiment, dann von der Brigade Gielzud geschützter Erlenwald, der Schlüssel der polnischen Stellung, so vergeblich von den Russen gestürmt, daß Diebitsch, um die Verbindung mit dem rechten Flügel seines Heers unter Schachoffskoi zu erhalten, sich in die Wälder zurückzog und mit den Polen einen Waffenstillstand schloß. Unterdeß hatte der kühne Dwernicki, jetzt General, statt sich zur Verfolgung des bei Stoczek geschlagenen Kreuz verleiten zu lassen, sich in kühnem Flug über die Weichsel zurück und von Gora aus wieder hinüber geworfen und bei Rozienice durch schnellen Überfall der Vorhut des Generals Geismar, der auf dem südlichsten Punkte im Königreich eingedrungen war, die Vereitelung des Zwecks vollendet, welchen der linke Flügel des russischen Heers erreichen sollte. Jetzt rückte Schachoffskoi eiligst von Pultusk über den Bug, der von den Polen bei ihrer geringen Macht nicht gedeckt werden konnte, bis Bialolenka heran und griff am 24. den linken Flügel der Polen unter Krukowiecki, der sich gegen denselben nach Grodziskie hingezogen hatte. Doch verdrängte Krukowiecki am folgenden Tage den Feind aus seiner Stellung, sodas es diesem erst gelang, gegen Abend sich mit Diebitsch zu vereinigen, was nicht möglich gewesen wäre, wenn Krukowiecki seinen Sieg besser benutzt hätte und der rechte Flügel der Polen nicht durch die Übermacht gedrängt worden wäre. Hier standen Szembek und Skrzyncki, vor ihnen im Erlenholz Zymirski, der ganze Flügel unter der Anführung des Generals Chlopicki, der aber, statt das Ganze mit Besonnenheit zu leiten, an dem Erfolg des Unternehmens verzweifelnd, sich und den ganzen Flügel mit dem größtmöglichen Verluste des Feindes zum Untergang führen zu wollen schien. Daraus erklärt sich das Schwankende in den Bewegungen der Polen, welche verloren gewesen wären, wenn nicht der Mangel an kluger Leitung des Ganzen einigermaßen durch die Umsicht und Tapferkeit einzelner Anführer ersetzt worden wäre. Zur Verbindung beider polnischen Flügel stand der aus Glogau entflohene General Uminski mit Reiterei etwas rückwärts in der Mitte. Diesen, durch das Vordringen Krukowiecki's gegen Schachoffskoi entblöhten rechten Flügel der Polen griff nun am 25. Diebitsch mit den Corps von Rosen, Pahlen, Geismar und Witt an, sodas das von den Russen gestürmte und den von Skrzyncki und dem tollkühnen Chlopicki selbst wiedergenommene Erlenholz der Schauplatz des blutigsten Gemegels war. Aber des schwer verwundeten Chlopicki Entfernung aus der Schlacht und das Einrücken Schachoffskoi's, welchen Krukowiecki hatte entrinnen lassen, nöthigte die Polen, das Holz zu verlassen. Hierauf warf Diebitsch auf beiden Seiten des Holzes Cavaleriemassen, welche die Polen nach Praga zurückdrängten. Doch die Entschlossenheit Szembek's und Skrzyncki's und des Cavalerieobersten Ricki Angriff auf die Flanke der bis Praga vorgesprenkten Reiterei, die Diebitsch unbegreiflich genug nicht weiter unterstützte, sowie Capitain Skalski's Brandraketen retteten die Polen, sodas sie sich nach Abbrennen des außerhalb der Verschanzungen gelegenen Theils von Praga, mit Heranzie-



hung ihres indeß angekommenen linken Flügels unter Krutowiecki, obgleich etwas in Verwirrung, durch Praga über die Weichselbrücke nach Warschau zurückzogen. Natürlich mußte diese Entscheidung die ängstlichen Gemüther in Furcht setzen, welche sich in der Flucht mehrerer Beamten und Landboten, sowie in einer Petition eines Theiles der Bürgerschaft ankündigte, die auf Unterwerfung antrug, jedoch wurde diese Besorgnisse durch die würdige Haltung und Ruhe Czartoryski's, eines Theiles der Abgeordneten und des Heers bald gemildert. Noch am 25. hatte Fürst Radziwill abgedankt; Chlopicki trat vom Schauplatz, und schon am 26. ward der Held von Dobro und Grochow, der ebenso umsichtige als tapfere Skrzyncki, ein jugendlich kräftiger Feldherr von 40 Jahren, zum Oberbefehlshaber ernannt und von dem ganzen Heere jubelnd begrüßt; nur General Szembek nahm kurze Zeit darauf, von Skrzyncki gekränkt, seinen Abschied. Während unter der kräftigen Leitung des neuen Heerführers die Truppen schnell ergänzt und in und um Warschau gut versorgt wurden, die Stadt selbst durch den neuen Gouverneur, den General Krutowiecki, schnell und gut besetzt und versorgt ward, zog sich Diebitsch, wahrscheinlich entkräftet durch ungeheuern Verlust, nach abermaliger Vereitelung seines Planes nach und nach von Warschau zurück, und ließ nur die Generale Geismar und Rosen in der Nähe von Praga stehen. Wenn also auch der Umstand, daß die Polen ihre Stellung bei Grochow nicht behaupteten, auf den ersten Anblick als ein Sieg der Russen betrachtet werden könnte, so dürfte doch wol wegen ihres Rückzugs der Kampf als unentschieden erscheinen, und betrachten wir endlich, wie sehr die Russen in Folge desselben während der langen Unthätigkeit des Feldmarschalls in Feindesland durch Thauwetter, Krankheiten und Mangel an Lebensmitteln litten, so zeigte sich der Kampf in seinen Folgen den Russen, ebenso nachtheilig als er den Polen durch die unerwartete Befreiung von der drohenden Gefahr vortheilhaft sein mußte.

Nachdem Diebitsch einen vergeblichen Versuch gemacht, den wackern Commandanten von Modlin Ledochowski durch süße Schmeicheleiden zur Übergabe der Festung zu bewegen, theilte er sein Heer; Geismar blieb in der Nähe Pragas stehen; etwas hinter ihm auf der Hauptstraße östlich Rosen; der Feldmarschall selbst zog mit Pahlen, Witt und Schachoffskoi in der ersten Hälfte des März südlich über Siwica und Ryki nach dem Wieprz, wo er den Übergang über die Weichsel vorbereitete. Doch aus Besorgniß für seinen linken Flügel unter Kreuz, der nochmals in Folge eines Gefechtes mit den kühnen Dwernicki bei Kurow den 3. März zurückgeworfen und seiner aus Wolhynien hereinkrückenden Reserve durch einen glücklichen Streifzug einer polnischen Abtheilung aus Zamosc nach Uscilug für jetzt beraubt worden war, hatte Diebitsch während dieser Zeit eine starke Abtheilung des Wittschen Corps unter dem Chef des Generalstabs Toll nach Süden geworfen, welcher mit Kreuz vereinigt Dwernicki nöthigte, das schon besetzte Lublin zu verlassen und sich nach Zamosc zurückzuziehen, wo er durch die Festung geschützt, auf den günstigsten Augenblick zu erneuter Thätigkeit warten konnte. Nördlich auf dem rechten Flügel der Russen hatte sich General Sacken, der die Verbindung mit den Garden erhalten sollte, noch zu rechter Zeit vor den zu spät nach der Narew entsendeten Corps des Generals Uminski nach Ostrolenka zurückgezogen, und da die nachrückenden russischen Garden sich angeschlossen, so konnte hier Uminski wenig Vortheile erringen. In Warschau selbst, wo man jetzt mit Ruhe und Vertrauen die baldige glückliche Entwicklung der Verhältnisse durch Skrzyncki erwartete, kam zuerst am 28. März auf dem Reichstage, der damals aus wenigen Mitgliedern bestand, die von der jugendlichen Partei der Bewegung und ihrem Organ, der „Nowa Polska“, schon früher gewünschte Emancipation der zwar freien aber besitzlosen und frohnenden Bauern zur Sprache. Obgleich die liberale Partei, welche auch auf dem Reichstage besonders in Swidzinski und Szaniecki sehr beredete Organe



sand, und Besitztheilung an die Bauern wenigstens auf den Nationalgütern gegen einen Geldzins wünschte, der gegen diese Vorschläge hervortretenden Opposition eigennützige Beweggründe vorwerfen konnte, so war doch jene Besitztheilung bei der auch ohne dieses Geschenk noch immer warmen Hingebung des Bauernstandes an ihr Vaterland und ihre Herren nicht nur politisch unnöthig, sondern in den Zeiten des Dranges höchst bedenklich, da sie, ohne den Bauer kampflustiger zu machen, den Staatschatz nothwendiger Zuflüsse berauben, den ohnehin schon durch schwere Opfer bedrängten Edelmann arm machen mußte und daher die Schwächern, sowie die Edelleute des eben aufgestandenen Lithauens, der National Sache entfremden konnte. Die bis zum 18. fortgesetzten Discussionen brachten kein Ergebnis, als daß der Vorschlag der Opposition, den Bauern auf den Nationalgütern freie Wahl zwischen fortgesetztem Frohdienst oder Ablösung zu lassen, angenommen wurde. Weitere Erörterungen oder gar Ausführung des Gesetzesvorschlags kamen, theils wegen der erwähnten Schwierigkeiten, theils wegen der bald durch andere für den Augenblick wichtigere Dinge in Anspruch genommene Wirksamkeit des nun vollzähligern Reichstags nicht zu Stande. Dagegen suchten einzelne Patrioten für sich zu helfen, indem sie nach des Landbotenmarschalls Dstrowski Beispiel vom 30. März ihren aus dem Kampfe zurückgekehrten Bauern freies Eigenthum im Angesichte der Landboten schriftlich versprachen. Auch ein Verein zur Erleichterung des Grunderwerbs für Bauern bildete sich im Apr. in Warschau.

Während der äußern Anthatigkeit der beiden feindlichen Hauptcorps hatte Skrzyncki, seiner diplomatischen Neigung folgend, einen Versuch gemacht, jetzt, wo nach Diebitz's Rückzug die Polen schlagfertig dastanden, durch Unterhandlungen auf ehrenvolle Art das Ende des Kampfes herbeizuführen. Der darauf bezügliche Briefwechsel Skrzyncki's mit den von Diebitz bevollmächtigten russischen Generalen Reidhard und Geismar, den Skrzyncki am 27. März dem Heere bekannt machte, konnte zu keiner Ausglei chung führen, weil Diebitz die Zurücknahme der Ausschließungsacte des kaiserlichen Hauses vom polnischen Throne verlangte, was nach Skrzyncki's Antwort die polnische Nation nur nach sichern Garantien thun konnte. Die hierauf erfolgte russische Forderung unbedingter Unterwerfung \*) und die öffentliche Meinung bewogen Skrzyncki den ersten entscheidenden Schlag auszuführen, der, wenn auch die Ehre des Entwurfs seinem genialen Generalquartiermeister Prondzynski zukommt, doch in der Ausführung ihm ebenso viel Ruhm erwarb als die Kämpfe bei Dobro und Grochow. Während nämlich Diebitz die letzten Truppen seines zum Weichselübergang am Wieprz bestimmten Corps von Katowicz an sich gezogen hatte und demnach weit genug entfernt war, warf sich Skrzyncki, nachdem er wenig Minuten zuvor die zu einem fröhlichen Mahle versammelten Offiziere davon benachrichtigt, in der Nacht vom 31. März zum 1. April mit einer Abtheilung Truppen auf den zwei Meilen von Praga bei Wawre stehenden Geismar, dessen unvorbereitetes im Morgennebel überraschtes Corps plötzlich von Rybinski und Kaminski im Rücken und von Klicki von vorn angegriffen und zersprengt wurde. Ebenso schnell ließ er dann, weiter nach Osten vorrückend, den bei Dembe Wielki durch eine sehr befestigte Stellung geschützten Rosen angreifen, wobei die Generale Skrzynski und Romarino, sowie das vierte Regiment sich vorzüglich auszeichneten, sodas am Abend des 31. März Rosen geschlagen und verdrängt war und am 1. Apr. von Lubinski bis hinter Kaluszyn verfolgt wurde. Über 12,000 Gefangene, viele Kanonen und Gewehre, womit die in allen zeitherigen Schlachten furchtbar thätigen Sensenmänner bewaffnet wurden, waren eine herrliche Beute des Siegers, der sein Hauptquartier vom

\*) S. „Allgemeine Zeitung“, 1831, Nr. 99 — 100.



4. — 9. in Latowicz hatte, und jene Beute war um so erfreulicher, je weniger bei der strengen Aufsicht der östreichischen und preussischen Regierung Waffeneinfuhr ins Königreich möglich war. Da nun Uminski, der von der Rarew, wo er zeitlich operirte hatte, südöstlich nach dem Lwicz und bis in die Gegend von Wengrow und Sokalow vorgebrungen war und fortwährend in einem vortheilhaften Kriege den General Sacken und die Vorposten der Garden von Lwicz zurückhielt, so hatte Skrzyncki, der vom 4. — 9. Apr. sein Hauptquartier in Latowicz hatte, nicht mit den durch die Generale Prondzynski und Komarino bei Tganie (einem Dorfe unweit Siedlce) über Rosen am 10. Apr. erfochtenen Sieg, der dennoch Siedlce in russischen Besitz ließ, zufrieden sein sollen, sondern er mußte den bedrängten und von seinen Communicationslinien ganz getrennten Diebitzsch an dem Wieprz bei Roki angreifen und vernichten, ehe er sich durch einen schnellen Marsch mit Rosen und den indeß herzugekommenen Pahlen vereinigen und in einer festen Stellung bei Siedlce am 13. Apr. jedem Angriff trogen konnte. Sein Fehler war um so größer, da die Garden, die immer noch jenseit des Bug standen, durch den in ihrem Rücken ausgebrochenen Aufstand gelähmt und von Uminski beobachtet waren, und gegen die Corps von Rosen und Pahlen ein kleines Corps das befestigte Praga hinlänglich schützen konnte. Der einzige Vortheil, den Diebitzsch's Zug nach Siedlce brachte, war, daß General Dwernicki am 11. Apr. von Zamesc aus bei Krylow über den Bug in Wolhynien einrückte, in der Hoffnung, daß er sich dort bei der schon günstigen Stimmung der Bewohner dieses ehemaligen polnischen Landes festsetzen und den Aufstand ost- und nordwärts verbreiten könnte.

Im Norden der ehemaligen polnischen Provinzen war in dem nach 400jähriger Verbindung mit Polen seit 1772 losgerissenen und seitdem hartgedrückten Lithauen gleich nach dem Einrücken der Garden in den nordöstlichen Theil des Königreichs am 26. März ein schon lange Zeit vorbereiteter Adelsaufstand ausgebrochen, der sich durch Mitwirkung der zwar nicht echt polnischen, aber ihren polnischen Herren ergebenen und durch die russischen Requisitionen erbitterten Bauern in Samogitien vorzüglich durch die Thätigkeit Kalienowski's so schnell in die Kreise von Schwale, Telez, Apitsch und südlich und westlich bis nach Georgenburg und Polangen verbreitete, daß sowohl die russischen Grenzwachter als einzelne Corps auf preussisches Gebiet flüchten mußten, von wo sie bewaffnet in ihre Heimat zurückgesendet wurden. Obgleich nun die ungeordneten und schlecht bewaffneten Insurgentenhaufen, zumal bei dem Mangel an Einheit und Thätigkeit in der Leitung, die eroberten Städte gegen die russischen Generale nicht halten konnten, deren Soldaten mit wilder Wuth den Aufstand zu unterdrücken und den harten in unserm Zeitalter unbegreiflichen Ukas des Kaisers Nikolaus vom 5. Apr. zu vollziehen suchten, so führten sie doch, aus ihren Wäldern bald hier bald dort hervorbrechend, sowohl in Samogitien als auch vorzüglich in der bialowieser Haide einen kleinen, den Russen und ihrer Verbindung mit dem Hauptheere sehr nachtheiligen Krieg fort und erwarteten die ihnen schon durch das Reichstagsmanifest vom 3. Febr. von ihren polnischen Brüdern zugesagte Hülfe. In Wilna selbst jedoch kam der von der Jugend unter Vincenz Poll vorbereitete Aufstand nicht zu Stande und Poll rettete sich mit seinen Mitverschworenen gleichfalls in die Wälder und führte einen kleinen Krieg gegen die Russen fort.

Unter solchen Umständen standen die Garden noch still jenseit des Bugs und die Polen hatten in ihrer linken Flanke nichts zu fürchten. Ebenso war auf der großen Hauptstraße das Zurückweichen Skrzyncki's vor Diebitzsch, den er in freier, fester Stellung nicht angreifen konnte, nach des polnischen Feldherrn Proclamation vom 18. Apr. im Voraus beschloffen und keineswegs den Polen nachtheilig. Der russische Feldherr folgte über Kestew und Minsk auf der schon durch die früheren Marsche ausgesegneten Heerstraße, erst durch Dembinski, dann durch Bielgud auf-







sich, nach längerer Zögerung, vorzüglich von dem immer thätigen Czartoryski gedrängt, jezt um so mehr beufen fühlen, zur Herbeiführung einer glücklichen Entwicklung den großartigen Plan Prondzynski's auszuführen. Um jedoch den linken Flügel der Russen, der in dem Corps des Generals Kreuz seinen Stützpunkt in der Gegend von Lublin hatte, zu beschäftigen und Rüdiger nicht ungehindert aus Polhynien in das Königreich einrücken zu lassen, hatte Skrzynecki schon früher ein 10,000 Mann starkes Corps unter den Generalen Chrzanowski und Romarino abgesendet, das sich mit großer Umsicht bei Rocz über den Wieprz, zwischen der Heerabtheilung des Generals Kreuz hindurch, am 14. Mai nach Zamosc zog. Der polnische Obergeneral selbst, nachdem er seine gegen das russische Centrum bei Siedlce seither behauptete Stellung durch Uminski maskirt hatte, der durch fortwährende Gefechte den Feldmarschall beschäftigen mußte, eilte am 12. bei Zegrz und Sierock über den Bug und die Narew, um die von den Hauptstützpunkten Ostrolenka und von Lomza geschützten russischen Garden, die unter dem Großfürsten Michael den seither unthätigen rechten Flügel der russischen Armee bildeten, durch schnellen Überfall zu vernichten, während ein kleines von Lubienski befehligtes Corps Nur am Bug besetzen sollte, um einen plötzlichen Angriff des Feldmarschalls in seine Flanke zu verhüten. Skrzynecki's Zaudern hatte die Folge, daß sich die Garden in großer Eile aber glücklich zurückzogen. Er ließ, nur gegen ihre Nachhut sechtend, durch den raschen Dembinski am 18. Mai Ostrolenka, am 20. durch Bielgud Lomza nehmen. Doch theils die Unentschlossenheit des von Prondzynski umsonst zum Angriff gedrängten Oberfeldherrn, der auf die erst am 19. eingetroffene Nachricht von der schon am 17. erfolgten Einnahme Nurs wartete, theils Bielgud's Zaudern hinderte jeden entschiedenen Vortheil. Zwar stand am 21. Skrzynecki in Tykocin auf lithauischem Boden und der längst beabsichtigte Übergang eines kleinen Cavaleriecorps unter General Chlapowski in das Gouvernement Bialystock zur Unterstützung der lithauischen Insurgenten konnte bewerkstelligt werden; aber auch die russischen Garden standen wohlgeordnet der Grenze des Königreichs nahe, um bei dem ersten durch Diebitzsch's Ankunft eintretenden glücklichen Wechsel der Umstände wieder zurückzukehren. Dieser günstige Wechsel erfolgte nur zu bald. Am 21. Mai war Diebitzsch, nachdem er Rosen und Pahlen gegen Uminski zurückgelassen hatte, bei Granna über den Bug und über die Grenze gegangen, hatte sich am 22. mit den Garden vereinigt und an demselben Tage Lubienski bei Nur angreifen lassen. Dieser, zu lange zögernd, überall umringt und zur Übergabe aufgefordert, konnte sich nur durch die unglaubliche Tapferkeit seiner Truppen über Zambrow nach Ostrolenka zurückziehen, wohin sich am 25. auch Skrzynecki gewendet hatte, um nicht durch Diebitzsch von der Narew und dadurch von der Hauptstadt abgeschnitten zu werden. Diebitzsch war in Eilmärschen am 25. Abends dort angelangt, hatte sich mit den Garden vereinigt und fand am 26. früh auf dem linken Narewufer noch Lubienski's Corps, welcher den Uebergang des polnischen Hauptheers über die Narewbrücken den Tag zuvor gedeckt hatte. Den bedeutenden Fehler, daß Skrzynecki dieses Corps am 25. nicht an sich zog und nach Zerstörung der Brücke ruhig nach Praga zurückging, da er bei dem Angriff durch Diebitzsch und die Garden wahrscheinlicherweise zurückgeworfen und von Warschau abgeschnitten werden mußte, hat der polnische Obergeneral selbst eingestanden. Am 26. warf sich Diebitzsch auf Lubienski, der sich nach und nach vom linken Narewufer und aus der, von den Russen tapfer gestürzten, aber auch vom vierten Regimente tapfer vertheidigten und von den Russen angezündeten Stadt Ostrolenka zurückzog. Doch bei der Unmöglichkeit, die Brücken bei dem schnellen Nachdringen der Russen abzubrechen, entstand auf den Brücken und auf dem rechten Narewufer während des ganzen Tags ein furchtbarer Bayonettkampf, der von russischer Seite durch überlegene Artillerie vom linken Narewufer her un-



terstützt wurde, indem dem russischen Feldherrn Alles daran lag, die Polen aus ihrer Stellung auf das rechte Narewufer zu drängen und abzuschneiden, während es dem polnischen General wichtig war, seine Stellung zu behaupten und seinen Rückzug nach Praga offen zu halten. Erst gegen Abend gelang dem persönlich tapfern Skrzynnecki, der jedoch immer nur einzelne Bataillons ins Feuer führte und wenig durch Artillerie unterstützte, seine gefährdete Stellung, trotz der Aufopferung der Brücke und des Dammes, ganz zu sichern. Ja, ein schneller Angriff des noch in Komza stehenden Generals Gielgud im Rücken des Feldmarschalls, oder, da dies von dem aller Umsicht und Raschheit ermangelnden Gielgud nicht zu erwarten war, die von Skrzynnecki, der beim Angriff oft zögernd, in der Vertheidigung aber immer groß erscheint, selbst beabsichtigte standhafte Behauptung seiner Stellung auf dem rechten Narewufer hätte vielleicht noch den nach ungeheuren Anstrengungen schon ermattenden Diebitsch am 27. Mai zum Rückzug gezwungen. Doch dem Rathe ängstlicher Generale, vorzüglich Prondzynski's, der früher sehr tapfer, im Unglück aber allen Muth verlor, mehr folgend als seiner Einsicht, zog sich Skrzynnecki am 27. und 28. Mai schnell nach Praga zurück, ohne von Diebitsch verfolgt und gehindert zu werden, was leicht geschehen konnte, wenn der russische Heerführer, in Erwartung dieses Rückzugs, vorher ein Corps nach Rozan entsendet hätte. Beide Heere hatten ungeheure Verluste; die Polen beweinten zwei tapfere Generale, Kaminski und Kiki. So war auch diese Schlacht wieder unentschieden, wie die bei Grochow, erwägt man aber, daß sie die Vereinigung des Feldmarschalls mit den Garden herbeiführte und daß der schnelle unerwartete Rückzug nach den anfangs über die Garden errungenen Vortheilen bei dem Feldherrn und dem Heere wie unter dem Volke das Vertrauen zu ihrer Sache wankend machte, so sehen wir sie in ihren Folgen ebenso nachtheilig für die Polen als die Schlacht bei Grochow für die Russen gewesen war. Der einzige Vortheil war, daß außer Chlapowski auch Gielgud in Lithauen eindrang. Als ihn der Obergeneral bei seinem Rückzuge als abgeschnitten schon aufgegeben, erbot sich Dembinski, ihm die Befehle dazu zu überbringen.

Nach der Schlacht bei Strolenka beginnt der dritte Abschnitt der polnischen Revolution. Ein unseliges Schwanken, von Skrzynnecki und der diplomatischen Partei gefördert, bringt in diesem Zeitraum die polnische Sache langsam ihrem Untergang näher, bis jenes Schwanken durch die Partei der clubistischen Bewegung blutig unterbrochen wird. Die Revolution schreitet fortwährend rückwärts. Skrzynnecki eilte seiner zurückkehrenden Armee schnell voraus und als er die durch leere Gerüchte in die größte Furcht versetzten Reichstagsmitglieder durch die unerwartete Nachricht von der Erhaltung des Heers beruhigt hatte, konnte weder des damals noch unverdächtigen Gouverneurs Krukowiecki beißender Tadel und sein Ungehorsam gegen Skrzynnecki, noch die mehren Reichstagsmitgliedern mitgetheilte Denkschrift des Generalquartiermeisters Prondzynski über die vom Oberfeldherrn bei Strolenka begangenen Fehler das Vertrauen der Mehrheit der Reichstagsmitglieder schwächen. Krukowiecki kam seiner Absetzung durch Einreichung seines Entlassungsgesuchs zuvor, und suchte sich zu Befriedigung seines Ehrgeizes der demokratischen Partei zu nähern. Viele entschiedene und kräftige Patrioten hingegen, nur nicht Czartoryski, der längst die Zögerung des Generalissimus gemißbilligt hatte, vereinigten sich, aus Furcht durch die Abdankung des Oberfeldherrn für ihr Vaterland mehr zu verlieren als zu gewinnen, mit der ihre Hoffnung auf Skrzynnecki stellenden diplomatischen Partei, um zur Versöhnung der öffentlichen Meinung eine Dankadresse des Reichstags für ihn auszuwirken. Als er nach der Annahme derselben den Wunsch einer größern Einigung der Regierung geäußert, machten sie durch den Landboten Ledochowski am 8. Jun. im Reichstage den Antrag einer Reform der Regierung, welcher, je mehr er auf dem Reichstage auch außer der diplo-



matifchen Partei unter Denjenigen, die mit der zeitherigen Wirksamkeit der fünf Regierungsmitglieder nicht zufrieden und wegen des Einflusses der demokratischen Partei auf die Menge besorgt waren, Anklang fand, desto heftiger von der öffentlichen Meinung getadelt wurde, welche die Entfernung der Männer der Bewegung aus der Regierung misbilligte. Aber auch der Reichstag verwarf diesen Antrag am 11. Jun. mit 42 Stimmen gegen 35. Am lautesten jubelte über diese Niederlage Strzynecki's und der mit mehr oder weniger Recht für Aristokraten geltenden Urheber des Antrags, die demokratische Partei im Stuh und in dessen Journalen und die schamloseste Verhöhnung Strzynecki's und des ohne seinen Willen von den Reformern zum alleinigen Regenten gewünschten Szartorpski mußte, so lange diese Männer an der Spitze standen, durch erhöhtes Gegenstreben der andern Partei und durch die gesteigerte Erbitterung der Demokraten Misstrauen und Zwiespalt erregen und vermehren, und eine Krise herbeiführen, die dem Leben der Revolution höchst gefährlich werden konnte; wie denn der greise Niemcewicz hier mit mehr Recht als früher vorausverkündete, nicht feindliches Schwert, sondern die jetzt auflodernde Zwietracht werde Polen verderben.

Während dieser Begebenheiten in Warschau hatte Diebitsch nach Absendung Pakten's zur Verfolgung Gielgud's, zwischen Pultusk, Rozan und Przasznia gelagert, als er plötzlich am 9. Jun. in Kreuzewo bei Pultusk starb: ein Mann, der, nachdem er bei seinem ersten groß entworfenen Plane ungeahnete moralische und physische Schwierigkeiten gefunden hatte, nicht den Geist und die Energie bewies, das flüchtige Kriegsglück zu fesseln. Einstweilen commandirte der Chef des Generalstabs Graf Toll. Jetzt, wo das russische Heer im nördlichen Theile des Königreichs ohne Führer nichts Entscheidendes unternehmen konnte und General Kreuz aus Lublin nach Podlachien heraufgerückt war, mußte Strzynecki bei der dem Vaterlande drohenden Gefahr es für rathsam erachten, den General Kreuz, sowie das diesem aus Polhynien in die Wojwodschafft Lublin nachgerückte Corps Rüdiger's einzeln zu erdrücken. Er nahm daher am 14. sein Hauptquartier in Sienica und wollte Rüdiger's Corps durch Chrzanowski von Zamosc, durch Romarino von Pulawi her und durch ein unter dem unfähigen Jankowski gestelltes bedeutendes Corps von Lutow her einschließen lassen, während Rybinski den General Kreuz angreifen und er selbst zum Schutze der Hauptstadt in Sienica bleiben wollte. Durch eine wohlberednete Scheinbewegung Toll's gegen Sierock aber wurde der um die Hauptstadt besorgte Oberbefehlshaber bewogen, Rybinski, ehe er den zurückweichenden Kreuz erreichen konnte, sowie Jankowski zurückzurufen. Jankowski hatte zwar vor Empfang dieses Befehls den General Rüdiger vernichten können, da der Oberst Turno sich mit der Avantgarde am 19. Jun. sechs Stunden lang bei Lisobyni kämpfend mit Rüdiger's ganzem Corps geschlagen; doch es konnte weder der zweideutig zögernde General Bukowski zur Unterstützung des gedrängten Obersten, noch Jankowski, nachdem er Befehl zum Rückmarsche erhalten, zum Angriffe gegen Rüdiger, der ihm auch jetzt noch nicht entgehen konnte, bewogen werden. Er ging zurück, und Chrzanowski, statt den geschlagenen Feind vollends vernichten zu können, entkam am 23. Jun. mit Mühe und Noth über die Weichsel zu Romarino nach Sandomir. Strzynecki hatte aber bei seiner Rückkehr die traurige Gewißheit, wieder die schönste Gelegenheit zu einer seinem Vaterlande wie seiner Stellung günstigen Entscheidung versäumt zu haben. In dieser Stimmung erfuhr Strzynecki durch einen aus Galizien kommenden Offizier von einer angeblich zu Gunsten der Russen bestehenden Verschwörung; und froh, die von der öffentlichen Meinung wegen der letzten Vorfälle gebrandmarkten Generale Jankowski und Bukowski dabei verdächtig zu finden, ließ er am 29. Jun. sowohl diese als noch sechs andere Personen, unter welchen besonders General Hurtig als früheres Mitglied des Großfürsten verhaftet war, so öffentlich verhaften, daß die



dadurch entstandenen Zusammenrottungen des erbitterten Volkes nur mit Mühe durch den Fürsten Czartoryski und den Landboten Roman Soltys beruhigt werden konnten.

Auf dem Kriegsschauplatz begannen von russischer Seite bald nach der Ankunft des zum Oberbefehlshaber ernannten Feldmarschalls Paskevitsch am 20. Jun. im Hauptquartiere Pultusk rasche Bewegungen. Dieser kühne Führer, im Vertrauen auf die freundliche Gesinnung des preussischen Cabinets, beschloß den seitherigen Stützpunkt seiner Operationen aufzugeben und bewegte vom 4. bis 8. Jul. seine getheilten Armeecorps bei höchst ungünstigem Wetter nach Plock zu, um von da aus die Weichsel zu überschreiten, wobei er von Seiten preussischer Behörden und Kaufleute mit Pontons und Borräthen aller Art unterstützt wurde. Skrzynecki, der sich vergebens wegen dieser und früherer Beinträchtigungen schriftlich an den König von Preußen gewendet hatte, war seit dem 5. dieses Monats in Modlin und hätte von hier aus nach Prondzynski's Plan den Russen bei ihrem gewagten Flankenmarsch sehr gefährlich werden können; doch zusehendem, sie mit einem schwachen Corps unter dem zaubernden Milberg zu beobachten, ließ er sie sich ruhig in Plock und dann, nach der preussischen Grenze, zu der bei Wroclawek geschlagenen Brücke ziehen. Vergebens drangen Andere in ihn, die Bewegungen der Russen zu hindern; nach Empfang eines Schreibens des französischen Ministers Sebastiani, welcher die Sache ohne eine Schlacht noch einige Monate hinzuziehen rieth, entschloß sich Skrzynecki bis vor Warschau nichts Entscheidendes zu thun, und begnügte sich, durch Rybinski und Czernawski, den er nebst Komarino aus Sandomir herangezogen hatte, den russischen General Golownin am 14. Jul. bei Kasuszyn ohne Erfolg bedrängen zu lassen. Wenn sich auch in dem Aufstande des am 21. Jun. aufgegebenen Landsturms, in dem neuen kräftigen Leben, das sich nach dem Eintritt neuer Mitglieder aus den altpolnisch-russischen Provinzen in die Landbotenkammer regte, und in dem überall sichtbaren Eifer für Befestigung der Hauptstadt noch der alte Patriotismus zeigte, so konnte bei Skrzynecki's Vertrauen auf diplomatische Unterhandlungen und bei seiner Unthätigkeit der russische Oberbefehlshaber vom 14—19. ganz ungehindert und mit aller Bequemlichkeit bei Dziel über die Weichsel gehen und selbst den bei Lomza stehenden General Gerstenzweig mit völliger Aufgebung seiner Verbindung mit Rußland nachziehen lassen, sodaß dieser, der bei des Feldmarschalls lecker Sorglosigkeit der Vernichtung kaum hätte entgehen können, von dem tapfern General Turno, den Milberg nicht unterstützte, bei Raciang am 23. Jul. nicht angegriffen werden konnte und sich am 28. mit der russischen Hauptarmee vereinigte.

Während nun Paskevitsch ungehindert von der linken Seite sich der Hauptstadt näherte, war auch die letzte Hoffnung auf eine günstige Diversion in Lithauen verschwunden. Am 7. Jun. hatten Chlapowski, der am 20. Mai die Grenze überschritten und, ohne auf bedeutende Hindernisse zu stoßen, die Insurgenten an sich gezogen hatte und nordöstlich vorgeückt war, und Bielgud, der vorzüglich durch Dembinski's Umsicht den General Sacken mit Verlust aus Maygrad geworfen hatte und über den Niemen gegangen war, sich in Kiedany vereinigt, und vor der Ankunft der gegen sie zurückgesendeten lithauischen Gardes unter Kurutta und den aus Rußland unter Tolstoi nachrückenden Reserven einen raschen Angriff auf Wilna verabredet, wozu auch Dembinski mitwirken sollte: ein Plan, der, gut ausgeführt, bei der Schwäche der Besatzung von Wilna und der Stimmung der Einwohner gelingen mußte. Aber durch Bielgud's Schwäche und bei seinem Mangel an jeder militairischen Fähigkeit wurde der schon zu spät unternommene, aber doch noch von Dembinski und Chlapowski gut eingeleitete Angriff auf die Stadt am 20. Jun. von Kurutta abgeschlagen, sodaß nur die Tapferkeit des ersten polnischen Uhlanenregiments, das den Rückzug deckte, das Corps vor Vernichtung ret-



tete. Nun erst dachte man den Aufstand in Samogitien zu unterstützen, was man von Anfang an mit mehr als dem dahin geschickten schwachen Corps des Generals Szymanowski hätte thun sollen, der trotz allem Eifer die dortigen zahlreichen Patrioten sehr unterstützen konnte. Doch auch hier mißglückte der Angriff auf die Kreisstadt Szawle am 18. Jul. durch Gielgud's Schuld. Die Regimenter, in welchen Ordnung und Mannszucht ziemlich in Verfall gerathen waren, wurden auf Chlapowski's Betrieb, der den schwachen Gielgud leicht gewann und alle Hoffnung eines Erfolgs aufgebend, jetzt bestimmt auf Rettung nach Preußen dachte, in drei Corps getheilt, von denen nur das kleinste unter dem kühnen Dembinski weiter östlich sich wendete, die andern beiden hingegen unter Gielgud, Chlapowski und Rohland, statt einen Haltpunkt in Samogitien oder wenigstens einen Weg nach Warschau zu suchen, gingen vom 12. — 15. Jul. in schwachmüthiger Verzweiflung ihrer Führer, von den ihnen folgenden russischen Abtheilungen gedrängt, nach Preußen hinüber. Gielgud, durch den Schuß eines Offiziers als Verräther niedergestreckt, küßte die Schuld seiner Schwäche, die den kriegserfahrenen Chlapowski, dessen Werkzeug Gielgud nur war, wegen seiner kleinmüthigen und absichtlichen Misleitung der auf ihn vergeblich hoffenden Soldaten, viel schwerer traf. Die übergetretenen Polen wurden von der preussischen Behörde aufgenommen, entwaffnet\*) und einstweilen unter Quarantaine gestellt.

Unter diesen Umständen mußte der von den Brüdern Niemojewski am 22. Jul. dem Reichstage mitgetheilte Vorschlag, in einem Kriegsrathe das seitherige Benehmen des Generalissimus untersuchen und sein künftiges Benehmen bestimmen zu lassen, auch gegen die Diplomaten durchgehen; doch Skrzynecki's Versicherungen, dem Kriegsrathe, welcher sogleich für eine Schlacht entschied, gehorchen zu wollen, versöhnten den Reichstag und beruhigten das Volk. Die Regimenter setzten sich gegen die Pozura in Bewegung, Skrzynecki selbst aber war erst am 3. Aug. in Sochaczew, und konnte sich noch nicht entschließen, die nun schon in Lowicz in feste Stellungen eingerückten Russen anzugreifen, sondern zog sich nach Wolimor zurück. Unterdeß war am 2. Aug. Dembinski mit seinem Corps unverletzt in Warschau angekommen. Er hatte sich, den feigen Übergang nach Preußen verschmähend, mit etwa 4000 Mann und sechs Kanonen über Mieszkucz, Poniewitz und Drzmiana herum über den Niemen und Bug durch fünf russische Corps hindurch mit der größten Umsicht ins Königreich gezogen, und gewann, in Warschau vom Heer und Volke jubelnd empfangen, eine Popularität, die er durch seine rücksichtslose heftige Offenheit und durch sein unzeitiges Anschließen an die Partei Skrzynecki's leider nur zu bald verlor. So verlor auch hier Polen einen Mann, der es hätte retten können und ging seinem Untergange unaufhaltsam näher. Der Großfürst Konstantin, der so viel zur schnellen Entwicklung des Aufstandes beigetragen, war während dieser Zeit am 18. Jul. in Minsk gestorben.

Auf Anregung mehrerer Patrioten, vorzüglich der Brüder Niemojewski, sah sich, da nun auch Solawin nach Praga zu und Rüdiger über die Weichsel sich bewegte, die Regierung und der Reichstag genöthigt, am 10. Aug. eine Deputation nach Wolimow zu senden, um Skrzynecki selbst und die übrigen Generale und Obersten wegen des Oberfeldherrn Ungehorsam in einem Kriegsrathe zu vernehmen. Das für Skrzynecki ungünstige Resultat dieses Kriegsraths bewog die Deputation, Dembinski, seither Gouverneur der Stadt, zum interimistischen Oberbefehlshaber zu ernennen, welcher diese Stelle zwar auf 60 Stunden annahm, jedoch bei seiner Achtung gegen Skrzynecki und bei seiner Unbekanntschaft mit der Stimmung des Heers sich auf eine das Heer befremdende Weise an Skrzynecki anschloß, welcher zwar nach dem Entschlusse der Commission gern in einer unter-

\*) Bgl. Dembinski's „Feldzug in Lithauen“; „Lettre du général Chlapowski etc.“



geordneten Stellung dem Vaterlande dienen zu wollen versichert hatte, aber doch durch den ihm ergebenden Dembinski seinen Einfluß so lange als möglich bewahren zu wollen schien, um sein geliebtes Vaterland auf seine Weise zu retten. Da Dembinski's Benehmen vorzüglich drei Mitgliedern der Regierung, nämlich Niemojewski, Morawski und Kelewel mißfiel, so wurde nun Prondzynski zum wirklichen Befehlshaber gewählt, der aber, mehr genialer Stratege als kräftiger Führer, schon am 13. Aug., theils im Gefühl dieser Schwäche, theils aus Furcht, wegen seiner Denkschrift als Intriguant gegen Skrzyncki zu erscheinen, den Antrag zurückwies. In dieser die Nation gefährdenden Unentschiedenheit glaubten nun die patriotischen Clubisten, die den General Krukowiecki als Patrioten ganz für den Ihrigen hielten, eine Revolution zur neuen Entfaltung der Volkskraft hervorbringen zu müssen. Doch ehe die verschiedenen Parteien im Club darüber ins Reine kamen, führte eine im Kriegsrathe beschlossene rückgängige Bewegung des polnischen Heers nach den Verschanzungen der Stadt am 15. Aug. Nachmittags zu einem heftigen Auftritt in dem von Gynski präsidierten patriotischen Club, worauf eine Deputation an die Regierung gesendet ward, Skrzyncki's Entfernung zu veranlassen. Kelewel, als Theilnehmer des Clubs, schwieg verlegen; die übrigen Glieder der Regierung suchten zu beruhigen; doch Barztkowski's gerechte aber jetzt zur Unzeit laut ausgesprochene Entrüstung über die Anmaßung der Advocaten und die Aufhegungen der darüber erbitterten Clubisten, vorzüglich des sehr excentrischen Priesters Pulawski und eines gewissen Woski, erzeugten nun unter den vor dem Regierungshause versammelten Unzufriedenen eine wilde Gährung; sie stürzten sich nach dem Schlosse, wo die seit dem 29. Jun. noch nicht gerichteten Verräther saßen. Die von Ostrowski aufgebotenen Nationalgardien und Militairabtheilungen leisteten bei ihrem Haffe gegen jene angeblichen Verräther wenig oder keinen Widerstand und unter immer stürmischem Loben der wachsenden Pöbelmenge, welche Ostrowski nicht mehr zu hindern wagte, wurden Jankowski und die übrigen Verhafteten verstümmelt und gehängt. Eine blutige Rache nur eines kleinen Theils des in seinen Erwartungen so bitter getäuschten Volkes! Diese Verwirrung benutzte der ehrgeizige Krukowiecki, suchte das Volk zu beruhigen und ließ sich von ihm in der Nacht zum Gouverneur der Stadt ausrufen. Auch noch am 16. wüthete der Pöbel, ungehindert von Krukowiecki, gegen einige im Kerker sitzende Spione, sodas im Ganzen 32 Menschen ermordet wurden. An demselben verhängnißvollen Abend des 15. Aug. hatte der, noch vor den Greueln von der Regierung mit Ernennungen zur Oberbefehlshaberstelle abgesendete Landbote Zwiarkowski von dem würdigen aber altersschwachen Malachowski, von Lubinski und Prondzynski abschlägliche Antwort erhalten.

So wurden die Plane der zögernden Diplomaten an jenem blutigen Abend vernichtet, sodas dieser, statt nach der Hoffnung der Patrioten und vieler Freunde der Polen im Auslande, der demokratischen Partei eine kräftige Entwicklung der polnischen Kräfte gegen den drohenden Feind zu verschaffen, die Leitung der Angelegenheiten einem Intriguanten in die Hände spielte, der nicht für sein Vaterland, sondern nur für seinen Ehrgeiz Energie besaß, womit er gegenwärtig die Parteien täuschte, und den Untergang seines Vaterlandes auf eine Weise vollendete, wie sie Skrzyncki, wäre er an der Spitze geblieben, trotz seiner Schwäche nie verschuldet haben würde.

So schloß der dritte Zeitabschnitt der polnischen Revolution. Die Regierung war ihres Präsidenten Gzartoryski beraubt, der in gerechter Besorgniß vor einem Angriff des verblendeten und aufgehetzten Pöbels ins Lager geflohen war. Sie zog jetzt die Marschälle beider Kammern, den Fürsten Radziwill und den Grafen Anton Ostrowski, mit zu ihren Beratungen. Ohne sich auf das Ansuchen eines Mitgliedes des Clubs einlassen zu können, eine schon früher vom Club vorgeschla-



gene ziemlich demokratische Regierung von 15 Männern zu ernennen, schickte die Regierung, von der Erfolglosigkeit der Sendung Zwierkowski's benachrichtigt und durch Strzynecki's Abdankung gedrängt, am 16. eine neue Deputation ins Lager an Prondzynski. Dieser auch von Czartoryski bestimmt, nachdem er von Krukowicki's bedeutender Stellung gehört, erklärt sich bereit, nach der Verständigung mit Diesem den Oberbefehl zu übernehmen. Hierauf reichten die Regierungsglieder, theils wegen der letzten Vorfälle, theils wegen Lelewel's Verlangen, Pulawski zur Regierung zu ziehen, ihre Entlassung ein. Noch hätte Dembinski, der am 17. in die Stadt kam, das sinkende Vaterland retten können, wenn er seinen Plan, sich zum Dictator zu machen, die Schuldigen zu verhaften und alle Kräfte schnell gegen den Feind zu vereinen, auszuführen den Muth gehabt hätte. Er begann mit Verhaftungen mehrerer Stabisten; Krukowicki war verschwunden; Lelewel war compromittirt. Da entdeckte der General schwankend seinen Plan dem Barypowski und dem Landboten Rakwaski; Beide ratheten ab und Letzterer unterrichtete den zur Wahl der neuen Regierung versammelten Reichstag davon, der sich so heftig gegen jene Usurpation erklärte, daß Dembinski von seinem Vorhaben abstand. Bei der hierauf erfolgenden Berathung über die Regierungsform wurde der Entwurf, einen Regierungspräsidenten mit verantwortlichen Ministern zu wählen, von den Kammern angenommen, und Krukowicki, bald wieder sichtbar, hatte es durch sein feines alle Parteien täuschendes Spiel dahin gebracht, daß ihm selbst vor neun würdigen Candidaten der Vorzug gegeben wurde. General Prondzynski hatte übrigens schon denselben Tag wegen Ungehorsams der Generale den Oberbefehl wieder niedergelegt.

Zunächst suchte nun der mit einer fast dictatorischen, nur vom Reichstage beschränkten Gewalt begabte Regierungspräsident theils durch Ernennung von Männern aller Parteien zu Militär- und Civilämtern, theils durch patriotische Proclamationen und erheuchelte Thätigkeit seine Stellung zu sichern, um im Falle des Stogs als Retter der Nation an der Spitze zu bleiben oder nach ihrem Untergange selbst gesichert zu sein. Er ließ daher zwar den patriotischen Club schließen, suchte aber einzelne einflußreiche Clubisten zu gewinnen, die von Dembinski verhafteten Urheber des Blutbades vom 18. richteten, aber auch freisprechen. Zwar ernannte er den kräftigen Dembinski für jetzt zum Oberbefehlshaber, zum Stadtkommandanten aber den von nun an muthlos auf nichts als auf Unterhandlungen sinnenden General Chrejanowski; er ordnete das Heer und leitete Plane gegen den Feind ein, suchte aber auch wieder die Volkskraft in der Nationalgarde und im Landsturm zu lähmen. Bald trat er, in seiner Stellung sicherer, mit größerer Offenheit gegen seine Gegner hervor. Die rücksichtslose Entfernung Strzynecki's, dem Dembinski wider seinen Willen das Commando eines Regiments gelassen hatte, gab ihm Gelegenheit, sich Dembinski's zu entledigen und in dem alten 75jährigen Malachowski zum Schein einen Oberbefehlshaber aufzustellen. Fortwährend veranlaßte Reibungen brachten es dahin, daß der kräftige Befehlshaber der Nationalgarde Ostrowski seine Entlassung erhielt und darauf Peter Lubinski anstellt wurde, von welchem Krukowicki keine kräftige Entwicklung der warschauer Bürgerwehr zu fürchten hatte.

Warschau selbst, durch die Schuld der frühern Regierung nur auf sieben Tage verproviantirt, war jetzt fast von allen Seiten umschlossen. Paskewitsch stand, nachdem er einzelne Heerabtheilungen nach Kalisch entsendet hatte, welche der tapfere aber schwache Landsturm nicht sehr hindern konnte, mit der Hauptmacht bei Raszon unweit Warschau und erwartete den General Kreuz, der aus Lithauen über Raygod und Mieszawa sich ihm näherte. Rosen und Golowin waren bei Grochow aufgestellt, Müdiger stand mit Weismar bei Radom, da der gegen ihn abwesende General Rozynski nach einem glücklichen Gefecht bei Szaflar wegen sein



ner Schwäche nach Krakau hatte ziehen müssen, und Kaiserow, der noch die Verstärkung Roth's und anderer Generale aus Bothynien zu erwarten hatte, bei Zamose. Gegen Krukowiecki's eigne Ansicht, in dem beschränkten Raume von Warschau eine Schlacht zu liefern und gegen Dembinski's Meinung, den ganzen Krieg nach Lithauen zu versetzen, ward in einem Kriegsrathe auf Uminski's Antrag beschlossen, eine 4000 Mann starke Abtheilung Reiterei unter Lubinski nach Plock und ein Corps von etwa 20,000 Mann unter Romarino gegen Rosen nach Kaluschyn zu senden, um diese Gegenden von den Feinden zu säubern und Warschau mit Lebensmitteln zu versorgen. Beide Abtheilungen brachen am 20. Aug. von Warschau auf. Da sich indeß Romarino, sonst tapfer, als Anführer schwankend und unsicher bewies, eilte Prondzynski ihm nach und entwarf den trefflichen Plan, Rosen nach Praga zu drängen; doch trotz der Tapferkeit, mit welcher die Polen in dem glücklichen Gefechte bei Miendzyczez am 28. Aug. kämpften, gelang es dem russischen Feldhern bei Romarino's Unthätigkeit nach Terespol und hier angegriffen, über den Bug zu entkommen. Die dadurch für die Hauptstadt gewonnene Hülfe an Lebensmitteln und Geldern war die einzige Frucht jenes Siegs, Romarino aber blieb, den erhaltenen Befehlen entgegen, in der Hoffnung eines Erfolgs gegen den Feind, fortwährend von der Hauptstadt entfernt. Paskewitsch, seit dem 27. Aug. mit Kreuz vereinigt, hatte indeß am 4. Sept. Unterhandlungen mit den Polen eröffnet, indem er ihnen den frühern Zustand und Amnesie gegen die Übergabe der Stadt versprach: ein Antrag, der zu sehr den Hoffnungen der Polen widersprach, als daß ihn nicht der ohnehin schon den Patrioten verdächtige Krukowiecki nach einer Berathung mit den Ministern, dem Senatspräsidenten und dem Reichstagsmarschall hätte zurückweisen müssen, welches denn auch schon am folgenden Tage durch General Prondzynski geschah. Doch schon am 6. Sept. sollte die Stadt aus der Sicherheit, die ihr der russische Antrag gegeben hatte, fürchterlich aufgeschreckt werden.

Die Stadt Warschau\*), welche sich am linken Weichselufer in einer ziemlichen Ausdehnung hinzieht, war durch 73 Redouten und Lunetten in zwei, im ausgedehnten Halbkreis herumlaufenden Linien besetzt; der besetztste Punkt der äußern Linie war im polnischen Centrum das Dorf Wola. Doch erwarteten die Polen den Hauptangriff auf dem linken Flügel, den Uminski befehligte, während Dembinski den rechten Flügel anführte. Die Reserveartillerie befehligte General Bem. Nach Absendung der einzelnen Corps mochten etwa 30,000 Mann zur Disposition der Vertheidiger stehen, da Krukowiecki jede Theilnahme der Nationalgarde verhindern zu wollen schien. Gegen die erste Linie begann der russische Feldmarschall plögl. am 6. Sept. früh um 5 Uhr den Sturm, sodaß die äußersten Batterien des Centrums vor- und seitwärts Wola von Pahlen und Kreuz zuerst angegriffen wurden. Während war der Angriff, während die Vertheidigung; doch die beiden sehr schwach besetzten Werke bei Wola, wo die Russen ihre Hauptkräfte concentrirten, wurden genommen und von hier aus Wola selbst nach der tapfersten Gegenwehr der Besatzung um 8 Uhr erfürmt, wobei der General Sowinski den Heldentod starb. In der Erwartung, daß der Hauptangriff vom russischen rechten Flügel drohe, war der General Bem zu spät und mit zu wenig Geschütz zu Hülfe gekommen; Dembinski und vorzüglich Uminski, der seine heftig angegriffene Stellung wacker vertheidigte, hatten auf ihren Flügeln zu thun; der Oberbefehlshaber Malachowski, ungeachtet seines Alters höchst thätig, sah sich vergebens nach Krukowiecki um, der sich erst nach der Einnahme von Wola blicken ließ. Dem weitern Vordringen der Russen von Wola aus wurde nun zwar durch Bem, und den verstärkten russischen Angriffen auf dem linken Flügel durch

\*) Vergl. Uminski's „L'attaque de Varsovie“, die Berichte von Bem, Krukowiecki u. A.



Uminski kräftig Einhalt gethan; ja, um 3 Uhr Nachmittags versuchten die Polen sogar die Wiedereinnahme Wolas, die jedoch bei der ungeheuern Übermacht und der günstigen Stellung der Russen nicht gelingen konnte. Eine Kanonade, die bis 5 Uhr dauerte, beschloß diesen ersten heißen Tag. Die zweite Befestigungslinie, ja, selbst ein noch unverehrter Theil der ersten würde bei einer umsichtigen Leitung der Vertheidigung und die barrikadirte Stadt bei einem Aufgebot der patriotischen Nationalgarde hinreichende Sicherheit gewährt haben, bis der dringend zurückgerufene Romarino mit seinen 20,000 Mann eintreffen konnte; Krukowiecki aber gab alle Hoffnung auf, sich an der Spitze des geretteten Vaterlandes zu halten und förderte nun, mit Vernachlässigung jeder möglichen Hilfe, seine Absicht, als Unterhändler eine Rolle zu spielen. Prondzynski, durch die Erstürmung Wolas ganz niedergeschlagen, unterstützte jenen Elenden und führte so wider Willen den Untergang seines Vaterlandes mit herbei. Auch der Gouverneur Chrzanowski begünstigte Krukowiecki's Pläne. Nachdem dieser von der durch falsche Nachrichten absichtlich getäuschten Reichstagsdeputation die Vollmacht zur Einleitung von Unterhandlungen erhalten hatte, begab er sich, ohne zur weiteren Vertheidigung das Geringste anordnen zu lassen, nach einem durch die Sendung Prondzynski's bis zum 7. Sept. früh 9 Uhr vermittelten Waffenstillstand, um diese Zeit zu Paskewitsch, und erlangte nach seiner Erklärung, ohne Zustimmung des Reichstags auf des Feldmarschalls Forderung völliger Unterwerfung nicht eingehen zu können, eine Verlängerung des Waffenstillstandes bis 2 Uhr. Trotz den kläglichen Vorstellungen Prondzynski's konnte er bei dem fast einmüthigen Gegenstreben des patriotischen Reichstags, der von 10 Uhr an versammelt gewesen, die Einwilligung desselben zu schimpflicher Übergabe der Hauptstadt nicht erhalten, und der fürchterlichste Sturm begann um 2 Uhr von Neuem.

Zwar wies Uminski auf dem linken Flügel die heftigsten Angriffe der Russen zurück, doch im Centrum wichen die Polen von den Russen von Wola hergedrängt, so daß General Toll, der statt des leicht verwundeten Paskewitsch commandirte, um 5 Uhr den vor den Barrieren der Stadt liegenden Ort Czyste zu stürmen befohl. Um 6 Uhr hatten die Russen nach hartnäckiger Vertheidigung der schwachen Besatzung die bei den Unterhandlungsabsichten des Regierungspräsidenten nicht unterstützt wurden, sich der zweiten Verschanzungslinie bei Czyste bemächtigt. Obgleich der durch Malachowski kräftig unternommene und von Uminski unterstützte Versuch, jene Werke wieder zu nehmen, nicht gelang, so konnten doch die Russen in dem, bis in die Nacht fortdauernden Kampfe nicht weiter vordringen und Malachowski's Plan, Uminski's Infanterie gegen die Russen im Centrum zu führen, hätte den Kampf zum großen Nachtheil der Russen bis zum Eintreffen Romarino's hinhalten können. Krukowiecki aber, der die während des Sturmes auf Czyste empfangene Erklärung des seit 4 Uhr wieder versammelten Reichstags, daß er als Regierungspräsident das Recht zur Einleitung von Unterhandlungen habe, klug hätte benutzen können, bis zu Romarino's Ankunft Zeit zu gewinnen, schickte statt dessen Prondzynski um 6 Uhr wieder mit einem schimpflichen Unterwerfungsbriefe, wozu er nicht ermächtigt war, ins russische Lager, zog die meisten Truppen Uminski's ohne Wissen des Befehlshabers Malachowski in die Stadt zurück und schickte sie zum Theil nach Praga in der Hoffnung, nach Entfernung der Vertheidigungsmittel den Reichstag zur Unterwerfung zu zwingen und als Vermittler eine Rolle zu spielen, die er als Vertheidiger durchzuführen nicht den Muth hatte. Die Nachrichten, die der um 10 Uhr Abends durch den Marschall Ostrowski zum letzten Male versammelte Reichstag von Malachowski erhielt, bewogen Jenen, Krukowiecki abzusetzen, welcher wüthend, seinen Plan gescheitert zu sehen, und drohend Warschau verließ. Die einmal begonnene Räumung der Werke mußte nun bei der durch Krukowiecki herbeigeführten Unordnung von dem neuen Regierungspräsi-



ten Bonaventura Niemojewski fortgesetzt worden; die übrigen Truppen und die wichtigsten Papiere wurden durch Malachowski's, Niemojewski's und Ostrowski's Thätigkeit in der Nacht nach Praga geschafft, als der russische General Berg mit Prondzynski um Mitternacht in Warschau anlangte, und nur mit Krukowiecki unterhandeln zu wollen erklärte. Zwar holte man Diesen herbei; doch da er sich in seinem Bestreben, einen schimpflichen Friedensvertrag zu unterhandeln, vorzüglich durch Ostrowski's kühnes und unerschrockenes Entgegentreten gehindert sah, stand er davon ab, und es ward endlich am 8. Sept. nach gehaltenem Kriegsrath um 12 Uhr Mittags durch eine Militairconvention die Übergabe Warschau's und Praga's festgesetzt und den Polen gestattet, binnen 48 Stunden alle Militaireffecten aus Warschau zu schaffen. Dies war die Frucht nicht der absichtlichen Verrätherei, aber der selbstflüchtigen Intriguen Krukowiecki's und der Muthlosigkeit Prondzynski's, welche Beide, Jener von dem nach Modlin abziehenden Heere zurückgestoßen, Dieser freiwillig, russische Gefangene wurden. So hatten die Russen mit einem von ihnen selbst angegebenen Verlust von beinahe 11,000 Mann, der aber gewiß höher anzuschlagen ist, Warschau besetzt, ohne daß die zweite Verschanzungslinie von ihnen ganz erstürmt oder die Befestigungen der Stadt selbst angegriffen worden waren. Der Held des 29. Nov. Peter Wpsocki war bei dem Sturm schwer verwundet in russische Gefangenschaft gerathen.

Am 9. Sept., als das aus Praga ausgerückte polnische Heer nebst den Mitgliedern des Reichstags in Modlin angekommen war, und nach Malachowski's freiwilligem Zurücktreten durch einen Kriegsrath, den der neue Regierungspräsident Niemojewski dazu bevollmächtigte, in dem patriotischen, aber schwachen Rybinski einen neuen Führer erhalten hatte, suchten die Russen die Beendigung des Kriegs durch Unterhandlungen herbeizuführen, die ihnen bei den immer noch bedeutenden polnischen Streitkräften wünschenswerth sein mußte. Der General Berg hatte daher am 10. in Nowydwor eine Unterredung mit Rybinski, dem er jede Erleichterung zur Zusammenziehung der polnischen Truppen in der Gegend von Plock versprach. Die Zurückhaltung der polnischen Militaireffecten mußte schon Mißtrauen erregen, und nach langen Unterhandlungen zwischen Berg und dem von Rybinski bevollmächtigten General Morawski, wobei der russische General, der Einleitung zu einem von den Polen gewünschten entscheidenden Friedensvertrage ausweichend, nur Zeit zu gewinnen suchte, schlug Berg einen vierwöchentlichen Waffenstillstand vor, während die Polen die südlichen Wojwodschaften Krakau, Sandomir und Lublin besetzen sollten. Bald darauf machte er wegen Lublin Schwierigkeiten und als Rybinski nachgab, erklärte Paskevitsch, er könne nur mit einer militairischen Gewalt, auf welche die Regierung und der Reichstag keinen Einfluß hätten, unterhandeln, da seit dem 11. Sept. sich einige Senatoren und viele Landboten, letztere unter Ostrowski's fortwährender thätiger Leitung, zu Zakroczym bei Modlin versammelt hatten, die nach einstimmiger Erklärung ihrer Nichttheilnahme und Mißbilligung der durch Krukowiecki herbeigeführten Militairconvention, über die Mittel zur Rettung und Sicherung des Vaterlandes Beratungen hielten. Im Vertrauen auf die Redlichkeit der Russen gab Rybinski ihrem Verlangen nach, und erließ an die Regierung und den Reichstag die Aufforderung, sich aufzulösen. Während er die von Berg versprochene Fortsetzung der Unterhandlungen hoffte, meldete ihm der russische General am 20. den Übergang des Romarino'schen Corps nach Galizien.

Romarino, bei dessen Heerabtheilung sich auch der ehemalige Regierungspräsident Szatorycki eine Zeit lang befand, war, als er am 7. Sept die Nachricht von der Gefahr der Hauptstadt erhalten, mit seinen kampfbegeisterten Truppen nach Siedlce aufgebrochen und am 8. Abends bei dem Flusse Kostrzyn angelangt, wo er die Nachricht von der bereits erfolgten Übergabe erhielt. Statt aber



dem bald darauf eingetroffenen Befehle des Oberbefehlshabers Malachowski zu folgen und zur Vereinigung sämmtlicher polnischer Streitkräfte über den Bug nach Modli zu marschiren, wendete er sich in ziemlich langsamen Märschen über den Wieprz nach Kazimierz an der Weichsel, versäumte hier die günstige Gelegenheit, durch schnelle Einnahme der dortigen von den Russen schwach besetzten Brücke über die Weichsel zu gehen und durch Zurückwerfung des in Iłża stehenden Generals Rüdiger sich mit dem im Krakauischen stehenden Kozycki zu vereinigen, und suchte sich weiter südlich bei Zawichost über die Weichsel zu ziehen. Auf dieser Marsche aber unaufhörlich von Kosen gedrängt, den die tapfern Befehlshaber der Arrieregarde, General Langermann und Oberst Kreuzewski, mit Mühe zurückhielten, und von der in Folge seiner Zögerung immer mehr einreisenden Demoralisation seiner Soldaten überzeugt, ging er am 17. Nachts von Zawichost mit 11,000 Mann nach Galizien über, sodas also auch diese Hoffnung einer Rettung Polens durch den Ungehorsam und die Ungeschicklichkeit des Führers verloren ging. Diese Nachricht ließ der Feldmarschall Paskewitsch dem General Morawski mit Bemerkungen zukommen, die über die russischen Absichten hinlänglich enttäuschen konnten, und dies, nebst den darauf folgenden Bewegungen der Russen bewog Rybinski, um nicht in Modlin eingeschlossen zu werden, das Heer nach Plock zu führen, und er entschloß sich endlich, schnell über die Weichsel zu gehen, wohin er den General Dembinski mit der Avantgarde vorausgeschickte. Doch die am 24. eingelaufene russische Erklärung, das unter gegenwärtigen Umständen nicht mehr von einem Waffenstillstande, sondern nur von Rückkehr der Polen zum Gehorsam gegen ihren „constitutionnellen König“ die Rede sein könne, und das dieses Heer nach die Übergabe Modlins die weitem Entscheidungen in der Woiewodschaft Plock erwarten sollte, änderte Rybinski's Entschluß. Er ließ sich, noch einmal getäuscht, zu neuen Unterhandlungen verleiten und rief Dembinski zurück. Da aber in der darauf am 23. Sept. zu Plock gehaltenen letzten Reichstagsitzung Niemojewski seine Präsidentenwürde niedergelegt hatte, um dem Reichstag Gelegenheit zu geben, zur Rettung des Vaterlandes alle Gewalt in Einer Person zu vereinigen, so wählte derselbe, da Dembinski abwesend war und Bem die Wahl ablehnte, den von vielen Offizieren in Jubel herbeigeführten Uminski zum Regierungspräsidenten und Oberfeldherrn. Doch nahm dieser nur die letztere Würde an, mit dem Versprechen, die Truppen über die Weichsel zu führen, sodas Niemojewski die Gewalt wieder übernahm. In Folge dieser Erwählung brach Morawski eigenmächtig die von Rybinski eingeleiteten Unterhandlungen ab und Berg kehrte von Nowodwor nach Warschau zurück.

Noch hätte vielleicht ein so patriotischer und kräftiger Mann wie Uminski Polen retten können; aber der größte Theil des Heers verschmähte ihn in unseliger Verblendung und übergab Rybinski wieder den Oberbefehl. Bei der durch diese Umstände zunehmenden Verwirrung und Demoralisation der Truppen mußte nun dieser durch den General Miłberg die Unterhandlungen wieder anzuknüpfen suchen; doch jetzt, wo die Russen während der durch ihr listiges Benehmen gewonnenen Zeit den Polen alle Rettungsmittel abgeschnitten hatten, war das Verlangen des Feldmarschalls Paskewitsch zu erwarten: die Polen sollten sich ohne alle Bedingung dem Kaiser und König unterwerfen. In Übereinstimmung mit den meisten Führern verwarf Rybinski diese schimpfliche Forderung und führte nach einem zu spät unternommenen und daher verunglückten Versuche, die Weichsel zu überschreiten, das tief trauernde Heer, etwa 24,000 Mann stark, am 5. Oct. über Lipno, Radow und Rypin auf das preußische Gebiet über, sodas Dembinski mit der Nachhut den Übergang deckte. Die Mitglieder der Regierung und des Reichstags waren, erst nach Uminski's Verwerfung das Vaterland für verloren achtend, schon am 26. Sept. auf preußischem Gebiete angelangt. Nur Vincenz Niemojewski und Długac



wurden auf diesem Zuge von Eckerkeffen aufgefangen. Nach diesen Unglücksfällen konnten sich die übrigen Corps nicht lange mehr halten. Der tapfere Kozyci, unter welchem der früher entlassene Szembek als Freiwilliger diente, zog sich kämpfend, von Rüdiger gedrängt, aus der Wojwodtschaft Krakau bei Podgorze über die Weichsel, zum Theil durch das Gebiet des Freistaats Krakau, nach Ostreich. Bald darauf übergab der heldenmüthige Commandant von Modlin, Ledochowski, nachdem sein Plan, die Feste in die Luft zu sprengen, an der Schwäche der von ihm im Kriegsrathe befragten Generale und Obersten gescheitert war, die Festung und sich nebst der Garnison zu Kriegsgefangenen. Zamose ging durch Capitulation über. Einige zerstreute Insurgenten beschäftigten noch die Russen in der Wojwodtschaft Augustowo und in Lithauen in diesem und dem Anfange des folgenden Jahres. \*)

So erschlafften nach dem Falle von Warschau nach und nach alle Kräfte, welche den Widerstand immer noch einige Zeit fortsetzen zu können schienen. Alle Hoffnungen auf ein durch die Polen zu erringendes glückliches Ziel ihres Strebens waren geschwunden; es war stille geworden an den Ufern der Weichsel. Da richteten die Zeitgenossen ihre Augen auf den glücklichen Sieger, auf den mächtigen Beherrscher Nikolaus, ob er die den unglücklichen Polen geschlagenen Wunden großmüthig heilen werde. Bald hörte man von unzähligen Strafurtheilen in den ehemaligen polnischen mit Rußland vereinigten Provinzen, wo viele Edelleute als Theilnehmer an den unruhigen Bewegungen durch kriegsrechtlichen Ausspruch ihres Adels beraubt und theils zu Zwangsarbeiten, theils zur Colonisation nach Sibirien, theils endlich zum Kriegsdienst in den sibirischen Linienbataillonen verurtheilt wurden. Durch Ukasen vom 2., 9. und 13. Oct. wurden die Offiziere der Heerabtheilungen Komarino, Kaminski und Kozyci in Galizien und von Rybinski in Preußen für immer vom vaterländischen Boden verbannt, und mußten im Auslande eine Zuflucht suchen. Confiscationen folgten; selbst Czartoryski, der Jugendfreund Alexander's, der nach Galizien entkommen war, verlor außer seinen Würden und Eiden, seine sämmtlichen ansehnlichen Besitzungen im westlichen Rußland. Die bedeutendsten Theilnehmer an der Revolution, die sich nicht durch Flucht gerettet hatten, wurden theils wie Wysocki, Niemojewski und Andere verhaftet, theils, wie Krakowiecki, Prondzynski, Ledochowski und andere Anführer, einzuweisen in das Innere des russischen Reichs geschickt. In den höhern Schulen wurden die obern Classen aufgehoben; die Universitäten zu Warschau und Wilna aufgelöst, ihre schönen Sammlungen versiegelt und bald darauf nach Rußland gebracht; auch das Cadettenhaus zu Kalisch hörte auf zu bestehen und die Cadetten wurden in russische Militärschulen abgeschickt. Doch nicht blos die gebildeten Classen hatten Vieles zu betrauern, auch die gemeinen Polen traf schweres Unglück; es sollten nicht nur alle polnischen Soldaten, die früher zurückgeblieben oder im Vertrauen auf die kaiserliche Amnestie zurückgekehrt waren und nicht gleich einen bestimmten Unterhalt nachweisen konnten, zum 15 — 25jährigen Dienst in der rus-

\*) über den Gang der Revolution und die Kriegereignisse gibt die ausführlichsten Nachrichten Spazier's „Geschichte des Aufstandes des polnischen Volkes in den Jahren 1830 und 1831“ (3 Bde., Altenburg 1832; ins Polnische und Französische übersetzt Paris 1833). Die Grundlage dieses Werkes sind urkundliche Nachrichten, Reichstagsacten, Tagelücher, handschriftliche und mündliche Mittheilungen der vorzüglichsten Theilnehmer an den Ereignissen seit dem 29. Nov. 1830. Wichtig ist das Werk des Grafen Roman Soltyk: „La Pologne. Précis historique, politique et militaire de sa révolution etc.“ (2 Bde., Paris 1833). Eine gute Übersicht der Kriegsgeschehnisse gibt der Artillerieleutnant Marie Brzozowski in „La guerre de Pologne en 1831“ (Leipzig 1833, mit Plänen der Hauptschlachten). Schätzbare Beiträge zur Geschichte der Revolution liefert die 1833 in Paris begonnene Zeitschrift: „Le polonais, journal des intérêts de la Pologne“.



stischen Armee nach Kiew abgehen, sondern auch die Kinder der ärmern Volksklassen wurden in Warschau und in andern Gegenden des Landes zum Jammer vieler armen Altern aufgegriffen und in russische Soldatenschulen geschickt.

Obgleich der schon im kaiserlichen Manifeste vom Jan. 1831 ausgesprochene Entschluß, das Schicksal Polens dauerhaft und den Bedürfnissen des gesammten Reichs angemessen zu begründen, seither als bloße Drohung hatte gelten können, so mußten doch die erwähnten Maßregeln nur zu sehr die Besorgniß der Ausführung jener Drohung wieder aufregen. Nachdem seit Warschaws Fall eine aus den Generalen Rautenstrauch und Kossicki und den Staatsrathen Fuhrmann und Zielinski bestehender Administrationsrath anfangs unter dem Vorsitze des Geheimraths Engel, später unter dem Statthalter Fürsten Paskewitsch, die Verwaltung des Königreichs geleitet hatte, wurde endlich durch ein kaiserliches Manifest vom 26. Febr. diesem provisorischen Zustande auf eine Weise ein Ende gemacht, wie es sich nach dem seither gegen Polen beobachteten Verfahren erwarten ließ. Das durch dieses Manifest erlassene aus 69 Artikeln bestehende organische Statut\*) sicherte zwar dem Königreich Polen eine abgesonderte, vom kaiserlichen Reichsrathe abhängige Regierung und Verwaltung unter der Oberaufsicht des Statthalters und die den Polen in der Constitution von 1815 verliehenen Rechte auf Freiheit ihrer Person und ihres Eigenthums, die ungestörte Religionsübung und eine bedingte Pressfreiheit, sowie das Recht, in Abels- und Gemeindeversammlungen, die aber nur von dem Statthalter berufen werden können, die Mitglieder der zu errichtenden Woiwodschaftsräthe zu wählen und Candidatenlisten zur geneigten Berücksichtigung der Regierung bei Besetzung von Stellen einzureichen; die Vertretung der Nation auf dem Reichstage aber, nebst den diesem zukommenden Rechten und die früher in einem eignen Wappen, in Landesfarben und in einem abgesonderten Heere den Polen verliehene nationale Selbständigkeit wurden vernichtet, sodasß Polen ganz als russische Provinz nur mit eigenthümlicher Verwaltung zu betrachten ist. Die Provinzialstände, deren spätere Einrichtung im organischen Statute versprochen worden ist, dürften nach Allem, was bereits über ihren Wirkungskreis angedeutet worden, das Verlorene nicht ersetzen. (90)

Die politischen Folgen der Niedertlage Polens für die Verhältnisse der europäischen Staaten sind in diesem Werke mehrmals angedeutet worden; der moralische Einfluß dieser Ereignisse auf die Stimmung der Völker zeigte sich bei dem Durchzuge der Ausgewanderten durch Deutschland, wo die Aufnahme, welche sie fanden, nicht bloß der Ausdruck der Theilnahme an ihrem Unglücke und der Bewunderung ihres Heldenmuths, sondern auch eine Erklärung gegen die lecker hervortretenden Bestrebungen des Absolutismus war. Während die auf das preußische Gebiet übergegangenen Soldaten, welche der vom Kaiser Nikolaus verkündeten Amnestie theilhaft werden konnten, größtentheils in ihre Heimat zurückkehrten, beharrten einige Tausend auf dem Entschlusse, ihr Vaterland zu meiden, und wanderten theils heimlich, theils von der preußischen Regierung unterstützt, nach Frankreich, wohin sich die meisten Offiziere und viele Reichstagsglieder zunächst begaben. Die Polen wurden dort gastfreundlich aufgenommen, in einzelne Städte vertheilt und aus den Staatsklassen unterstützt. Es bildete sich in Paris ein Centralverein von mehren einflußreichen Polen, welcher die gemeinsamen Angelegenheiten der Ausgewanderten in seine Hand nahm und mit den in Deutschland gestifteten Unterstützungsvereinen in Verbindung trat. Die ehemaligen Reichstagsglieder, die nach einem von der Versammlung vor ihrer Auflösung gefaßten Beschlusse sich als bevollmächtigten Ausschuß betrachteten, setzten ihrer Thätigkeit ein hö-

\*) S. „Allgemeine Zeitung 1832“, außerord. Beil. Nr. 127 - 133.  
Conv.-Lex. der neuesten Zeit und Literatur. III.



heres, auf künftige Wiedererhebung Polens gerichtetes Ziel, und mochten selbst Verbindungen mit dem Vaterlande unterhalten. Auch auf dem fremden Boden aber, unter den Beschränkungen und Demüthigungen der Verbannung, ruhte der böse Geist des Zwiespalts nicht, der im Vaterlande so viel Unheil gebracht, und erzeugte Parteinungen, die widerstreitenden Richtungen folgten. Die Verlegenheiten, in welche die französische Regierung durch die politische Thätigkeit der Polen gesetzt wurde, ihre Geneigtheit, dem guten Einverständnisse mit den nordischen Höfen nachgiebig, doch nicht immer ehrenvoll Opfer zu bringen, aber freilich auch die unbedachtsame Theilnahme einzelner Polen an den Umtrieben der Parteeien in Frankreich, führten seit 1832 zu mehrfachen Beschränkungen und immer strengeren Braufsichtigungen, bis 1833 viele Polen nach Belgien oder unter Don Pedro's Fahnen gingen und eine zahlreiche Schar im Apr. in der Schweiz Zuflucht und Unterstützung suchte. Gleichzeitig entstanden unruhige Bewegungen in den Grenzgebieten Polens, die zwar vor der übermächtigen Waffengewalt der Sieger sich nicht verbreiten konnten, aber doch die Fortdauer einer feindseligen Stimmung bewiesen. \*) Die deutschen Regierungen, schon früher noch nachgiebiger als Frankreich gegen Forderungen, versagten den verbannten Polen jede Freistätte. Im britischen Parlament sprach noch einmal eine Stimme für die unterdrückte Nationalität der Polen in dem Antrage, daß England als theilhabende Partei der Verträge von 1814 und 1815 für das unglückliche Volk sich erheben möchte; aber obgleich die Regierung in diesen Antrag nicht einging, so sprach doch ihr Wortführer, Lord Palmerston, so entschieden für die Verbindlichkeit jener Verträge, daß von Rußland aus eine Stimme gegen ihn laut wurde.

Polenvereine, eine Frucht unserer für Recht und bürgerliche Freiheit begeisterten Zeit, theilen sich in zwei Hauptzweige: 1) Vereine der Polen unter sich zur Aufrechthaltung ihrer Nationalunabhängigkeit, und 2) Vereine von Individuen anderer Völker zur Unterstützung der unglücklichen Glieder jener in den heiligsten Interessen des Vaterlandes thatkräftigen, wiewol nicht immer besonnenen und einträchtigen Nation, welche, von der Übermacht ausgeitelt aus dem europäischen Staatenverbände, heimatlos umherirrt und am Ufer der Themse wie an der Schelde, Seine und seit Kurzem auch in den Thälern des Jura eine Freistätte sucht. Die erste Classe dieser Vereine schlug ihre Wurzeln in der Zeit, wo Europa nach langem Kampfe in den Armen des Friedens auszuruhen anfing von der tausendfältigen Anstrengung eines allgemeinen Befreiungskriegs. Sie beginnen mit der Begründung der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften in Warschau, die ein Brennpunkt für alle gebildeten Polen wurde und deren öffentliche Zwecke die Erhaltung der Nationalsprache in ihrer Reinheit war. Den vorzüglichsten Antheil daran hatten, außer dem patriotischen Dombrowski und dem würdigen Dichtergreife Niemcewicz, Stanislaus Soltyk, Adam Czartoryski, Dmochowski und die Grafen Czacki und Ossolinski, welche durch großmüthige Anerkennung des Talents, in was immer für einer Gestalt es sich zeigen mochte, den literarischen Bestrebungen in Warschau, Wilna, Lemberg und Krzeminec einen neuen Aufschwung gaben. Mit dem Jahre 1820 nahmen auf Kelewel's Antrieb zu Wilna die wissenschaftlich-politischen Bestrebungen der Gesellschaft junger Leute ihren Anfang, welche unter Leitung des kräftigen Thomas Zan durch Steigerung der Vaterlandsliebe die Jugend moralisch und geistig zu tüchtigen Polen zu erziehen beabsichtigten. Zu derselben Zeit suchte Thaddäus Czacki, gleichsam durch Sympathie angetrieben, in den Südprovinzen auf die Erziehung der Knaben und Jünglinge zu wirken, damit diese dereinst zu tüchtigen Staatsbeamten herangebildet würden. Hand in Hand mit diesen Bestrebungen, wenn auch vielleicht ohne vor-

\*) S. „La chronique polonaise depuis la chute de Varsovie jusqu'au 1 juillet 1833“, in der Zeitschrift „Le polonais“, erste Lieferung.



gängige Abrede, schritt eine allgemeine Begeisterung, wie ein Phantom aus der alten glorreichen Polenzeit durch alle Gauen des unglücklichen Landes und regte mit ernstester Mahnung alle Gemüther an. In dem Jahre der Reichstagsopposition trat die geheime Gesellschaft der Patrioten ins Leben, die durch Waffengewalt einen allgemeinen Aufstand vorzubereiten suchte. Sie hatte ihr Centralcomité in Warschau. Von hier aus verbreitete der kräftige Baum, durch Vaterlandsliebe genährt, in kurzer Zeit seine Wurzeln in alle Regionen und Sphären. Außer den Truppen sollten besonders noch die einflußreichsten Männer gewonnen werden. Ihre Wiege war Posen, und eine der kräftigsten Triebfedern, wo nicht der Stifter, der General Uminski. Das Beispiel der in damaliger Zeit durch öffentliche Anklage und Verfolgung bereits bekannt gewordenen deutschen Burschenschaft hatte in Breslau und Berlin unter den dort studirenden Polen zwei polnische Verbindungen veranlaßt, deren engere Ausschüsse in Uminski ihren Führer verehrten, sowie er damals die Seele aller polnischen Patrioten war. Im Jun. eröffnete der Oberstlieutenant Prondzynski, der als Generalquartiermeister im letzten Freiheitskampfe berühmt geworden, von Warschau aus eine dauerhafte Verbindung mit der Nationalfreimaurerloge in Posen. Unter dem Namen „Nationalmaurererei“ bildete Lukastinski (s. d.) eine Gesellschaft, deren Einrichtung die gewöhnlichen freimaurerischen Statuten zum Grunde lagen. Der Bundeszweck war Wiedererweckung der Volkshümmlichkeit in allen Theilen Polens, und schon 1821 wollte Lukastinski denselben ins Werk setzen, sobald Vermoloff, der auf Alexander's Befehl ein Heer nach Italien führen sollte, Polen verlassen und Deutschlands Grenze betreten haben würde. Verrath und widrige Umstände vereitelten das Unternehmen. Geistvolle Winke des behutsam auftretenden, niemals selbst unmittelbar eingreifenden Lelewel, der sich durch seine Sanftmuth, Beredsamkeit und seine umfassenden Ansichten zum Abgott der lithauischen Jugend gemacht hatte, veranlaßten einen der hochberzigsten polnischen Jünglinge, Thomas Jan, zur Stifftung eines Vereins, der mit Genehmigung des Rectors Simon Malewski und des Bischofs Kundzicz, zuerst öffentlich auftrat und den Namen, der Strahlenden (Promienisci) annahm. Sein Hauptzweck war, in der patriotisch erzogenen Jugend jede Spur aristokratischen Geistes zu vernichten, Reiche und Arme einander näher zu bringen und die Lehren auf Kosten der Ersten erziehen zu lassen. Wiewol Lelewel, in welchem die Jünglinge ihren geistigen Obren erblickten, und der selbst den größten Theil seiner Einkünfte zu diesem Zwecke für arme junge Leute verwendete, die Seele des Ganzen war, so hätte doch die strengste Untersuchung weder Wort noch That nachzuweisen vermocht, welches den Professor irgend einer unmittelbaren Einwirkung auf diese Bestrebungen hätte beschuldigen können. Die russischen Commissairs, und darunter vor Allen Novosilzoff, bildeten und begünstigten, da sie unter solchen Umständen nicht sogleich mit offener Gewalt verfahren durften, eine Gesellschaft von Gegenstrahlenden (Antipromienisci), die unter dem Vorwande, das fröhliche Leben der Jugend zu erhalten, die Bemühungen der Strahlenden zu vereiteln strebten und endlich vor den Behörden als Ankläger derselben auftreten mußten. Man brachte vor den Bischof Kundzicz die Klagen, die Strahlenden hätten in ihren Schriften die Religion gelästert und dergleichen; allein der milde Generalgouverneur Rymnsky-Korsakoff verfuhr nicht mit der gehofften Strenge, sondern foderte bloß die Auflösung der Gesellschaft. Dieses Gebot erzeugte das Bedürfniß einer noch engeren Verbindung. So entstand der Verein der Philareten, an deren Spitze fortwährend Jan blieb, denn Lelewel veranlaßte ihn, selbst nach Vollendung seiner Studien als Student unter seinen Mitschülern zu bleiben, zumal da er durch das Einnehmende seines ganzen Wesens die Liebe Aller gewonnen hatte. Die Statuten dieses Vereins waren mit wenig Abänderungen dieselben, wie die der Strahlenden, nur trennten sich die Theilnehmer in sieben



Classen (Grona) nach den sieben prismatischen Farben, und jede derselben nahm zu ihren Mitgliedern nur Studenten einer und derselben Facultät auf. Die Mathematiker hatten die grüne, die Mediciner die rothe, die Historiker die gelbe, die Physiker die blaue, die Belletristen die himmelblaue, die Philologen aber die Veilchen- und die Juristen die Drangefarbe gewählt. Ein engerer Ausschuß der Philareten waren die *Philomaten*, welcher Bund nur aus 20 Mitgliedern bestand. In diesem neuen Vereine traten die Plane Lelwel's deutlicher hervor. Außer der Vernichtung der Aristokratie war genaue Kenntniß des Vaterlandes und dessen Staatskräfte der Hauptzweck. Jedes Mitglied erhielt zu diesem Behufe, wenn es in den Ferien nach Hause eilte, aus den Händen Zan's ein Exemplar mehrerer gedruckten synoptischen Tabellen, um sie mit statistischen, historischen, geographischen und geologischen Übersichten über die seiner Vaterstadt zunächst gelegenen Districte auszufüllen. Nebenbei wurde ein typographischer Zweigverein gebildet, der sich unter Koslowski's Leitung mit dem Wiederabdruck der polnischen Classiker beschäftigte.

Unterdessen hatte sich der vaterländische Enthusiasmus in allen Theilen Polens gezeigt. Die Vereinigung der posener geheimen Gesellschaft mit der warschauer war zu Stande gekommen, oder vielmehr im Wäldchen bei Bielany durch den Major Lukafinski, Meister einer bereits in der Hauptstadt bestehenden Loge, in Gemeinschaft mit 10 Vertrauten ein neuer Bund der Patrioten gestiftet und dessen Zweck, Wiederherstellung des Vaterlandes, durch einen feierlichen Eid unter freiem Himmel bekräftigt worden. Die Bundesglieder waren: Aminski, Prondzynski, Theodor Morawski, Ludwig Sobanski aus Podolien, Adolf Eichowski, Beamter bei dem Schatz, Oberst Dvorski, Staatsrath und Chef des Stabes unter Dombrowski, Oberst Kossakowski, Theodor Morawski, Advocat Szreder, Jordan, früher Offizier der Napoleonischen Garde, und Bierzbotowicz. Später traten Nikolaus Dobrzycki aus Kalisch und Oberstlieutenant Dobrogojski hinzu. Ein Centralcomité leitete von Warschau aus das Ganze. Die sieben Provinzen, in welche man Polen eingetheilt hatte, wurden durch besondere Mitglieder vertreten. Ein jedes derselben war besetzt, nach Befinden einen Zweigverein in seiner Provinz zu stiften. Noch war kein Monat verstrichen, so waren Provinzialgesellschaften über ganz Polen verbreitet. Sobanski in Podolien und Dvorski in Lithauen waren die glücklichsten Stimmführer. Überall fand man Gleichgestimmte, überall Anklang der Ideen. Dvorski wurde besonders durch großen Anhang erfreut. Seine Genossen nannten sich Kossnyieren, d. h. Sensenträger. Das Charakteristische in der Geschichte der Polenvereine ist, daß die patriotische Gesellschaft unvermuthet auf eine andere stieß, welche sich ganz unabhängig, ja sogar ohne das Dasein eines andern Vereins zu kennen, gebildet hatte und von einem nicht minder glücklichen Erfolge gekrönt wurde. Es war dies die vom Hauptmann Majewski gestiftete Gesellschaft der *Templer*, deren Wurzeln in Volhynien waren und sich zuerst in den Sübprovinzen mit den übrigen begegneten und kreuzten. Durch die Verrätherei Karsti's, der sich aus schnöder Gewinnsucht in die Gesellschaft eingeschlichen hatte und den ehrwürdigen General Kniaziewicz durch Verdächtigungen in Unannehmlichkeiten zu verwickeln suchte, erhielt der Großfürst Konstantin durch sein geheimes Spionensystem eine Liste von den Mitgliedern. Die Verhaftung Lukafinski's, Dobrzycki's, Eichowski's und Szreder's war die erste Katastrophe im Vorspiel des großen Polendramas. Bald theilten auch jüngere Mitglieder, Koszucki, Dobrogojski, und Machnicki dasselbe Schicksal. Theodor Morawski rettete sich durch die Flucht ins Ausland. Die Verfolgung der Polen hatte ihren Anfang genommen. Nun folgte Schlag auf Schlag. Der erste Szartorski, durch Novosilzoff's Berichte verleumdete, wurde von seinem Amte als Curator der Hochschule Wilna entsetzt, und die Jünglinge, welche zur Gesellschaft der Strahlenden gehörten, neun Monate hindurch von Kerker zu Kerker geschleppt, bloß weil ein



Knabe von 12 Jahren, ein Graf Plater, Urenkel Kosciuszko's, an die Wand der Schulfeste die Worte geschrieben hatte: „Es lebe die Constitution vom 3. Mai!“  
 Elf Philomaten aber: Thomas Zan, Johann Czeczot, Adam Suzin, Franz Malewski, Joseph Jezowski, Theodor Lozynski, Adam Mickiewicz (der Dichter), Johann Sobolewski, Dnuphrius Petraszkiewicz, Vincenz Budrewicz und Joseph Kowalewski, nebst neun Philareten: Johann Krynicki, Johann Nepomuc Janowski, Felix Kolarowski, Hilarius Lukaszewski, Johann Wiernikowski, Epprian Daszkiewicz, Nikolaus Kozlowski, Johann Heydattel, Johann Michaelowicz, zur Transportirung in das Innere von Rußland und einige hundert andere Schüler, darunter der 12jährige Michael Plater, in die Militaircolonie als gemeine Soldaten verbannt und unter verschiedene Regimenter vertheilt. Die Professoren Lelewel und Gotuchowski, Kontrym, Bobrowski und Danielowicz wurden ihrer Stellen entsetzt. Mehre junge Literatoren, welche wegen zu freier Äußerungen in Zeitschriften dem Cäsarewitsch verdächtig schienen, Eichowski, Mochnacki und Andere, büßten in schwerem Gefängnisse bei den Carmelitern. Vincenz Niemojewski saß auf dem Landgute eines Privatmanns, von Kosacken bewacht, fünf Jahre als Staatsgefangener. Die Opfer der geheimen Policei, die unter Rojnicki's Leitung stand, nahmen von Tag zu Tag zu. Was nicht jenem furchtbaren Systeme erlag, doch aber der höchsten Laune mißfiel, wurde nicht selten, gleichviel ob Civil- oder Militairperson, der Constitution zuwider vor ein Gericht gestellt, wo Blümer den Vorsitz führte, und besonders wenn es der Unschuld galt, in der Hoffnung auf erhöhte Gunst seines Gebieters so bereitwillig das Schuldig aussprach.

Dumpper, im tiefen Busen verschlossener Ingeheim hatte sich der meisten Polen bemächtigt, als Peter Wplocki, Zögling der Unterfährichschule und Lieutenant in einem Fußartillerieregimente, den Plan zur Befreiung Polens faßte und die Mittel zur Vertreibung der verhassten Zwingherrschaft mit dem Lehrer Styko besprach. Sein erstes Wort schon fand Anklang. Man verstand sich auf halbem Wege. Bald wurden mehre der thatkräftigsten jungen Leute Warschau ins Geheimniß gezogen und ein Bund auf Leben und Tod durch fürchtbaren Eidschwur geschlossen. Franz Grzymala, Ludwig Waplesack, Anastofius Dunin, Kaver Bronikowski, Moriz Mochnacki und Lieutenant Szlegel waren die ersten Verschworenen, denen bald an 50 Andere folgten und die geheime Gesellschaft in kurzer Zeit zur furchtbar drohenden Lampa anschwellten. Militairzöglinge, Studenten, Offiziere aller Grade, Civilbeamte, Advocaten, Blüher und Geistliche hatten sich zu dem blutigen Aufstande vereinigt, den das polnische Volk am 29. Nov. begann. Doch fehlte es an einem Centralpunkt, die Menge zu regeln und zu leiten. Dies fühlte Lelewel. Er gründete deshalb den in der Folge durch seine ultrademokratischen Grundsätze der guten Sache mehr schädlichen als nützlichen patriotischen Club, dessen Versammlungen häufig mit den Zusammenkünften der Jakobiner verglichen wurden. Die Absicht war, auf die Meinung des Volkes einzuwirken, welches große Besorgnisse hegte, daß das schwankende und im Augenblicke der Revolution zu langsame Verfahren der provisorischen Regierung, als der Feind sich noch unter den Mauern der Hauptstadt befand, den guten Ausgang hindern, wo nicht gänzlich vereiteln möchte. So lange Lelewel den Vorsitz führte, blieb er in den Schranken der Mäßigung, so sehr auch der Dictator Chlopicki, dessen Handlungsweise, wiewol aus reiner Absicht entsprungen, vor dem Richterstuhle der unparteiischen Geschichte nicht bestehen kann, durch die Wachsamkeit der jungen Brauseköpfe sich verletzt fühlte und gegen das vermeinte Einmischen in die Angelegenheiten der Regierung eiferte. Laut sprach der Verein, die Lage des Vaterlandes, den Muth der Polen, die Stimmung der sprachverwandten Nachbarvölker und den zerrütteten Zustand der vertriebenen Herrschaft erwa-



gend, gegen die Absendung Lubbecki's und Fezierski's an den Kaiser und gegen das Bögerungssystem des Dictators, und hat er gleichwol seinen Zweck nicht erreicht und dem allgemeinen Enthusiasmus im raschen Kampfe Befriedigung verschafft, so trug er doch viel zu einer populären Ansicht der Heerführer und zur Widerlegung der Meinung bei, als sei der Aufstand der Polen von einzelnen in ihren Rechten sich verletz glaubenden Aristokraten, nicht aber von dem Volke selbst ausgegangen. Als aber Lelewel an das Departement der Vollziehungsgewalt gefesselt war und er sich, der vielen Geschäfte wegen, nicht mehr mit den Verhandlungen des Clubs befassen konnte, trat Kaver Bronikowski, einer der achtbarsten Rechtsconsulenten, an dessen Stelle. Aber auch dieser, durch mannichfache Hindernisse genöthigt, überließ die Leitung des Ganzen dem excentrischen Priester Pulawski und seinem Anhang, und augenblicklich veränderte sich die Tendenz. Wer kennt nicht die heftigen Reden, welche da gehalten wurden, das offene oder geheime, mittelbare oder unmittelbare Eingreifen in die Anordnungen der Regierung und des Reichstags, welches sich durch die Greuelszenen vom 15. Aug. 1831 in seinen Folgen so unheilbringend bewährt hat? Die thätigsten Mitglieder außer den genannten Vorstehern waren: Moriz Mochnacki, Eugen Stubiicki, Adolf Conczynski, Basil Mochnacki, Adam Surowski, Majewski, Machanicki, Gaszynski, Swarc, Dunin, Grzymala, Plichta und Gzynski, der als Urheber der Schreckensnacht vom 15. Aug. genannt wird. Ueberdies gehörten Männer von hohem Einflusse zu dieser Verbindung. Welchen Einfluß sie auf den Gang der Geschäfte während des ganzen Aufstandes (vom 4. Dec. 1830, wo sich die Gesellschaft constituirte, bis zum 15. Sept. 1831, dem Abzuge von Modlin) geäußert, wie sie den Administrationrath, die Regierung, die Kammern der Senatoren und Landboten, und endlich den Dictator Chlopicki, sowie die auf ihn folgenden Oberbefehlshaber unaufhörlich im Auge behielt, controlirte, in Anklagestand versetzte u. s. w., ist Jedem, der dem Faden der neuesten Geschichtserzählung gefolgt ist, hinlänglich bekannt.

Selbst als der Schicksalswürfel für Polen anders gefallen war, als die Patrioten gehofft hatten, und der Kaiser Nikolaus gegen die Ansicht von fast ganz Europa statt väterlicher Milde richterliche Strenge eintreten ließ, gaben die geflüchteten Polen, welche Verbannung, Noth und Elend einer ihrer National-ehre widerstreitenden Unterwerfung vorzogen, die Hoffnung zur dereinstigen Wiedergeburt ihres Vaterlandes nicht auf, sondern stifteten zur Erreichung dieses ihres einzigen Lebenszweckes, auf den sie offen und insgeheim hinarbeiten, fern von der Heimat neue Vereine. Der Mittelpunkt dieser Bestrebungen war das Centrum Europas selbst, von welchem seit dem Beginn dieses Jahrhunderts alle welthistorischen Ereignisse gleich Radien ausgingen und dahin zurückfloßen — Paris. Hier traten alle Diejenigen, welche noch von der Hoffnung beseelt waren, ihr Vaterland wiederzusehen und vielleicht unter glücklichen Auspicien ein neues Staatsleben zu begründen, zusammen und bildeten unter dem Namen Réunion générale de Polonais à Paris einen Bund zu Schutz und Trutz gegen die Unterdrücker ihrer geliebten Matka Ojczyzna (Muttervaterland). Nur ein Geist der Freiheit, nur ein Gefühl der Heimatliebe, nur ein Interesse für das Wohl ihrer unglücklichen Mitbürger, nur ein Gedanke endlich, die Rettung des heimischen Herdes, beseelte die 155 Polen in Paris, mit welchen ebenso viele in Avignon und eine nicht minder große Zahl in Besançon harmonirten, an die sich täglich neu angekommene Brüder angeschlossen, welche auf Frankreichs Boden Gastfreundschaft suchten und fanden. Das Nationalcomité bildeten J. Lelewel, Jof. Zaliński, E. Mikaczewski, Anton Huszerewicz, L. Chodzko, Michael Hube, A. Przejciszewski, Valer. Pientkiewicz als Secretair und C. E. Wodzinski als Schatzmeister. Aber bald war der schöne Traum verschwunden. Die alte Zwietracht, die so oft bei den wort- und thatkräftigen Reichstagen die Besten der Nation trennte und selbst die



wärmsten Patrioten dem kleinlichen Spiele der Eitelkeit und Selbstsucht preisgab, erhob auch jetzt wiederum ihr Haupt. Sie benahm den meisten Mitgliedern jene Mäßigung, die allein zum Ziele führt. Einige glaubten auf diplomatischem Wege, Andere mit den Waffen in der Hand im Beharren der wildesten Grundsätze, Andere durch das Anschließen an berühmte Namen, und wieder Andere unter der Ägide des Reichthums die Wiebergeburts ihres Vaterlands zu erreichen. Fünf Mitglieder: Jgn. Romuald Pluzanski, Kasimir Alexander Pulaski, Johann Nepomuk Janowski, Thaddäus Kremowiecki und Adam Garowski erklärten am 16. März 1832 ihren Austritt und stifteten eine besondere auf rein demokratische Principien gegründete Gesellschaft, deren Statuten sie unter dem Titel: „Ustawy towarzystwa demokratycznego polskiego“ bekannt machten. Schon am 17. März hatten sich außer den Obigen noch folgende Mitglieder an dieselbe angeschlossen: Anton Winnicki, Wladislaus Dombrowski, Joh. Kwiakowski, Zeno Boleslaus und Alexander Swientoslowski, Valentin Krosnowski, Boleslaus Gurowski, Adam Zaba, Leonhard Rettel, Michael Dembinski, Karl Kaczanowski, Karl Kraitstr, Cajetan Slepikowski, Rochus Rypniewski, Adam Piszczatowski, Leonhard Kosbiicki und Stanislaus Paprocki. Die Mitglieder der Réunion schlossen sich nach diesem Schisma enger aneinander und legten die Leitung der Geschäfte, welche bis dahin, obgleich nicht in der Form eines Vorstandes, doch dem Geiste nach, Kelewel geführt hatte, in die Hände eines Ausschusses, an dessen Spitze General Dwernicki durch allgemeine Stimmenmehrheit erhoben wurde. Die thätigsten Glieder, deren stille Wirksamkeit an der Hand der Mäßigung vorerst auf Erleichterung des traurigen Schicksals ihrer verbannten Brüder gerichtet war, können Aniaziewicz, Dembinski, Pac, Dstrowski, Uminski, Chryzanowski, Zaliwski, Plater und Niemojewski genannt werden. Als mehre der einflussreichsten Polen die Weisung erhielten, entweder Frankreich ganz oder wenigstens die Hauptstadt zu verlassen, und Kelewel am 8. März 1833 sogar auf dem Landsitze Lafayette's mit gewaffneter Macht aufgehoben und nach Tours geführt worden, löste sich das Band der Polenvereine immer mehr. Einige Hundert derselben verließen sogar im Apr. 1830 unter Anführung der Obersten Dborcki und Antonini, der strengen ministeriellen Verordnungen wegen, das Land, von welchem die Freiheit der neuesten Zeit ausging und wo die Polen vor allen andern Ländern ein unverlegliches Asyl zu finden berechtigt waren, und warfen sich der schweizerischen Eidgenossenschaft in die Arme. Andere nahmen, mit Franzosen aus den Südwestprovinzen vermischt, Kriegsdienste bei Don Pedro, um für verfassungsmäßige Freiheit zu kämpfen. Andere blieben in Belgien zurück und Einige reisten nach Alexandrien, um Mohammed Ali ihre Dienste anzubieten. Nur Wenige unterwarfen sich, nahmen die Amnestie an und kehrten in die Heimat zurück.

Dies ist das Schicksal der unglücklichen Flüchtlinge, zu deren Unterstützung allenthalben, wo sie erschienen, Vereine gegründet wurden. Am lautesten sprach sich, gleich bei ihrem Übertritt auf das preussische und österreichische Gebiet, die Theilnahme in Deutschland aus. In Posen, Leipzig, Dresden, Altenburg, Frankfurt, Nürnberg, Heidelberg, Karlsruhe, Mannheim, Stuttgart, Darmstadt, Kassel fanden die durchreisenden Polen nicht nur eine an Enthusiasmus grenzende Aufnahme, sondern die Hülfsbedürftigen Nahrung, Geld, Kleidungsstücke und Beförderung zur Weiterreise. Deutschlands Beispiel folgte Frankreich, wo von Strasburg bis Paris so zu sagen Stadt für Stadt und Dorf für Dorf zusammentrat, der „Tapferkeit im Unglück“ eine brüderlich werththätige Anerkennung darzubringen. In Strasburg, Avignon, Grenoble, Nancy, Dijon, Besançon, Chartres und Chalons entstanden Vereine, deren Zweck war, durch jedes nur erdenkliche Mittel das Schicksal der ehemaligen Verbündeten und Mitstreiter in der großen Armee zu erleichtern. Selbst als eine große Anzahl derselben



sich nach der Schweiz begeben hatte, war die Theilnahme und Liebe für die geistesverwandte Nation so groß, daß die Bürger von Besançon und den benachbarten Dörtschaften Bittschreiben zu ihren Gunsten an die höchste Behörde einfsendeten. Auch England blieb an Edelsinn und Großmuth für solch ein welthistorisches Ereigniß nicht zurück. Schon zu Anfang des Jahres 1832 hat sich in London ein Verein gebildet, dessen Zweck ist, eine allgemeine Kenntniß von der Geschichte und den Schicksalen des Königreichs Polen unter dem englischen Volke zu verbreiten. Die im Druck erschienenen Statuten (Regulations of the literary association of the friends of Poland", London 1832) verkündigen eine Gesellschaft, die durch einsichtsvolle Männer geleitet, sich in sehr bestimmter Geschäftsvtheilung organisiert hat. Zu Hull trat ein Verein von Freunden der polnischen Nation und Literatur zusammen und hielt am 19. Jul. 1832 unter dem Vorsitze des Dr. Chalmers in dem Versammlungsfaale der philosophischen Gesellschaft seine ersten Zusammenkünfte. Eine vergleichende Analyse der ältern mit der neuern Geschichte von Polen, verbunden mit einem literarhistorischen Überblick der Verdienste der polnischen Nation um die Wissenschaft, sowie als Staatskörper betrachtet, um die Abwehr asiatischer Barbarei von den Grenzen des östlichen Europa, war der Hauptzweck ihres Strebens. Die Polenvereine sind, da sie für manches zerstörte Familienglück segensreich wirkten, ein schöner Beweis für die nie alternde Wahrheit, daß in jedes edlern Menschen Brust das Mitgefühl in unaustilgbaren Flammenzügen steht. Wer auch immerhin im Gewirre politischen Meinungskampfes die Gegensätze von Recht und Unrecht, Aufstand und Empörung noch nicht ohne Haß und Vorliebe in sich aufzunehmen vermag, wird dennoch sein Mitleid einem Volke nicht versagen können, das von der Natur mit allen Gaben edeln Selbstgefühls ausgestattet, tapfer, stark, thätig, muthvoll und zu den größten Opfern fähig, wie wenige andere zur Unabhängigkeit berufen, nicht nur Jahrhunderte hindurch ein selbständiges Reich bildete, sondern auch nie seine Waffen zur Eroberung auswärts seiner Landesgrenzen trug und sein Schwert stets nur zur Vertheidigung der christlichen Religion gegen den Islam zog, oder um seine eigne Nationalunabhängigkeit vor der Willkür der Übermacht zu schützen. (8)

Poletica (Michael von), russischer wirklicher Staatsrath, ein Mann von seltenem Charakter und hoher Bildung, war Secretair bei der verwitweten Kaiserin Maria und lebte in den letzten Jahren in dem Kreise seiner Familie. P.'s forschender Geist nahm an Allem thätigen Antheil, was der Menschheit frommt. Er ist Verfasser der vom verstorbenen Staatsrath von Jakob in französischer Sprache zuerst zu Halle 1819 herausgegebenen und später in einer zweiten Ausgabe zu Paris erschienenen „Essais philosophiques sur l'homme, ses principaux rapports et sa destinée“, ein Werk, das wegen seiner Originalität, schönen Diction und wegen des durchgängig darin herrschenden rein religiösen und philosophischen Geistes um so mehr Aufmerksamkeit verdient, als es in einer Umgebung entstanden ist, die man eine philosophische Wüste nennen kann, und wo der Denker seine Schöpfung ohne lebendige Hülfe ganz isolirt hervorbringen mußte. P. widmete den größten Theil seiner Zeit der Ausbildung seiner Söhne, die er in den letzten Jahren durch Italien, Frankreich, die Schweiz und Deutschland führte. Seine Bauern verehrten ihn als ihren Vater und Beschützer. Dieser edle Mann starb in seinem kräftigsten Mannesalter zu Petersburg am 18. Dec. 1824. — Sein Bruder, Peter von P., russischer wirklicher Staatsrath, war 1822 russischer Gesandter bei den Vereinigten Staaten von Nordamerika und führte den Briefwechsel mit dem Staatssecretair der Vereinigten Staaten Adams, die Besignahme der Nordwestküste von Nordamerika betreffend, auf welche Rußland das Recht der ersten Entdeckung (durch die Capitains Bering und Afsirigoff bis zum 49° B. in den Jahren 1728 und 1741), sowie sein



Recht der ersten Besichtigung geltend machte; denn schon 1761 habe Rußland eine Niederlassung auf Kobjak gehabt. Kaiser Paul hatte durch einen Ukas den 51 — 55° N. als die Grenze der Besetzungen der russisch-amerikanischen Gesellschaft bestimmt, und zugleich den Fremden verboten, dieser Küste auf 100 italienische oder 63 französische Seemeilen sich zu nähern. P. kehrte in Folge des hierüber von den Vereinigten Staaten sowol als von Großbritannien erhobenen Widerspruchs im Jun. nach Europa zurück, und erhielt die von ihm wegen seiner Gesundheit nachgesuchte Entlassung, worauf der Kaiser den Baron von Thuyll, vormaligen russischen Gesandten beim portugiesischen Hofe, zu dessen Nachfolger ernannte. Jene Streitigkeit aber wurde 1824 durch die am 17. (5.) Apr. zu Petersburg unterzeichnete Convention zwischen Rußland und den Vereinigten Staaten dahin entschieden, daß der 54° N. B. die Grenzlinie macht, welche von den Vereinigten Staaten nicht nördlich und von Rußland nicht südlich überschritten werden darf. Im folgenden Jahre unterzeichnete P. den auch mit Großbritannien am 28. (16.) Febr. zu Petersburg abgeschlossenen Grenzvertrag wegen der Besetzungen an der Nordwestküste von Amerika. Im Anfange des Jahres 1826 erteilte ihm der Kaiser Nikolaus den Auftrag, seine Thronbesteigung dem Könige von Württemberg und dem Großherzoge von Baden anzuzeigen, worauf er im Febr. desselben Jahres nach Petersburg zurückkehrte. (7)

Polignac und das Ministerium Polignac. Der Fürst von Polignac (Auguste Jules Armand Marie), Comte, Erminister Karl X., seit dem 30. Dec. 1830 Staatsgefangener zu Ham, wurde 1780 zu Paris geboren. Seine Mutter, die Herzogin von P. (s. Bd. 8), starb zu Wien 1793. Sein Vater war Geschäftsführer der königlichen Prinzen von Frankreich in Wien, dann in Petersburg und lebte später eine Zeit lang in England. Nach der Restauration wurde er von Ludwig XVIII. zum Pair von Frankreich erhoben, und starb am 21. Sept. 1817. Er hinterließ drei noch lebende Söhne. Der älteste Armand Jules Herzog von P., geboren 1771, war 16 Jahre alt, als seine Ältern Frankreich verließen; der dritte, Graf Melchior von P., geboren 1782, lebte im Auslande bis 1814, wurde nach der Restauration Marechal de Camp, Kammerherr und Generaladjutant des Dauphins; auch saß er 1828 in der Deputirtenkammer. Im Aug. 1830 folgte er dem Dauphin nach England. \*) Der zweite, der Fürst von P., ist der obengenannte Erminister Karl X. Man erzählt aus seiner Jugend Folgendes. Sein Vater lebte, nachdem er ausgewandert war, eine Zeit lang zu Raßstadt. Am Geburtstag seines Sohnes, als dieser das 10. Jahr erreicht hatte, lud er seine Unglücksgenossen und einige andere Freunde zu sich ein und führte sie in ein Zimmer, wo auf einem Tische ein Crucifix mit zwei Lichtern stand. Nun befahl er seinem Sohne Jules an den Tisch zu treten und verpflichtete ihn, wie Hamillcar den jungen Hannibal, durch einen Eid, daß er sich ohne Unterlaß der französischen Revolution und den durch sie in Umschwung gekommenen Grundsätzen entgegenstellen wolle. Die Brüder folgten ihrem Vater nach Koblenz, dann nach Rußland; der älteste ging von hier nach England und lebte an dem kleinen Hofe des Grafen von Artois (Monseur) zu Edinburgh. Der zweite Bruder, Jules, folgte ihm dahin. Beide Brüder nahmen Theil an Georges' und Pichegru's Entwürfen. Der ältere, Armand, landete mit Georges in Frankreich (Dec. 1803), und bald darauf auch Jules mit Pichegru

\*) Durch eine Verordnung Ludwig Philipp's vom 20. Aug. 1830 wurden die Generalmajors: der Herzog von P. (Armand), dessen Sohn, der Graf von P. (Charles) und dessen Bruder, der Graf von P. (Melchior) außer Activität, und wenn sie in Frankreich blieben, auf Halbsold gesetzt. Da sie nun ohne Erlaubnis des Königs Frankreich verlassen haben, so sind sie als ausgehenden betrachtet und aus den Armeelisten gestrichen worden.



(Jan. 1804). Alle wurden verhaftet. Armand P. ward mit Georges und 18 Andern am 10. Jun. 1804 zum Tode, Jules P., Moreau und noch drei Mitangeklagte aber zu zweijähriger Haft verurtheilt. Jules bot den Richtern sein Leben an für das Leben seines Bruders, der Gatte und Vater war. Da warf sich Armand's Gemahlin, von der Kaiserin Josephine, Napoleon's Stieftochter Hortense und seiner Schwester begünstigt, dem Kaiser zu Füßen, und erhielt ihres Gatten Begnadigung, mit der Einschränkung daß derselbe im Schlosse Ham verhaftet bleiben und nach dem Frieden deportirt werden sollte (23. Jun. 1804). Von Ham ward er nebst seinem Bruder Jules P. in den Temple und von da nach Vincennes gebracht. Nach einiger Zeit erhielt er die Erlaubniß, sich in einem Gesundheitshause zur Herstellung seiner Gesundheit unter ärztlicher Verpflegung aufzuhalten, wo er nebst seinem Bruder, der im Temple geblieben war, sich mit Mallet in Verbindung gesetzt und dessen Plane getheilt haben soll. Im Jan. 1814 entflohen Beide aus ihrer Haft und begaben sich nach Vesoul zu Monsieur. Dieser sandte sie mit Vollmachten voraus nach Paris, wo sie schon am 31. März 1814 die weiße Fahne aufspanzten. Als Ludwig XVIII. die Charte gab, legte Armand von P. eine heftige Protestation gegen dieselbe ein. Beide Brüder folgten 1815 dem Könige nach Gent. Nach ihrer Rückkehr 1815 wurde Armand Mitglied der Wahlkammer (Chambre introuvable) und galt für einen der reactionnairs Chefs des Pavillons St.-Marfan, der Vertrauten Monsieurs. Nach dem Tode seines Vaters 1817 wurde er Herzog und Pair. Karl X. ernannte ihn zu seinem Oberstallmeister. Als Karl am 16. Aug. zu Cherbourg sich nach England einschiffte, folgte ihm dahin der Herzog Armand von P.; er verließ mit ihm England am 17. Sept. 1832 und lebt seitdem in Karl X. Gefolge zu Prag.

Graf Jules von P., der die besondere Zuneigung des Grafen von Artois besaß, ward 1815 zum Marechal de Camp und Generaladjutanten des Königs, auch am 17. Aug. 1815 zum Pair ernannt, entschloß sich aber erst am 6. Nov. 1816 die Charte zu beschwören. Der Papst verlieh ihm 1823 zur Belohnung seiner der Kirche geleisteten Dienste den Titel und das Wappen eines römischen Fürsten. Seitdem nannte er sich Fürst von P. Im Jul. desselben Jahres ging er, während Chateaubriand Minister der auswärtigen Angelegenheiten war, als Botschafter von Frankreich nach London. Die Unterhandlungen mit dem britischen Ministerium unter Canning betrafen hauptsächlich Spanien und die Anerkennung der Unabhängigkeit der spanischen Colonien in Amerika, sowie die Emancipation Griechenlands. Dies gab dem Fürsten mehrmals Gelegenheit, nach Paris zu reisen, wo er seine Verbindungen am Hofe immer fester knüpfte, wie in den Jahren 1824 und 1827. Die sogenannte fromme Partei der Congregation, bei welcher der Fürst von P., sowie bei dem Könige Karl X. und bei dem Hofe überhaupt in großer Gunst stand, suchte ihn schon damals in das Cabinet zu bringen; allein Billèle, ihm an Talenten und Geschäftskunde unendlich überlegen, konnte einen solchen Nebenbuhler in der Gunst des Hofes nicht brauchen. Der Fürst kehrte daher nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalte in Paris am 28. Jan. 1827 auf seinen wichtigen Gesandtschaftsposten zurück. Während des Ministeriums Martignac erregte des Fürsten Anwesenheit im Jan. und Febr. 1829 zu Paris, wohin ihn Karl X. durch einen eigens dazu abgefertigten Courier berufen hatte, neues Aufsehen. Seine öftern Audienzen beim Könige bestärkten die Vermuthung, daß es sich um seine Ernennung zum Minister des Auswärtigen, an die Stelle des Herrn von la Ferronnays, handle. Als aber die Minister auf diesen Fall entschlossen waren, insgesammt ihre Stellen niederzulegen, gab der König seinen Plan auf, und der Fürst nahm bloß an den Sitzungen der Pairskammer theil, vorzüglich in der Absicht, um seine Anhänglichkeit an die constitutionellen Principien darzulegen und sich über die Oppositionsblätter zu beklagen, die gegen ihn



und seine Meinungen gehässige Urtheile enthielten. Seine Rede am 5. Febr. 1829, worin er sich als Anhänger der Charte aussprach, wurde in einem ministeriellen Blatte mitgetheilt. Erst am 20. Febr. traf der Fürst in London wieder ein. Hier nahm er, dem Systeme Wellington's beitreten, an den Unterhandlungen über die griechische Frage wesentlichen Antheil, und unterzeichnete, nebst Aberdeen und Kiewen das bekannte, weder von dem Sultan noch von dem Präsidenten Kapodistrias angenommene Protokoll vom 22. März 1829, wodurch Griechenland in seinen Grenzen sehr beschränkt, unter der Souverainetät der Pforte ein tributbarer Vasallenstaat bleiben und monarchisch regiert werden sollte. Unterdessen reisten die Pläne der Congregation, ein streng monarchisches Ministerium zu errichten und den Günstling des Königs, den Fürsten von P., in dasselbe eintreten zu lassen. Er wurde daher gegen das Ende der Kammer Sitzung, in den letzten Tagen des Jul., wieder nach Paris berufen. Anfangs wollte zwar der König noch den Minister Roy für die Finanzen und den Minister Martignac für die Justiz beibehalten; allein Beide lehnten es ab, in das neue Ministerium zu treten. Also wurde ein ganz neues Ministerium gebildet, und am 8. Aug. 1829 machte der „Moniteur“ die Ernennung des Ministeriums Polignac bekannt. Der Fürst erhielt das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten; der bisherige Generalprocurator am lyoner Gerichtshofe, Courvoisier, wurde Grossiegelbewahrer; Graf Bourmont, Generalleutnant und Pair von Frankreich, Kriegsminister; Baron von Montbel, Mitglied der Deputirtenkammer, Minister der geistlichen Angelegenheiten und des öffentlichen Unterrichts und Großmeister der Universität; Admiral von Rigny nahm seine Ernennung zum Seeminister nicht an; daher erhielt am 23. Aug. Baron Haussiez diese Stelle \*); Graf de Labourdonnaye wurde Minister des Innern; Graf Chabrol de Crousol Finanzminister. \*\*) Das Handelsministerium wurde aufgehoben und man überwies dessen Geschäfte theils dem Ministerium des Innern, theils dem der Finanzen. Auch verlor der Cultusminister das Recht der Präsentation zu den erledigten Erzbischümern, Bischümern und sonstigen geistlichen Würden, welches fortan durch einen Bischof, den dazu am 26. Aug. ernannten Bischof von Hermopolis, Herrn von Frayssinous, ausgeübt werden sollte. Bald nachher trat an die Stelle des verdienstvollen Polizeipräsidenten Debelleyne, der seine Entlassung nahm, der Cassationsrath Mangin. Mehrere Staatsbeamte legten ihre Stellen freiwillig nieder, wie z. B. die Staatsräthe Bertin de Vaur, Lepelletier d'Aulnay, Hely d'Issel, Alexandre de Laborde und Villemain; Andere wurden entlassen. Chateaubriand gab seinen Botschafterposten in Rom auf. Das neue Ministerium hatte in Paris und in den Provinzen die öffentliche Meinung gegen sich. Mit Ausnahme der „Gazette“ und der „Quotidienne“ erklärten sich sämtliche pariser Zeitungen gegen die neue Administration. In Polignac sah man nur einen Hösling und den Schüler Wellington's. Der „Constitutionnel“ suchte in einem Aufsage: „Nullität des Ministeriums Polignac“, zu beweisen, daß Frankreich jetzt gar keine Minister habe. Das „Journal des débats“, welches zur Opposition überging, sprach sich so aus: „Noch einmal ist das Band des Vertrauens zwischen Volk und Fürst zerbrochen! Noch einmal werfen sich der Hof mit seinen alten Ränken, die Emigranten mit ihren Vorurtheilen, das Priester-

\*) Baron von Haussiez war Staatsrath, Deputirter und bisher Präfect von Bordeaux gewesen. Er war schon 1815 Deputirter, und zeichnete sich durch gemäßigte Denkart aus.

\*\*) Man glaubt, daß der Herzog von Wellington den Fürsten Polignac vorzüglich empfohlen habe. Auch bezeugten die englischen Tagesblätter von der Lorypartei über dessen Ernennung zum Minister ihre Freude unverhohlen. Zu den Ordonanzen vom 25. Jul. 1830 wenigstens hat Wellington nicht gerathen.



thum mit seinem Haß gegen Freiheit zwischen Frankreich und seinen König. Was das Volk durch 40jährige Arbeit und Unglück erworben hat, entreißt man ihm; was es mit aller Kraft des Willens zurückstößt, bringt man ihm gewaltsam auf. Diejenigen, die jetzt die Geschäfte verwalten, werden von Frankreich gefürchtet. Aber — die Pressfreiheit können sie uns nur durch eine offene Verletzung des Gesetzes rauben, oder wolten sie gar die Charte zerreißen? \*) Zwar versicherte die „Gazette“, die neuen Minister hätten noch nichts gethan, woraus man vermuthen könnte, sie dächten auf gesetzwidrige Gewaltstreich; da die vorigen Minister keiner Majorität angehörten, so hätte der König neue Rathgeber der Krone berufen und ihnen den Auftrag zur Bildung einer neuen Majorität geben müssen. Allein der Nationalstolz war durch den englischen Einfluß auf die Besetzung des Ministeriums gereizt, und die öffentliche Meinung wollte nicht begreifen, wie bei der freien Presse und bei den ungehinderten Wahlen eine diesen Ministern günstige Kammer geschaffen werden könne. Der Erminister Decaur bewies mit der Liste in den Händen, daß die neuen Minister mit der größten Mühe in der Kammer kaum 150 Stimmen auf ihre Seite bringen würden, und Talleyrand soll P.'s Ministerium geradezu le ministère impossible genannt haben. Diese Voraussetzungen trafen ein. Der König fand in der Rechten jene Kammermehrheit nicht, zu welcher ihm Ravez die bestimmte Hoffnung gemacht hatte. In fünf Departements der ehemaligen Provinz Bretagne entstanden Steuerverweigerungsvereine, deren Mitglieder sich solidarisch verpflichteten, nicht nur jede Entrichtung von Abgaben, die nicht in Gemäßheit der Charte, also illegal, gefordert würden, zu verweigern, sondern auch sich gegenseitig für die Kosten zu entschädigen, welche für Diefen und Jenen ihres Vereins aus jener Verweigerung entstehen möchten. Das Ministerium ließ nun zwar sämtliche Journale, welche Ankündigungen der bretagnischen Steuerverweigerungsvereine enthielten, in Beschlag nehmen, allein dessenungeachtet entstanden bald in Paris und in verschiedenen Departements ähnliche Verbindungen. Die Minister sahen die Gefahr; allein sie waren über die Mittel, ihr zu begegnen, nicht einig. Labourdonnaye rieth zu den strengsten Mafregeln; Courboisier, auch Polignac und die Übrigen stimmten dagegen. Endlich trug Chabrol auf die Errichtung einer Präsidentschaft des Conseils an, damit dem Ministerium ein Charakter von Festigkeit, Einheit und Consequenz gegeben würde, worauf sich alle Royalisten, die dann gewiß in den Kammern die Mehrheit bilden würden, stützen könnten. Labourdonnaye widersprach und bot seine Entlassung an, die angenommen wurde. Nun ward am 18. Nov. 1829 der Fürst zu P. zum Präsidenten des Ministerkonseils (Premierminister) ernannt und am 19. Nov. 1829 Guernon de Ranville in das Ministerium berufen. Dieser trat an Montbel's Stelle an die Spitze der geistlichen Angelegenheiten und des öffentlichen Unterrichts; Montbel erhielt das Ministerium des Innern. Labourdonnaye aber schloß sich in der Kammer an die Opposition der Ultraroyalisten an.

Das System der auswärtigen Politik Frankreichs hatte sich bisher, unter Richelieu, Pasquier, Desselles und la Ferronnays, den Ansichten des petersburger Cabinets genähert; jetzt neigte es sich zu denen des englischen hin. Doch ist bemerkenswerth, was Mauguin, einer von den Anklägern P.'s, in Gegenwart der übrigen Instructionsrichter zu P. sagte: „Wir haben mit Vergnügen gesehen, daß Sie unsere Geschäfte im Auslande mit Festigkeit, Keckheit und in echt französischer Weise geleitet haben.“ Das System der innern Verwaltung trug zwar anfangs das Gepräge der Mäßigung und constitutioneller Gesinnung; auch

\*) Im „Journal des débats“ schloß ein anderer Artikel über denselben Gegenstand mit den Worten: „Unglückliches Frankreich, unglücklicher König!“ Der Herausgeber Berlin de Baur wurde deswegen vor Gericht gestellt und zu sechsmonatlicher Haft verurtheilt (26. Aug. 1829).



konnte man der Regierung keine Gewaltthaten und unconstitutionelle Maßregeln vorwerfen; Courvoisier berief sogar den liberalen Salvandy in den Staatsrath; allein durch nichts vermochte das Ministerium den fast allgemeinen Widerwillen gegen sich zu überwinden. Es beschloß daher zuerst, sich des Einflusses der Beamten zu versichern, und der Justizminister foderte durch ein Circular die Behörden auf, Listen über die politischen Gesinnungen der Einwohner an ihn einzusenden. P. aber, um das Handelsinteresse zu gewinnen, nahm das Handelsdepartement unter seine Leitung. Doch der Plan, die Charte durch einen von Deugnot gearbeiteten Zusatzartikel royalistischer zu machen, kam nicht zur Ausführung, weil schon das bloße Gerücht davon eine allgemeine Gährung verursachte. Die Wahlen der neuen Deputirten fielen daher meistens auf Liberale, und die Bitterkeit in der Sprache der Oppositionsblätter nahm zu, je mehr die Herausgeber und Journalisten verfolgt wurden. Da nun auch der Mangel an überwiegendem Talent in dem Ministerium bei den Kammerverhandlungen täglich mehr hervortrat, so war die Meinung ziemlich allgemein, P. und sein Ministerium könne sich nicht halten. Die guten Eigenschaften des Fürsten von P. als Privatmann konnten seine schwachen Seiten als Staatsmann nicht aufwiegen. Er vermochte weder eine Sache zu erörtern, noch sie zu ergründen; die wichtigsten Gegenstände wurden von ihm, selbst in der letzten Krisis, mit dem Ausdruck der Selbstgefälligkeit nur oberhin behandelt, die größten Schwierigkeiten mit Zuversicht beseitigt, und doch war er nicht im Stande seine Meinung mit Gründen zu vertheidigen. Der Einfluß, welchen er im Rathe des Königs auf die übrigen Minister ausübte, war weniger eine Folge der Überlegenheit seiner Geistesgaben, als die seiner Stellung in der Gunst des Königs und der Congregation. \*) Jener Einfluß aber erhöhte nur sein Selbstgefühl und bestärkte seinen Eigensinn. Da er nun damit einen muthvollen Charakter verband, so konnte man von ihm erwarten, daß er, wo es seine Überzeugung von der Pflicht als treuer Unterthan galt, dem Sturme die Stirn zu bieten und lieber Alles aufs Spiel zu setzen fähig sein würde, als die Präsidentschaft des Conseils und einen von dem Könige genehmigten Beschluß desselben aufzugeben.

Die erste Prüfung seiner Kraft trat bald nach der Eröffnung der Kammer am 2. März 1830 ein. Schon in dem ersten Scrutinium der Wahlkammer ergab sich eine Mehrheit von 225 Oppositionsstimmen gegen 116 ministerielle Votanten. Auch fiel die Wahl der Candidaten zur Präsidentschaft auf drei Männer von der linken Seite: Royer-Collard, Casimir Périer und Sebastiani. Die Regierung ernannte den erstgenannten zum Präsidenten der Deputirtenkammer. Nun begann die Berathung über die Antwortadresse auf die Thronrede. Der Verfasser, Gauthier von Bordeaux, erklärte darin gradezu: entweder müsse das Ministerium entlassen, oder die Kammer aufgelöst werden. Vergebens sprachen in der Kammer für mildernde Abänderungen die Minister Montbel, Guernon de Ranville und Haussez. Diese am 18. März 1830, durch die Mehrheit der Deputirtenkammer von 221 Deputirten beschlossene Adresse (s. Frankreich) war, wie P. selbst sich ausdrückt \*\*) „der erste Anklang der wider die Monarchie angelegenen Sturmglöcke“. Jetzt hätte P. seine Stellung aufgeben sollen; allein er beharrte eigensinnig darauf, den einmal betretenen Weg fortzugehen. Nun erfolgte die Vertagung der Kammer am 19. März, und die Absetzung einer Menge liberal gesinnter Präfecten und anderer Beamten. P.'s Günstling und Rathgeber, Cottu, Rath bei dem königlichen Gerichtshofe zu Paris, mußte jetzt durch seine Schrift: „Des droits du Roi envers la royauté“, folgende Sätze in Umlauf bringen:

\*) Bekanntlich waren die Führer derselben Cardinal Latil, Erzbischof von Rheims; Frayssinous, Bischof von Hermopolis; Herzog von Blacas; Baron Damas, Gouverneur des Herzogs von Bordeaux, und Tharin, der Lehrer desselben.

\*\*) S. die „Considérations politiques“ des Fürsten von P. (Paris 1832).



gen: 1) das Wahlgesetz sei mit dem Königthum unverträglich, daher müsse man das Wahlgesetz oder die Charte ändern; 2) dem Könige allein stehe eine solche Änderung zu; 3) es sei nothwendig, erbliche Wähler einzusetzen; 4) die Würde des Königs könne nicht dulden, daß diejenigen Deputirten wiedergewählt würden, welche ihn einmal beleidigt hätten u. s. w. So ward Frankreich auf Gewalt Schritte des Absolutismus vorbereitet, und die Nationalopposition gegen das Ministerium gleichsam herausgefodert. Hierauf erschien die Ordonnanz vom 16. Mai, welche die Auflösung der Deputirtenkammer, die Zusammenberufung der Wahlcollegien vom 23. Jun. bis zum 20. Jul. und die Einberufung der neu zu wählenden Kammer zur Eröffnung der Sitzung am 3. Aug. ankündigte. Die gemäßigten Mitglieder des Ministeriums, Chabrol und Courvoisier, traten jetzt am 19. Mai aus demselben heraus, und durch die Ordonnanz vom 19. Mai wurden Herr von Chantelauze, Graf Peyronnet, den Karl X. am 4. Jan. 1828 zum Pair von Frankreich ernannt hatte, und Baron von Capelle zu Ministern ernannt. Baron von Montbel erhielt jetzt das Finanzdepartement; an seine Stelle trat, als Minister des Innern, der entschlossene Peyronnet; Chantelauze, welcher die verrufene Statistik der Deputirtenkammer verfertigt hatte, aus welcher erhellen sollte, daß das Ministerium eine Mehrheit von 40 Stimmen in der Kammer haben werde, wurde Großsiegelbewahrer und Justizminister; Baron Capelle, den man der Intrigue bei den Wahlen von 1824 und 1827 beschuldigte, erhielt ein neu errichtetes Ministerium, das der Staatsbauten. Zugleich wurden im Sinne der Ultrapartei Berthier und Balainvilliers zu Staatsministern und Mitgliedern des Geheimraths, und am 22. Mai Baron Dubon zum Staatsrath und Mitglied des Cabinets ernannt. Alles hing jedoch von den neuen Wahlen ab. Um diese für die Regierung zu gewinnen, erließ Karl am 13. Jun. 1830 eine vom Fürsten von P. unterzeichnete Proclamation an die Wähler der Deputirten. (S. Frankreich.) Im ähnlichen Sinne faßten die Bischöfe ihre Mandements ab. Doch vergebens wurden (am 18. Jun.) in 17 Departements und am 12. Jul. in acht pariser Wahlversammlungen die der herrschenden Partei nicht genehmen Wahlen protogirt; vergebens schrieb P.'s Blatt, der „Universel“, über das den Bourbons so verderblich gewordene Thema: „Le roi peut-il céder?“ und „Le roi ne cédera pas“; vergebens ließ P. eine Schutz- und Lobsschrift auf die 15 Jahre der Restauration abfassen. Die Majorität der Wahlen fiel dennoch ganz auf die Seite der Liberalen; die Meisten der 221 traten wieder ein, und die linke Seite zählte volle 260 Stimmen. Jetzt rieth Peyronnet selbst zu Concessionen, um die Mehrheit der Stimmen für die Liberalen zu gewinnen; allein die Eroberung Algiers, wovon die Nachricht am 8. Jul. in Paris eintraf, gab der Hofpartei des Absolutismus neues Vertrauen. Dessenungeachtet fielen die unter dem Eindrucke des Siegesbulletins (12. Jul.) erfolgten Wahlen für die Liberalen noch viel glänzender aus als die frühern.

Das Ministerium entschloß sich nun durchzugreifen. Ein Ministerialbericht an den König, von Chantelauze verfaßt, enthielt die Beweggründe zu den beschlossenen Staatsstreichen der Ordonnanzen vom 25. Jul. Frankreich, hieß es in jenem „Rapport liberticide“, wie ihn der „Temps“ nannte, „steht am Rande eines revolutionnairen Abgrundes; die Frechheit der Presse und das Wahlgesetz, die Quelle der gefährlichsten Umtriebe, regen die politischen Leidenschaften bis in die Tiefe der Gesellschaft auf und bewegen selbst die Masse.“ Ein großes, über ganz Frankreich ausgespanntes Netz umgarnete alle öffentlichen Beamte. Sie befanden sich in einem fortdauernden Anklagestande; man schone bloß Die, deren Treue wanke, und lobe Die, deren Treue schon gebrochen sei, während alle übrigen von der revolutionnairen Faction als Opfer künftiger Volksthrone bezeichnet würden. Es sei dieselbe Revolutionsbrut, welche mit



ihren vergifteten Waffen die Religion und die Priester anfallen; sie werde noch im Herzen des Volkes jedes religiöse Gefühl ersticken, die Grundlagen des Glaubens vernichten, die Quelle der öffentlichen Moral vergiften u. s. w. Daraus sei nicht zu zögern. Durch eine solche Darstellung riß das von P., der wieder unter dem Einfluß der Congregation stand, geleitete Ministerium den schwachen, frommen und stolzen König zur Veröffentlichung der Ordnonnanz hin, welche die Brandsackel in die Masse aufgehäuften Bündstoffes warfen (S. Frankreich und Juliusrevolution.) P. handelte übrigens im Einverständnisse mit dem Könige und der Congregation, fast ohne Mitwissen und Mitwirken seiner ministeriellen Collegen; und sehr wahrscheinlich auch ohne Mitwissen der von Paris entfernten Dauphine. Er selbst versah, in Bourmont's Abwesenheit, die Functionen des Kriegsministers; daher standen ihm alle Streitkräfte zur Verfügung, allein er nahm nicht die nöthigen Maßregeln, um auf den Fall eines Aufstandes sich den Sieg zu sichern. Der den Dienst in Paris als Generalmajor der Garde versiehende Marschall Marmont erhielt bloß Instruction und Befehl, wo die Corpschefs, auf den Fall, daß das Volk sich zusammenrottete, die Truppen aufstellen sollten. Aber erst am 25. Jul. ward dem Marschall Marmont durch eine, von P. allein unterzeichnete Ordnonnanz der Oberbefehl über alle Truppen der ersten Militärdivision übertragen, „zur Aufrechthaltung der Ordnung, Ruhe und des Gehorsams gegen das Gesetz“. So standen auch der Polizeipräsident Mangin und alle pariser Behörden in directer Verbindung mit P. Dieser regierte eigentlich am 26., 27. und 28. Jul. Schon am 26. konnte er von der Größe der Aufregung, welcher die Ordnonnanz die Waffen gaben, sich überzeugen. Die Rentiers fielen um 4 Francs; die Journalisten protestirten; die Deputirten versammelten sich; Abends zeigte sich der erste Volksaufstand beim Palais royal; man warf dem Fürsten P. die Fenster ein. Die Nacht, über welche Marmont verfügen konnte, wurde auf 13,000 Mann geschätzt; noch mehr Truppen standen in den benachbarten Städten. Allein jene Zahl war nicht voll; die Zahl der in Paris kämpfenden Truppen soll nach dem Abfall der Linientruppen nicht mehr als 6400 Mann betragen haben. Dazu kam, daß P. als Kriegsminister — während Bourmont's Abwesenheit —, da er keinen ersten und langen Kampf erwartete, nicht für den nöthigen Vorrath an Munition und Lebensmitteln gesorgt hatte. Schon am 28. Jul. Mittags fehlte es den Truppen an Schießbedarf. Endlich fand man, nachdem das Trauerspiel vorüber war, Marmont's Dispositionen fehlerhaft. Er habe, sagte der General Alix, die Truppen viel zu zerstreut aufgestellt und sei nicht auf deren sichere Verbindung oder Zusammenwirkung bedacht gewesen. Nur an Geld fehlte es den Truppen nicht; denn es waren in den drei Kampftagen unter das Militair und besonders an die Gendarmen nicht weniger als 974,271 Fr. vertheilt worden. Da sich die Offiziere der Linieninfanterie weigerten, Feuer zu commandiren, so fichten zuletzt fast nur die Gendarmen, die Garden und die Schweizer. Auch P. hat dem Marschall Marmont in einem Schreiben, das die „Gazette de France“ mittheilte, Vorwürfe wegen unzulänglicher Vertheidigung der Hauptstadt in den drei Julitagen gemacht. Hierauf antwortete der Marschall in einem Schreiben aus Wien vom 26. März 1833 (im „Temps“) Folgendes: Die Besatzung von Paris im Jul. sei nicht, wie der Fürst P. behauptete, 13,000 Mann stark gewesen, sondern habe nur in 9324 Combattanten zu Fuß und zu Pferde bestanden; die durch die Truppen von St.-Denis, Versailles, Ruelle und Courbevoys auf 11,049 M. stiegen. Der Fürst als Kriegsminister habe versäumt, die Garnisonen von Vincennes und andern Städten als Reserven in die Nähe von Paris zu ziehen. Sein Befehl an die Truppen im Lager zu St.-Dmer, auf Paris zu marschiren, sei erst am 30. im Lager angekommen. Er, der Marschall, habe zwar am 28. den Befehl ertheilt, daß die benachbarten Garnisonen nach Pa-



ris zögen, aber nur zwei Regimenter Infanterie und zwei Regimenter Cavalerie hätten dahin gelangen, die Artillerie von Vincennes aber erst am 29. Jul. Nachmittag in St.-Cloud eintreffen können, nachdem Paris bereits verloren gewesen.

Der Kampf am 27. blieb unentschieden. In der Nacht hatten die hohe Geistlichkeit, der Ministerrath und der Hof Paris verlassen. Das Volk errichtete furchtbare Barrikaden und sein Widerstand ward militairisch organisiert. Noch konnte P. durch Nachgeben und Abtreten von seinem Posten den Thron retten; allein statt dessen erklärte der König von St.-Cloud aus am 28. Paris in Belagerungszustand, und Marmont erhielt die Vollziehung dieser Maßregel. Diese Ordonnanz war blos von P. unterzeichnet. Nun wurden Kriegsgerichte ernannt, und die Truppen der benachbarten Garnisonen und in den Lagern von St.-Omer und Luneville sollten in Eilmärschen nach Paris aufbrechen. An demselben Tage, am 28. Vormittags, begaben sich die Deputirten Graf Lobau, Casimir Périer, Mauguin, General Gérard und Lassitte in die Tuilerien zum Marschall Marmont, um ihn zur Einstellung des Bürgerkampfes zu bewegen. Sie verlangten Zurücknahme der Ordonnanz, Verabschiedung der Minister und Berufung der Kammern auf den 3. Aug. Marmont setzte davon den Fürsten P., der in den Tuilerien war, in Kenntniß; allein er brachte ihnen nach wenig Minuten P.'s Erklärung: Solche Vorschläge machten jede Unterhandlung überflüssig. Diese Antwort stürzte Karl's Dynastie vom Thron. (S. Juliusrevolution.) Am 29. flüchteten sich die Minister aus den Tuilerien nach St.-Cloud, wo Karl am 30. ein neues Ministerium unter dem Voritze des Herzogs Mortemart ernannte, indem er die Ordonnanz zurücknahm. Zu spät! Der Hof verließ nun St.-Cloud, und P. befand sich als Bedienter verkleidet, im Gefolge Karl X., auf dem Zuge von Rambouillet nach Cherbourg. Er hörte überall die Verwünschungen des Volkes. Die Hofleute überhäuften ihn mit Borwürfen, und mehrmals war er in Gefahr, von den wüthenden Garbes du Corps, welche die Königsfamilie geleiteten und ihn, trotz seiner Verkleidung erkannten, erschossen zu werden. P. hielt es daher für sicherer, in der Nähe von Cherbourg den königlichen Zug zu verlassen, und gelangte als Bedienter der Marquise von St.-Fargeau, die ihn in ihr Cabriolet aufnahm, unerkannt nach Granville. Sein Benehmen erregte den Verdacht der Nationalgarde; er wurde am 15. Aug. verhaftet, und am 16. früh auf persönliche Sicherheit Schutz zugesichert erhalten hatte. Nun ward er der Departementalcommission übergeben und nicht ohne Gefahr vom Pöbel in Coutances und in St.-Lo den Gendarmen entrisen zu werden, nach St.-Lo (Hauptstadt des Departements La Manche) gebracht. Aus dem Gefängnisse dafelbst schrie er am 17. an den Präsidenten des Pairskammer, und verlangte als Pair von Frankreich in Folge des Artikels 29 der Charte freigelassen zu werden: er wolle sich auf seinen Landsitz zurückziehen, oder, wenn ihm dies nicht erlaubt würde, mit seiner Familie ins Ausland begeben; allein auf die Erklärung des Großsiegelbewahrers, daß die Verhaftung in Folge allgemeiner Beschuldigung als Urheber von Thaten, die eine in der zweiten Kammer eingebrachte Anklage begründeten, geschehen sei, genehmigte die Pairskammer am 23. Aug. dem Artikel 29 der Charte gemäß, die Verhaftung des Fürsten zu St.-Lo.

In ähnlicher Verkleidung wie P. hatte auch Graf Peyronnet der Volkswuth zu entgehen gesucht. \*) Allein er ward schon am 2. Aug. zu Tours angehalten, erkannt und ins Gefängniß dafelbst gebracht. Dasselbe Schicksal traf in der Nähe von Tours am 3. Aug. den ehemaligen Großsiegelbewahrer Chantelauze

\*) Sein Schloß zu Montferrand war vom Pöbel in Brand gesteckt worden.



und seinen Gefährten Guernon-Ranville. Unterdeß hatte in der Deputirtenkammer bereits Salvete am 6. Aug. darauf angetragen, das Polignac'sche Ministerium in Anklagestand zu versetzen. Auf den Bericht einer Commission wurden Verhaftesbefehle erlassen, und demzufolge P., Peyronnet, Chantelauze und Guernon de Ranville in das Schloß zu Vincennes gebracht, wo sie am 29. Abends eintrafen. Hier begann ihr vorläufiges Verhör am 28. Aug. und am 9. Sept. Darauf ward am 29. Sept. von der Deputirtenkammer eine Commission ernannt, welcher die Anklage der vorigen Minister auf Hochverrath bei der Pairskammer übertragen wurde. Hauffez, Montbel und Capelle hatten sich aus Frankreich geflüchtet, wurden aber ebenfalls des Hochverraths angeklagt. \*) Während man in der Wahlkammer den Vorschlag Tracy's, durch ein Gesetz die Todesstrafe bei politischen Verbrechen abzuschaffen, mit großer Mehrheit unterstützte, forderte das Volk laut die Hinrichtung P.'s und seiner Mitgefangenen. Am 18. Oct. zog sogar ein rasender Haufen von einigen Hundert vor Vincennes und verlangte drohend die Austieferung; allein der General Daumesnil wies sie mit Entschlossenheit zurück. „Dränger ihr“, rief er aus, „mit Gewalt in die Festsung, so sprengte ich euch sammt den Ministern in die Luft.“ Auch in Paris mußten ähnliche Zusammenrottungen zerstreut werden. Am 10. Dec. wurden die Verhafteten von Vincennes in das dazu besonders eingerichtete Gefängniß im Luxemburg gebracht, um vor dem Pairsgerichte zu erscheinen. Hier fand am 14. das erste Hauptverhör statt. Der Erlkönig that Alles, was in seinen Kräften stand, um die Angeklagten zu retten. In einem Schreiben an den Präsidenten der Pairskammer, Baron Pasquier, erklärte er feierlich, daß er persönlich die Ordnungen befohlen und gebieterisch von den Ministern die Unterzeichnung verlangt habe. P. wählte Martignac (s. d.) zu seinem Vertheidiger. Peyronnet vertheidigte sich selbst. Beide, sowie Hennequin und die übrigen Vertheidiger (s. Proceß der Exminister Karl X.), entkräfteten manche Punkte der Anklage und machten sogar den Thatbestand zweifelhaft. Um so drohender aber wurde die Aufregung des Volkes, welches in dem Gange des Processes die Absicht zu erkennen glaubte, die Angeklagten der Strafe zu entziehen; doch wurden die Aufstände am 19. und 20. Dec. (s. Frankreich) leicht unterdrückt; als aber das am 21. Dec. um 10 Uhr Abends gesprochenen Urtheil, welches die vier Angeklagten des Hochverraths für schuldig erklärte, und lebenslängliche Haft, den Verlust aller ihrer Titel, Grade und Orden, gegen P. insbesondere noch die Deportation und den bürgerlichen Tod, sowie die solidarische Bezahlung der Proceßkosten gegen Alle aussprach, bekannt wurde, da wollte der Pöbel unter dem Geschrei: Tod den Ministern! ins Innere des Luxemburg eindringen, und da dies nicht gelang, der Kanonen im Louvre sich bemächtigen; allein die öffentliche Ordnung siegte. Nun erst erfuhr das Volk, daß die Minister am 21. gegen Abend, gleich nach dem Schlußverhör, aus dem Luxemburg nach Vincennes abgeführt worden waren, wo man ihnen am 22. das gesprochenen Urtheil bekannt machte. Am 29. Dec. wurden sie nach dem Schlosse Ham in der Picardie (Departement der Somme) gebracht, wo sie am 30. ankamen und noch gegenwärtig als Staatsgefangene unter strenger Aufsicht leben.

Der Fürst P. war früher mit Fräulein Campell, aus Edinburg, verheirathet, die ihm zwei Kinder geboren hat; nach ihrem Tode vermählte er sich mit der Tochter

\*) Hauffez war nach England entkommen; Montbel ging über die Grenze nach Deutschland und schrieb in Wien das Leben des Herzogs von Reichstadt; Capelle lebte versorgen in Paris bis zum 11. Oct., entkam dann als Bedienter über die Grenze nach Deutschland und begab sich nach Eoinburg. Im Mai 1833 erschien von Hauffez eine politische Schrift: „Philosophie de l'exil“, worin er seine Handlungsweise als Resultat seiner aufrichtigen monarchischen Gesinnungen darstellte und die Herausgabe seiner Memoiren ankündigte. Auch schrieb er in London „La Grande-Bretagne en 1833“ (2 Bde., Paris 1833).



er des Lords Manciffe, von der auch zwei Kinder leben. Die Fürstin P. ging während der pariser Unruhen nach England; die Kinder befanden sich auf einem Landgute des Fürsten, von wo sie der Kammerdiener und die Kammerfrau verkleidet, als ihre Kinder, über Cherbourg nach England führten. Als die Fürstin die Gefangennehmung ihres Gemahls erfuhr, kehrte sie nach Frankreich zurück, und hieß sich später in Ham auf, wo die Gefangenen die Erlaubniß erhielten, ihre Familie bei sich zu sehen. P. schrieb in seiner Haft eine Rechtfertigungsschrift: „*Considérations politiques sur l'époque actuelle, adressées à l'auteur anonyme de l'ouvrage intitulé: Histoire de la restauration*“ (Capefigue) par un homme d'état“ (Paris 1832). Er weist darin einige Irrthümer nach, die Capefigue sich hat zu Schulden kommen lassen, wenn er behauptet, daß P. 1814 eine Reaction in der Militärdivision Toulouse hervorgerufen habe, und stützt seine Vertheidigung auf das monarchische Princip der Charte von 1814, welches dem Könige das Recht gegeben, den Artikel 14 der Charte im Sinne und zu Gunsten dieses Principes auszulegen und demgemäß die Erdonnungen vom 25. Jul. als „vorübergehende“ Maßregeln zu erlassen; übrigens zeigte er die vielen Rechtswidrigkeiten in dem Hochverrathsprozesse.

Was P.'s Privatcharakter betrifft, so ist über ihn das allgemeine Urtheil nur günstig. Der „*Temps*“, dessen Angriffe gegen das Ministerium P. am heftigsten und in den stärksten Ausdrücken abgefaßt waren, sagte am 7. Jan. 1831: „Herr von P. ist ein durchaus rechtlicher, loyaler, religiöser Mann, ein guter Gatte, ein guter Vater, ein dem Könige ergebener Freund; in Gesellschaft kann er als liebenswürdig gelten; von Charakter ist er sehr mutbig.“ Auch spricht der „*Temps*“ von der fast stoischen Ergebung, die P. während der ganzen Zeit seiner Gefangenschaft bei den Debatten und im Gefängnisse zu Ham gezeigt habe. Er setzt hinzu: man könne nicht umhin zu denken, daß er den Seinigen die Erinnerung eines fast fleckenlosen Lebens hinterlassen werde. (7)

Politische Vereine, s. Vereine.

**Polytechnische Lehranstalten.** Dögleich in Deutschland viele Erfindungen und Verbesserungen in den verschiedenen Zweigen der Gewerbe schon seit ältern Zeiten gemacht worden sind, so hatte doch das britische Reich, in seiner günstigen Lage als Weltmarkt, mit den ihm zu Gebote stehenden Reichthümern in seinen Fabrik- und Manufakturunternehmungen eine ungemeine Kraft entwickelt und durch seine Waaren aus allen Ländern und auch aus Deutschland ungeheure Summen gezogen. Unstreitig wurden besonders hierdurch die Regierungen anderer Staaten veranlaßt, eine größere Aufmerksamkeit auf die bessere Ausbildung des Gewerbestandes zu wenden, für welchen bis dahin etwas Erhebliches nicht geschehen war. Man sah ein, daß der rein praktische Unterricht, der einem Lehrlinge in der Werkstatt des Meisters Handfertigkeit aneignet, nicht ausreichte, den Lernenden dahin zu bringen, selbst wesentliche Vorschritte in seinem Fache zu thun, da er dazu nothwendig wissenschaftliche Bildung des Geistes bedarf. Denn in den Gewerben werden Stoffe aus allen drei Reichen der Natur im mechanischen Wege, wie durch Hülfe chemischer Verbindungen verarbeitet, Werkzeuge, Maschinen und Apparate der mannichfachsten Art dabei angewendet, und es hat der umsichtige Gewerbesmann mit den Leistungen und den Bedürfnissen des Auslandes wenigstens in den Hauptumrissen sich bekannt zu machen und bei seinen Unternehmungen sich danach zu richten. Alle Theile der Wissenschaft und der Kunst finden daher in dem Gewerbewesen, bald hier, bald dort, ihre besondere praktische Anwendung, und diese zu zeigen, Gewerbkunde und Gewerbtätigkeit zu erhalten, zu vervollkommen und zu verbreiten, ist der für das Staatsleben so ungemein wichtige Zweck, den technische Lehrinstitute zu erfüllen haben. In diesem Sinne wurden auch von deutschen Regierungen in neuern Zeiten in Prag, Wien, Berlin, München, Nürnberg, Dresden, Hanover und an andern Orten nach



und nach solche Bildungsanstalten gegründet und ihnen mehr oder weniger beträchtliche Hülfsmittel zugewiesen. Es tritt auch immer deutlicher der un-  
 gemein große Nutzen hervor, den diese Anstalten und die sonst zur Belebung und  
 Hervollkommnung des gesammten deutschen Industriewesens genommenen Maß-  
 regeln gehabt haben, denn größtentheils ist es nur ihnen zuzuschreiben, wenn  
 Deutschland jetzt in so vielen Waaren- und Handelsartikeln den Anstrengungen der  
 übrigen europäischen Staaten die Wage halten kann, viele deutsche Industrie-  
 erzeugnisse im Auslande gesucht werden und wie in die benachbarten Staaten, so  
 selbst in die entlegensten Länder gehen. Es ist natürlich, daß nach den abweichenden  
 Bedürfnissen der Staaten, auch den höhern Gewerbschulen in denselben eine  
 verschiedene Einrichtung gegeben worden ist. Schon vorhandene Institute für ein-  
 zelne Lehrfächer waren mehr oder weniger in ihrem Umfange zu erhalten, für die-  
 sen oder jenen Gewerbszweig war vorzugsweise Sorge zu tragen, vorhandene  
 Sammlungen, örtliche Verhältnisse und andere Umstände mußten berücksichtigt  
 werden. Daher die abweichenden Einrichtungen in den Instituten zu Wien, Ber-  
 lin, Prag und an andern Orten. Überall hat man jedoch die höhern Bildungs-  
 institute für Gewerbe in die Hauptstädte eines Landes gelegt, da in diesen die da-  
 selbst vorhandenen wissenschaftlichen und artistischen Sammlungen, die zahlrei-  
 chen größern Werkstätten und Fabrikunternehmungen, die Bibliotheken, der Auf-  
 enthalt wissenschaftlich unterrichteter, sachkundiger Männer und manche andere  
 Verhältnisse ungleich mehr Mittel und Gelegenheit zur gründlichen Belehrung  
 darbieten, als in kleineren Städten gefunden werden können. Auch gedeihen solche  
 Lehranstalten dann am besten, wenn sie unmittelbar von den Regierungen ausge-  
 hen und wenn die für den Unterricht der Gewerbetreibenden angewiesenen Mittel  
 nicht durch die Unterhaltung mehrerer kleineren Anstalten in einem Lande vereinzelt,  
 sondern zur angemessenen Ausstattung eines größern Instituts verwendet werden;  
 denn nur dann kann dieses in seinen Lehrfächern, in seinen Mustern, Modellen,  
 Maschinen- und Werkzeugsammlungen das Wichtigste des Gewerbeswesens umfas-  
 sen und einen belehrenden Überblick gewähren. Die Lehrfächer und Unterrichts-  
 gegenstände, die für polytechnische Institute und höhere Gewerbschulen insbeson-  
 dere gehören, sind folgende: 1) Physik. Es ist dringend nothwendig, die allge-  
 meinen Eigenschaften der Körper und die wichtigsten Erscheinungen in der Natur  
 zu erklären. Die Lehren von der Schwere, vom Schalle, vom Lichte, von der  
 Wärme und andern finden in den Gewerben die vielfachste Anwendung. Überdies  
 ist Physik ein nothwendiges Vorstudium der Chemie. Mit Physik können zweck-  
 mäßig Vorträge über technische Mineralogie verbunden werden, um die Schüler  
 mit dem vielfachen Gebrauch der Fossilien in den Gewerben bekannt zu machen.  
 2) Chemie. Sie ist für sehr viele gewerbliche Unternehmungen das wahre Lebens-  
 element. Ohne Chemie würden Glasfabrikation, Gerbereien, Seife-, Potasche-,  
 Salpeter- und Salzsiedereien, Vitriol-, Alaun-, Salmiak-, Bleizuckerfabrikation,  
 Scheidewasser-, Salz- und Schwefelsäurebereitung, die Verfertigung der sammt-  
 lichen Farben, die Färbe- und Bleichkunst, die Bereitung der durch Gährung ge-  
 wonnenen Producte, Wein, Bier, Essig &c., nicht bestehen oder nicht mit Einsicht  
 und Erfolg geführt werden können. 3) Technologie. Die Vorträge dieser Wis-  
 senschaft sollen einen Überblick der hauptsächlichsten Gewerbe und Fabrikationen  
 umfassen, die Grundfätze, Mittel und Regeln nachweisen, nach welchen die Na-  
 turproducte für die Bedürfnisse des Menschen bearbeitet werden und insbesondere  
 die Erklärung derjenigen Industriezweige zum Gegenstande haben, die auf mecha-  
 nischen Grundbegrüben beruhen und mehr oder weniger das wissenschaftliche Fach be-  
 rühren. Namentlich die vorzüglichsten Metall- und Holzarbeiten, alle Arten von  
 Spinnereien und Webereien, Druckereien, Papierfabrikationen, Zuckersiedereien  
 u. dgl. mehr. Sehr belehrend ist es, wenn bei den Vorträgen über diese Ge-



gegenstände die Schüler in die Werkstätte selbst geführt werden und sie die Gegenstände im Fortgange der Bearbeitung zu Gesicht bekommen. Mit dem Unterricht in Technologie ist zweckmäßig der Unterricht in Waarenkunde zu verbinden. 4) Mathematik. Es sind Zahlenrechnung, Buchstabenrechnung, Geometrie, Stereometrie, Trigonometrie, höhere Mathematik, Statik, Hydrostatik, Mechanik und Hydraulik vorzutragen und die Beispiele so viel möglich aus dem Bereiche des Gewerofaches, insbesondere aus der Maschinenlehre zu wählen. Ein vollständiger und ausführlicher Vortrag der mathematischen Wissenschaften ist von der allergrößten Wichtigkeit für jede Gewerbschule, und da in die untere Classe der Mathematik in der Regel sehr viele Schüler eintreten, so zeigt sich gewöhnlich bald die Nothwendigkeit, den Unterricht doppelt oder in zwei besonders Abtheilungen zu ertheilen. 5) Maschinenkunde. Sie soll die Zöglinge mit der Zusammenstellung der Maschinen und mit der Wirkung derselben bekannt machen. Es sind demnach die verschiedenen Bewegungsmethoden, durch welche irgend ein bestimmter Effect hervorgebracht werden soll, anzugeben und zu berechnen. Sehr nothwendig wird es bei diesen Vorträgen, durch passende Modelle Erläuterungen zu geben und dem Schüler wenigstens einige der größern gut ausgeführten Maschinen im Detail zu zeigen. 6) Sprachunterricht. Anleitung, die üblichen Geschäftsaufträge richtig auszuarbeiten, und Unterricht in neuen fremden Sprachen, insbesondere in der französischen und englischen, können bei dem Plan von Gewerbinstituten nicht umgangen werden. 7) Buchhaltung. Die Schüler sollen das Rechnungswerk über gewerbliche Unternehmungen mit Ordnung anzulegen lernen. 8) Zeichnenunterricht, namentlich im freien Handzeichnen, im architektonischen Zeichnen, im Maschinenzeichnen, im Situations- und Kartenzeichnen. Durch eine gute Auswahl von Musterblättern wird der Schüler an schöne gefällige Formen gewöhnt, sein Geschmack geläutert. — Wo nicht besondere Bauakademien und Bauschulen und landwirthschaftliche Anstalten bestehen, kann der Unterricht auch mehr oder weniger auf diese Fächer gerichtet werden. Sehr zweckmäßig ist es, neben der Anleitung zum architektonischen Zeichnen, auch Vorträge über Baukunst im Allgemeinen und insbesondere über die Einrichtung bürgerlicher und landwirthschaftlicher Gebäude und gewerblicher Werkstätten zu halten und einige Lehrstunden der Handelsgeographie und Geschichte, der Zoologie und Botanik zu widmen. Für nothwendig zu achten ist aber, neben dem Unterrichte im Situations- und Kartenzeichnen, Anleitung zu praktischen Vermessungen zu ertheilen, da hierbei die Zöglinge besondere Gelegenheit erhalten, die ihnen theoretisch vorgetragenen Regeln der Geometrie in ihrer Anwendung kennen zu lernen. Von hohem Werthe ist es bei polytechnischen Instituten, eine Werkstätte für praktische Mechanik und zu Anfertigung von Modellen anzulegen und den Zöglingen Gelegenheit zu verschaffen, praktisch in den bessern Werkstätten ihres Faches zu arbeiten. Ueberdies hat jede technische Anstalt zweckmäßige Sammlungen von Modellen von den vorzüglichsten Maschinen und von denjenigen Theilen und Verbindungen, die zunächst zu den Vorträgen über Mechanik und Maschinenlehre gehören, von Werkzeugen, von den zum Unterricht in Physik und Chemie gehörenden Apparaten, von Mineralien, Hölzern u., auch wol von Industrieerzeugnissen anzulegen und auf eine ausgewählte Bibliothek zu halten.

Dies sind die wesentlichen Grundzüge, nach denen polytechnische Institute errichtet worden sind. Es können in solchen Zöglinge der verschiedensten Gewerbe die wissenschaftlichen Kenntnisse sich sammeln, die sie zur Betreibung derselben bedürfen, und es wird möglich, ihnen den Eintritt in eine höhere oder niedere Abtheilung der verschiedenen Unterrichtsgegenstände zu gestatten, je nachdem sie mehr oder weniger weit reichende Vorkenntnisse mitbringen. Zu einer vollständigen Ausbildung eines Zöglings sind drei bis vier Jahre zu rechnen, doch wird für viele Ge-



werbe schon ein ein- bis zweijähriger Besuch des Unterrichts in den niedern Classen hinreichen und wesentlichen Nutzen bringen. Nach diesen Hauptumrissen über polytechnische Institute mögen zur nähern Vergleichung einige bestehende Anstalten specieller angeführt werden.

Das technische Institut in Prag. Um Errichtung dieses Instituts hat sich der Ritter Franz von Geszner große Verdienste erworben. Er kannte genau den Zustand der böhmischen Wirthschaften und Gewerbe, machte die böhmischen Stände auf die bestehenden großen Mängel aufmerksam und erhielt 1801 die Bewilligung zur Errichtung einer technischen Schule. Für die Lehrfächer der reinen Mathematik, Mechanik, Baukunst und Landwirthschaft wurden besondere Lehrer angestellt und höhere Mathematik, Landmessenkunst, Physik, Chemie, Naturgeschichte, Technologie von den Professoren der Universität vorgetragen, bis für solche später zum Theil ebenfalls besondere Lehrstellen begründet wurden. Es ist ein dreijähriger Cursus festgesetzt. Die Anstalt besitzt zwei Werkstätten zur Anfertigung von Modellen, in welchen zwei besoldete Werkmeister mit ihren Gehülfen die Aufträge der Lehrer ausführen. So sind der größte Theil der Modelle in dem mechanischen Cabinet des Instituts in demselben gefertigt worden. Auch besitzt das Institut viele Maschinen, die ihm von böhmischen Fabrikbesitzern geschenkt wurden; eine ausgezeichnete Sammlung von Uhren, bei welchen allein über 40 verschiedene Arten von Hemmungen einzusehen sind, Sammlungen für den physikalischen und chemischen Unterricht und eine Bibliothek. Die Lehrsäle, Sammlungen und Werkstätten befinden sich in dem ehemaligen Noviciathause der Jesuiten, welches 1803 von den Ständen für 90,000 Gulden gekauft wurde. Der Jahresaufwand beträgt mehr als 10,000 Gulden und es sind in der neuern Zeit wesentliche Erweiterungen beantragt worden. In die Anstalt werden aufgenommen: Söhne und Zöglinge der Eigenthümer und Administratoren der Landgüter und künftige Wirthschaftsbeamte; Söhne bemittelter Kaufleute und Fabrikanten; Zöglinge des Geniesachs, der Land- und Wasserbaukunst, Landmesser, Uhr- und Instrumentmacher; künftige Staatsbeamte, Lehrer und Professoren in Land- und Forstwirthschafts-, Fabrik- und Handelsgegenständen, endlich Juristen und Theologen, soweit ihnen technische Studien nöthig sind.

Das polytechnische Institut zu Wien. Die Entstehung dieser Anstalt bildet einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte der Gewerbecultur Oesterreichs. Sie erscheint als ein öffentliches Bekenntniß, daß den Gewerben die wissenschaftliche Basis nicht mangeln darf, und gibt einen Beweis, wie sehr die Regierung das Beste des Volkes befördern wollte. Lange schon war ein solches Institut ein dringendes Bedürfniß des Gewerbestandes gewesen, und der umsichtige und thätige jetzige Director desselben, der niederösterreichische Regierungsrath Precht unternahm es zuerst im Anfange des Jahres 1810, der österreichischen Regierung die schleunigste Ausführung des Unternehmens nahe zu legen, und durch rastlose Bemühungen überwand er alle Hindernisse, welche solchen Anträgen gewöhnlich entgegenstehen. Das polytechnische Institut verdankt diesem verdienstvollen Manne seine Entstehung, seinen glücklichen Fortgang und seinen gegenwärtigen wahrhaft vollkommenen Zustand. Anfangs wollte man das polytechnische Institut der Universität gleichsam als einen neuen Zweig anschließen. Man gab jedoch diesen Gedanken bald auf und die Anstalt begann am 3. Nov. 1815 in einem Privathause selbständig mit Vorträgen über Mathematik, Physik und technische Chemie. Die Erweiterung des Instituts ging bei der kräftigsten Unterstützung des Monarchen mit Riesenschritten vorwärts. Der Kaiser hatte im Sommer 1815 zu Paris die Ecole polytechnique besucht, Precht ebenfalls dahin berufen und gesehen, welchen ungemein großen und nützlichen Einfluß diese Lehranstalt auf Handel und Gewerbe ausübte. Manche wichtige Notizen wurden da gesammelt, ver-



schiedene physikalische und chemische Apparate und Musterstücke von Industrieproducten gekauft und für das Interesse des vaterländischen Instituts zu Wien bemußt. Mit diesem wurden die Realakademie und das bis dahin besonders bestandene Cabinet der Fabrikproducte als integrirende Theile vereinigt. Am 14. Oct. 1816 legte der Kaiser selbst den Grundstein zu dem großen Gebäude vor dem kärnthner Thore, welches das Institut aufnehmen sollte, und im Nov. 1818 konnten die ersten Vorlesungen nach dem neuen Studiencurs bei 500 ordentlich eingeschriebenen Zuhörern gehalten werden. Von nun an zeigte sich das polytechnische Institut der österreichischen Monarchie in voller Wirksamkeit, indem es außer der Unterrichtstheilung auch seine Function als oberste Industriebehörde begann. Es ist dem Handwerker wie dem Fabrikanten die beste Stütze für alle denkbaren Erörterungen über sein Fach, und es gewährt in wissenschaftlicher Beziehung die vollendetste Ausbildung. Schon jetzt sind sämmtliche Professoren aus den frühern Schülern der Anstalt selbst genommen und aus den von Prechtl herausgegebenen „Jahrbüchern des polytechnischen Instituts“ erkennt man, wie sehr sie zeitgemäß fortgeschritten. Der Unterrichtsplan ist folgender. In der Realschule: Religion, Lesen, deutsche Sprache, Mathematik, Geographie, Geschichte, Naturgeschichte, Zeichnen, Kalligraphie, Italienisch und Französisch — außerordentlich Englisch, Böhmisch, Lateinisch; in der commerciellen Anstalt: Geschäftsstyl, Handelswissenschaft, Handels- und Wechselrecht, Handelsrechnen, Buchhalten, Handelsgeographie, Geschichte, Waarenkunde; in der technischen Anstalt: Mathematik, Physik, Chemie, Mechanik und Maschinenlehre, Technologie, Zeichnen, Land- und Forstwirtschaft, Land- und Feldmessenkunst, Baukunst. Zu dem Institute gehören: die mechanischen und Modellwerkstätten, erstere durch die Reichenbach'schen Theilmaschinen und übrigen Einrichtungen auf eine sehr hohe Stufe gebracht; die Werkzeugsammlung, aus mehr als 3800 Nummern und mehr als 10,000 Stücken bestehend; das Nationalfabrikproductencabinet, das in großen Sälen aufgestellt ist, und in Plan und Ausführung noch nirgend seines Gleichen hat; die Modellsammlung in fünf Sälen, welche aus dem Maschinenfache und der Baukunst die interessantesten und wichtigsten Gegenstände umfaßt; die mathematisch-physikalischen Sammlungen, worunter das eigne physikalische Cabinet des Kaisers, das derselbe bei Errichtung des Instituts demselben schenkte; die Sammlungen für das chemische Laboratorium, die Mineraliensammlung und die Sammlung für Materialwaarenkunde.

In dem Gewerbinstitut in Berlin, unter der Direction des geheimen Oberfinanzraths Beuth errichtet und fortschreitend erweitert, bestehen zwei besondere Classen, in welchen die Schüler, die sich dem Gewerbstande widmen, ausgebildet werden. In der untern Classe wird in einjährigem Cursus gelehrt: Arithmetik und Geometrie, Naturkunde, Physik, Chemie und Zeichnen. In der höhern oder ersten Classe, wo den Schülern nur nach vorgängiger strenger Prüfung Zutritt gestattet wird, werden vorgetragen: Mathematik, und zwar: Arithmetik und Algebra, Geometrie und Trigonometrie, Statik und Mechanik, Physik, Naturgeschichte mit Berücksichtigung der Waarenkunde, Chemie, Zeichnen, Perspektive und Modelliren in Thon. Ein besonderer halbjähriger Cursus ist für den Vortrag der Maschinenlehre und für den Besuch der verschiedenen Werkstätten bestimmt. In einem kostbar eingerichteten mechanischen Atelier lernen einige ausgewählte Schüler nach Zeichnungen oder nach Modellen Maschinen bauen, ändern oder verbessern. Die vorzüglichsten Werkzeuge stehen ihnen zu Gebote. Das Institut besitzt eine reiche Sammlung gut ausgeführter Maschinen oder Modelle, die zur bessern Betreibung der Gewerbe eingeführt sind, oder eingeführt zu werden verdienen; eine in kleinem Maßstabe angelegte Waaren- und Productensammlung; sehr vollständige physikalische Apparate und Instrumente und eine hinreichende



Menge chemischer Präparate. Ein großes Local ist neu gebaut worden. Der Zweck des Gewerbinstituts ist indessen nicht bloß die Ausbildung junger Männer für die verschiedenen Zweige der Industrie, sondern es wirkt auch thätig in das jetzige Gewerleben ein. Es schafft daher im Auslande erfundene neue Maschinen oft mit sehr großen Kosten an, übergibt sie thätigen und geschickten Fabrikanten, die Mittel genug besitzen, um sich den ersten Versuchsarbeiten unterziehen zu können, und sorgt, wenn die Maschinen sich bewährt haben, für die weitere Bekanntmachung und Verbreitung derselben bei den größern Fabrikanten des preussischen Staats. Durch eine jährliche Ausstellung wird das Publicum auf die Erzeugnisse des Vaterlandes aufmerksam gemacht. Neben dem großen Gewerbinstitute in Berlin besteht noch in jeder Provinz Preußens eine Gewerbschule, wo die Schüler Unterricht im Zeichnen, Rechnen, in Physik, Chemie und Waarenkunde erhalten.

Die technische Bildungsanstalt in Dresden wurde 1828 errichtet. Sie konnte zwar beiräumen nicht mit so reichen Mitteln ausgestattet werden als die vorerwähnten Institute, wirkt jedoch mit ungemeinem Nutzen für mehr als 250 Zöglinge. Den Unterricht ertheilen 14 Professoren und Lehrer, die bestimmte Honorare beziehen, bis jetzt aber eine feste Anstellung nicht erhalten haben. Die Unterrichtsgegenstände sind: Physik, technische Mineralogie, Chemie, Technologie, Zahlenrechnung in zwei Abtheilungen, Buchstabenrechnung mit Trigonometrie, höhere Mathematik, Statik, Mechanik, Maschinenkunde, deutsche, französische, englische Sprache, Buchhaltung, Graviren, architektonischer Unterricht, Perspective, freies Handzeichnen, Maschinenzeichnen, Situations- und Kartenzichnen und Anleitung zu praktischen Vermessungen und Modelliren. Außerdem ist mit der Anstalt eine mechanische Werkstätte verbunden, in welcher die Schüler praktisch arbeiten lernen und einige Befreiung vom Junfzwange genießen. Eine besondere Modellwerkstätte wird ebenfalls errichtet und mit der Anstalt verbunden. Das Institut besitzt bereits eine große Anzahl der trefflichsten Muster- und Vorlegeblätter, eine schöne Sammlung von Modellen, von Mineralien und Hölzern, auch physikalische Apparate. Für den Unterricht werden außerdem die verschiedenen Instrumente des mathematisch-physikalischen Salons verwendet, und es ist den Schülern gestattet, unter gewissen Beschränkungen in die übrigen wissenschaftlichen Sammlungen Dresdens einzutreten und die der Landesdirection untergebene, im Gewerbefache sehr umfassende Bibliothek zu benutzen. (54)

Pompierre (Guillaume Xavier Labbey de), geboren am 3. Mai 1751 in der Champagne, diente vor der Revolution bei der Artillerie, wurde Capitain, bekleidete während der stürmischen Zeiten administrative Ämter in seinem Districte, bis er unter dem Kaiserreiche Präfecturrath des Departements Wisne wurde. Er war 1813 Interimpräfect, und in demselben Jahre zum Mitglied des gesetzgebenden Corps erwählt, schloß er sich an die Opposition. Während der Restauration fuhr er in der Deputirtenkammer fort die constitutionellen Principien zu verteidigen, erhob sich gegen die Sophismen des Ministers Montesquiou, der bei Gelegenheit des Pressgesetzes Repressiv- und Präventivmaßregeln als synonym darstellte, wurde im Mai 1815 wieder erwählt, lebte während der folgenden Sitzung in der Zurückgezogenheit, gelangte aber 1819 von Neuem in die Kammer, sprach im März und Apr. 1820 kräftig gegen die Aufhebung der Press- und individuellen Freiheit, gegen das neue Wahlgesetz, für Ersparnisse in den Staatsausgaben, verlangte 1821 ohne Erfolg die Aufhebung der Salzsteuer, sprach ebenso vergeblich im Febr. 1822 gegen das Journalgesetz, zwei Monate später für die Aufhebung der geheimen Ausgaben des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, im Jul. gegen die geheime Polizei des Ministeriums des Auswärtigen, 1823 gegen den spanischen Feldzug und war einer der Ersten, welche bei Vertreibung Manuel's



aus der Deputirtenkammer protestirend den Saal verlassen. Er gehörte 1824 zu den wenigen Abgeordneten von der Oppositionspartei, deren Wiedererwählung durch die ministeriellen Intriguen nicht verhindert werden konnte. Bei seinen Grundsätzen verharrend, bekämpfte er die Entschädigung der Emigrirten, die Septennalität der Abgeordneten, das Sacreleg- und Erstgeburtsgesetz und Peyronnet's Preshvorschlag. In der Sitzung von 1827 wollte er auf die Anklage gegen Villèle's Ministerium antragen, mußte dies aber wegen der Stimmung der Kammer verschieben. Im Nov. von St.-Quentin von Neuem zum Abgeordneten ernannt, erhob er am 30. Mai 1828 eine förmliche Anklage gegen jene Verwaltung, und entwickelte seinen Antrag am 14. Jun. Beförderung der Feinde des Staats zu allen Ämtern, Haß gegen die bestehenden Institutionen, Aufhebung oder Nichtausführung der Gesetze, willkürliche Absetzungen, Zorn gegen die unabhängigen Staatsglieder, Verachtung gegen die Kammern — dies waren die Vorwürfe, die er den Ministern machte. Nach einer vollständign Aufzählung der Beschwerden, welche zur Anklage des Verraths als Belege dienten, führte er die Thatfachen an, wodurch sich Villèle der Erpressung (concession) schuldig gemacht; in den fünf Jahren von 1822—27 hatten, so viele Milliarden auch an die Staatskasse gezahlt wurden, die Ausgaben den votirten Credit um 415 Millionen überstiegen, und in demselben Zeitraume war das Capital der Schuld um ein Viertel angewachsen. Die Anklage gegen Villèle blieb ohne Erfolg; P. erlebte aber noch die Juliusrevolution. Achtzigjährig, allgemein verehrt, starb er kurze Zeit nach dem Siege des Volkes. (15)

Pongerville (J. B. S. de), französischer Dichter und Akademiker, ward um 1790 in der Picardie geboren und kam früh nach Paris, wo er sich in der Folge niederließ. Er arbeitete mehre Jahre lang an einer metrischen Übersetzung von Lucrez's Gedichte „De natura rerum“, woran sich in der neuern Zeit kein französischer Dichter gewagt hatte. Die Übersetzung erschien 1823 in zwei Bänden zu Paris und enthielt auch den lateinischen Text, in einer Einleitung Lucrez's und Epikur's Leben und die zu Herculanium aufgefundenen Bruchstücke des griechischen Weltweisen über die Natur der Dinge, nebst Facsimiles dieser Bruchstücke. Die Übersetzung ward von den Kritikern außerordentlich gelobt, und man bezeigte nicht wenig Erstaunen, daß ein Dichter, von dem man bisher wenig gehört hatte, auf einmal mit einem so wohlgelungenen großen Werke auftrat. Die Übersetzung ward zweimal wieder aufgelegt (zuletzt 1827). Auch erschien sie in Taschenformaten ohne Text. Nach dieser großen Arbeit unternahm der Verfasser eine Übersetzung von Ovid's „Metamorphosen“; diese ist bis jetzt noch nicht erschienen; aber der Übersetzer hat eine Auswahl von übersetzten Stücken unter dem Titel „Les amours mythologiques“ (Paris 1827) erscheinen lassen. Auch diese Versuche wurden sehr wohl aufgenommen, in den Tagesblättern sehr gelobt und sind dreimal aufgelegt worden. P. hat sich bis jetzt noch nicht als phantasiereicher Dichter gezeigt; aber er hat durch seine Übersetzungen bewiesen, daß er die französische Dichtersprache ganz in seiner Gewalt hat. Eine prosaische Übersetzung des Lucrez von ihm ist in Panckoucke's Sammlung von Übersetzungen der lateinischen Schriftsteller geliefert worden. Die Académie française nahm P. 1830 an des verstorbenen Lally-Tolendal's Stelle zu ihrem Mitgliede auf, nachdem er sich lange um eine Stelle in dieser Akademie vergebens beworben hatte. Seine neueste Dichtung ist eine „Épître au roi de Bavière“, worin P. den königlichen Dichter wegen einer hingeworfenen Äußerung über den Charakter der Franzosen strenge tadelt. P. ist ein vermögender Mann und lebt einen großen Theil des Jahres auf seinem Landgute zu Nanterre bei Paris. (25)

Pons (Louis), der glücklichste Kometenentdecker, ward am 25. Dec. 1761 zu Peyre im Departement der Hochalpen geboren, über seine Bildungs-



geschichte fehlen uns die Nachrichten. Sie muß auf die astronomischen Hülfswissenschaften berechnet gewesen sein, da er schon 1789 als Aufseher bei der Sternwarte zu Marseille angestellt worden konnte. Diese Lage benutzte er, um sich unter Jacques, Lullis und Gambart, welche der marseiller Sternwarte nach und nach vorstanden, im Praktischen zu üben, und bald konnte er ihnen als Adjunct beigegeben werden. Ein ungewöhnlich scharfes Auge und ein vortreffliches Gedächtniß unterstützten seine Bemühungen. Ein Blick auf einen Stern auch vom schwächsten Lichte reichte bei ihm hin, wenn er von Zeit zu Zeit den Himmel durchforschte, um ihn gewiß zu machen, ob der bemerkte Stern zu den bekannten oder vorher noch nie gesehenen gehöre. Dabei bediente er sich eines Glases von sehr weitem Sehfelde, aber geringerer Vergrößerung, das er sich selbst verfertigt hatte. Seine Entdeckungen waren überraschend, und sein Name längst einer der gefeierten unter den europäischen Astronomen, als er 1819 die Leitung der Sternwarte erhielt, welche Marie Luise von Parma prächtig und kostbar nach den Vorschlägen des Barons von Zach in Martia einrichten ließ. Doch dieses fürstliche Institut wurde nicht gleichmäßig erhalten. Schon 1825 versagte man ihm die Unterstützung, und P., dessen Entdeckungen durch Preise aus London und Paris waren geehrt worden, trat nun in die Dienste des Großherzogs Leopold von Toscana, der ihm die Leitung der Sternwarte bei dem Museum zu Florenz übergab. Leider unterstützten den unermüdlischen Greis in diesen letzten Lebensjahren sein Gesicht und seine Lebenskraft nicht mehr wie früher. Mit Schmerz sah er, der zwischen 1801 — 27 37 Kometen entdeckt, viele berechnet hatte, sich durch die jugendliche Rüstigkeit Anderer überboten. Doch wer die Fackel so vorgetragen, konnte sie getrost andern Händen übergeben. P. starb am 14 Oct. 1831 und sein Nachfolger zu Florenz ist der gelehrte und glücklich beobachtende Amici aus Modena, der durch Forschungen über die Doppelsterne sich längst zu diesem Plaze legitimirt hatte.

(14)

Ponte (Lorenzo da), Dperndichter, geboren 1749 zu Ceneda, kam sehr jung als Privatlehrer nach Venedig, wo er sich einige Zeit aufhielt, bis eine unglückliche Liebe ihn nöthigte die Stadt zu verlassen. Er wurde darauf in Treviso als Lehrer der Literatur angestellt, als aber die Behörden in einer seiner öffentlichen Reden demagogische Grundsätze finden wollten, seiner Stelle entsetzt und für unfähig erklärt, im Gebiete der Republik Venedig ein Lehramt zu bekleiden. Nachdem er sich einige Zeit in Venedig aufgehalten hatte, zog er sich durch ein Lobgedicht auf Giorgio Pisani den Haß der Regierung zu und mußte nach Östreich flüchten. Auf Salleri's Empfehlung ward er in Wien als Theaterdichter angestellt, trat zuerst mit dem Tertz zu der Oper „Die Danaiden“ auf, und schrieb außer mehreren Opern für Salieri auch den „Baum der Diana“ für Martini. Um 1785 trat er in freundschaftliche Verbindung mit Mozart, für welchen er den „Figaro“ und den „Don Juan“ schrieb. Joseph II. belohnte den Dichter freigebig und gab ihm mehre Beweise seiner Gunst; als aber nach des Kaisers Tode viele Einschränkungen bei der Bühne gemacht wurden, veränderte sich seine günstige Lage, und die Theaterintiquen, die er durch unvorsichtige Schritte herausforderte, hatten endlich den Erfolg, daß Kaiser Leopold ihm den Abschied gab. P. ging nach Triest, wo er die Tochter eines wenig bemittelten englischen Kaufmanns heirathete. Die Hoffnung auf seine Wiederanstellung in Wien wurde vereitelt, und er mußte sich nach vielfältigen Bemühungen mit einem ansehnlichen Geschenk begnügen, das ihm Kaiser Leopold gab. Entschlossen, sich nach Paris zu wenden, verließ er Triest, verlor aber schon am zweiten Tage nach seiner Abreise den größten Theil seiner Baarschaft durch die Unglücklichkeit seiner Frau, die das Geld vor vermeintlichen Räubern verstecken wollte. Die Nachricht von der Hinrichtung der Königin von Frankreich und andern Begebenheiten der Schreckenszeit hielt ihn ab, seine Reise nach Paris fortzusetzen. Er ging nach England, als er aber dort keine günstige

1824 in  
Bücherei  
te. Bei sein  
Einrichten, die  
geleh und Pro  
die Hälfte ge  
Einmang der  
zum Ausste  
ngen sein Bes  
ng der Hände  
n, Aufsichtun  
en die unabh  
aren die Vor  
haltung der  
führte er die  
ständig ge  
am auch in die  
1815 Willen  
ld um ein Bie  
P. erlebte aber  
kurz Zeit nach  
(15)  
in Venedig,  
Paris, wo er  
ner mitrichen  
in der neuern  
1823 in  
er Einleitung  
Beschichte  
ständig die  
in gelebt, und  
an höher we  
n Werte auf  
7). Auch ver  
te unterand  
diese ist die  
ein überlegen  
(1827) erdrei  
in den Tages  
ch bis jetzt noch  
e Übersetzung  
sollt der Ein  
stimmung von  
die Academie  
alle zu Wien  
nie zurückkom  
de Boniere",  
ng aber die  
und hat die  
18. (25)  
n 25. Die  
Bücherei



Aussicht fand, begab er sich nach Holland, um eine italienische Oper zu errichten. Auch hier sah er seine Hoffnung getäuscht und kämpfte mit drückendem Mangel, bis er einen vortheilhaften Ruf an das italienische Theater in London erhielt. Im Auftrag des Theaterdirectors reiste er 1798 nach Italien, um Sänger und Sängerinnen zu werben, kam aber nach seiner Rückkehr in vielfältige Bedrängnisse, da der Theaterdirector keinen der vielen in seinen Angelegenheiten auf ihn ausgestellten Wechsel bezahlt hatte. Ein Buchladen, den er 1800 anlegte und durch seine Verbindungen in Italien mit reichlichen Vorräthen vermehrte, brachte ihm einen ansehnlichen Gewinn, bis er die Unvorsichtigkeit beging, sich mit zwei Musikhändlern zu verbinden, die ihm am Ende nichts als Schulden überließen, und für den Theaterdirector, der ihn schon einmal in Verlegenheiten verwickelt hatte, neue Verpflichtungen einzugehen. Seine Frau ging mit ihren Kindern auf die Einladung ihrer Mutter nach Nordamerika, während er in London zurückblieb, um den Ausgang seiner Rechtshändel abzuwarten. Von mehreren Verhaftsbefehlen bedroht, schiffte er sich endlich ein, und fand seine Familie in Newyork wieder. Nach manchen verunglückten Versuchen, seinen Unterhalt zu sichern, fing er 1806 an Unterricht im Italienischen zu ertheilen, und seine Bemühungen hatten erwünschtesten Fortgang, bald aber ließ er sich zu andern Unternehmungen verleiten, die ihn, meist durch fremde Schuld, wieder in Noth brachten. Einige Jahre arbeitete er vergebens, seine Lage zu verbessern, bald als Desillateur, bald als Kaufmann, bis er in Newyork, wo durch seinen Unterricht die Liebe zur italienischen Literatur verbreitet war, einen Buchhandel anfang, den er seitdem mit glücklichem Erfolge fortführte. Er hat mehre fremde und eigne Werke, unter andern eine gute italienische Uebersetzung von Byron's „Prophecy of Dante“ herausgegeben, und seine bunten Lebensschicksale in den „Memorie di Lorenzo da Ponte“ (4 Bde., Newyork 1823 — 27) anziehend erzählt.

Pöppe (Johann Heinrich Moriz), ordentlicher Professor in der staatswirthschaftlichen Facultät zu Tübingen, wurde am 16. Jan. 1776 in Göttingen geboren, wo sein Vater Universitätsmechanikus war. Er besuchte bis in sein 17. Jahr das Gymnasium seiner Vaterstadt, während er sich zugleich in der Werkstat seines Vaters in mechanischen Handarbeiten übte, und benutzte darauf an der Universität besonders den Unterricht Beckmann's, Kästner's und Lichtenberg's. Er ließ 1796 einen „Versuch der Geschichte der Uhren“ drucken, und bald auch sein „Wörterbuch der Uhrmacherkunst“. Seine Schrift: „Über den Gebrauch des Circels und der Curven in der Mechanik und Baukunst“, gewann 1800 den von der philosophischen Facultät ausgesetzten Preis. Er fing nun an mehre größere Werke auszuarbeiten, namentlich seine „Geschichte der theoretischen und praktischen Uhrmacherkunst“ (Leipzig 1800) und seine „Encyclopädie des gesammten Maschinenwesens“ (8 Bde., 2. Aufl., Leipzig 1820 — 26). Als die Aussicht zu einer Anstellung in seinem Vaterlande durch die französische Occupation Hanovers verschwand, faßte er den Entschluß, sich dem Lehrfache zu widmen, und er wurde Privatdocent der Mathematik und Technologie in Göttingen. Der mährische Graf von Berchtold hatte damals auch die Preisfrage aufgestellt: „Was für Maschinen und Erfindungen zur Rettung des menschlichen Lebens aus verschiedenen Gefahren sind bekannt, und welche verdienen vor andern den Vorzug?“ P.'s Schrift wurde gekrönt und diese oft gedruckte und in mehre Sprachen übersehte Schrift gab ihm später Veranlassung zur Bearbeitung des 1811 in Nürnberg erschienenen „Noch- und Hülfserkoms“. Für die „Geschichte der Künste und Wissenschaften“ lieferte P. die „Geschichte der Technologie“, wovon (Göttingen 1807 — 11) drei Bände erschienen. Er erhielt 1804 den Ruf als Professor der Mathematik und Physik an das Gymnasium zu Frankfurt am Main. Bald nachher gewann P. durch seine Schrift: „De incrementis et progressibus literarum me-



chanicaram", den von der Jablonowski'schen Gesellschaft zu Leipzig ausgesetzten Preis. Als der Großherzog von Frankfurt 1811 ein akademisches Lyceum errichtet hatte, wurde P. bei dieser Anstalt angestellt, trat aber 1814, wo das Lyceum wieder einging, an das Gymnasium zurück. Er stiftete 1816 die frankfurter Gesellschaft zur Beförderung der nützlichen Künste und ihrer Hülfswissenschaften, aus welcher bald auch die Handwerkschule hervorging, die jetzt viele Schüler zählt und zu einer der nützlichsten Anstalten Frankfurts gehört. Nachdem er den Antrag zu einer Lehrerstelle an der polytechnischen Anstalt in Wien abgelehnt hatte, nahm er 1818 einen Ruf an die Universität Tübingen an. Durch seine Schriften hat P. viel dazu beigetragen, das Studium der Technologie in Deutschland in Aufnahme zu bringen. Manche Winke und Bemerkungen, die sie enthielten, gaben zu neuen Erfindungen und Verbesserungen Anlaß. Sein „Handbuch der Technologie“ (4 Abtheil., Heidelberg 1806—10) wurde in dem polytechnischen Institute zu Wien als Lehrbuch eingeführt und von Consalviacchi in Padua ins Italienische übersetzt. Sein „Technologisches Lehrbuch“ (Stuttgart 1819) ist für Universitäten bestimmt. Auf eine eigenhümliche Weise, wie sie vorzüglich den Technikern nützlich sein mußte, behandelte er die Wissenschaft in seiner „Ausführlichen Anleitung zur allgemeinen Technologie“ (Stuttgart 1821). Sein „Technologisches Lexikon“ in fünf Bänden erschien von 1815—20 in Stuttgart. Unter seinen spätern Werken nennen wir die „Neue Handwerks- und Fabrikenschule“ (10 Thle., Tübingen 1827—33). Seit 1833 gibt er in Stuttgart eine „Volksgewerbslehre“ in populärem Gewande heraus. In den Fächern der Mathematik schrieb er mehrere meist populäre Werke, z. B. „Lehrbuch der reinen und angewandten Mathematik“ (2 Bde., 2. Ausg., Frankfurt 1820); „Handbuch der Experimentalphysik“ (2. Aufl., Hannover 1826); „Der physikalische Jugendfreund“ (8 Bde., Frankfurt 1811—16); „Lehrbuch der Maschinenkunde“ (Tübingen 1821); „Geschichte der Mathematik“ (Tübingen 1828); „Populäres Handbuch der Mechanik“ (Tübingen 1829); „Geschichte der Erfindungen“ (4 Bdchn., Dresden 1829); „Die Physik, vorzüglich in Anwendung auf Künste und Manufacturen“ (Tübingen 1830).

Pöppig (Eduard Friedrich), außerordentlicher Professor der Philosophie an der Universität zu Leipzig, bekannt durch seine naturwissenschaftlichen Reisen in einem großen Theile von Amerika. Er wurde 1798 zu Leipzig geboren, wo sein Vater Kaufmann war, den er aber schon in seinem ersten Lebensjahre verlor. Seinen ersten gelehrten Unterricht erhielt er auf der Themaschule zu Leipzig und auf der Fürstenschule zu Grimma, die er 1815 verließ, um sich auf der Universität seiner Vaterstadt den naturwissenschaftlichen und ärztlichen Studien zu widmen. Seine Lust zu reisen erwachte früh und er besuchte noch als Student, meist zu Fuß, die Afer des Rheins, Dürich, das südliche Frankreich bis zu den Pyrenäen, die Schweiz, Tirol und Kärnten. Den Glockner bestieg er in Begleitung des nachmals durch seine botanischen Reisen nach Norwegen bekannten Karl Schubert. Auf diese Weise körperlich und besonders durch Sprachstudien und eine sehr univervelle Bildung geistig vorbereitet, faßte er im Winter 1821—22 den Plan, Jamaica zu besuchen, beschäftigte sich mit dem Studium der westindischen Flora und verließ in den ersten Tagen des Apr. 1822 seine Vaterstadt, um über Berlin nach Hamburg zu reisen und dort sich einzuschiffen. Hier änderte P. seinen Reiseplan, insofern, als er von den Antillen nicht Jamaica, sondern Cuba wählte, wo er mit einem hamburger Schiffe am 1. Jul. in Havana eintraf. Nach einem Aufenthalte von wenigen Tagen ging der Reisende über Matanzas nach mehren Kaffeplantagen im Innern, wo er ärztliche Praxis trieb und zugleich Pflanzen und Thiere sammelte und beobachtete. Nach Verlauf von zwei Jahren schiffte sich P. zu Matanzas nach den vereinigten Staaten von Nordamerika ein und







„Notizen für Natur- und Heilkunde“ vom Jahre 1827 — 33 enthalten und es sind in denselben Beschreibungen einiger neuen Thiere und Pflanzen eingefreut. Während seines Aufenthalts in den Vereinigten Staaten beschrieb er in dem „Journal of the Academy of Philadelphia“ ein neues Säugethier aus Cuba: *Capromys prehensilis*. Einzelne Pflanzen dieser Reise sind theils im vierten Theile von Deandolle's „Prodromus systematis regni vegetabilis“, theils in von Schlechtendal's botanischer Zeitschrift „Linnaea“, theils auch von Lessing in dessen „Synopsis generum compositarum“ beschrieben. Einer Reisebeschreibung und einer Synopsis der in Südamerika gesammelten Pflanzenarten glaubt man bald entgegensehen zu können. Im März 1833 wurde P. eine außerordentliche Professur der Philosophie an der Universität Leipzig übertragen.

(91)

Poppo (Ernst Friedrich), rühmlichst bekannter Philolog und Schulmann, geboren 1794 zu Suborn in der Niederlausitz, ist der Sohn des dortigen Predigers, M. Christian Friedrich P. Nachdem er durch den Vater selbst den ersten Jugendunterricht genossen hatte, besuchte er seit 1805 das Gymnasium seiner Vaterstadt, und bezog, trefflich vorbereitet, 1811 die Universität Leipzig. Theils des Vaters Beruf, theils eigne Neigung bestimmten ihn, die Theologie sich zum Hauptstudium zu erwählen, ohne jedoch die Philologie, in Beziehung auf die classischen Schriftsteller des Alterthums, mit denen er schon auf der Schule sich aufs Innigste vertraut zu machen gesucht hatte, zu vernachlässigen. Aus diesem Grunde besuchte er gleich anfangs die Vorlesungen des Professors Hermann, der ihn auch als Mitglied seiner griechischen Gesellschaft aufnahm. Bald aber wurde Hermann ihm in Hinsicht seiner Studien Vorbild; er gab das Studium der Theologie ganz auf, indem er entschlossen war, sich ausschließlich der Philologie zu widmen. Um nichts zu verabsäumen, was ihm zur Erreichung des beabsichtigten Ziels förderlich werden könne, trat er als Mitglied des königlichen philologischen Seminars unter des verstorbenen Dr. Beck Leitung ein und besuchte die Vorlesungen des Professors Schäfer, Wolf, Buttmann, Böckh, Schneider, gefeierte Namen in der philologischen Welt, veranlaßten ihn, auf kurze Zeit nach Berlin zu gehen, um ihre Vorträge zu hören. Nach seiner Rückkehr von dort ward er 1815 in Leipzig Doctor der Philosophie und erwarb sich kurze Zeit darauf durch Verteidigung der „Observationes criticae in Thucydidem“ (Leipzig 1815) die Rechte eines Privatdocenten bei der dortigen Universität. Doch sein Aufenthalt in Leipzig war nur von kurzer Dauer; schon im März 1816 folgte er dem Rufe als Conrector am Gymnasium seiner Vaterstadt. Kaum aber hatte er sich hier eingerichtet, als er im Oct. desselben Jahres zum Prorector des Friedrichs-Gymnasiums zu Frankfurt an der Oder ernannt wurde. Als solcher schrieb er 1816 das Programm „De usu particulae *av* apud Graecos“, welches er vollständiger in Friedemann's und Seebode's „Miscellaneis maximam partem criticis“ (1822) abdrucken ließ. Nachdem er 1818 Director des Gymnasiums geworden war, sprach er sich 1819 in dem Programm „Bemerkungen über die Art des Unterrichts in den verschiedenen Lehrgegenständen der Gymnasien, mit besonderer Rücksicht auf das Friedrichs-Gymnasium“ öffentlich über seine Grundsätze als Lehrer aus. Ohne seinen Verpflichtungen als Director zu nahe zu treten, hat er sich seitdem fortwährend in der literarischen Welt als einen sehr thätigen Philologen gezeigt. Sein Hauptwerk ist die noch nicht vollendete kritische Ausgabe des Thucydides, von welcher drei Bände (Leipzig 1821 — 31), erschienen sind. Der erste, welcher in zwei Theile zerfällt, enthält die Prologomena, der zweite, gleichfalls in zwei Theilen, den Text, und der dritte die Bemerkungen zum ersten Buche. Obschon der Herausgeber gleich beim Erscheinen des ersten Bandes einige harte Beurtheilungen erfahren mußte, während nur Wenige das Verdienst eines so umfassenden Unternehmens anerkannten, so ließ er sich doch dadurch nicht entmuthigen, sondern widmete



diesem Werke um so größere Aufmerksamkeit, weshalb auch gegenwärtig, wo das Urtheil ruhiger geworden ist, seine Bemühungen allgemeine Anerkennung gefunden haben. Nächst dem Thucydides, dessen Bearbeitung die genaueste Bekanntschaft mit den übrigen griechischen Classikern nothwendig erheischt, beschäftigte er sich vorzüglich mit Xenophon, wodurch die kritischen Ausgaben von „Cyri disciplina“ (Leipzig 1821) und der „Expedition Cyri“ (Leipzig 1827) entstanden, die er beide mit den wesentlichsten Anmerkungen der frühern Herausgeber, sowie mit seinen eignen ausstattete. (70)

Portalis (Joseph Marie, Graf), französischer Pair und Sohn des ehemaligen Ministers des Cultus unter Napoleon's Regierung, wurde 1778 zu Aix in der Provence geboren. Während der Revolution begab er sich mit seinem Vater nach Paris, da es in der Provinz für ihre Familie nicht sicher schien. Hier nahm P. der Vater Antheil an den Staatsgeschäften, und wurde nach dem Regierungswechsel am 18. Fructidor zur Deportation verurtheilt. Er entzog sich aber durch die Flucht der Vollziehung dieses Urtheils und begab sich mit seinem Sohne nach Hamburg. Sie wurden bei dem Grafen von Reventlau auf dem Schlosse zu Erkendorf wohl aufgenommen und verweilten einige Jahre dort. Während derselben sandte der Sohn eine Preischrift nach Stockholm ein, über die Pflicht des Geschichtschreibers, den Charakter und das Genie eines jeden Zeitalters bei dem Urtheile über die großen Männer aus demselben wohl zu erwägen. Er bekam den Preis, und seine Abhandlung wurde in demselben Jahre 1800 zu Paris gedruckt. Als Bonaparte das Staatsruder in die Hände genommen hatte, kehrten die beiden P. nach Frankreich zurück und traten in den Staatsdienst. P. der Vater wurde Staatsrath und dann Minister; sein Sohn begann seine öffentliche Laufbahn als Legationssecretair zuerst zu Luneville bei den Friedensunterhandlungen und dann zu Dresden. Er heirathete hier die Gräfin von Holk, die er bei ihrem Dheim, dem Grafen von Reventlau, hatte kennen und schätzen gelernt. Bei seiner Rückkunft nach Frankreich nahm er Antheil an den Friedensunterhandlungen zu Amiens, und begleitete dann im Oct. 1802 den General Androssy nach London als erster Gesandtschaftsecretair. Nach dem abermaligen Friedensbruche mit England wurde er in gleicher Eigenschaft bei der französischen Gesandtschaft in Berlin angestellt. Napoleon ernannte ihn dann 1804 zum außerordentlichen Gesandten beim deutschen Erzkanzler zu Regensburg. Auch hier blieb er kaum ein Jahr; denn als sein Vater Minister geworden war, berief ihn dieser zu sich, um die Stelle eines Generalsecretairs in seinem Ministerium einzunehmen. Er wurde 1806 Maître des requêtes beim Staatsrathe und Commissair bei den Unterhandlungen mit der israelitischen Gemeinde. Als im folgenden Jahre sein Vater starb, versah er einstweilen dessen Stelle, wurde dann (1808) zum Staatsrathe und zwei Jahre später zum Generaldirector des Buchhandels ernannt. Er mußte hier dahin arbeiten, die Sklaverei der Presse einzuführen und zu befestigen. Es gelang ihm aber nicht, lange die Gunst seines Herrn zu behalten. Napoleon erfuhr, daß P. mit der Geistlichkeit in enger Verbindung stand, und als die päpstliche Excommunicationsbulle gegen Napoleon unter den Geistlichen umherlief, ohne daß der Director des Buchhandels etwas wider die Verbreitung derselben gethan hatte, wurde P. plötzlich aller seiner Stellen entsetzt, und mußte sich 20 Meilen von Paris entfernen. Dies geschah im Anfange des Jahres 1811. Erst in der Mitte des Jahres 1813 wurde ihm erlaubt, wieder nach Paris zu kommen, und ihm die Stelle eines Präsidenten des kaiserlichen Gerichtshofes zu Angers übertragen, vermuthlich um ihn von Paris entfernt zu halten. Die unter der kaiserlichen Regierung erlittene Zurücksetzung und seine Verbindungen mit dem Klerus wurden ihm nach der Rückkehr der Bourbons zum Verdienste angerechnet. Als er nach Paris gekommen war, um Ludwig XVIII. im Namen des Gerichtshofes zu



Angers Glück zu wünschen, ernannte ihn dieser zum titulairen Staatsrathe. P. begab sich wieder nach Angers, nachdem er Ludwig XVIII. Treue geschworen. Als jedoch Napoleon 1815 wieder in Frankreich landete, huldigte er auch diesem wieder, ließ sich in die Föderation von Angers einschreiben und wohnte der Huldigung auf dem Marsfelde in Paris bei. Dieses verhinderte jedoch Ludwig XVIII. nach seiner zweiten Rückkehr nicht, P. gnädig zu empfangen. Er wurde diesmal zum wirklichen Staatsrathe im Gesetzgebungsfache ernannt und mußte als solcher der Deputirtenkammer ein sehr hartes Gesetz wider aufrührerisches Geschrei vorlegen. Auch wurde er zum Rathe beim Cassationshofe ernannt. Seine Verbindungen mit der hohen Geistlichkeit machten, daß Ludwig XVIII. ihn 1818 auswählte, um zu Rom die Unterhandlungen wegen eines neuen Concordats anzuknüpfen. Er vollzog diesen Auftrag nach dem Wunsche der Regierung; das neue Concordat wurde aber in Frankreich sehr übel aufgenommen und diente in der That auch nur dazu, der Geistlichkeit mehr Ansehen und Einfluß zu verschaffen. Unter Karl X. stieg seine Gunst bei Hofe noch höher. Als das Martignac'sche Ministerium zu Stande kam, wurde P. zum Siegelbewahrer und Justizminister ernannt. Er mochte wol selbst fühlen, daß diese Stelle nicht lange Bestand haben würde; denn als die Würde des Präsidenten des Cassationshofes, die erste Würde nach derjenigen des Justizministers, vacant wurde, besetzte er dieselbe nicht wieder, sondern behielt sie für sich offen. Einige Zeit nachher, als das Ministerium wieder aufgelöst wurde, ließ er sich in der That zum Präsidenten ernennen. Nach der Julirevolution 1830 vermuthete man, er würde, wie viele andere Richter, sich weigern, der neuen Regierung Treue zu schwören, und abtreten. Er leistete aber den Eid und blieb im Besiz seiner Stelle. Er hat sich in den Sessionen von 1832 und 1833 durch mehre liberale Vorträge ausgezeichnet. P. veranstaltete die zweite Ausgabe von seines Vaters Werk: „De l'usage et de l'abus de l'esprit philosophique durant le 18e siècle“ (Paris 1827); welchem er sein eignes „Essai sur l'origine, l'histoire et les progrès de la littérature française et de sa philosophie“ vorsetzte, und 1833 die dritte in zwei Bänden.

(25)

Portugal seit dem Jahre 1828. Dieses schöne Land ist seit 1820 ununterbrochen ein Spielball der Revolution und der Reaction. Von Jesuiten gelangt, und von unfähigen Ministern unter schwachen Königen entkräftet, hatte es länger als hundert Jahre der Handelspolitik Englands gedient. Pombal's heroisch-politischer Plan, dem Volke und dem Staate ein selbständiges Leben aufzunöthigen, war nur der misslungene Versuch einer auf Gewalt gestützten Reform. Von Allem, was er durchgesetzt hatte, blieb nichts übrig, als die Verbannung der Jesuiten; aber die dadurch entstandene Lücke in dem kirchlich-politischen Zustande des Volkes wurde durch kein lebenskräftiges Element der Bildung ersetzt. Nur einzelne mit Talent und Charakter begabte Männer suchten im Auslande, vorzüglich in England und Frankreich, sich anzueignen, was man europäisch-politische Civilisation und Cultur nannte; aber sie wurden ihrem Volke, das in seine frühere Schlaftrunkenheit zurückfiel, unverständlich und fremd. Endlich, aufgerüttelt durch den Sturm der französischen Eroberung, erwachte der alte Muth der Nation; aber ohne Führer, ohne Haupt, von Brasilien, wo der Kern des Heers und der Flotte war, getrennt und verlassen, gerieth es ganz unter britische Vormundschaft. Mit den fremden Truppen kamen fremde Heerführer und Abenteurer in das Land. Die Nationalasche diente fortan als ein Mittel für die Zwecke des Auslands; edle, tapfere, hochgebildete Portugiesen standen vereinzelt und abhängig von den Befehlen britischer Gewaltthaber, unter denen Beresford, ein Schildhalter des Absolutismus, Portugal wie eine britische Militaircolonie behandelte. Das eigentliche portugiesische Volksthum beschränkte sich auf die niedern Classen, in den Händen der



Priester und Mönche. So entstand im Lande selbst ein Gegensatz von europäischer Aufklärung, die eine zeitgemäße Wiebergeburt des Staats- und Volkslebens zu erringen strebte, und von starrer Anhänglichkeit an das Alte, welche jede Neuerung haßte, sammt allen Fremdlingen, die in das schöne Land gekommen waren, um dasselbe zu beherrschen und sich zu bereichern. Jene Partei, zu der vorzüglich die durch den Umgang mit Franzosen und Briten gebildeten Offiziere, die Kaufleute und die Gelehrten gehörten, war thätig aber nicht compact; diese, welche die Masse für sich hatte, war träge und nur zum Widerstande als ein blindes Werkzeug brauchbar. Jene hatte nur zu viele Talente und Führer, daher schwankte sie ohne Einheit und Festigkeit in ihren Ansichten, Entwürfen und Unternehmungen; diese folgte nur einem Willen und hatte nur einen politischen Glauben, den an die einfache Lehre des Absolutismus. Als die Feuertöpfe jener Partei zu rasch handelten und Theorien verwirklichen wollten, von welchen die Masse keinen Begriff hatte, traten die Führer des altgläubigen Volkes aus ihrem Hintergrunde hervor; der höhere Klerus mit der Königin und seinem Schildknappen, dem unfähigen, rohen Wüstling Don Miguel. Nun kämpften Revolution und Gegenrevolution mit ungleichen Waffen. Das Ausland mischte sich ein; denn hier in der europäischen Bildung und in dem Zeitgeiste hatten die Constitutionellen ihre eigentliche Stütze. In Portugal selbst gab und gibt es keine Macht der öffentlichen Meinung, weil die unwissende Masse dort nicht denkt; darum folgte sie, wenn ihre Führer sich leidend verhielten, dem jedesmaligen Sieger, sympathisirte stets aber mehr mit dem lusitanischen Klerus, als mit ihren ausländisch gebildeten Landesleuten. Nachdem endlich Meineid, Trug und Gewalt die Usurpation des Infanten 1828 vollendet hatten, konnte die Macht des Klerus in dem Gemüthe des Volkes um so tiefer Wurzel fassen, je zerstreuter und vereinzelter die Anhänger der Constitutionellen und einer unmündigen in Brasilien geborenen Königin waren. Die Kühnsten starben auf dem Schaffotte, oder sie wurden nach Angola verkauft, oder sie schmachteten zu Laisenden in Don Miguel's Kerkern. Die Verurtheilten der Geflüchteten, oder Derer, die jahrelang im Auslande, in dem verhassten Brasilien, in England oder Frankreich gelebt hatten, das Volk von Porto aus für ihren Zweck zu den Waffen zu rufen, scheiterten und mußten scheitern. Kein Mann des Volkes stand an ihrer Spitze, und fremde Söldlinge, meistens Abenteuerer, fochten unter einer Fahne, die der Sieg noch nicht geweiht hatte. (Vergl. Portugal Bd. 8, und Cadaval und Chaves.) Dies Alles konnte den Furchtsamen, die in Portugal geblieben waren, kein Vertrauen und dem Volke keine Begeisterung für die Constitution — eine ihm unbekannte Größe — einflößen. Als endlich Don Pedro, dem Portugal den Verlust Brasiliens vorwarf, mit allen seinen Launen und Fehlgriffen an die Spitze der Portugiesen im Auslande trat; als er, aus Brasilien verstoßen, von Terceira aus, den Thron seines Bruders bedrohte, fand sein Aufruf an das Volk im Lande selbst keinen Widerhall, und bei der unentschiedenen Politik Englands und Frankreichs schwankte Portugals Schicksal hin und her, wie jene Cabinet selbst zwischen Intervention und Nichtintervention, zwischen der Nichtanerkennung eines Königs de facto und der Anerkennung einer unmündigen Königin de jure. (S. Maria da Gloria.) In Portugal selbst herrschten seit Don Miguel's Thronraub die Macht des Schreckens und der Einfluß der Günstlinge. Von einer Geschichte der Verwaltung kann also hier nicht die Rede sein. Wir beschränken uns auf die Erzählung der Thatfachen, welche den sechsjährigen Kampf um Portugals Krone für Europa zu einer Staatsfrage und für Portugal zu einer noch jahrelang offenen Quelle der Zwietracht, des Elends und der Demüthigung gemacht haben.

Wie Don Miguel seit seiner Rückkehr, geleitet von den Häuptern der anticonstitutionellen Partei und von seiner herrschsüchtigen, fanatisch-arglistigen Mat-



ter, Carlotta von Spanien, alle Verträge und Eide, durch die sein Bruder und Europa ihm und der Gegenpartei die Hände zu binden geglaubt hatten, gebrochen, ist in dem Artikel Miguel nur angedeutet worden, weil er mehr Werkzeug als Urheber war. Wir fassen daher den Faden der Erzählung mit dem Jahre 1828 auf.

Don Miguel hatte in London die klugen Rathschläge des daselbst anwesenden portugiesischen Gesandten, Marquis von Palmella, der ihn vor den Umtrieben der apostolischen Partei warnte, mit scheinbarer Billigung angehört, und den britischen Ministern, wie dem Fürsten von Metternich in Wien, das feierliche Versprechen gegeben, seines Bruders Anordnungen zu ehren und nach den Vorschriften der Constitution in Portugal zu regieren. Als er am 6. Febr. 1828 aus Plymouth absegelte, begleitete ihn der britische Gesandte, Sir Frederic Lamb. Am 22. stieg er zu Lissabon ans Land, empfangen von dem Rufe: Es lebe der Regent; es lebe der Kaiser Don Pedro, es lebe die Charte! Aber auch der Ruf: Es lebe der absolute König Don Miguel! wurde gehört; der Prinz befahl jedoch, diese Rufe zu verhaften. Darüber ward die Königin Mutter so aufgebracht, daß sie dem stierlichen Ledeam in der Kathedrale nicht beiwachte. Am 26. Febr. leistete der Prinz vor den versammelten Cortes den Eid auf die constitutionelle Charte; darauf ernannte er sein Ministerium. An die Spitze desselben stellte er den Herzog von Cadaval; die Leitung des Kriegs und des Auswärtigen erhielt der Graf Billareal; die des Innern der Marquis von Biana; die der Justiz Furtado und die der Finanzen Lauzan: sämmtlich Männer ohne hinlängliche Kraft, dem absoluten Willen der alten Königin widerstehen zu können. Der Premierminister Cadaval war ihr völlig ergeben, und folgte einzig den Eingebungen des fanatischen Priesters Jose Agostinho Macedo. Durch beide lenkte die Königin den Infanten. Als nun die englischen Truppen, welche bisher die Constitution geschützt hatten, vom 11. März bis zum 2. Apr. 1828 sich einschifften, um Portugal zu verlassen, erhob der Pöbel sein Feldgeschrei vor dem Palast Ajuda: Es lebe der absolute König Don Miguel! Tod dem Don Pedro und der Charte! Dieses Aufrehrschrei wurde mit jedem Abend wilder; und selbst vornehme Personen, die in den Palast gingen, wurden gezwungen, in jenen Ruf mit einzustimmen. Fürst Schwarzenberg mußte vor der Wuth des Pöbels auf ein englisches Schiff sich retten; der Patriarch, der den Ruf verweigerte, wurde beschimpft, und General Caula aus dem Wagen gerissen und so lange gemishandelt, bis er das verlangte Geschrei erhob. Statt die Aufrehrer zu bestrafen, entsetzte der Regent den General Caula seiner Stelle als Militärgouverneur von Estremadura. Vergebens machte Sir Frederic Lamb dem Prinzen Vorstellungen. Als er nun sah, daß Don Pedro's Institutionen offenbar verletzt wurden, ließ er Rothschild's Gold nach England wieder einschiffen, weil Rothschild die Anleihe für Don Miguel nur unter der Bedingung des Fortbestandes der Constitution geleistet hatte. Jetzt folgten nacheinander Absetzungen der constitutionell gestannten Staatsbeamten, Statthalter, Oberoffiziere und Richter. Graf von Taipa, Mitglied der Pairskammer, mußte wegen einer in der ersten Kammer gegen Don Miguel's Nachsicht gehaltenen kühnen Rede nach England flüchten. Dagegen kehrten alle vormalig aus Portugal vertriebenen Anhänger Don Miguel's aus Frankreich und Spanien nach Lissabon zurück. Der Prinz und seine Anhänger behaupteten jetzt, er habe keinen ordnungsmäßigen Eid auf die Constitution geleistet; als nun einige Mitglieder der Cortes entschlossen waren, das Vaterland in Gefahr zu erklären, so löste Don Miguel am 14. März die ganze Versammlung auf. Zugleich wurde der Minister Billareal entlassen; der Infant hatte ihn, weil er sich weigerte eine anticonstitutionelle Dece zu unterzeichnen, mit einem Schlag ins Gesicht und mit einem Fußtritt von sich gestoßen. Alle Klöster in Lissabon feierten jenes Ereigniß durch



Erleuchtung, und der Pöbel verbrannte am 17. März in einem Auto da Fe die Bildnisse des Grafen Taipa und des Marquez von Fronteira. Zu Braga, Viana und Guimaraes ward Don Miguel als absoluter König ausgerufen. Zu Dporto verhinderten es die Constitutionellen und die Engländer; in Coimbra die Studenten. Als hierauf fünf Professoren von letzterer Stadt nach Lissabon reisten, um dem absoluten Könige die Huldigung der Universität zu überbringen und, wie man glaubte, zugleich ein Verzeichniß der constitutionell gesinnten Studenten und Lehrer, so wurden sie bei Condeira von elf Mördern aber ergriffen und am 20. Jun. in Lissabon hingerichtet. Nicht minder rachsüchtig handelte die andere Partei. Ein Marineunteroffizier ermordete in Lissabon den jungen Grafen Ficalho auf offener Straße, weil er ein Anhänger des Don Pedro war; dieser Mörder aber wurde begnadigt. Dagegen erklärte sich die Besatzung von Dporto, Braga, Miranda, Faro, Tavira und anderer Orte laut für die Constitution. Don Miguel ließ daher mehre Oberoffiziere, die seine bereits vorbereitete Thronbesteigung nicht unterstützen wollten, ins Gefängniß werfen. Die neuen Offiziere des 8. und des 16. Regiments waren willfähriger. Gemeinschaftlich mit dem Pöbel durchzogen sie am 16. Apr. und die folgenden Abende die Straßen von Lissabon mit dem Geschrei: Tod den Pedroiros! Es lebe Don Miguel, der absolute König! Wer in den Ruf oder in das Absingen der königlichen Hymne nicht mit einstimmt, wurde gemishandelt. \*) Hierauf sammelte die Municipalität von Lissabon Unterschriften (an 27,000, darunter Weiber, Kinder, Bediente) zu einer Schrift, in welcher sie dem Infanten Portugals Krone antrug. Diese Schrift wurde am 24. Apr., dem Geburtstage der Königin Mutter, feierlich übergeben. Der Herzog von Cadaval hatte die Unterschriften des Adels gesammelt; zuerst unterzeichneten die Grafen da Ponte und dos Arcos; der Patriarch sammelte die Unterschriften der Klöster und der geistlichen Capitel; von den Gerichtshöfen geschah Dasselbe. Nur an den Straßenecken las man: Saiba, o mundo inteiro — nacionaes e estrangeiros — proclamerao Dom Miguel — ladroes e alcoviteiros (Diebe und Kuppler)! Als jedoch der Graf Linhares und Mello Breyner zuerst, und nach ihrem Beispiel noch 22 andere Pairs ihrem Don Pedro geleisteten Eide treu zu bleiben sich erklärt und ihre Unterschriften verweigert hatten, so erließ der Infant ein Manifest vom 25. Apr., in welchem er jede tumultuarische Behandlung dieser Angelegenheit untersagte und die Anordnung gesetzlicher Maßregeln, nach Bestimmung des alten Reichsgrundgesetzes, sich vorbehielt. Die Hofzeitung erklärte, man müsse deshalb an das öffentliche Tribunal der ganzen Nation appelliren, an die Stellvertreter des Volkes, des Adels und der Geistlichkeit. Dies geschah zur Beruhigung des heftig aufgeregten Volkes. Denn schon standen in Alentejo plündernde und raubende Guerillas unter Don Pedro's und Don Miguel's Fahnen auf zum Bürgerkriege; zu Campo mayor setzten die Mönche mit Hülfe des Pöbels die Municipalität ab, weil sie gegen Don Miguel's absolute Herrschaft sich aussprach; dagegen zerrissen in Dporto und Viana die Soldaten die Register der Unterschriften. Nur in Lissabon wagten die Diplomaten es nicht, förmlich drohend gegen die Usurpationsmaßregeln einzuschreiten. Jetzt erschien das Decret (Ajuda am 3. Mai), durch welches Don Miguel, vorgeblich auf Anbringen des Adels, der Geistlichkeit, der Gerichtshöfe und aller Kammern, die drei Stände des Reichs zu einer Generalversammlung auf den 2. Jun. nach Lissabon berief, damit sie nach den Gebräuchen der Monarchie in altgebrachter Form aussprächen, wer Don Johann VI. legitimer Nachfolger sei. Zugleich verbrei-

\*) Die Lissaboner Wasserträger bedrohten Jeden aus ihrer Zunft zu stoßen, welcher die Unterzeichnung verweigere; er solle für immer des Vorrechts, Wasser zu tragen, verlustig sein.



tete der Hof eine Abhandlung für die Rechte des Don Miguel auf den Thron von Portugal. Nun erst übergaben acht der in Lissabon anwesenden fremden Gesandten, unter ihnen auch der päpstliche Nuntius, dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Vizconde von Santarem, am 7. Mai eine Note, worin sie Namens ihrer Souverains erklärten, es werde Don Miguel von den Mächten niemals unter einem andern Titel als dem eines Regenten im Auftrage Don Pedro's anerkannt werden; ihre Sendung müsse daher in demselben Augenblicke aufhören wo Don Miguel den Titel eines Königs von Portugal annehmen würde! Auch legten die Gesandten des Kaisers von Brasilien, der Marquez von Resende in Wien und der Viconte von Itabayana in London, förmliche Protestationen gegen die beabsichtigte Usurpation ein. Statt aller Antwort kündigte Don Miguel am 23. Mai durch eine Proclamation an die getreuen Portugiesen die Berufung der drei Stände an, welche das Ungeheuer der Revolution vertilgen und das strengste Princip der Legitimität feststellen würden. Dagegen aber foderten die Befehlshaber der Besatzung von Dporto, welche einen Militairrath errichtet hatten, am 18. Mai das portugiesische Heer auf, seinem am 31. Jul. 1826 geleisteten Eidschwure treu zu bleiben. \*) Hierauf stellten sich 15 Regimenter unter die Befehle der zu Dporto errichteten provisorischen Regierung, welche die Constitution vertheidigen sollte. Sie bestand aus dem General da Costa, dem Obersten Ferreri, den Cortesmitgliedern Moraes Sarmiento und Sampayo dem Jüngern, und dem Kaufmann van Zöller-Köpfe. Don Miguel ließ jetzt den Hafen von Dporto durch Kriegsschiffe blockiren, und in Lissabon die bedeutendsten Gegner seiner Usurpation verhaften. Unter diesen besand sich der edle Mello Breyner, der nach längerem Leiden im Thurme von Bugio starb. Während Don Miguel ein Heer, zum Theil aus Nigern und Mönchen bestehend, ausrüstete und royalistische Freiwillige bewaffnete, versammelten sich am 23. Jun. im Palast Ajuda die drei Stände des Reichs. Das ganze Schauspiel war den alten Gebräuchen des Reichstages von Lamego 1146 gemäß angeordnet. Der Bischof von Biseu, Lobe, schlug den Cortes die Anerkennung des Don Miguel als gesetzlichen Beherrscher der portugiesischen Monarchie vor. Alle stimmten bei. Der König stieg vom Throne, und sämtliche Repräsentanten wurden zum Handkuffe gelassen. So endigte der Aclamationsact. Unmittelbar darauf verließen die Gesandten der fremden Mächte Lissabon.

Am 7. Jul. schwor Don Miguel den drei Ständen den durch das Gesetz Johann IV. von 1612 gebotenen Königseid, worauf jene ihm huldigten. Aber die Stimme der Nation war nicht für den Meineidigen. Es wurden fortwährend Verdächtige eingekerkert und nunmehr auch Prevotalthöfe errichtet. Unter jenen besand sich der edle Barrados, vormaliger Justizminister, ein Greis von 70 Jahren, und der am 14. Jun. verhaftete Graf Subsera (Pamplona) nebst seiner Gemahlin. \*\*) Die Prevotalthöfe sollten im ganzen Reiche mit Zuziehung der bewaffneten Macht ihre außerordentliche Gewalt ausüben und ihre Gehalte aus den confiscirten Gütern der von ihnen Verurtheilten beziehen. Gleichzeitig wurden, um der Finanznoth zu steuern, Erpressungen aller Art versucht und freiwillige Beiträge, auch Zahlungen von der Bank verlangt; im Jahr 1829 wurden königliche Schatzkammerscheine mit gezwungenem Cours bis zum Belaufe von 15 Millionen Francs ausgegeben, und gezwungene Anleihen versucht. Als hierauf viele edle Portugiesen nach England entflohen, ward die Confiscation des gesammten Eigenthums Aller ausgesprochen, die ohne Erlaubniß das Königreich verlassen hatten.

\*) Die Obersten Ferreri, Periera, Fonseca, Botelho, Carvalho und zehn andere Stabsofficiere hatten das Manifest unterzeichnet.

\*\*) Diese Verhaftung soll die Vizcondeza von Turummba, welche mit Beresford in London Verbindungen unterhielt, aus persönlicher Rache veranlaßt haben.



Wer Geld und andere Effecten von den Flüchtigen oder den Verurtheilten ver barg, wurde mit einer Geldbuße von 400,000 Reis oder dreijähriger Galeerenstrafe be droht. Am Ende des Jul. wurden die Cortes entlassen. Um diese Zeit sollen sich 15,214 Portugiesen wegen ihrer Anhänglichkeit an Don Pedro und dessen Charte theils auf der Flucht, theils im Gefängnisse befunden haben; unter den Letztern war sogar des verstorbenen Königs Johann VI. Tante, die 84jährige Prinzessin Maria Benedicta.

Zu solcher Gewalt reizte den König der Aufstand in Dporto. Hier hatte sich schon am 16. Mai der abgesetzte Oberst des sechsten Regiments auf das Verlangen der Soldaten an die Spitze der constitutionnellen Partei gestellt. Bald folgten mehre Regimenter und Besatzungen in den Provinzen diesem Beispiele. Zu Coim bra, Guimaraes, Condeira, Leiria, Aveiro, und selbst in Algarbien zu Tavira wurde Don Pedro als Herrscher von Portugal ausgerufen. Endlich erklärte sich auch für ihn die Festung Almeida. Nun ward eine provisorische Regentschaft ein gesetzt, die aus den Deputirten Sarmiento und Sapayo und dem constitutionnellen Generale Claudino bestand. Sie ernannte zu Ministern Magalhães, Caldeira, Nunez und Joachim Lopez. Miguel's Beamte und Richter wurden für abge setzt erklärt, die Anhänger Don Pedro's, Palmella, der alte Campayo, die Ge nerale Saldanha und Villastor wurden aus England zurückberufen. Allein statt mit 15,000 Mann — so viel zählten sie unter ihrer Fahne — rasch auf Lissabon, wo die Rüstungen der Miguelisten unter dem General Alvaro kaum begonnen hatten, vorzudringen, handelte die Junta zu Dporto ohne Plan. Es seßte ihr an einem tüchtigen Feldherrn, und sie theilte sich in verschiedene Meinungen und Entwürfe. Die Soldaten hatten kein Vertrauen, und durch die geheime Einwirkung der Prie ster zu Gunsten Don Miguel's, durch Bestechung und andere Verführungsmittel wurden ganze Regimenter zum Abfall von der constitutionnellen Sache verleitet. Das Landvolk selbst schwankte hin und her; es brachte keine Opfer und folgte dem Sieger. Denn schon im Jun. hatten die miguelistischen Scharen (Truppen und Freiwillige) mehre Städte und Provinzen wieder besetzt und in kleinen Gefechten Vortheile erlangt. Das Prunkspiel mit den Cortes in Lissabon wandelte die Volks stimmung um; Miguel's General Poboas schlug die constitutionnellen Truppen bei Coimbra und trieb sie bis an die Vouga. Nun war in und außer Dporto nur Entmutigung und Verwirrung. Zu spät langten am 26. Jun. Palmella, Sal danha, Villastor und Stubbs aus London in Dporto an. Palmella übernahm den Oberbefehl des Heers, Stubbs die Vertheidigung von Dporto. Graf Taipa eilte in das Lager an der Vouga. Als er aber hier den traurigen Zustand seiner Waffenbrüder sah, verlor er bei dem Angriffe der Miguelisten auf das Lager am 28. Jun. so sehr die Besinnung und den Muth, daß er Alles für verloren hielt und zuerst die Flucht ergriff! Nun lösten sich die Piedisten auf. Patriella und Sal danha vermochten nicht die Ordnung herzustellen. Sie und die übrigen Mitglie der der Junta von Dporto, nebst 60 Flüchtlingen, schifften sich nach England ein, und am 4. Jul. besetzte Don Miguel's Heer, 10,000 Mann, die Stadt. Der Rest der constitutionnellen Truppen entfloh nach Spanien, von wo jetzt der Mar quis von Chaves (s. d.), Tellez Jordao mit einigen hundert Mann nach Por tugal unter Don Miguel's Fahne zurückkehrten. Von jetzt begann die blutige Reaction des miguelistischen Terrorismus in Lissabon und Dporto. In letzter Stadt wurden von 125 verhafteten Constitutionnellen 80 zum Tode verurtheilt, und 650 Personen standen auf den Proscriptionslisten des Prevotatgerichts. Al meida unterwarf sich, und Don Miguel's Sache triumphirte auch in dem insur girten Madaira, das der General Francisco Avevedo Lencos am 23. Aug. unter warf. Von den Azoren widerstand allein Terceira. Hier sammelten sich bewaff nete Portugiesen aus England und Frankreich. Im Mai und Jun. 1829 lan-



dete daselbst Villaflores mit einigen 20 portugiesischen Offizieren. Als Gouverneur und Generalcapitain der azorischen Inseln rief Graf Villaflores (23. Jul. 1829) alle Bewohner der Azoren unter das legitime Banner der Königin Maria II. Don Miguel veranstaltete dagegen eine Expedition, wozu er aus England die Bedürfnisse bezog, die 20 Segel stark, mit 4000 Mann Truppen am Bord, am 29. Jul. vor Terceira erschien. Der Anführer hoffte auf eine Bewegung unter den Bewohnern der Insel, und unternahm daher erst am 11. Aug. einen Angriff auf Villa de Praya. Die gelandeten Truppen erstürmten schon das Fort Espiritu santo, fielen aber in einen Hinterhalt und wurden vernichtet; eine zweite Abtheilung wurde ebenfalls geschlagen; 1200 Mann fielen, 500 streckten das Gewehr und traten in die Reihen der Constitutionellen. Der Rest der Expedition kehrte nach Lissabon zurück.

Von jetzt an wurde Terceira die Basis der constitutionellen Sache und der Mittelpunkt des Widerstandes. In Portugal, selbst in Lissabon, hörten aber darum die Unruhen nicht auf. In der Provinz Minho bildeten sich constitutionelle Freischaren unter dem Obersten Pinto, ähnliche 1829 zu Portalegre, Redonda, Beja, Coimbra, wo das Volk Donna Maria ausrief; allein ohne Haltung und Schutz mußten diese Verbindungen sich bald auflösen und zerstören. Die Diplomatie war bloß Zuschauerin bei diesem Bürgerkriege, und der Herzog von Wellington, damals Englands erster Minister, stellte das Princip einer strengen Neutralität auf. Don Pedro protestirte zwar in Brasilien, aber Europa überließ die Entscheidung dem Volkswillen, und Don Miguel, obgleich von keinem Hofe anerkannt, blieb König de facto. Auch nachdem die junge Königin Maria da Gloria in England am 14. Sept. 1828, und zu Windsor am 22. Dec. von Georg IV. mit königlichen Ehrenbezeichnungen empfangen worden war, geschah nichts für die Behauptung ihres von Europas Großmächten schon seit 1826 anerkannten Rechts. Der von Don Pedro als Botschafter der Königin Maria II. accreditirte Marquez von Palmella wurde von dem britischen Toryministerium nicht angenommen. Wie streng das Wellington'sche Ministerium die Neutralität beobachtete, beweist folgende Thatsache. Als etwa 600 Mann portugiesische Linientruppen, unter dem General Saldaña, ohne Waffen von England nach Terceira, wie es Palmella vorher dem Herzog von Wellington förmlich angezeigt hatte, abgesetzt, wurden sie von zwei englischen Briggs begleitet, und am 16. Jan. 1829 durch Kanonenschüsse von dem britischen Kriegsschiffe Ranger, Capitain Walpole, vom Landen auf der der Königin Maria treu gebliebenen Insel Terceira abgehalten, wobei ein Mann blieb und einer verwundet wurde; sie wurden dadurch gezwungen zurückzufegeln, worauf Saldaña mit seinen Transportschiffen am 30. Jan. in den Hafen von Brest einlief. Unterdessen hatte in Lissabon eine gefährliche Verlesung Don Miguel's bei einem Sturze mit dem Wagen, am 9. Nov. 1828, die Folge gehabt, daß die Leitung der Geschäfte in die Hände der Königin Mutter übergegangen war. Donna Carlotta dachte schon an ihre künftige Regenschafft und an die Erhebung des Infanten Don Sebastian auf den portugiesischen Thron. Dies veranlaßte Intriguen, Parteilwist und Pöbelunruhen, bis Don Miguel im Jan. 1829 genas. Der Usurpator vernachlässigte jetzt seine Mutter, und folgte, von Argwohn und Mißtrauen gepeinigt, in seinem Palaste zu Nucluz fast Niemanden zugänglich, theils dem Rathe seines Lieblings, dem Barbier Pirez, den er am 6. Jan. 1829 zum Baron von Nucluz erhob, theils dem Herzog von Cadaval, dem Grafen Barbacena und dem Minister des Innern, dem alten energischen Grafen Bastos, früher Leitao und Günstling der Königin Mutter. Die auswärtigen Angelegenheiten besorgte mit großer Gewandtheit der Bischof von Santarem. Der oberste Kerkermeister, Telles Jordao, war Commandant des Schlosses St.-Juliao und das Schrecken der Gefangenen. Diesen



Männern gelang es, mit Hülfe der Freiwilligen, mehre größtentheils von den Linientruppen ebenso ungeschickt als zur un rechten Zeit unternommene Versuche einer Gegenrevolution zu unterdrücken. General Moreiro wurde in dem Augenblicke verhaftet, als er an der Spitze der Seetruppen die Königin Donna Maria auszurufen wollte. Nun füllten sich die Gefängnisse, unter welchen der Limoeiro eine traurige Berühmtheit erlangte. Die Priester, vor allen der furchtbare Pater Agostinho Macedo, reizten den Pöbel zur Wuth gegen die Gefangenen. So geschah es, daß mehre, die man im März 1829 aus dem überfüllten Gefängnisse Cascaes nach der Festung Elvas brachte, in Villaviciosa von dem Pöbel ermordet wurden. Von dem Gerichtshofe, welcher die Untersuchung gegen Moreiro und seine Mitschuldigen führte, hatten nur zwei Richter für den Tod gestimmt; allein Don Miguel drohte, und das Verbannungsurtheil ward in Todesstrafe verwandelt. Am 6. März wurden der General Moreiro, ein brasilischer Capitain, der Oberstlieutenant Pereirella und zwei Jünglinge hingerichtet, Andere kamen auf die Galeeren; darauf folgte in Oporto am 7. Mai die Hinrichtung von 10 Constitutionellen; zwei Andern wurde die Todesstrafe erlassen. Am 21. Aug. sprach das Gericht zu Porto die Todesstrafe gegen Palmella, Biliastor, Salzdanga, Stubbs und 14 andere Geflüchtete aus; zwei kamen lebenslänglich auf die Galeeren, weil sie minorenn waren. Bald darauf mußten auch in Lissabon 16 Unteroffiziere, die es gewagt, an der Spitze einiger Truppen die rechtmäßige Königin auszurufen, das schlecht berechnete Unternehmen auf dem Blutgerüste büßen.

Don Miguel's Tyrannie verschonte nicht einmal seine nächsten Verwandten. Die gew. sene Regentin Isabella, seine Schwester, hatte gewagt, für das Leben der verhafteten Gräfin Ficalhao zu bitten, sie ward, wie behauptet wird, mit Fußstritten zurückgestoßen, und als sie Anstalten traf, nach England zu entfliehen, überfiel sie (am 26. März) Don Miguel mit der Pistole in der Hand. Er schoß auf die Fliehende; die Kugel traf einen Bedienten. Der Baron Ducluz fiel dem Säbjornigen zu Füßen, und erlangte so viel, daß die Infantin in strenger Haft gehalten wurde. Endlich gelang es einigen Ministern, Mattos und Wega, das blutige Verfahren der miguelistischen Regierung zu mäßigen, wozu vorzüglich die Scheu vor England mit beitrug. Die Einführung der Inquisition wurde von ihnen hintertreiben; doch gestattete man den Jesuiten die Rückkehr, und Don Miguel nahm sie mit großer Ehrerbietung auf. Erst am 30. Aug. 1832 aber erließ er im Palaste zu Casias das Decret wegen Wiederherstellung der Jesuiten in Portugal. Durch dieses Decret wurden zwar den Vätern von der Gesellschaft Jesu als „würdigen Vertheidigern der Religion und der Moral“ alle Rechte nach der Bulle Pius VII. Sollicitudo omnium ecclesiarum, vom 7. Aug. 1814, zuerkannt, allein hinzugefügt: „Dieser mein königlicher Beschluß gibt den besagten Vätern der Gesellschaft Jesu nicht die Güter, Besizungen, Privilegien und Vorrechte wieder, welche sie etwa früher besessen haben mögen, auch gibt ihnen solcher kein Recht, die Wiedererstattung derselben zu verlangen“.

Don Miguel's scheinbare Mäßigung regte abermals den Fanatismus auf. Die Partei der Königin erhob sich von Neuem, und Pöbelhaufen schrien, Don Miguel sei von Freimaurern umgeben; Donna Carlotta sei allein würdig zu regieren; ja, sie wurde in Elvas und an andern Orten von ihren Anhängern zur Regentin und Don Sebastian zum König ausgerufen. So mußte der von allen Seiten gereizte Don Miguel wieder dem Einflusse seiner Mutter nachgeben; er opferte ihr jetzt seinen Günstling auf. Baron Ducluz wurde am 26. Sept. 1829 in Alfeite verhaftet, weil er angeklagt mit der liberal gesinnten Infantin Isabella in Verbindung gestanden habe. Diese Macht der Königin dauerte bis an ihren Tod am 6. Jan. 1830; der 80jährige Minister Bastos setzte ihre System mit furchtbarer Energie fort.



Die innere Verwaltung war bei so vielfachem Gährungsstoffe nicht stark genug, um den zügellosen Pöbel an Ordnung und Gehorsam zu gewöhnen. Bei dem Mangel an Erwerb und dem Verfall des Handels wuchs die Landesnoth. Der Credit der Bank war vernichtet, und die Renten der Landeigenthümer wurden nicht bezahlt. So gab es überall Bettler, Diebe und brotlose Abenteurer. Die zerstreuten Banden in den nördlichen Provinzen wurden Räuberscharen, und selbst in Lissabon bildeten sich unter Anführung der Grafen Soure und Pavolida Banden von königlichen Freiwilligen und Gesindel, welche als blinde Werkzeuge politischer Intriganten raubten und mordeten. In einer Octobernacht wurden in Lissabon 24 Diebstähle, worunter fünf mit Mord verbunden, begangen. Dessen strenger verfuhr die Polizei gegen alle politischen Umtriebe der constitutionnell Gesinnten. Die Gefängnisse Lissabons waren voll von Adligen, Generalen, Richtern, Verwaltungsbeamten, Geistlichen, Offizieren und Handelsleuten, die für Feinde Don Miguel's gehalten und oft auf bloßen Verdacht als Malhabes (Constitutionnelle) eingekerkert wurden. Bloß im Thurne von San-Juliao befanden sich während des Octobers 580 solcher Unglücklichen; in Oporto schätzte man die Zahl der Eingekerkerten auf 4000, worunter 500 Frauen. Mehrmals wurden Schiffe mit Verbannten nach der afrikanischen Küste — Mozambique, Angola, den capverdischen Inseln — oder nach Goa abgeschickt. Englische Blätter gaben 1831 die Zahl der Opfer von Don Miguel's Tyrannei zu 40,400 an. Der londoner „Courier“ vom 31. Jul. 1831 theilte eine specielle Liste mit, nach welcher in den Gefängnissen von Lissabon 4260 und überhaupt in den portugiesischen Festungseckern 26,270 Gefangene sich befanden; nach welcher die Zahl der Deportirten auf 1600 und die der Emigrirten auf 13,700 sich belief; nach welcher auf den Schaffotten in Lissabon 22, in Oporto 15 gestorben waren, im Ganzen um der Verfolgung zu entgehen, im Lande sich verborgen hielten; im Ganzen also 46,607. Sind auch diese Angaben übertrieben, so kann man doch nicht zweifeln, daß die Zahl sehr groß war und daß sie die edelsten und gebildetsten Staatsbürger Portugals, viele von Adel, die meisten aus dem Mittelstande, auch von Geistlichen, kurz den Kern der Nation und der wahren öffentlichen Meinung in sich begriff, während der Pöbel, die Mönche, die Freiwilligen und die Factionshäupter unter den Großen und Machthabern für das absolute System aus Selbstsucht, persönlichen Haß und aus Fanatismus sich aussprachen. Die Constitutionellen und die Anhänger des in Portugal gehafteten Don Pedro galten als Freimaurer und Negros, für verruchte Keger. Gegen sie sei jedes gewaltsame Mittel erlaubt.\*)

Unter dessen war es der apostolischen Junta gelungen, dem Usurpator an dem Hofe zu Madrid Anerkennung zu bewirken. Der außerordentliche portugiesische Gesandte, Graf von Figueira, überreichte am 11. Oct. 1829 Ferdinand VII. sein Beurlaubungsschreiben, und am 15. Oct. hatte der spanische außerordentliche Gesandte, Ritter D'Acosta Monte Allegre bei Don Miguel die Austrittsaudienz;

\*) William Young, der 20 Jahre in Portugal wohnte und mit einer Portugiesin verheiratet war, schildert das Land und seine Verwaltung in seiner von Richard (Paris 1830) übersehten Schrift: „Le Portugal sous Don Miguel“ unter Andern mit den Worten: „Portugal befindet sich in einem Zustande, wie Frankreich im Jahre 1793, nur daß es Messen hat und einen König zum Scharfrichter.“ Das von Natur lebhaft und geistreiche Volk ist durch barbarische Einrichtungen in Robelt versunken, ohne Industrie und fast ohne Unterricht, die Landwirtschaft noch in der Kindheit; der entartete Adel lebt mitten unter seinen zahllosen Bedienten, wie diese und mit denselben. Der Herzog von Cadaval vertritt sich die Zeit, indem er mit seinen Bedienten Karten spielt. Kurz, es gilt noch immer, was Voltaire von Portugal gesagt hat: „Um das Jahr 1715 gab es in Portugal nur einen Philosophen, den Arzt Fonseca, doch lebte dieser in Constantinopel.“



indef wollte der König Ferdinand anfangs nur Don Miguel's factische Herrschergewalt anerkennen, ohne Präjudiz der Rechte Don Pedro's und dessen Tochter, worüber erst die Meinung der europäischen Hauptmächte vernommen werden müsse; längere Zeit weigerte sich der Papst, endlich aber nahm er, jedoch minder feierlich als sonst üblich war, den Marquez von Labradia als Botschafter des Königs Don Miguel an, und sandte den Cardinal Giustiniani als Nuntius nach Lissabon, weil, wie sich die römische Curie ausdrückte, der Zustand der portugiesischen Kirche die Gegenwart desselben erheischte; denn schon sprach man in Lissabon von einem Schisma. Der Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika erkannte im Oct. 1829 Don Miguel I. ohne Schwierigkeit an, weil dieser Freistaat um die europäische Politik sich nicht bekümmert. In der Folge machte ein Geschäftsträger der Vereinigten Staaten in Lissabon die Ansprüche seiner Mitbürger geltend, deren Schiffe von Miguel's Schiffen bei einer vorgeblichen Blockade der Azoren weggenommen worden waren. Don Miguel mußte sich zu einer Entschädigung verstehen und leistete sogar einen Theil der Zahlung. Später wurden von dem Könige beider Sicilien, von Rußland und von den Niederlanden Geschäftsträger in Lissabon ernannt, ohne daß jedoch Don Miguel förmlich anerkannt worden wäre. Schweden sandte seinen Generalconsul und Geschäftsträger von Kängow erst Ende Aug. 1833 nach Lissabon, nachdem daselbst die Autorität der Königin Donna Maria wiederhergestellt war. Auch England und Frankreich mußten ihrer Handelsverbindungen wegen Generalconsuln in Portugal beglaubigen und Agenten Don Miguel's in London und Paris zulassen, ohne daß diese jedoch Audienz erhielten. So befanden sich als Don Miguel's außerordentliche Gesandte in London der Baron da Secca, in Paris der Graf da Ponte, in Wien der Baron Billafsecca, in Berlin der Graf von Driola, in Petersburg da Cruz Guerriere u. s. w. Dagegen unterhielt die portugiesische Regenschafft im Namen der Königin Donna Maria ebenfalls diplomatische Agenten ohne öffentliche Beglaubigung; in London war es der Ritter d'Abreu y Lima, in Paris Don Franc. d'Almeida u. s. w.

Die öffentliche Stimme in Europa aber war ziemlich allgemein gegen Don Miguel. Es wurden ihm die bittersten Vorwürfe gemacht. Der französische Minister Sebastiani nannte vor der Kammer am 12. Apr. 1831 den portugiesischen Gewaltherrscher ein Ungeheuer, und in dem britischen Oberhause nannte ihn selbst Lord Aberdeen öffentlich feig, grausam, niederträchtig und falsch. Die größte Stütze für den Tyrannen war im Innern eine 6000 Mann starke, gut bewaffnete und richtig bezahlte Volkseischar; im Auslande war es der Absolutismus, vorzüglich in Spanien, wo das Cabinet Ferdinand VII. den Thron des Absolutismus auf der pyrenäischen Halbinsel nur so lange für gesichert hielt, als in Portugal die von Don Miguel verbannte Constitution nicht mit Donna Maria Eingang und Annahme fand. Da keine Macht interveniren wollte, so arbeitete wenigstens der Herzog von Wellington, im Einverständniß mit Frankreich und Osterreich, an der Ausöhnung der beiden Brüder, und die Vermählung Donna Maria's mit Don Miguel, als König von Portugal, kam mehrmals zur Sprache, allein die junge Fürstin soll diesen Plan stets und bestimmt von sich gewiesen haben. Don Pedro und Don Miguel weigerten sich ebenfalls darauf einzugehen, und Letzter wollte weder von einer allgemeinen Amnestie noch von Wiedererstattung des eingezogenen Vermögens der Verurtheilten und Stüchtigen etwas hören. Später, als das Ministerium Grey mit dem Ministerium Ludwig Philipp's übereinstimmend handelte, wollte er nur eine sehr beschränkte Amnestie zugestehen. Dagegen reizte er durch seine Anmaßungen sowol die englische als die französische Regierung zu drohenden Maßregeln. E. hatte nämlich dem vor Terceira kreuzenden Geschwader befohlen, die englische Flagge auf keinem Schiffe, das nach jener



Insel steure, zu respectiren, und seine Kreuzer hatten einige englische Kauffahrer als gute Preisen genommen. Allein ein englisches Kriegsschiff zwang ihn, die Preisen herauszugeben, 600,000 Francs als Entschädigung zu zahlen und die portugiesischen Offiziere vor ein Kriegsgericht zu stellen. Bald wirkten auch die Folgen der Juliustrevolution in Frankreich und die der Reformbill in England auf Don Miguel's Politik zurück. Er wurde insbesondere seit dem 30. Nov. 1830 etwas milder; er setzte mehre wegen politischer Verbrechen verhaftete Personen in Freiheit und vernichtete einige Urtheile, die gegen des Liberalismus verdächtige Offiziere gesprochen worden waren. Aber Niemand wollte dieser Änderung vertrauen. Sie war nur eine Maßregel der Furcht. Denn in Terceira gewann Donna Maria einen immer festern Haltpunkt ihrer Ansprüche und Streitkräfte. Von Don Pedro abgesetzt, hatte der Marquez Palmella daselbst am 15. März 1830 die Regierung der Donna Maria II. förmlich organisiert. Der Kaiser widersprach in einem Decrete jedem Gedanken an Wiederaufnahme der durch Abdankung von ihm abgetretenen Rechte, und erklärte kategorisch, nur als Vertheidiger und Beschützer seiner Tochter handeln zu wollen. Darum habe er aus vormundschaftlicher Pflicht eine Regentschaft (am 15. Jun. 1829) eingesetzt, die in seiner Tochter königlichem Namen die Königreiche Portugal und Algarbien regieren und verwalten solle. Als Mitglieder dieser Regentschaft ernannte er den Marquez von Palmella, den Grafen von Villastor und den Staatsrath Jose Antonio Guerreiro. Sie nahmen ihren Sitz in dem Regierungspalaste zu Angra, und erließ am 20. März eine Proclamation an die Portugiesen. So war an keine Ausöhnung zu denken und der Bruderkrieg förmlich erklärt. Die britische Regierung erkannte jedoch die Regentschaft nicht an; im französischen Almanach aber ward schon im Jahr 1830 und den folgenden Donna Maria II. da Gloria als Königin von Portugal aufgeführt, und in England sprach sich die öffentliche Meinung immer bestimmter für die junge Königin und gegen Portugals Thronräuber aus.

Don Miguel verließ sich dagegen jetzt mehr als je auf Spanien und auf die Tories in England. Denn hier erklärte am 14. Sept. 1831 der Marquis von Londonderry im Oberhause: Don Miguel habe die gegründetsten Ansprüche auf Englands Beistand, und Sir John Campbell übersandte aus Lissabon an die Regierung einen sehr lobpreisenden Bericht auf Don Miguel's Regierung. Dagegen sprach sich der Lordkanzler Brougham über ihn mit folgenden Worten: „Nichts will ich sagen von Don Miguel, als was einst der große römische Geschichtschreiber von des portugiesischen Thronräubers Urbilde sagte: Er ist ein Ungeheuer, das scheußlicher und furchtbarer, — Gott und Menschen verhafter die Erde nicht geboren hat, das, obwohl Mensch an Gestalt, doch an Grausamkeit und Furchtbareit die wildesten Raubthiere übertrifft.“ Die „Times“ sagten im Mai: „Während unsers ganzen Verkehrs mit dem Dei von Lissabon haben wir stets behauptet, daß das Gesetz der Kanonen das einzige sei, das die treulose, meineidige Creatur versteht, der wir absichtlos zur Usurpation des portugiesischen Thrones behülfslich waren.“ Dies Alles erschütterte Don Miguel nicht. Er hoffte zugleich auf den Sturz des Grey'schen Ministeriums und auf die Reaction der Karlistenpartei in Frankreich. Auch glaubte er den beiden Cabineten, welche allein in Europa die Hoffnung der Constitutionellen waren, um so leichter Trost bieten zu können, als Englands Handelsinteresse und John Bull's Nationaleifersucht auf Frankreich es zu keinem Bruche mit Portugal, und noch weniger zu einem Angriffe Frankreichs gegen Portugal kommen lassen würden. Die Aufregung aber, welche von Terceira aus in Portugal unterhalten wurde, veranlaßte ihn, das frühere Schreckenssystem, nach dem Rathe des Ministers Bastos, wieder in seinem ganzen Umfange auszuüben. Es wurden daher im Febr. 1831 zwei Specialcommissionen zur Ab- und Verurtheilung der vielen Verhafteten errichtet. Hierdurch trieb Don Miguel die



Sachen auf die Spitze, und neue Gefahren, neue Demüthigungen und Verluste waren die Folgen seiner sinn- und rechtlosen Politik. Eine fast inquisitorisch geheime Polizei in Lissabon und im ganzen Reiche erbitterte nur und reizte zu Verschwörungen. Zu einer Insurrection hatte das in sich entzweite, hier der Verführung, dort der Befestigung hingeebene, von einer Partei zur andern blind fortgerissene Volk die Kraft und den Willen verloren. Die gezwungenen Anleihen, um Terceira blockiren und Don Pedro's Angriffe abzuwehren zu können, die schlechte Verwaltung des Staatsdienstes, weil die Beamten statt der Besoldung nur Scheine, die erst nach Jahren zahlbar waren, erhielten, die fremden Anleihen in London und Paris, welche den Staatsbankrott zur Folge haben mußten, die Fall der Staatseinkünfte \*) und die furchtbare Zunahme der Bettelei bei dem gänzlichen Mangel an öffentlicher Sicherheit: dies Alles mußte jeden Stand, mit Ausnahme des Pöbels, der Mönche und der gutbezahlten königlichen Freiwilligen, zur Verzweiflung bringen. Aber dies erzeugte nur einen dumpfen willenslosen Haß. Auch die Linientruppen wankten in ihrer Treue, und mußten deshalb in den Casernen eingesperrt werden. Man entdeckte endlich eine neue Verschwörung. Als aber die Mehrheit der Richter in der Specialcommission zu Lissabon am 11. März 1831 erklärte, daß sich aus der Untersuchung kein todeswürdiges Verbrechen ergeben habe, so erwiderte Don Miguel auf ihren Bericht: Die Verhafteten seien verruchte Constitutionelle und müßten sterben. Also wurden, außer dem angeblichen Urheber einer Verschwörung, zwei Kaufleute, ein Offizier und drei Unteroffiziere, weil sie in der Nacht vom 8. zum 9. Febr. durch aufgestiegene Raketen in dem Garten des französischen Kaufmanns Sauvinet das Signal zur Revolution gegeben haben sollten, am 16. März zuerst erdroffelt, dann geköpft, die Leichname verbrannt und ihre Asche in den Wind gestreut; Sauvinet, der sich als unschuldig auswies, ward zu 15jähriger Verbannung nach Afrika verurtheilt. Bei solcher Polizeidespotie waren Mönche Don Miguel's beste Stützen. Drei Klöster unfern Lissabon hielten 100 Taugenichtse in ihrem Solbe, die, mit Keulen bewaffnet, umherstreiften und jeden Verdächtigen gefesselt in den Kerker schleppten. Sie mißhandelten eines Tages zwei britische Marineleutenants, welche die Erlaubniß erhalten hatten, die Linien von Torres Vedras zu bereisen. Auf die deshalb erhobene Klage gab man den Offizieren zur Antwort: man habe sie für Franzosen gehalten!

Am 21. Aug. brach eine wirkliche Verschwörung aus. Das 21. Linienregiment, dem der Tyrann einen Obersten, Namens Latorda, gegeben hatte, der die Soldaten wie Sklaven behandelte, verließ auf ein gegebenes Zeichen die Caserne, ermordete die Offiziere, welche es verhindern wollten, und zog mit wehenden Fahnen unter Trommelschlag nach dem Campo de Ourique, wo sie Donna Maria als Königin ausriefen. Allein das 16. Regiment konnte sich nicht anschließen, und ein Theil desselben wurde durch Versprechungen gewonnen, zugleich mit der berittenen Polizeiwache und vielen Miguelisten die Empörer anzugreifen. Endlich um 2 Uhr Morgens entschieden Kanonen den Kampf; die Constitutionellen wurden umzingelt, einige Hundert ergriffen, und nach dem Urtheil der Militärcommission ungefähr 60 Offiziere und Bürger erschossen; ferner am 10., 18. und am 24. Sept. noch 21. Vier Wochen später geschah Dasselbe bei Porto. Hier rief das 8. Regiment Donna Maria und die Constitution aus; aber es erlag dem Angriffe der Reiterei und der königlichen Freiwilligen; 39 wurden hingerichtet. Noch sollte 37 Soldaten und Unteroffiziere des 4. Regiments ein gleiches Schicksal treffen; die Volkziehung mußte aber unterbleiben, weil der Oberste des Regiments erklärte, in diesem Falle würde das ganze Regiment, nebst andern

\*) Die Einkünfte waren von 80 Mill. Fr. im Jahre 1827 bis auf 16 Mill. schon im Jahre 1829 gesunken, die Staatsschuld aber bis über 324 Mill. Fr. gestiegen.



Truppenabtheilungen, sich empören. Hierauf befahl Don Miguel, inne zu halten, und er machte sogar an seinem Geburtstag (26. Oct. 1831) eine Art beschränkter Amnestie bekannt.

In derselben Zeit erfuhr Don Miguel's Hoffahrt starke Demüthigungen. Von seiner souverainen Gewalt eingenommen, verweigerte er den fremden Mächten, deren Unterthanen in Folge des politischen Hasses von seinen Anhängern und Polizeidienern beleidigt wurden, die völkerrechtliche Genugthuung so lange, bis er gezwungen sie leisten mußte. Es hatte nämlich ein miguelistischer Fregattencapitain ein britisches, von Sierra Leone unter Segel gegangenes Schiff widerrechtlich weggenommen und den englischen Capitain gemishandelt; auch waren abermals von dem miguelistischen Geschwader vor Terceira einige englische Handelsschiffe gekapert worden. Überdies hatte in Lissabon die Polizei den Engländer Robertson in seiner Wohnung bei Nacht überfallen und den schwablosen Mann mehre Tage gefangen gehalten. In Porto war Dasselbe dem Chef einer englischen Fabrik widerfahren, welcher nur mit Mühe seine Freiheit wieder erhielt, ungeachtet es erwiesen war, daß er an den revolutionnären Bewegungen in jener Stadt keinen Theil genommen. Das Ministerium Grey verlangte daher Genugthuung, oder drohte mit Gewalt. Allein Miguel verweigerte Alles, und meinte: große Drohworte wären ja keine Thaten! Nun erschien (Ende Apr. 1831) eine britische Escadre vor der Barre des Tajo, und der britische Consul Hoppner in Lissabon verlangte sofort 4,300,000 Fr. für die weggenommenen Schiffe, die Absetzung des Fregattencapitains, die Cassation der Beamten, die in Robertson's Wohnung eingedrungen waren, die Entschädigung des Fabrikhabers zu Porto und die amtliche Bekanntmachung dieser Leistungen in der Hofzeitung; geschähe dies nicht binnen zehn Tagen, so werde die Flotte feindlich verfahren. Noch zögerte Don Miguel; der Bischof von Biseu sollte gegen solche Gewaltthat protestiren, Don Miguel's souveraine Rechte verwahren und die beleidigte Nationallehre gegen eine so schimpfliche Forderung aufrufen. Als aber am 4. Mai die englischen Kriegsschiffe in den Tajo einzulaufen drohten, da unterwarf sich Don Miguel und that Alles, was der britische Consul verlangte. Eine ähnliche Demüthigung erfuhr er von Frankreich. Am 30. März 1831 brachte eine französische Kriegsbrigg dem französischen Consul den Befehl, die beiden im Kerker schmachtenden Franzosen Sauvinet und Bonhomme zu reclamiren und für alle Frankreich zugesügten Beleidigungen Genugthuung zu verlangen, oder im Verweigerungsfalle mit allen Franzosen abzureisen und Don Miguel den Krieg zu erklären. Der Vizconde von Santarem gab keine Antwort, weil Don Miguel in der französischen Note nur Prinz-Regent genannt worden war. Nun trafen die Franzosen Anstalten zur Abreise. Die portugiesische Regierung aber ließ die beiden verhafteten Franzosen auf ein nach Angola bestimmtes Schiff bringen und erklärte dem Consul, daß Sr. Allergetreueste Majestät ihn gar nicht als beglaubigten Bevollmächtigten des französischen Cabinets anerkenne und ihr absolutes Recht, Empörer zu bestrafen, zu vertheidigen wissen werde. Darauf bemächtigte sich die vor dem Tajo kreuzende französische Escadre einer von Terceira kommenden portugiesischen Kriegscorvette und neun anderer portugiesischen Schiffe, die sämmtlich als gute Preisen nach Brest geschickt wurden. Bald nachher übernahm Admiral Roussin den Oberbefehl des vor der Tajomündung kreuzenden französischen Geschwaders von sechs Linien Schiffen, drei Fregatten und mehren kleinen Kriegsfahrzeugen. Dessenungeachtet rüstete sich Don Miguel zur Abwehr einer Landung und antwortete auf Roussin's Aufforderung, er wolle in London unterhandeln und werde sich vertheidigen. Hierauf lief am 11. Jul. die französische Flotte in den Tajo ein, brachte das Feuer der den Eingang vertheidigenden Forts St.-Juliao und Bugio zum Schweigen, und zwang die im Tajo liegenden portugiesischen Kriegsschiffe, den Joao VI., drei Fregatten,



zwei Corvetten und zwei Briggs, die Segel zu streichen. Nun stellte Roussin sein Geschwader dem Palaste von Queluz gegenüber in Schlachtlinie und foderte binnen zwei Stunden eine categorische Antwort: ob man seine Forderungen bewilligen wolle oder nicht. Sofort bewilligte Don Miguel Alles, und am 14. Jul. kam der Vertrag zu Stande. Bonhomme und Sauvinet erhielten die Freiheit, jeder mit 20,000 Fr. Entschädigung; die Beamten, welche sie gemischandelt hatten, wurden cassirt; der endlich bezahlte er 800,000 Fr. für die Expeditionstruppen, ohne die Entschädigungen für den französischen Handel, und machte dies Alles in seiner Hofzeitung bekannt. Indes setzte er seine Vertheidigungsmaßregeln noch immer fort, und rief den Beistand der Höfe von London und Madrid als seiner Bundesgenossen auf. Er erlangte jedoch blos durch Englands Vermittelung die Rückgabe der von Roussin genommenen Kriegsschiffe. Nur die Corvette Urania blieb in Brest, wo die Mannschaft am 23. Sept. 1831 die Flagge der Donna Maria aufzog; der Capitain derselben, d'Anbrada, aber unterwarf sich der Königin Maria erst nach dem Falle von Lissabon.

Unterdessen war es dem General Villastor gelungen, nach und nach seit dem Mai 1831 alle Azoren, die Inseln Pico, St.-Georg, Fayal, und am 4. Aug. die wichtigste und größte Insel, San-Miguel, zu erobern. Mehrere, wie Graciosa, Flores und Corvo unterwarfen sich freiwillig. Auch Don Pedro (s. d.) nahm seit seiner Ankunft in Europa (10. Jun. 1831) als Herzog von Braganza unmittelbar Antheil an der Behauptung der Rechte seiner Tochter, indem er (15. Jun.) für seine Person auf Portugals Krone öffentlich Verzicht leistete und am 20. Jun. nach England ging, wo er eine Anleihe für die Sache seiner Tochter abschloß. Darauf verwandte er sich für die constitutionellen Rechte Portugals auch bei dem Könige der Franzosen. Sodann schlug er seinem Bruder vor, zum Besten des Landes durch gegenseitige Nachgiebigkeit dem blutigen Streite ein Ende zu machen; allein Don Miguel antwortete stolz: Don Pedro sei jetzt, da er den Titel eines Herzogs von Braganza angenommen, sein Unterthan geworden; ja er drohete ihm, daß er wegen seines nicht mit gebührender Ehrfurcht abgefaßten Schreibens vor Gericht gestellt werden solle. Übrigens habe Don Pedro dadurch, daß er in Brasilien geblieben, alle Rechte auf Portugal verloren, die Legitimität der Donna Maria sei ein Hirngespinnst und Don Miguel kraft der Bestimmungen der Cortes von Lamego und durch die Ausrufung des portugiesischen Volkes rechtmäßiger König von Portugal, Don Pedro aber ein Rebell u. s. w. Nach dieser Antwort war an keinen Vergleich zu denken. Was hierauf Don Pedro in England und in Frankreich für Schritte gethan hat, um beide Höfe zur Anerkennung seiner Rechte zu bewegen, haben wir in dem Art. Pedro erwähnt. England und Frankreich handelten auch in dieser Angelegenheit nach einem gemeinschaftlichen Plane. Sie ließen es geschehen, daß Don Pedro Anleihen schloß und Rüstungen machte; allein Schiffe, Mannschaft und Waffen durften anfangs von England aus nicht unmittelbar nach Terceira, noch weniger nach Portugal gehen; Don Miguel war factischer König, und beide Höfe, namentlich England, befolgten in Ansehung Portugals eine strenge Neutralität, weil Spanien nur unter dieser Bedingung Don Miguel Beistand zu leisten abgehalten und ein europäischer Krieg vermieden werden konnte; daher wurden britische Offiziere, die in Don Pedro's Dienste traten, aus der Armee gestrichen. Auch gestatteten sie, daß Don Miguel's Agenten Anleihen schlossen, Schiffe kauften und Munition nach Portugal schickten, und daß verabschiedere, oder auf halben Sold gesetzte, sowol britische als französische Offiziere in des Usurpators Dienste traten. Übrigens waren Wilhelm IV. und Ludwig Philipp der Sache der Donna Maria geneigt. Das Haus Braganza fand in der französischen Königsfamilie die freundschaftlichste Aufnahme; ja man sprach schon von einer möglichen Verbindung des Herzogs von Nemours mit der jungen Königin von Portugal; nur



würde diese nach den alten Grundgesetzen nicht ohne Zustimmung der Cortes einen ausländischen Fürsten zum Gemahl nehmen können. In England unterhandelte vorzüglich der im Sept. 1831 von Terceira nach London gekommene Marquex von Palmella mit dem Ministerium Grey zu Gunsten der Donna Maria. Dieser kluge Staatsmann schloß dem britischen Cabinet mehr Achtung und Zutrauen ein als der heftige, von seinen oft nicht gut gewählten Umgebungen selten gut geleitete Don Pedro. Der größte Anstoß blieb jedoch Spaniens Widerwille gegen Don Pedro's Charte. Dagegen fand Don Pedro's Unternehmen bei dem englischen Volke selbst die lebhafteste Theilnahme: Anleihen und Werbungen gingen gut von statten; denn mit Ausnahme der Toryblätter waren alle Organe der öffentlichen Meinung für die Sache der Donna Maria und gegen das „Ungeheuer auf dem portugiesischen Thron“.

Don Miguel rechnete auf des Königs von Spanien Beistand; als aber nach Madrid die Botschaft aus Paris kam, daß, wenn Ferdinand VII. auch nur Ein Regiment zur Unterstützung Don Miguel's absende, das französische Cabinet diese Intervention als eine gegen Frankreich gerichtete Kriegserklärung betrachten werde, so rieth die Infantin Maria Theresia, Don Miguel's Schwester, Witwe des Don Pedro, Infantin von Spanien, und Mutter des Don Sebastian, ihrem Bruder Miguel, er möchte abdanken und sich die Einkünfte der Ländereien der Casa do Infantado, des Familiengutes des Hauses, sichern. Der Bischof von Viseu wagte es, das Schreiben der Infantin seinem Gebieter zu übergeben, fiel aber in Ungnade und ward in sein Bisthum verwiesen. Don Miguel's Minister, Graf Bastos, betrieb nun aufs Thätigste die Vertheidigungsanstalten, und am 12. Nov. 1831 ward abermals eine gezwungene Anleihe ausgeschrieben.

Endlich gelang es Don Pedro, seine Expeditionsflotte nach Beseitigung mehrerer in England durch Don Miguel's Agenten und die mächtigen Tories \*) veranzulassen Hindernisse im Febr. 1832 bei der französischen Insel Belle-Isle zu versammeln. Hier erließ er am 2. Febr. 1832 am Bord der Fregatte Rainha da Portugal ein Manifest, durch welches er erklärte, daß er die Regentschaft nur nach vorgängiger Berathung der Cortes und mit deren Zustimmung behalten werde. Die Cortes aber wollte er unverzüglich berufen, sobald die legitime Regierung seiner Tochter hergestellt sei. (S. das Manifest in der „Allgemeinen Zeitung“, 1832, Nr. 45, außerord. Beilage Nr. 58.) Wie er hierauf von Belle-Isle aus am 20. Febr. nach Terceira abgefegelt ist und dann nach der Organisation eines von Sol-

\*) Die Torypartei im britischen Oberhause widersezte sich fortwährend jeder auch nur scheinbaren Intervention gegen Don Miguel. Zuletzt noch am 8. Jun. 1833 legte der Herzog von Wellington einen Antrag im Oberhause gegen die Minister mit 80 gegen 68 Stimmen durch, den König in einer Adresse zu ersuchen, daß er für die strengere Aufrechthaltung der Neutralität gegen Portugal die nöthigen Maßregeln veranlassen möge. Dagegen aber erklärte sich am 7. in derselben Angelegenheit das Unterhaus mit einer Mehrheit von 361 gegen 98 Stimmen zu Gunsten der Minister, und der König ließ an demselben Tage den versammelten Lords antworten: „Ich habe schon alle diejenigen Maßregeln ergriffen, welche mir nothwendig erschienen sind, um die Neutralität zu erhalten, die ich in dem jetzt in Portugal fortbauenden Streite zu beobachten beschloßen hatte.“ Indes haben die Tories, selbst Beresford u. A., auch die Minister der neutralen Mächte, namentlich Spaniens, in London den Don Miguel mittelbar und unmittelbar unterstützt, durch Geld, Waffen, Ankäufe von Dampfschiffen und Werbungen. Bourmont und andere französische, auch britische Offiziere wurden nach Portugal geschickt, um Don Miguel's Sache zu dienen. Man hat die Beweise davon in der in Lissabon am 24. Jul. 1833 weggenommenen Correspondenz der Marquise von Suramenha entdeckt. Die Marquise stand mit Beresford und andern Tories in Verbindung. Den Pedro ließ sie in ein Kloster bringen.



daten und Abenteurern verschiedener Nationen zusammengesetzten Landungsheers am 27. Jun. San-Miguel verlassen und am 8. Jul. 1832 bei Porto gelandet ist, wie er ohne Widerstand sich dieser Stadt bemächtigt, daselbst eine Regierung eingesetzt und mit Hilfe fremder Offiziere alle Anstrengungen der Miguelisten, Porto wiederzuerobern, vereitelt, wie er endlich von hier aus eine Expedition unter dem britischen Capitain (Viceadmiral Ritter Carlos de Ponce) Napier mit etwa 3500 Mann Landungsgruppen unter Villafior, den er zum Herzog von Terceira ernannt hatte, nebst Palmella, den er früher zum Herzog und jetzt durch das Decret vom 13. Jun. zum Gouverneur ernannt hatte, nach Algarbien gesandt hat, die daselbst unweit Billareal am 24. Jun. 1833 landete und den größten Theil der Provinz fast ohne Widerstand der Königin Donna Maria unterwarf, ist bereits in dem Artikel Don Pedro erzählt worden.

Entscheidend für die Sache Don Pedro's war der glänzende Seesieg, den die Kühnheit des Viceadmirals Napier und britische Tapferkeit am 5. Jul. 1833 am Cap St.-Vincent über die weit stärkere Flotte Don Miguel's erfocht. Diese war zu spät aus Lissabon ausgelaufen, um jene Landung zu verhindern. Sie bestand aus zwei Linienschiffen, zwei Fregatten, drei Corvetten, zwei Briggs und einer Schebecke. Napier hatte nur drei Fregatten, eine Corvette, eine Brigg, einen Schooner und einige Dampfschiffe. Nach einer heftigen Kanonade von beiden Flotten, mit Ausnahme des miguelistischen Linienschiffs Don Joao, der das Feuer nicht erwidern konnte, enterten die Pedristen die Rainha da Portugal (80 Kanonen) und die Princesa real (56 Kanonen), der Don Joao (74 Kanonen) ergab sich ohne Schuß, weil Offiziere und Soldaten sich weigerten zu fechten, der Freitas (48 Kanonen) ergab sich nach längerer Gegenwehr; und am 6. früh ging noch die Corvette Princesa (24 Kanonen) zu dem Sieger über. So hatten 1800 Mann und 182 Kanonen gegen 3250 Mann und 360 Kanonen die Schlacht begonnen und in vier Stunden vier Schiffe mit 258 Kanonen und 2920 Mann genommen. \*) Das Dampfschiff Birmingham, das die Nachricht von diesem Seesiege nach England brachte, begegnete auf der See dem Dampfschiffe Georg IV., auf welchem General Bourmont nebst mehreren französischen Offizieren und dem Commodore Elliot, der den Befehl über Miguel's Flotte erhalten sollte, nach Portugal segelte, um den Oberbefehl des Heers vor Porto zu übernehmen. So brachte Bourmont selbst die Nachricht von dem Verluste der Flotte in Don Miguel's Heerlager, wo er sofort das 21,000 Mann starke Belagerungsheer zu einem entscheidenden Sturme auf Porto rüstete, nachdem dasselbe am 5. Jul., vom General Grafen San Lourenço befehligt, einen vergeblichen Angriff auf die Stadt, welche der General Saldanha als Chef des Generalstabes mit etwa 14,000 Mann vertheidigte, unternommen hatte. \*\*) Jetzt sollten auch noch Polen unter Don Pedro's Fahne sich in Belgien und Frankreich anwerben lassen; allein des Generals Bem deshalb erlassener Ausruf ward von seinen Landsleuten mit großem Unwillen zurückgewiesen. So thätig Don Pedro an Allem, was bei Porto vorfiel, tapfern Antheil nahm, so wenig geschah von Don Miguel selbst etwas im Felde. Er hatte zwar mit seinen Schweftern, den Infantinnen, Lissabon verlassen und sich nach Braga in die Nähe seines Heers begeben; allein seine Thätigkeit beschränkte sich auf seine bloße Gegenwart; außerdem traf er mit dem Infanten von Spanien, Don Carlos, in Coimbra zusammen. Der spanische Infant hatte nämlich Spanien, wo sein Name und

\*) Die entkommenen Schiffe fielen später in Don Pedro's Gewalt oder erklärten sich für die legitime Königin.

\*\*) Generalmajor Saldanha wurde auf dem Schlachtfelde von Don Pedro zum Generalleutnant ernannt. Dem Admiral Napier gab er dem Titel eines Grafen von Cap Vincent. Oberst Duvergier, der am 5. Jul. die Franzosen befehligt hatte, starb an seinen Wunden.



seine Gesinnung den Karlisten und den Feinden der Königin, die ihrer Tochter die Thronfolge sichern wollte, zum Vereinigungspunkte diente, verlassen müssen und sollte sich in Lissabon nach Italien einschiffen. Statt dessen nahm Don Carlos am 27. Jul. an dem Kampfe zur Unterdrückung einer Studenteninsurrection in Coimbra persönlichen Antheil; auch soll er in dem portugiesischen Generalstabe gearbeitet haben. Dies erregte Ferdinand VII. Argwohn gegen Don Miguel; er schwankte in seinem Entschlusse, Don Miguel beizustehen, und begnügte sich, ein Observationsheer unter dem General Sarsfield an der portugiesischen Grenze aufzustellen, das die Cholera nebst den Constitutionellen und den Karlisten abwehren sollte und die flüchtigen Banden, welche über die Grenze sich retteten, sie mochten Miguelisten oder Pedristen sein, entwaffnete. Unterdessen bemühten sich in Madrid der französische Gesandte Rayneval und der englische außerordentliche Bevollmächtigte Sir Stratford Canning nebst dem britischen Gesandten Abdington vergeblich, das Ministerium Zea zur Anerkennung der Königin Maria zu bewegen, sodas endlich im Aug. ein anderer britischer Gesandter, Sir George Villiers, nach Madrid geschickt wurde, der Abdington ablösen und eine entschlossnere Sprache führen sollte. Doch bereits hatten die Folgen der glücklichen Landung in Algarbien und des Napier'schen Seesiegs die Sache der Donna Maria mehr gefördert als die langsamen Formen der britisch-französischen Diplomatie. In England war großer Jubel, selbst in den höhern Classen, über den Ruhm der britischen Seemacht, und obwohl der tapfere Napier aus der Armeeliste gestrichen wurde, so votirten dennoch Privatvereine ihm Ehrengeschenke, und im Unterhause foderte man die Regierung auf, Donna Maria anzuerkennen. \*)

In Folge dieser Begebenheiten entstand in den Provinzen Algarbien, Alemtejo, Estremadura und Beira eine große Bewegung zu Gunsten der Donna Maria. Die Truppen Don Miguel's, welche in Algarbien sehr zerstreut waren, zogen sich theils unter dem Statthalter Vizconde von Molellos nach Beja und weiter nach dem Tajo zurück, theils lösten sie sich auf oder traten in die Reihen der Constitutionellen. Eine der ersten pedristischen Guerillas ward in Tomar schon am 23. Jun. von einem daselbst begüterten Spanier, dem Oberlieutenant Don Manuel de Martinini, gebildet; sie durchzog die Provinz, befreite die Gefangenen, nahm die öffentlichen Kassen weg und machte große Fortschritte, ward aber endlich von den miguelistischen Freiwilligen geschlagen und zerstreute sich. Bald entstanden auch miguelistische Banden zum Theil von Mönchen angeführt, welche sich an der westlichen Grenze ausbreiteten und meistens viele Schleichindler an sich zogen. Sie behaupteten sich im östlichen Alemtejo und Algarbien, während die Constitutionellen unter dem General Villastor nur langsam sich verstärkten und, von Molellos gedrängt, mehr an der westlichen Küste bis nach Setudal vorrückten, um hier, als Admiral Napier bereits die Tajomündung blockirte, über den Fluß zu gehen. Unterdessen wechselten in den meisten Städten Algarbiens und Alemtejos die Behörden, und die einander verdrängenden Banden proclamirten abwechselnd Don Miguel und Donna Maria. Für keinen von beiden Namen aber that sich die wahre Begeisterung eines Nationalwillens kund, sondern es waren Ausbrüche einer regellosen Veränderungsucht und wilder Privatleidenschaften, wozu sich Mord, Plünderung und Rache mit allen Schrecknissen der Cholera im ganzen Reiche gesellen.

Don Pedro bot abermals der Nation die Hand zum Frieden. Am 9. Jul.

\*) Lord William Russell, der bereits längere Zeit mit Aufträgen von der britischen Regierung in Lissabon sich aufhält, und dem der Admiral Parker mit britischen Kriegsschiffen zum Schutze des britischen Eigenthums und der Personen beizugeordnet ist, erhielt erst nach dem Falle Lissabons Vollmacht, Donna Maria anzuerkennen.



erließen die Minister des Regenten zu Porto, Candido Jose Xavier, Jose da Silva Carvalho, der Marquis von Loulé und Agostinho Jose Freire, ein Schreiben an den Senhor Grafen von Lourenço \*), worin sie ihm die Fortschritte der legitimen Fahne meldeten, die vom Kaiser in seinem Manifeste an die Nation gegebenen Zusicherungen wiederholten und ihn auffoderten, durch eine abzuschließende Übereinkunft dem Blutvergießen ein Ende zu machen. Allein dieses Schreiben ward von dem miguelistischen General gar nicht angenommen. Neue Hoffnungen lebten in Don Miguel's Heerlager auf, nachdem der General Bourmont, bald nach seiner Ankunft zu Billanova, durch ein Schreiben Don Miguel's im Palaste von Leça de Valio am 14. Jul. zum Generalfeldmarschall der portugiesischen Heere, zum Chef des Generalstabes und Stellvertreter Don Miguel's bei dem Heere ernannt worden war. Bisher hatte diesen Oberbefehl der Graf Barbacena geführt, welcher nunmehr in seinen frühern Posten als Kriegsminister zurücktrat. Der Herzog von Cadaval stand in Lissabon seit Miguel's Abreise zum Heere an der Spitze der Regierung. Allein Miguel's Trost wurde binnen 24 Stunden durch zwei Niederlagen gezüchtigt. Der Herzog von Terceira hatte am 22. Jul. Setubal besetzt, und der Herzog von Palmella befand sich am Bord des Don Joao mit dem Admiral Napier vor dem Hafen von Lissabon. Die Landtruppen unter Villafior (Terceira) rückten gegen Almada und Escolas vor und schlugen am 23. Jul. am linken Ufer des Tajo nach einem mehrstündigen Gefechte das miguelistische Heer (6000 Mann) unter Tellez Jordao; dieser wollte die Flüchtigen sammeln, ward aber von ihnen ermordet. \*\*) Nun zog der Herzog von Cadaval nebst den übrigen Ministern mit dem Ueberreste der Truppen und dem Polizeicorps (4000 Mann) aus Lissabon und nahm später eine Stellung in den Linien von Torres Vedras. An dem folgenden Tage capitulirte das Fort Almada; Napier drang ohne Widerstand in den Tajo ein, und die Fahne der Donna Maria wehte von dem Fort Juliao und dem des heiligen Georg. Nun pflanzten die Einwohner Lissabons die legitime Fahne auf und riefen unter allgemeinem Jubel durch einen freiwilligen „Acclamationsact“ vom 24. Jul. Donna Maria als Königin aus. In derselben Zeit öffnete ein vom Volke aus dem Gefängnisse befreiter Engländer, Fitch, an der Spitze einer Bürgerschar die Gefängnisse und befreite an 5000 meistens politische Gefangene. Darauf zog am 24. Vormittags Villafior mit dem Befreiungsheere in Lissabon ein. Es fehlte nicht an Ausschweifungen des Hasses und der Rache, doch ward die Ordnung bald hergestellt. Die englische Fahne wehte neben der portugiesischen, und beide Bundesfahnen wurden von den britischen Kriegsschiffen im Hafen begrüßt.

Ein zweiter Schlag, der Don Miguel die nördlichen Provinzen entriß, fiel am Duero. Hier hatte Bourmont und unter ihm General Clouet die Stadt Porto am 25. Jul. auf allen Punkten mit großer Macht angegriffen und den Sturm viermal erneuert. Nach einem achtsündigen, sehr hartnäckigen Kampfe wurden endlich seine Scharen mit großem Verluste zurückgeworfen, und Porto war befreit; denn Bourmont wagte nicht, an den folgenden Tagen den Angriff zu wiederholen, sondern hob, nachdem Don Miguel am 29. Jul. einen Ausruf, Sieg oder Tod! an die Portugiesen aus seinem Palaste Leça de Valia erlassen hatte, daß sie in Masse die Waffen ergreifen sollten, um Religion und Vaterland

\*) Dieser Lourenço war als commandirender General an die Stelle des abgesetzten Generals Pejo da Regoa (bekannter unter dem Namen Gaspar Teixeira) getreten. Unter ihm commandirten 1832 die Generale Santa-Marta und Povoas. Auch hatte ein englischer Offizier, Sir John Campbell, Antheil an der Leitung des miguelistischen Kriegsplanes vor Porto genommen, aber mit schlechtem Erfolge.

\*\*) Unter den Kämpfenden befand sich auch der spanische Gesandte Corbova. Er wurde gefangen, aber sofort von Villafior in Freiheit gesetzt und auf eine spanische Fregatte, die im Hafen lag, geschickt.



zu vertheidigen und die Rebellen zu vernichten, am 9. und 10. Aug. die Belagerung der zweiten Hauptstadt des Reiches auf; er verließ das nördliche Dueroufer ganz, hielt jedoch die Forts an der Mündung des Duero besetzt und zog sich südwärts, um über Castell Branco die Verbindung mit dem Herzog von Cadaval herzustellen, der seinerseits mit den Festungen am linken Tajoufer und mit dem Heere unter Molellos in Verbindung stand. Don Pedro aber hatte sich schon am 27. Jul. von Porto nach der Hauptstadt eingeschifft und landete am 28. unter dem Zurufe des Volkes, nach einer Abwesenheit von 26 Jahren in seiner Vaterstadt, in Lissabon. Am folgenden Tage, am 29. Jul., begab er sich in das Kloster San-Vincenz, wo die Könige von Portugal begraben liegen. Er ließ dort eine Seelenmesse für Don Joao VI. und Donna Carlota Joaquina lesen. Er vergoß viele Thränen; sagt die „Cronica“, am Grabe seines Vaters, der seine Tage als Opfer einer Verschwörung beendigt, die Se. kaisert. Majestät nunmehr überwunden habe, und schrie auf ein Blatt Papier, welches er am Grabe befestigen ließ, folgende Zeilen: „Hum filho de assassinou, outro filho te vingará. 29 de Julho 1833. D. Pedro.“ (Ein Sohn mordete dich! ein anderer wird dich rächen.) Am folgenden Tage, am 30. Jul. übernahm er im Namen seiner Tochter die Regierung, wodurch die dem Marquis von Palmella übertragene Stelle als Gouverneur aufhört. Doch war in dem deshalb erlassenen Decrete die größte Anerkennung der Verdienste Palmella's dankbar ausgesprochen. Dieser Staatsmann genießt übrigens in England und Frankreich so hohe Achtung, daß man ihn und Villastor an der Spitze der Regenschenschaft zu sehen wünscht. Den heftigen, durch unkluge Rathgeber leicht beweglichen Don Pedro möchte man ganz davon entfernen, damit das arme Portugal nicht wieder in eine neue Art Reaction zurückfällt. Don Pedro ernannte ferner am 30. Jul. interimistisch Don Candido Jose Xavier zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und Don Agostinho Jose Freire, der nach der Abreise des Marquis von Loulé nach Frankreich bereits das Kriegsministerium erhalten hatte, auch noch zum Seeminister. Angebereien, Verhaftungen und Hausdurchsuchungen sollen in Lissabon gegen die des Miguelismus Verdächtigen stattfinden. Die Bildung einer Nationalgarde erregte bei den Einwohnern vielen Unwillen, und der Klerus wurde beleidigt, indem Don Pedro den päpstlichen Nuntius, Cardinal Giustiniani, fortschickte, der sich nebst einigen Jesuiten am 4. Aug. nach Genua einschiffte.

Die Regierung Don Miguel's ward nach Coimbra verlegt, wo Bourmont Alles aufbot, um den Muth des Heers zu beleben und den Guerrillakrieg, der in den Festungen Elvas und Estremoz einen Haltpunkt fand, zu organisiren. Er hofft von Don Pedro's Fehlern Nutzen zu ziehen. Ein Schritt war noch übrig, um den Bunderkrieg zu entscheiden; aber Portugal, wo alle Leidenschaften mit der Zügellosigkeit und dem kleinen Kriege im Bunde entfesselt sind, wird er sobald noch nicht beruhigen. Dieser Schritt, die förmliche Anerkennung der Donna Maria II. als Königin von Portugal durch England ist erfolgt. Am 15. Aug. empfing der Herzog von Braganza, als Regent im Namen der Königin, im Palaste von Ajuda den Lord William Russell, als bevollmächtigten Minister Sr. großbritannischen Majestät, beauftragt mit der besondern Mission, die Regierung Ihrer Allergnädigsten Majestät Donna Maria II. anzuerkennen, und mit Beglaubigungsschreiben als Repräsentant der britischen Regierung am Hofe der Königin versehen. Die förmliche Anerkennung der Donna Maria als Königin von Portugal durch Frankreich wird ohne Zweifel nach dem Einzuge der jungen Königin in Portugal förmlich Rathhaben. In der Hauptsache ist ihr Recht bereits anerkannt. Beide Höfe handeln in der portugiesischen Thronfrage und in Dem, was damit zusammenhängt, übereinstimmend; doch scheinen sie ohne die Zustimmung der übrigen Großmächte und Spaniens sich nicht zu etwas verpflichten zu wollen, so lange nämlich

Conv.-ver. der neuesten Zeit und Literatur. III.



die Regentschaft Portugals nicht festgestellt, die Vermählungsfrage der Donna Maria nicht entschieden und die Einführung oder Abänderung der von Don Pedro in Rio Janeiro den Portugiesen gegebenen Constitution noch ungewiß ist. Indeß hat Don Pedro seine Absichten hierüber in dem oben angeführten Manifeste vom 2. Febr. 1832 kundgegeben und auch in der Proclamation von Terceira am 3. März 1832 ausdrücklich erklärt, daß „nach der Wiedereinsetzung der gesetzlichen Regierung seiner erlauchten Tochter die Cortes entscheiden werden, ob er die im Art. 92 der constitutionellen Charte näher bezeichneten Functionen ferner ausüben solle oder nicht“. Seitdem hat derselbe im Palast von Neceßibades unter dem 15. Aug. ein von dem Minister Candido Jose Xavier gegengezeichnetes Decret erlassen, durch welches er eine außerordentliche Sitzung der allgemeinen Cortes der portugiesischen Nation einberief, um, wie es in dem Decrete hieß, „die Bürgschaften für die Bewahrung aller Rechte und einer gerechten gesetzlichen Freiheit durch die Zusammenberufung der Repräsentanten der Nation in den Cortes zu begründen, vergangenen Übeln abzuhelfen, die Erörterung wichtiger Staatsfragen zu fördern und die Bestimmung seines Manifestes vom 2. Febr. 1832, dessen Versprechungen er in allen ihren Theilen auf das Gewissenhafteste erfüllen werde, in Kraft zu setzen“. Insbesondere sollten die Cortes über die Fragen wegen der Regentschaft und wegen der Vermählung der Königin Donna Maria entscheiden. „Die Wahlen“, heißt es ferner in dem Decrete, „werden am 1. Oct. dieses Jahres beginnen, und zwar in Gemäßheit der Instructionen, welche binnen Kurzem zur öffentlichen Kenntniß gebracht werden sollen. Die Installation der Kammern wird stattfinden, sobald diejenige Anzahl von Deputirten sich eingefunden hat, welche die constitutionelle Charte der portugiesischen Monarchie zur Gültigkeit der Berathungen für nothwendig erklärt.“

Was nun die Vermählung der jungen Königin anlangt, so scheint ihre Neigung sich dem Herzog von Leuchtenberg, dem Bruder ihrer Stiefmutter, zugewendet zu haben, obwol früher der König der Franzosen die von Palmella begünstigte Absicht haben konnte, ihr seinen Sohn, den Herzog von Nemours, zum Gemahl zu bestimmen. England selbst und Don Pedro scheinen mehr für die erste Wahl zu sein. Indeß haben die Grundgesetze der portugiesischen Monarchie von 1143 und von 1641 als Grundsatz festgestellt: da der erste König von Portugal seine Macht unmittelbar von dem portugiesischen Volke erhalten hat, so kann die Königin des Landes nicht einen Gemahl haben, der nicht ein Portugiese sei. Diese Gesetze nun sind durch die Carta de Ley vom 4. Jun. 1824, durch das immerwährende Edict vom 25. Nov. 1825 und durch die Constitution vom 19. Apr. 1826 bestätigt worden. \*) Die junge Königin war bisher mit ihrer Stiefmutter, der Herzogin von Braganza, in Paris geblieben; auf die Nachricht von der Besitznahme Lissabons, welche der Marquis von Loulé nach Frankreich überbrachte, begaben sich die Herzogin Amalia und die Königin Maria am 28. Aug. nach Havre, um daselbst ein Schiff zu erwarten, das sie nach Lissabon bringen sollte. Allein dies scheint sich zu verzögern, da die Partei Don Miguel's in Portugal noch nicht besiegt ist. Don Pedro hatte nämlich um diese Zeit fast nur die beiden Hauptstädte des Reichs Peniche und Faro in seiner Gewalt; in den Provinzen herrschte Don Miguel und Guerillas streiften in Algarbien, Alemtejo, Estremadura und Baira plündernd umher, sodas selbst Setubal, Santarem und Carbaro von ihnen besetzt wurden. Bourmont organisirte die Truppen durch französische Offiziere (unter diesen befehligt Herr von Genetiere oder Graf Ulmer das Corps von Cadaval in

\*) Die darauf bezügliche Stelle der Gesetz lautet so: „Si casaverit (filia regis) cum principe estraneo, non sit Regina, quia nunquam volumus nostrum regnum ire for de Portugalensibus.“ Die Gesetze setzen also nicht die Gradual-, sondern die Einzel-erbfolge fest.



den Linien von Torres Vedras); lehnte seine Macht an Spanien und an die Festungen in Almeida; er befestigte Valenza am Minho und Arantes am obern Duero, erhielt Unterstützungen von den Anhängern des Absolutismus in Spanien, und rüstete sich, um mit etwa 20,000 Mann auf Lissabon zu marschiren, das er mit leichter Mühe wieder zu nehmen hoffen durfte; denn Villafior hatte in Folge seines kühnen Marsches die von dem überraschten Herzoge von Sabaval feig verlassene Stadt ohne Kampf genommen und nicht Truppen genug, um sie zu vertheidigen. Indes erkämpfte General Saldanha in Porto durch einen glücklichen Ausfall am 18. Aug. in der Richtung von Valongo den wichtigen Vortheil, daß er nicht nur die Truppen Don Miguel's, welche die Forts an der Mündung des Duero noch inne hatten, gänzlich schlug, die Forts bei Gaya und Cabodello nahm, Villanova besetzte (wo die Miguelisten bei ihrem Abzuge mehre Tausend Pipen Wein vernichteten) und die Schifffahrt ins Meer frei machte, sondern auch im Rücken des miguelistischen Heers operiren, mit Peniche in Verbindung treten und zur See Truppen nach Lissabon schicken konnte. Hier hatte Don Pedro mehre Decrete erlassen, theils um seine Feinde, die Mönche und den Klerus, zu züchtigen, theils um ein Heer gegen Bourmont auszurüsten. Er schrieb eine Anleihe von 800 Contos de Reis (gegen 160,000 Pfund Sterling) zu 5 Procent aus, deren größter Theil schon in wenigen Tagen durch die Anerbietungen reicher Capitalisten, unter welchen Baron Quintella zu bemerken ist, al pari erhoben werden konnte; er betrieb die Bildung der Nationalgarden, die hauptsächlich aus den Mittelclassen bestehen, mit solchem Eifer, daß um die Mitte des Aug. an 12,000 Mann, freilich schlecht bewaffnet und noch weniger in dem Waffendienste geübt, beisammen waren, von denen etwa die Hälfte die Ordnung in der Hauptstadt, wo der Pöbel manche Ausschweifungen einer wilden Nachsucht gegen die Miguelisten verübte, aufrecht erhalten, die andere Hälfte aber an das etwa 5000 Mann starke Corps des Herzogs von Terceira sich anschließen sollte, der nach Villafranca zog, um die Befestigung einiger Punkte — die 1810 zur Vertheidigung Lissabons errichteten Außenwerke zu Senhora do Monte, Sacavem, Alto do Varejao etc. — vor Lissabon zu beschleunigen und die Heerstraßen zu durchschneiden, auf welchen Bourmont heranziehen konnte. Unter dem Herzog von Terceira leitete der Oberst Schwalbach den Operationsplan. Durch ein Decret vom 3. Aug. wurden die 1828 ernannten bisherigen diplomatischen Agenten und Consuln für Portugal im Auslande für entlassen erklärt. Ein Decret vom 5. Aug. erklärte alle Welt- und Ordensgeistliche, die bei der Ausrufung der Königin Donna Maria ihre Beneficien verlassen hatten, um dem Banner Don Miguel's zu folgen, als Verräther und Rebellen, ihrer Beneficien verlustig; die Klöster, welche sie aufträhmen, sollten aufgehoben und ihre Güter als Nationalgüter eingezogen werden. Durch ein anderes Decret von demselben Tage wurden alle Bischümer und Erzbischümer, deren Ernennungen auf die Präsentation von Don Miguel das römische Consistorium bestätigte, für erledigt, sowie alle von besagter Regierung verliehene Würden und Beneficien für nichtig erklärt. Durch ein drittes Decret von demselben Tage ward allen Novizen in den Klöstern befohlen, dieselben zu verlassen und ihre Aufnahme in die geistlichen Orden verboten. Ein viertes Decret von demselben Tage hob alle geistliche Patronatsrechte auf, indem die Regierung allein sich die Präsentation zu allen Beneficien vorbehalte. Ein späteres Decret vom 15. Aug. hob alle Klöster auf, in welchen sich weniger als 12 Mönche oder Nonnen befanden. Zwar hatte Don Pedro gleich anfangs eine allgemeine Amnestie für alle Vergehen politischer Natur erlassen; nur die Mitglieder des Cabinets von Don Miguel waren davon ausgenommen; aber dessenungeachtet erschien die Absetzung der miguelistischen Beamten durch Decrete vom 6., 7., 8., 9. Aug. als eine nothwendige Maßregel. Dazu kam noch ein anderes Decret, welches alle seit dem 25. Apr. 1828 im Na-



men Don Miguel's erlassene politische Rechtsprüche für null und nichtig erklärte, und die Beteiligten sammt und sonders in integrum restituirte, auch alles sequestrirte und confiscirte Grundzueigenthum ihnen wiederzugeben befohl. Die Zinsen der älteren königlichen Anleihe (der sogenannten Apolices) sollten zwar fortbezahlt, jedoch den geistlichen Corporationen, welche sich gegen die Königin erklärt, vorenthalten werden. Auch erschien in der „Cronica“ eine noch aus Porto vom 10. Jul. datirte Verordnung, wodurch kraft Art. 145, §. 34, der constitutionellen Charte im Namen der Königin angekündigt wurde, daß, so lange als die militairischen Operationen gegen Don Miguel's Truppen fortgesetzt werden müßten, einige von den Formalitäten, welche Jedem seine persönliche Freiheit garantiren, suspendirt bleiben würden. Dies Alles, sowie die Verhaftung des sehr geachteten Bischofs von Algarbien, erregte viel Unzufriedenheit. Man befürchtete eine harte Reaction und glaubte, daß Don Pedro von überspannten, leidenschaftlichen Männern, namentlich von dem Präsidenten der Municipalcommission, Grafen von Porto-Santo, sich zu unklugen Maßregeln verleiten lasse.

Zu jedem Falle ist die innere Beruhigung des verwilderten Landes und eines, großentheils in Folge der anarchischen Verwaltung herabgewürdigten, charakterlosen Volkes, das hier vom Pöbel, dort von fremden Bayonneten hin und her getrieben wird, noch weit entfernt. England scheint, so lange Spanien sich nicht thätig einmischt, dies System seiner Neutralität beibehalten zu wollen. Also muß Villafior den Bourmont besiegen, dessen Armee um die Mitte des Aug. im Vorrücken begriffen war, um zu dem Corps des Generals Molleros in Santarem zu stoßen. Übrigens hatten diese Corps durch Ausreißer viel Verluste erlitten, obwohl nur wenige davon Don Pedro's Scharen verstärkt haben, indem die meisten sich an die Guerillas anreihen, um bald unter dieser, bald unter jener Fahne das Land plündernd zu durchziehen und jeder Privatleidenschaft freien Lauf zu geben.

Über die portugiesische Geschichte in diesem Zeitraume vergleiche man unter Andern in publicistischer Hinsicht des Vizconde de Santarem „Relations du Portugal avec les autres puissances“ (Paris 1829), das den Prospect von einem größeren Werke des Verfassers über die portugiesische Diplomatie enthält. Ferner: „Essai historico-politique sur la constitution et le gouvernement du royaume de Portugal“, nach dem Portugiesischen des Don Jose Liberato Freire de Carvalho (Paris 1830). Eine künstliche Auslegung der Beschlüsse von Lamego 1143 zu Gunsten der Usurpation Don Miguel's, findet man in den „Notizen über die Form und das Wesen der portugiesischen Cortes nach den vom Vizconde de Santarem gesammelten Nachrichten.“ (Berlin 1829). Eine Widerlegung der Ansprüche Don Miguel's enthält die „Injusta aclamacion do Senhor Inf. Don Miguel, ou analyse et refutation juridique de la decision des soi-disant trois états du royaume de Portugal par le desembargador Antonio da Silva Lopes Rocha“ (Paris 1828). Die Wurdlosigkeit der Mönchspartei und den Geist der unter Don Miguel herrschenden Partei bezeichnet die von einem Mönch geschriebene Broschüre: „Defeza de Portugal“, worin er das Gemetzeln bei der sicilischen Vesper am 30. März 1282 in Sicilien beschreibt und Ähnliches gegen die Constitutionellen ohne Unterschied des Geschlechts und des Alters zu wiederholen anrath. Über den Krieg vor Porto vergleiche man des ehemaligen Obersten im Dienste der Königin von Portugal Lloyd Hodges „Narrative of the expedition to Portugal in 1832 under the orders of H. M. D. Pedro etc.“ (2 Bde., London 1833). Unter den portugiesischen Zeitblättern sind zu bemerken: die miguelistische „Gazeta de Lisboa“, an deren Stelle vom 25. Jul. 1833 an die „Cronica constitucional de Lisboa“ trat, sowie die „Cronica constitucional de Porto“, welche hier seit der Besiznahme durch Don Pedro im Jul. 1832 erschien. Eine Zusammenstellung der dem britischen Parlamente vorgelegten Papiere in Betreff Portugals für-



det man in der „Allgemeinen Zeitung“, 1829, außerordentl. Zeit. Nr. 50—56. über Don Miguel's Ansprüche insbesondere siehe die Mittheilung des Artikels aus der „Gazeta de Lisboa“ in der „Allgemeinen Zeitung“, 1829, Nr. 128. (7)

Potocka (Claudine, Gräfin), geboren 1808 zu Konarszew im Großherzogthum Posen, die Tochter des Senator-Boitwoden Kaver Dzialinski, ist seit 1824 an den Grafen Bernhard Potocki vermählt. Von ihrer zartesten Jugend an hatte sie jene Vaterlandsliebe eingefogen, durch welche ihre Familie, eine der ältesten des Landes, sich auszeichnet, und fand gleiche Gesinnungen in dem Hause ihres Gemahls. Ihr Leben war ruhig im häuslichen Kreise dahingestossen, bis der Ausbruch der polnischen Revolution ihren Geist mächtig erregte. Sie wohnte damals im Großherzogthum Posen, und als trotz den Verbotten der preussischen Regierung Tausende nach Polen eilten, in dem Freiheitskampfe zu sechten, war unter den Ersten, welche über die Grenze gingen, Graf Potocki mit seiner jungen Gemahlin. Bald nach ihrer Ankunft in Warschau sah man sie, unterstützt von edeln Freundinnen, mit muthiger Hingebung Verwundete und Cholera Kranke in den Spitalern pflegen, wo sie sich sieben Monate lang weder durch die Gefahr vor Ansteckung noch durch den Anblick furchtbarer Leiden von ihren menschenfreundlichen Bemühungen abhalten ließ. Als Warschau gefallen war, folgte sie dem Heere nach Modlin, alle Beschwerden theilend. Sie benutzte einen Paß, den man ihr verschafft hatte, zur Rettung gefährdeter Landsleute, deren einige, als Bediente verkleidet, ihr mitten durch Preußen folgten. Darauf begab sie sich nach Dresden, wo sie als Theilnehmerin eines von der verstorbenen Polin Dobrzycka gebildeten Ausschusses zur Verpflegung und Unterstützung hilfsbedürftiger Landsleute sich der unglücklichen Flüchtlinge annahm. Als sie im Febr. 1832 von der traurigen Lage der auf das preussische Gebiet übergegangenen Polen Nachricht erhielt und alle Hilfsmittel des Vereins erschöpft waren, verpfändete sie ihre Edelsteine und ihre besten Kleidungsstücke, nur auf das Nothwendigste sich beschränkend, und widmete den anfänglichen Ertrag den Leidenden. Die in Dresden anwesenden Polen überreichten ihr zum Danke für dieses Opfer ein Armband mit dem polnisch-lithauischen Wapen und der Inschrift: „Die dankbaren in Dresden vereinigten Polen. Im Jahre 1832 am 18. März.“ Musten diese und ähnliche Züge ihres Patriotismus und ihrer großherzigen Menschenliebe nothwendig in das Licht der Öffentlichkeit treten, so war doch die edle Frau weit davon entfernt, bei ihren Handlungen Öffentlichkeit zu suchen, und mehre der schönsten Züge ihrer Wohlthätigkeit traten nicht aus der Verborgenheit hervor. Sie handelte, wie das begeisterte Gemüth und das bewegte Herz sie trieben, und freute sich still des Erfolgs der stillen That.

Pott (David Julius), Consistorialrath, Doctor und Professor der Theologie zu Göttingen, Abt zu Helmstedt, einer der Veteranen unter den theologischen Schriftstellern der Gegenwart, wurde zu Einbeckhausen im Handverchen am 10. Oct. 1760 geboren. Auf der Universität Göttingen, die er 1779 bezog, widmete er sich neben der Theologie, die er zum Hauptstudium erwählt hatte, vorzugsweise der Philologie und Philosophie, und wurde 1784 theologischer Repetent. Nachdem er 1786 dem Rufe als außerordentlicher Professor der Theologie nach Helmstedt gefolgt war, wurde er dort 1787 Magister, 1788 ordentlicher Professor und Doctor der Theologie und 1798 Abt des Klosters Marienthal. Diese Würde verblieb ihm auch, als er nach der 1809 auf Befehl des damaligen Königs von Westfalen erfolgten Aufhebung der Universität Helmstedt 1810 als ordentlicher Professor der Theologie nach Göttingen ging, wo er 1816 Consistorialrath wurde. Um die theologische Literatur machte er sich vorzüglich als Erget verdient durch die Ausgabe der „Epistolae catholicae; graece perpetua annotatione illustratae“ in zwei Bänden, von denen der erste (Göttingen 1790, 3. Aufl. 1816) den Brief des Judas, der zweite (Göttingen 1790, 2. Aufl. 1810)



die beiden Briefe des Petrus enthält. Beide Theile zusammen bilden den neunten Band der bis auf die ersten zwei Bände vollendeten Koppe'schen Ausgabe des Neuen Testaments. Verdienstlich war auch die „Sylloge commentationum theologicarum“ (8 Bde., Helmstedt 1800—7), die er zuerst mit G. Alex. Kuperti, vom dritten Bande aber allein herausgab. Unter seinen übrigen Schriften erwähnen wir noch: „Moses und David keine Geologen“, auch unter dem Titel „Versuch über den Schöpfungshymnus, Genesis 1, seinen Nachhall Psalm 104, und die Noahische Flut“ (Berlin und Stettin 1799), in Briefen geschrieben und gegen Kirwan's geologische Versuche gerichtet. Mehrere seiner werthvollen meist ergetischen Programme sind in der erwähnten „Sylloge“, zum Theil neu bearbeitet, abgedruckt. In einem der letztern, „Commentatio de loco Paullino 1. Cor. 11, 10“ (Göttingen 1831), beleuchtete er eine der schwierigsten Stellen des Neuen Testaments auf scharfsinnige Weise. (70)

Potter (Louis de), geboren 1786 zu Brügge, erhielt in seiner Jugend sorgfältigen Unterricht und vollendete seine Bildung durch Reisen in verschiedene Länder, die er nach eigener Neigung unternehmen konnte, da er durch den Tod seines Vaters früh zum Besitze eines ansehnlichen Vermögens gelangt war. Er lebte lange in Italien, meist in Rom und Toscana, und sammelte dort den Stoff zu mehreren Werken, die er, seit 1817 in sein Vaterland zurückgekehrt, nach und nach herausgab, während er in Brüssel seinen gewöhnlichen Aufenthalt nahm. Seine Schriften: „L'esprit de l'église“, „Considérations sur l'histoire des conciles“, erregten Aufmerksamkeit durch ihre lebhaftere Opposition gegen römische Hierarchie und katholisches Kirchthum, obgleich sie übrigens weder durch Tiefe der Forschung und Neuheit der Ansichten noch durch die Darstellung sich auszeichneten, und viel Aufsehen machten die „Lettres de saint Pie V sur les affaires religieuses de son tems en France, suivi d'un catéchisme catholique romain etc.“ (Brüssel 1827), die gleichzeitig in Frankreich, aber ohne die Einleitung und den interessanten „Catéchisme“ erschienen. Hatte er sich schon durch diese Werke den Haß der Geistlichkeit zugezogen, so ward ein Schrei der Entrüstung laut, als er mit seiner Lebensgeschichte des Reformators des Katholicismus in Toscana, des geistreichen und muthigen Bischofs von Pistoja, Scipio Ricci („Vie de Scipion de Ricci“, 3 Bde., Brüssel 1825, deutsch Stuttgart 1826), hervortrat. Dieses Werk kam nicht nur gleich nach seiner Erscheinung in das römische Verzeichniß verbotener Bücher, sondern ward auch bei dem damaligen weitgreifenden Einflusse der Ultrakatholiken offen und heimlich verfolgt und mit solcher Wirkung, daß einer deutschen Uebersetzung desselben anfänglich Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden. Man hat P. vorgeworfen, er habe die in Italien unter dem Siegel der Verschwiegenheit erhaltenen Mittheilungen gemisbraucht. Dies kann jedoch so wenig als die Vorwürfe, welche seine Glaubensgenossen ihm über seine Angriffe gegen das Kirchthum machten, auf die Würdigung seiner Leistung Einfluß haben, und wir müssen jenes Werk als verdienstlich anerkennen, so lange die Glaubwürdigkeit der Urkunden und Actenstücke nicht erschüttert ist, auf welche P. sich stützt, indem er die Blößen des Pfaffenthums enthüllt und das Verderbniß des Klosterwesens in merkwürdigen Zügen empörender Unstetlichkeit zeigt. In dem kleinen Gedichte: „Saint-Napoléon en paradis et en exil“, das übrigens ohne poetisches Verdienst ist, wird gleichfalls der Katholicismus heftig angegriffen. Man hat in dem Umstande, daß P. in mehreren jener Schriften jede Gelegenheit benutzte, der Regierung des Königs der Niederlande zu schmeicheln, einen Aufschluß über seine subjectiven Beweggründe bei der Herausgabe derselben finden wollen. Als wohlhabender Mann lebte er zwar immer in völliger Unabhängigkeit von dem Hofe, wiewol er mit einigen Ministern und einflußreichen Staatsbeamten in näherer Verbindung stand und das besondere Vertrauen des



Ministers van Gobbelschroy sich zu erwerben gewußt hatte. Man behauptet, er habe sich um die Stelle eines Gesandtschaftssecretairs am römischen Hofe beworben, und die Abweisung seines Gesuchs ihn gereizt, als Gegner der Minister aufzutreten. Daß Eitelkeit und Selbstsucht großen Einfluß auf seine Handlungsweise hatten, geht sowol aus den bei Gelegenheit seines Processes bekannt gewordenen Papieren, als aus dem Umstande hervor, daß er an der Spitze einer Gesellschaft stand, die man spottweise la société d'adoration mutuelle nannte, weil die Mitglieder, welche die Hauptmitarbeiter des „Courrier des Pays-Bas“ waren, bei jeder Veranlassung sich wechselseitig lobten und ihre Schriften anpriesen. P. scheint bereits früher Beiträge zu politischen Zeitschriften geliefert zu haben, ehe er offen in die Reihe der Opposition trat, welche den schon seit einigen Jahren erwachten Gedanken an eine Trennung zwischen Belgien und Holland zu nähren bemüht war. Die umfassende Strafgesetze, welche durch das Ausnahmegesetz vom 20. Apr. 1815 in die Hand der Minister gelegt wurde und es dem Ermessen der Richter überließ, Schmähschriften mit willkürlicher Geldbuße, mit Gefängniß von einem Monat bis zu 10 Jahren, selbst mit Zwangsarbeit zu bestrafen, hatte schon zu mehreren gehässigen Anklagen geführt, als 1828 zwei junge Franzosen, die Herausgeber der dreisten Zeitschrift „Argus“, aus dem Lande verwiesen wurden. Zwei Aufsätze in dem „Courrier des Pays-Bas“ sprachen kräftig gegen diesen Schritt und drangen auf die Abschaffung jenes dem Geiste der Verfassung widerstrebenden Gesetzes, das für die persönliche Freiheit um so gefährlicher war, da kein Geschworenengericht dem Angeklagten Schutz gewährte, wenn die Krone als Anklägerin auftrat. Als der Herausgeber der Zeitung in Anspruch genommen wurde, trat P. offen hervor und bekannte sich zu einem jener Aufsätze. Der Verfasser des andern war der Advocat Dupetiaur. Das Assisengericht zu Brüssel verurtheilte P. im Nov. 1828 zu Gefängnißstrafe von 18 Monaten und zu einer Geldbuße von 1000 Gulden, weil er einen Theil der Nation unter dem Namen der Ministeriellen geschmäht habe. \*) Dieses Urtheil erweckte eine Unzufriedenheit unter dem Volke, die sich selbst im Gerichtssaale und in lauten Verwünschungen gegen den „sogenannten“ Minister der Justiz van Maanen äußerte, und selbst Anhänger der Regierung zweifelten an der Gesetzmäßigkeit des richterlichen Ausspruches oder hielten doch diese Verfolgung für höchst unpolitisch, wie sich denn auch bald die nachtheiligen Folgen in der dadurch erzeugten Aufregung ergaben. P. erhielt die Erlaubniß, seine Verhaftzeit in Brüssel zuzubringen. Er wirkte nun aus seinem Gefängnisse mit desto größerem Erfolge, da die Aufregung in Belgien immer mehr zunahm, und um das Volk zu gewinnen, verband er sich noch fester mit den gegen die Regierung in einem unnatürlichen Bunde vereinigten Parteien der fanatischen Katholiken und Liberalen; er, der alte Widersacher aller hierarchischen Bestrebungen, der noch immer in seinen vertrauten Briefen die katholischen Geistlichen nur mit dem Spottnamen les théophages bezeichnete. Seinen Grundsätzen ward er jedoch bei diesem Bündnisse nicht untreu, und es darf nicht verschwiegen werden, daß er dem Jesuiten Madrolle, der ihn in eine nähere Verbindung mit seinem Orden bringen wollte, mit löblicher Freimüthigkeit eine abweisende Antwort gab, wie aus dem bekannt gemachten Briefwechsel hervorgeht. Während seine Partei bemüht war, den homme d'action, wie man ihn nannte, zu erheben und ohne bedeutenden Erfolg zu Unterzeichnungen auffoderte, um die ihm auferlegte Geldbuße zu bezahlen und ihm Ehrengeschenke zu machen, wünschte P. es dahin zu bringen, daß einige seiner Mitbürger gleichsam ohne sein Mitwissen ihm die Erlaubniß auswickelten, einige Wochen bei seiner kränklichen alten Mutter zuzubringen, daß ein

\*) „Honnissons, basouons les ministériels! guerre ouverte, guerre à mort à la corruption, aux corrupteurs qui l'organisent, aux lâches qui se laissent corrompre!“ wiederholte er in seiner Vertheidigungsbrede.



angesehener Geistlicher dem Könige seine Freilassung als das beste Mittel zu der Beruhigung der Opposition vorstellte, und ein Mitglied der Opposition seine Befreiung zum Gegenstande eines Antrags in der Ständeversammlung machte. Die Aufregung unter dem Volke stieg indeß immer höher. Die Regierung setzte der Opposition einen kräftigen Widerstand entgegen, und mehre Beamte, die zu Ende des Jahres 1829 gegen das Budget gestimmt hatten, verloren ihre Ämter und Pensionen. (Vergl. Belgien.) In der zu Lüttich herausgegebenen Zeitung „Courrier de la Meuse“ und andern Oppositionsblättern, wurde zu einer Unterzeichnung aufgefordert, um den abgesetzten Beamten Unterstützungen zu gewähren. P. faßte diesen Gedanken auf, und entwickelte in dem „Courrier des Pays Bas“ den Plan einer Nationalunterzeichnung, einer fortbauenden Abgabe (rente belge), um durch die Bildung einer nationalen Kasse Mittel zu gewinnen, sowol verdrängte Beamte zu unterstützen, als auch verdienstvollen Bürgern Ehrengeschenke zu ertheilen. Die Unterzeichner sollten sich verpflichten, bei Wahlen nur Verbündeten ihre Stimmen zu geben und den Handlungen der Regierung einen geföhllichen Widerstand entgegenzustellen. Der Katholikenverein in Irland war das Vorbild dieses Entwurfs. Die Regierung faßte Besorgnisse. Man entdeckte in den Papieren des gefangenen P. seinen Briefwechsel mit dem im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten angestellten Beamten Zielemans, dem Urheber der Aufforderung im „Courrier de la Meuse“. Der Kronanwalt erhob darauf im März 1830 gegen P., Zielemans und andere Mitschuldige eine Anklage auf Hochverrath. Der Gerichtshof zu Brüssel nahm jedoch die Anklage nicht in der angebrachten Art an, sondern ging bloß auf die Frage ein, ob die Beschuldigten durch Zeitungsartikel die Bürger unmittelbar zu einer Verbindung oder einem widerrechtlichen Verfahren aufgereizt hätten, um die Regierung des Landes zu verändern oder umzuwerfen. Die gerichtlichen Verhandlungen begannen am 16. Apr. Dieser Proceß hatte den wichtigsten Einfluß auf die spätern Ereignisse, weil alle Fragen, die Belgien in Bewegung setzten, die Vereinigung der Liberalen und der Katholiken, die Verbindung zwischen Belgien und Holland, und die in zahlreichen Petitionen ausgesprochenen Beschwerden der Belgier, die eigentlichen Motive und die mächtigen Interessen desselben waren. Der Kronanwalt Spruyt stellte P. als einen überspannten Demokraten dar, als einen Feind der Könige und der Regierungen, der sich an die Spitze der Parteien der Katholiken und Liberalen habe stellen wollen, um die südlichen Provinzen unter dem Panier des katholischen Glaubens und der Freiheit gegen die Regierung zu empören, mit dem Feldgeschrei: Keine Zugeständnisse, keine Steuerbewilligung! P.'s Briefwechsel mußte zur Begründung dieser Anklage dienen. P. wurde von Gendebien und van de Weyer vertheidigt und nahm nach 12tägigen Verhandlungen am 29. Apr. selber das Wort, indem er mit vieler Mäßigung und nicht ohne rednerische Gewandtheit die Reinheit seiner Absichten behauptete, jeden Gedanken an eine Verschwörung zum Umsturz der Regierung ableugnete, und darauf drang, seine Privatcorrespondenz bei dem Proceße nicht zu beachten. Das Gericht entschied jedoch, daß der Briefwechsel zu den Proceßverhandlungen gehöre und darauf die in den Rechten begründete Rücksicht zu nehmen sei. Am 30. Apr. erfolgte der Ausspruch des Gerichts, der P. zu achtjähriger Verbannung verurtheilte. Dieses unerwartet harte Urtheil erweckte eine lebhaftere Aufregung unter dem Volke, das P. und den übrigen, gleichfalls zu Verbannung verurtheilten Angeklagten laute Beweise seiner Theilnahme gab. Das von den Verurtheilten angebrachte Gesuch um die Revision des Proceßes wurde verworfen, und die den Ständen vorgelegte Bittschrift gegen die Veröffentlichung ihres Briefwechsels, welche sie ein in der Geschichte civilisirter Völker unerhörtes Skandal nannten, wurde nicht beachtet. Die Regierung begründete die Bekannt-



machung des Briefwechsels \*) durch die Angabe, P.'s Sachwalter habe behauptet, die angeführten Stellen der Privatbriefe seien von dem Kronanwalt absichtlich verstümmelt worden, wiewol die Meinungen hinsichtlich der Rechtmäßigkeit dieser Veröffentlichung sehr getheilt waren. Die Bekanntmachung war ohne Zweifel darauf berechnet, den Wortführern der Opposition zu schaden, da sie nicht nur die Absichten und Gesinnungen derselben in ein zweideutiges Licht stellte, sondern selbst die Geheimnisse ihres Privatlebens aufdeckte.

P. und seine Schicksalsgefährten wurden auf ihrer Reise in einigen belgischen Städten festlich empfangen, mußten aber lange in einem Grenzorte verweilen, ehe sie von den preussischen Behörden die Erlaubniß zur Durchreise nach Lausanne erhielten. Aus Aachen schrieb P. am 2. Aug. einen später bekannt gemachten Brief an den König der Niederlande, worin er, auf die Ereignisse in Frankreich deutend, ihn auffoderte, Belgien zu retten, so lange es noch Zeit sei. Als der Sturm bald nachher ausgebrochen war, den er vorbereitet hatte, eilte er aus Paris nach Belgien, verweilte aber einige Zeit in Lillo, und erst nach dem entscheidenden Siege des Volkes kam er am 27. Sept. in einer Postkaise, auf welcher die brabantischen Dreifarben wehten, in Brüssel an, wo er sogleich zum Mitgliede der am 24. Sept. eingesetzten provisorischen Regierung ernannt wurde. Bald nachher ward er in den Centraalauschuß erwählt, der den Auftrag zur Entwerfung eines neuen Staatsgrundgesetzes erhielt und die Vollziehungsgewalt ausübte. Er eröffnete den durch einen Beschluß der provisorischen Regierung berufenen Nationalcongrès am 10. Nov. im Namen des belgischen Volkes. In der Mitte der provisorischen Regierung hatte sich indes schon früher ein Zwiespalt über die Grundlage der neuen Regierungsform gebildet. P. war hier der Wortführer der Partei, welche eine Republik mit einem auf Zeit gewählten oder auf Lebzeit ernannten Präsidenten wollte, wie er am 31. Oct. in den Zeitungen verkündete. Als die Mehrheit der provisorischen Regierung beschloß, ihre Gewalt in die Hände des Nationalcongresses zu legen, erklärte er in einem Schreiben vom 13. Nov. den übrigen Mitgliedern seinen unwiderrüflichen Entschluß, sein Amt niederzulegen, weil nach seiner Meinung die vor dem Congreß eingesetzte provisorische Regierung sich nicht vor einer von ihr berufenen bloß constituirenden Behörde zurückziehen, sondern eine den Congreß leitende Gewalt ausüben sollte. In einem Schreiben, woraus die Empfindlichkeit eines in seinen Berechnungen getäuschten Stolzes sprach, zeigte er seine Abdankung dem Congreß an, der ohne es zu beachten zur Tagesordnung überging. Bald nachher verließ P. Belgien und begab sich nach Paris, wo er noch lebt.

Poutiatin (Nikolaus, Fürst), russischer Geheimrath und Kammerherr, lebte seit 1799 in Dresden, wohin er sich mit seiner Gemahlin, einer geborenen Gräfin Siebers, und einer einzigen Tochter, aus Liefland kommend, gewendet hatte. Im Besiße ansehnlicher Güter in den südlichen Gouvernements Rußlands, hatte er schon seit 1776 zu seiner weitem Ausbildung Reisen nach Italien und Frankreich gemacht und sich daselbst besonders mit dem Studium der schönen Baukunst und Gartenkunst beschäftigt. Von Natur mit vorzüglichem Geistesgaben und einer sehr lebhaften Phantasie begabt, hatte er sich in Paris auch Zutritt zu dem Kreise der Encyclopädisten D'Alembert, Diderot u. A. zu verschaffen gewußt und durch seine Munterkeit und paradoxen Behauptungen ihr Wohlgefallen sich erworben. Baron von Grimm sprach in seiner Correspondenz mit der Kaiserin von Rußland mit Loö von diesem nordischen Genie, das in der Gegend von Kiew und Nowgorod, als ein junger Knab, ziemlich wild aufgewachsen, aber für Alles empfänglich wäre. Als er daher nach einigen Jahren nach Rußland zurückgekehrt und von

\*) Abgedruckt in „Procès contre Louis de Potter, François Tielcmans etc.“ (2 Bde., Brüssel 1830).



seinen Gütern nach Petersburg gekommen war, wußte der Scharfblick der Kaiserin Katharina ihn bald herauszufinden. Seine einnehmende Gestalt vollendete die guten Eindrücke, welche die Berichte aus Paris auf die große Menschen- und Männerkennnerin gemacht hatte. Er bekam eine Anstellung beim Baudepartement am Hofetat und soll mehre Anlagen in den Gärten von Zarskoje-Selo angegeben haben. Nach dem Tode der Kaiserin unter Paul's Regierung reiste P. von Petersburg ab, verheirathete sich in Liesland und verließ Rußland, um nie wieder hinzukommen. In Dresden wurde er am Hofe als Intendant des hätimens de feu l'Impératrice de toutes les Russies vorgestellt und seiner geistreichen Lebendigkeit wegen gern gesehen. Er hatte das Unglück, seine einzige sehr liebenswürdige und geliebte Tochter kurz nach ihrer Vermählung mit einem sächsischen Grafen in einer unglücklichen Ehe hinwelken und ins Grab sinken zu sehen. Da er bei einem Besuch, den er dem Fürsten von Dessau abstattete, um den Park in Wörlitz zu sehen, den dortigen sehr geschmackvoll eingerichteten neuen Begräbnißplatz mit besonderm Vergnügen betrachtete hatte, beschloß er die geliebte Tochter dorthin begraben und sie in einer besonders dazu erbauten Grabhalle beisetzen zu lassen. Dort sollte auch die Ruhestätte seiner Gemahlin und auch die seinige sein. Ein besonderes Vermächtniß sichert die Fortdauer dieses in eigenem Styl erbauten Monuments, welches er noch lange einmal im Jahre von Dresden aus zu besuchen und das er in Kupfer gestochen an seine Freunde zu vertheilen pflegte. Da der schmerzliche Tod der Tochter die Kränklichkeit seiner Gemahlin vermehrt und eine Anlage zur Schwindsucht bei ihr erzeugt hatte, so wurde ihr das Einathmen der Luft in einem Kuhstalle vorgeschlagen. Der Fürst erkaufte in dieser Absicht ein Freigut im Dorfe Ischackwitz am linken Ufer der Elbe an der Landstraße nach Pirna, der königlichen Sommerresidenz Pillnitz gegenüber, von der dortigen Straße nach Pillnitz bloß durch einen kleinen Tannenwald getrennt. Er verwandelte das Bauernhaus nebst den Stallungen und Äckern in einen ländlichen Lustsitz, indem er den Hauptgebäuden durch einen gothischen Thurm und eine Menge Giebel und Galerien ein seltsames, doch keineswegs widerstrebendes Ansehen gab, den Kuhstall in einen von Spiegeln umgebenen Speisesaal, den Wirthschaftshof in ein beblumtes Cortile mit einem Springbrunnen umwandelte. Der Wiesengrund, durch Schöpfträder bewässert, bietet allerlei Constructions in Stroh, eine sehr originelle Schaukel und anmuthige Spaziergänge dar. Durch eine lange, von Luftziegeln erbaute doppelte Galerie, welche den Gemüsegarten einschließt, gelangt man in kleine bequeme Closets und in einen Musiksaal. In Allem suchte P. das Barocke und Phantastische auf. Kostbare Kupferwerke wurden zerschnitten, um die Wände mit angeklebten Bildern zu bedecken. Indes herrschte überall die zierlichste Nettigkeit und eine große, zur Ruhe und zum Genuß einladende Bequemlichkeit. Inschriften von seiner eignen Hand wecken das Nachdenken, und ein eignes Erinnerungsbuch, dessen Hauptinhalt später von ihm in den Druck gegeben worden ist, fodert die Besucher auf, Denkprüche mit ihren Namen einzuschreiben; denn er war sehr gastfreundlich und sah es gern, wenn gebildete Fremde aus Dresden aus seine Anlagen besuchten. Zu ihrer Aufnahme und Herumführung war ein eigner Bedienter bestellt, und sein großes Storchennest, wie es einst Kühle von Lilienstern in seiner „Reise zur Armee“ nannte und als Vignette vorstrecken ließ, stand auf der Liste der Schauwürdigkeiten im Umkreise Dresdens. Er liebte in allen seinen Geräthen und Kleidungen das Auffallende. Seine Fisen waren Palmbäume, sein Regenschirm hatte Augengläser, seine Wagen waren zu Sophas Palmabäume, sein Regenschirm hatte Augengläser, seine Wagen waren zu Sophas eingerichtet Glaskasten, seine Schlitzen hatten einen Heizungsapparat. Er war daher der Liebling der Künstler, welchen er die seltsamsten Aufgaben stellte, der Handwerker, die er beschäftigte, und seiner Dienerschaft, die alt bei ihm wurde und die er durch Vermächtnisse bedachte. Ueberhaupt verbarg er unter phantastischer Außenseite und einem Hang, seine Paradoxen laut geltend zu machen, das edelste Ge-



führt und er war der menschenfreundlichste Sonderling, nur von engherzigen Leisetretern am Hofe frondeur genannt. Man belächelte ohne Arges daran zu haben seine wunderbaren Meinungen in Kleinigkeiten und seine ästhetischen Ansichten. Seine Rechtlichkeit und harmlose Gutmüthigkeit erntete daher auch während der französischen Invasion und Oberherrschaft den Lohn, daß, da alle Kinnessen aus Rußland ausblieben, sein Bankier ihm doch alle erforderlichen Vorschüsse ohne andere Sicherheit leistete, als die sein Charakter verbürgte, und daß Napoleon selbst seinen Zusammenhang mit Rußland nicht zu wissen schien. Er fühlte häufig den Drang in sich, seine Ansichten von göttlichen und weltlichen Dingen zu Papier zu bringen, und hatte sich zu dieser Absicht einen eignen französischen Styl für seine Aphorismen gebildet, die, reichlich mit Ausrufungs- und Fragezeichen durchflochten, noch weit mehr sagen sollten als sie sagten. Nachdem er ganze Kisten voll solcher kosmopolitischen Betrachtungen niedergeschrieben hatte, ergriff ihn die stärkste Autorlust, und er wünschte sie auf seine Kosten redigirt und gedruckt zu sehen. Herder, den er vor allen Zeitgenossen am meisten ehrte, und dem er Proben seiner Aphorismen vorlegte, als dieser 1803 einen Monat in Dresden zubrachte, rieth ihm, den damals Aufmerksamkeit erregenden Philosophen Thorild in Greifswald zum Herausgeber zu wählen, wohin P. auch im folgenden Winter eine Reise unternahm. Doch scheiterte das Unternehmen an der unbegrenzten Anforderung des Fürsten. Später wurde er mit dem aus Petersburg nach Sachsen verpflanzten Dr. Tappe, Professor an der Forstakademie in Tharant, bekannt und gewann durch Lesung der Schrift „Vom Göttlichen und Ewigen im Menschen“, die von Tappe noch in Petersburg geschrieben, aber in Dresden (1823) wieder aufgelegt worden war, so großes Vertrauen zu ihm, daß er ihm alle seine Handschriften übergab, um daraus die lichtvollsten Sätze auszuziehen und zu einem Ganzen zu vereinigen. So entstand die auf P.'s Kosten gedruckte Schrift: „Worte aus dem Buche der Bücher, oder über Welt- und Menschenleben“ (Dresden 1824), worin Tappe die Phantasien des Verfassers unter gewissen Hauptansichten mit großer Mühe vereinigte, das was er über die Offenbarung Gottes in der Natur, über Schicksal, über Erziehung und Staatsweisheit in vielfachen Wiederholungen ausgesprochen hatte, verständlich ordnete, wiewol er sich dadurch wenig Dank verdiente, weil ihn der Fürst beschuldigte, er habe durch seine Zusätze und Verarbeitung seine Ideen verfälscht und ihnen einen fremden Stempel aufgedrückt. Indes enthält dieses Buch manches Originelle und zum Nachdenken Erweckende, und ist viel zu wenig bekannt und gelesen worden. Von Alterschwäche niedergedrückt, aber weder entmuthigt noch lebensfatt, starb P. in seinem 83. Jahre am 13. Jan. 1830 in seiner bequem eingerichteten Wohnung in Dresden und hinterließ einen Enkelsohn und Erben in dem Baron von Urbül. Aber auch ein Herr Freeman hatte gegründete Ansprüche und sein Tod veranlaßte mehr als einen Rechtshandel. Noch hat seine Villa in Bschackwitz um den Preis, den der Hinterlassene darauf setzte, keinen Käufer gefunden. Seine Leiche ruht neben seiner Tochter und Gemahlin in seiner Begräbnishalle in Dessau, wo er sich auch die Grabchrift selbst gesetzt hat. (55)

Pozzo di Borgo (Carlo Bonaventura\*), Graf von), russischer Botschafter am französischen Hofe, ein durch den Gang seines Schicksals wie durch sein Talent, seine Welterfahrung und seine diplomatischen Leistungen berühmter Staatsmann, der sich von der Stufe eines Advocaten und Generalprocurators in Corsica bis zu der eines Obergenerals in Rußland emporgeschwungen hat. Geboren 1760 in einer kleinen Stadt auf Corsica, der Sohn ganz armer Ältern, wurde er von einem Franziskaner erzogen. Als die französische Revolution ausbrach, war er ein eifriger Anhänger derselben und der Familie Bonaparte, besonders

\* In den von ihm unterzeichneten Urkunden heißt er Karl André.



Joseph Bonaparte sehr ergeben. Durch Paoli's Einfluß ward er 1791 zum Deputirten von Corsica in die gesetzgebende Nationalversammlung gewählt. Nach dem „Moniteur“ von 1792 trug P. in der Sitzung vom 16. Jul. 1792 im Namen des vereinigten diplomatisch-militairischen Comité die Ansichten desselben über die Maßregeln vor, welche Frankreich in seiner damaligen Lage, den übrigen europäischen Mächten gegenüber, ergreifen sollte. Der Redner untersuchte das feindselige Betragen Oesterreichs und Preußens gegen Frankreich und beklagte den Irrthum, welcher sie veranlasse mit Rußland ein Bündniß einzugehen. „Die Zeit wird kommen“, rief er aus, „wo diese Mächte von diesem Irrthume zurückkommen werden; die nordische Liga bereitet Europa eine allgemeine Dienstbarkeit, und zeigt gegen alle Seiten hin eine drohende Stirne; nach ihrem Systeme darf Polen das Ende der Greuel des Bürgerkriegs nur mit dem Opfer seiner Unabhängigkeit erkaufen u. s. w.“ Was den Redner am meisten überraschte, war, den Nachfolger Friedrich's des Großen, des Eroberers von Schlesien, unter die Bundesgenossen des Hauses Oesterreich gezählt zu sehen. Das diplomatisch-militairische Comité wollte freilich nicht gestehen, daß eben diese Veränderung des bisherigen politischen Systems der sogenannten nordischen Mächte durch Frankreichs drohende und verletzende Stellung gegen die von jenen Mächten garantierte Unabhängigkeit des deutschen Reichs herbeigeführt worden war. Die Folge war bekanntlich der Krieg Frankreichs mit dem deutschen Reiche. Nach der Revolution vom 10. Aug. 1792 fand sich der Name P.'s in den Papieren Ludwig XVI.; dies bewog ihn, nach Corsica sich zu begeben. Der Abscheu vor dem Schreckenssystem des Convents zog ihn ganz von der Revolution ab. Er trat zu der Partei des Generals Paoli und unterstützte die Pläne der Unabhängigkeit der Insel. Eitrit vor die Schranken des Convents 1793, erschien er so wenig als Paoli. Eine englische Armee besetzte Corsica. P. wurde unter dem Vicekönig Elliot zum Präsidenten des Staatsraths ernannt, später zum Staatssecretair; allein er machte sich so viele Feinde, daß er auf Paoli's Rath sich ganz zurückzog. Er reiste nach London, wo ihn die Regierung in geheimen diplomatischen Geschäften anstellte. Mit Einwilligung des englischen Cabinets trat er 1802, man sagt auf die Empfehlung des Fürsten Czartoryski, in russische Dienste. In der Schlacht von Leipzig stand er als Generalmajor unter den Befehlen des Kronprinzen von Schweden. Er soll 1814 den Marsch auf Paris, wo ihm der Stand der Parteien nicht unbekannt war, mit entschieden und den Schwankungen in dem Rathe der Allirten ein Ende gemacht haben. Seitdem blieb er mit den Interessen Rußlands in Frankreich beauftragt, und der Graf von Nesselrode erkannte und würdigte seine großen Talente. Im Jahr 1815 verließ er Frankreich zwei Tage vor Napoleon's Einzug in Paris, ging zur Armee und kämpfte bei Waterloo, wo er verwundet wurde. Später, am 4. Oct. 1815, unterzeichnete er nebst Lord Castlereagh zu Paris den Subsidienstractat zwischen Großbritannien und Rußland. Im Jahr 1817 ernannte ihn der Kaiser Alexander zum Generalleutnant, auch wurde er in den Grafenstand erhoben. Er nahm seitdem fortwährend als Botschafter bei dem französischen Hofe an den wichtigsten Verhandlungen theil. So z. B. unterzeichnete er mit den übrigen Ministern der Großmächte den zwischen Oesterreich und Spanien abgeschlossenen pariser Tractat vom 10. Jun. 1817 über den Rückfall des Herzogthums Lucca an das Haus Bourbon-Spanien nach dem Tode der Erzherzogin, und die wichtige pariser Convention vom 25. Apr. 1818 zwischen Frankreich und den Continentalmächten über die Zahlung der von Frankreich im Auslande gemachten Schulden an die verschiedenen Regierungen der theilhaftigen Privatpersonen. Im Jahr 1822 war er auf dem Congresse zu Verona zugegen, von wo er am 4. Dec. wieder nach Paris zurückkehrte. Bei der Unentschiedenheit des französischen Cabinets, ob Frankreich die bewaffnete Intervention



in Spanien übernehmen sollte, übergab er, wie man versichert, in Auftrag seines Hofes eine nachdrückliche Erklärung, welche die Expeditionen nach Spanien entschied. Rußland, glaubte man, wollte freiere Hand in seiner Stellung gegen die ottomanische Pforte haben. In Folge der Berathung des französischen Conseils über die Resultate des Congresses zu Verona und des rücksichtlich Spaniens zu fassenden Beschlusses verlangte und erhielt der Herzog von Montmorency seine Entlassung als Minister der auswärtigen Angelegenheiten (25. Dec. 1822). Hierauf übernahm Graf Villèle die Leitung dieses Ministeriums. Nua gingen Courriere der Gesandten von Rußland, Oestreich und Preußen von Paris ab, welche die Beschlüsse des Congresses in Bezug auf Spanien nach Madrid an die dortigen Gesandtschaften dieser Höfe überbrachten, und das französische Cabinet sandte ebenfalls eine darauf bezügliche Depesche vom 25. Dec. an den Gesandten des Königs in Madrid. Die Folge davon ist bekannt. In den letzten Tagen des Dec. 1823 begab sich der Graf P. selbst nach Spanien, wo er zu Madrid am 15. Nov. in einer feierlichen Audienz vor dem Könige Ferdinand VII. die Grundsätze, welche den Congreß zu Verona und den Kaiser von Rußland insbesondere bei der Beurtheilung der spanischen Revolution von 1820 geleitet hätten, bestimmt aussprach. Festigkeit, mit Milde gepaart, erwarte Europa von der Weisheit des Königs. \*) Auch hatte der Graf P. damals mehre Privatconferenzen mit dem spanischen Premierminister Don Victor Saez. Der König ertheilte ihm den Orden des goldenen Vlieses, und von seinem Monarchen erhielt er den Vladimirorden erster Klasse. Am 25. Dec. 1823 traf der Botschafter wieder in Paris ein, aber, wie man wissen wollte, sehr unzufrieden mit dem Zustande der Dinge in Spanien. Nach Alexander's Tode gab der Kaiser Nikolaus dem Grafen von P. besondere Beweise seiner Huld. Durch den Ukas vom 29. Sept. 1827 befahl der Monarch: „In Erwägung der ausgezeichneten Dienste, welche unser in Paris accreditirter Botschafter, der Generaladjutant Graf P., uns erwiesen, ist, im Falle nach seinem Absterben keine gesetzlichen Kinder nachbleiben, die Würde eines russischen Reichsgrafen auf Denjenigen aus der Familie P. und auf dessen Kinder auszudehnen, den der Graf zu seinem Erben ernennen wird.“ \*\*) Seitdem befestigte sich sein Ansehen im russischen Cabinet immer mehr, und er erhielt in der ersten Hälfte des Jahres 1830 den St.-Andreasorden. Graf P. kannte Frankreich genau; sein Urtheil war das eines erleuchteten Staatsmannes. Die Berufung des Fürsten von Polignac an die Spitze der Geschäfte billigte er nicht, noch weniger das System der Erdonnanzen; aber er suchte sie auch nicht zu hindern, oder er konnte es nicht, da um die nahe Erscheinung derselben nur wenig Eingeweihte wußten. Zeuge der Juliusrevolution, war Graf P. der Meinung, daß, wenn sich das Haus Orleans auf dem Throne von Frankreich consolidiren könne, ohne das sociale System von Europa zu gefährden, man sich bemühen müsse, daselbe gemeinschaftlich zu unterstützen. Darauf wurde er noch am Ende des Jahres 1830 bei dem Könige der Franzosen als Botschafter accreditirt. Die alten Verbindungen mit seinem Landsmanne Sebastiani wußte P. klug zu benutzen, und er trug gewiß mit bei, um der Propaganda entgegenzuwirken und den europäischen Frieden zu erhalten. In Rußland theilte man anfangs nicht seine Ansichten. Doch wollte auch hier der Kaiser hauptsächlich nur Sicherheit gegen die Grundsätze der französischen Revolution, und der Graf P. dachte und handelte ganz im Sinne seines Souverains. Also war er gegen unmittelbare Einmischung. „Man

\*) Diese merkwürdige Rede und die Antwort des Königs in der „Allgemeinen Zeitung“, 1823, Nr. 335. Die englischen Ministerialblätter wollten darin auch einen Abt erkennen, daß Spanien die Unabhängigkeit seiner Colonien nicht anerkennen solle.

\*\*) Es lebt von ihm ein Schreiersehn in Corfica.



muß", soll er gesagt haben, „die Franzosen in ihrer eignen Sauce sieden lassen, dieses Land ist wie ein kochender Topf; man muß was daraus hervorsprudelt wieder hineinwerfen.“\*) In diesem Worte lag ebenso viel Klugheit als Feindseligkeit, und es entspricht den Gefühlen, die P. stets gegen Frankreich nährte. Auch hatte er allerdings bei der großen Aufregung der Pariser während der polnischen Insurrection öfters Veranlassung, zu bemerken, wie sich der Volkshass gegen Rußland auf den Straßen und vor seinem Hotel zu erkennen gab. Unter diesen Umständen erhielt er Urlaub oder Befehl, nach Petersburg zu kommen, wo man sich mit ihm über alle Verhältnisse in und außerhalb Frankreich genauer vernehmen wollte. Er reiste im März 1832 nach Petersburg und verweilte daselbst längere Zeit. Auf der Rückreise ging er über Berlin, dann nach Wien und von hier über München, Stuttgart und Karlsruhe nach Paris zurück. Am 28. Dec. 1832 reiste er nach London, und man glaubte, daß es geschehen sei, um, da der päpstliche Nuntius abwesend war, als der älteste Gesandte die Glückwünsche an der König im Namen des diplomatischen Corps bei Gelegenheit des Neujahrestags nicht halten zu dürfen; vielleicht sollte er auch in der belgisch-holländischen Angelegenheit und besonders über die orientalische Frage das londoner Cabinet erforschen und dessen Verbindung mit Frankreich entgegenwirken. Ist ihm dies auch nicht gelungen, so hat er doch gewiß an Ort und Stelle viel beobachtet und darüber seinem Hofe gut berichtet. Man bemerkte, daß er in London allen Gesandten, nur dem belgischen nicht, den Besuch machte. Von London kehrte er im Febr. nach Paris zurück, wo er fortwährend bei allen wichtigen europäischen Fragen, bei der polnischen und belgischen Sache, dann bei der türkisch-ägyptischen, endlich bei der portugiesischen Thronfrage mit dem Ministerium Ludwig Philipp's sehr verwickelte und bedenkliche Unterhandlungen zu führen hatte und noch gegenwärtig führt. Dabei war er auf das Thun und Treiben der polnischen Flüchtlinge sehr wachsam, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß er durch seine Vorstellungen manche strenge gegen die Polen in Frankreich ergriffene Maßregel bei der französischen Regierung wo nicht angeregt und durchgesetzt, doch wesentlich unterstützt und befördert hat.

Der Graf P. besitzt in Corsica ausgedehnte Ländereien. Er hat daselbst im Jahr 1829 auf seinem Gute Pruno eine Mustermehlei unter der Leitung des Griechen Paläologus angelegt. Auch ist hauptsächlich durch seine Beförderung eine neue Ausgabe der seltenen „Storia di Corsica“ von verschiedenen Verfassern bis zum Jahr 1594, welche der Archidiaconus Ant. Pietro Filippini theils gesammelt, theils erweitert hatte, zu Stande gekommen. Die neue Ausgabe hat der Advocat G. C. Gregorj besorgt und mit einer historischen Einleitung über die Revolutionen in Corsica bis zum Jahre 1769 nebst beigefügten Urkunden ausgestattet. Sie ist zu Pisa in fünf Bänden 1828 — 32 erschienen. Eine Schilderung von ihm findet man im zweiten Theile der (von einem Dritten abgefaßten) „Mémoires de Condorcet“ (2 Bde, Paris 1824). (7)

Pradel (Eugène de), der Erste in Frankreich, welcher sich nach Art der italienischen Improvisatoren versucht hat, stammt aus einer altadeligen Familie ab. Er dichtete anfangs kleine Gedichte, und da ihm die Improptus wohl gelangen, legte er sich vorzüglich aufs Dichten aus dem Stegreif, Anfangs in kleinen Circeln, unter seinen Freunden und Bekannten, hernach in größern Versammlungen. Zuletzt wagte er es öffentlich aufzutreten, gegen das Jahr 1824, und seitdem reist er in Frankreich umher und läßt seine Improvisationskunst hören; auch ist er in der Schweiz und in Belgien aufgetreten. Gewöhnlich läßt er von den Zuhörern verschiedene Gegenstände auswählen. Unter diesen entscheidet dann das

\*) „Il faut que les Français cuisent dans leur jus; ce pays est comme une marmite bouillante, il faut y rejeter ce qui en sort.“



Loos, und nach kurzem Nachdenken dichtet er zuweilen an hundert Verse über den durchs Loos bezeichneten Gegenstand. Zuweilen wagt er sich sogar an dramatische Gedichte und unternimmt das Dichten eines Trauerspiels aus dem Stregreife. Doch sind dies viel mehr Reihen von dramatischen Scenen oder Zweigesprächen als eigentliche Trauerspiele, und er dichtet sie mit Mühe, und nicht, wie die italienischen Improvisatoren, in vollem Flusse der Rede. Desto besser gelingen ihm kleine Gedichte, und besonders die sogenannten Bouts rimés, die er mit Wit ergötzt und zwar sehr schnell. Auch Chansons dichtet er auf der Stelle nach einem vorgeschlagenen Worte und singt sie her, sowie sie aus seinem Kopfe hervorgehen. P.'s Beispiel beweist, daß die Improvisation im Kleinen auch der französischen Sprache und Dichtung möglich ist, aber nicht in größeren Gedichten. Einige seiner Improvisationen sind aufgeschrieben und gedruckt worden. Es finden sich gelungene Verse und schöne Gedanken darin, aber im Ganzen sind es mittelmäßige Stücke. P. ist mehr ein geschickter Versemacher als ein eigentlicher Dichter. Schwerlich wird von ihm etwas außer seinen kleinen Impromptus zur Nachwelt übergehen. Übrigens treibt er seine Improvisationskunst mit ziemlicher Uneigennützigkeit, und er ist mehremals zum Besten der Nothleidenden öffentlich aufgetreten. Er hielt 1833 am Athénée de Paris Vorlesungen oder vielmehr Vorträge über Literatur und besonders über Dichtkunst. (25)

Prechtl (Johann Joseph), niederösterreichischer wirklicher Regierungsrath und Director des polytechnischen Instituts in Wien, ward am 16. Nov. 1778 zu Bischofsheim vor der Rhön in Franken geboren, wo sein Vater Vorsteher eines in der Nähe gelegenen landesfürstlichen Eisenhüttenwerkes mit dem Titel eines Commerzienrathes war. P. machte nach erhaltener Vorbildung zu Mürrenstadt seine philosophischen und juridischen Studien auf der Universität zu Würzburg, und begab sich 1801 mit landesfürstlicher Bewilligung nach Wien, um der Praxis an dem dortigen Reichshofrath obzuliegen, änderte aber bei den bald darauf eingetretenen Ereignissen seinen Plan, übernahm die Erziehung eines jungen Grafen in Brunn und bereitete sich, seiner ursprünglichen Neigung gemäß, durch das weitere Studium der Naturwissenschaften zu einem Lehrfache vor. In dieser Zeit, 1803—8, erschienen von ihm, außer der Schrift: „Über die Fehler der Erziehung“ (Braunschweig 1804), mehre physikalische Abhandlungen in Gilbert's „Annalen der Physik“ und Gehler's „Journal der Chemie und Physik“. P. erhielt 1805 für seine Schrift: „Die Physik des Feuers, oder System der Brennstoffparakunst“, die von der batavischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Haarlem als Preis ausgesetzte goldene Medaille. Die Schrift selbst ist in den Verhandlungen dieser Gesellschaft 1806 abgedruckt. Mit Anfang des Jahres 1809 wurde P. von dem Kaiser von Oestreich zum Director der in Triest zu errichtenden Real- und Navigationsakademie ernannt und ihm deren Einrichtung übertragen. Der Ausgang des Kriegs von 1809, der für Oestreich außer andern Verlusten auch den von Triest nach sich zog, hinderte die Ausführung dieser Organisation und P. kehrte am Ende des Jahres 1809 nach Wien zurück, wo er mit Beibehaltung seines Ranges und Gehalts einstweilen das Lehrfach der Physik und Chemie an der Realakademie übernahm. Die mannichfaltigen Vorarbeiten, Studien und Erfahrungen, die er zum Behufe der Organisation der für Triest bestimmten Anstalt gemacht hatte, dienten übrigens in mehrfacher Beziehung als Grundlagen zur Errichtung einer großen technischen Lehranstalt in Wien. Schon im Anfange des Jahres 1810 übergab P. dem damaligen Hofkammerpräsidenten, Grafen von Donnel den ersten Plan zur Errichtung eines polytechnischen Instituts. Seit dieser Zeit ging diese wichtige Sache nach und nach vorwärts, und in den Jahren 1813—15 erhielt die von P. vorgelegte Organisation des ganzen Instituts nach und nach die höchste Genehmigung und am 3. Nov. 1815 wurde dasselbe mit den



ersten Vorlesungen eröffnet, bei welchen P. selbst das Lehrfach der allgemeinen technischen Chemie übernommen hatte. Dieses Lehrfach legte er jedoch späterhin wieder nieder, da er durch die Detailarbeiten bei einer so großen Anstalt zu sehr überhäuft war. Die mit einer solchen Organisation verbundenen Anstrengungen hinderten übrigens P. nicht ganz, andere Arbeiten für die Naturwissenschaften, vorzüglich in Bezug auf ihre praktische Anwendung, zu unternehmen. Er gab 1813 zu Wien eine technische Chemie unter dem Titel: „Grundlehren der Chemie in technischer Beziehung“ heraus, wovon 1817 die zweite Auflage erschien. Als Resultat der damals von ihm aufgestellten Versuche ließ er 1817 eine „Anleitung zur zweckmäßigen Einrichtung der Apparate zur Beleuchtung mit Steinkohlengas“ zu Wien drucken. Die von ihm herausgegebenen „Jahrbücher des k. k. polytechnischen Instituts“, die er 1819 begann, sind nunmehr bis zu 17 Bänden angewachsen und enthalten 35 Aufsätze von P. über physikalische und technische Gegenstände. Außer diesen sind während dieser Zeit noch 11 Aufsätze physikalischen Inhalts, worunter einige über P.'s Entdeckung des Transversalmagnetismus, in Gilbert's „Annalen“ und in einigen andern physikalischen Zeitschriften erschienen. Er gab 1823 zu Wien eine „Praktische Dioptrik als vollständige und gemeinfaßliche Anleitung zur Verfertigung achromatischer Fernrohre“, zum praktischen Gebrauch für Künstler heraus. Dermalen widmet P. seine Muße dem großen Werke: „Technologische Encyclopädie, oder alphabetisches Handbuch der Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens“, von welchem jetzt (Stuttgart 1830 — 33) vier Bände erschienen sind. (54)

Preisaufgaben für Kunst und Wissenschaft. Zu Beförderung der Literatur und Kunst durch Preisaufgaben zu wirken, gleicht der Anwendung künstlicher Mittel zur Hervortreibung der Blüten. Auf den Entwicklungsgang der wissenschaftlichen und artistischen Cultur im Ganzen und Großen können dergleichen an sich achtungswerthe Versuche nie einen unmittelbaren Einfluß ausüben, weil dieser in wechselseitiger Verbindung mit der allgemeinen Geschichte der Völker unabhängig von allen äußern Erregungsmitteln seinen Weg einschlagen wird und muß, wenn er zu einem wahrhaft nationalen und ursprünglichen Geistes-eigenthum führen soll. Aber den Kräften des Einzelnen könnte in vielen Fällen dadurch aufgehoben und seinem durch die Vereinzeltung hilflosen Talent die Veranlassung geboten werden, sich der öffentlichen Anerkennung, die ihm zu seiner weitereisenden Wirksamkeit nothwendig ist, durch eine empfangene Auszeichnung zu vergewissern. Die durch Preisaufgaben eröffnete Concurrnz ist jedoch von jeher der Wissenschaft dienlicher gewesen als der Kunst, und dies scheint sich aus sehr natürlichen Ursachen zu erklären. Bei Kunstaufgaben schadet meistens die Absichtlichkeit und Bedingtheit der Erreichung des Zweckes, denn den schaffenden Genius beengt jedes Motiv seiner Leistung, das nicht aus ihm selbst entspringt, während dagegen wissenschaftliche Preisfragen eher anregend wirken, weil sie sich an das gelehrte Forschertalent wenden und diesem nicht selten durch die gestellte Aufgabe Fingerzeige in neu zu betretende Gebiete zu geben vermögen. Im wissenschaftlichen Felde ist die deutsche Literatur auf diese Weise schon durch manche bedeutende Arbeit bereichert worden, worunter wir hier nur an Herder's Abhandlung über den Ursprung der Sprache erinnern wollen, und die Preisfragen, welche unsere Akademien der Wissenschaften und die Universitätsfacultäten ausgeben zu lassen pflegen, veranlassen noch jährlich manches Schätzenswerthe, das sonst vielleicht nicht hervorgetreten wäre. Wenn aber vom Gebiete der Kunst in dieser Hinsicht gesprochen werden soll, so macht sich hier zunächst die bei uns bestehende auffallende Unterscheidung zwischen der plastischen Kunst und der Poesie bemerklich, denn die letztere ist noch nie von Seiten des Staats aus in Deutschland durch Preise ermuntert worden. Die pariser Akademie der Künste und Wissenschaften hält es



nicht unter ihrer Würde auch Gedichte zu krönen, aber die deutschen Kunstakademien haben in streng geregelter Organisation nur die Ausbildung der Malerei und Sculptur zu ihrem Ziele, auf die sie auch durch verfassungsmäßige Preisaufgaben wirken. Dies ist um so auffallender in einer Zeit, wo das poetische Talent beizweitem productiver und gegenstandsreicher ist als das Talent des Pinsels und Meißels, aber die Poesie soll einmal in Deutschland der Geltung als öffentliche Kunsterscheinung entbehren. Keine Akademie ist zu ihrem Schutz bestrebt, und was in der in Rede stehenden Beziehung für sie geschehn, sind von jeher nur Privatunternehmungen gewesen, meistens von Buchhändlern ausgehend, namentlich von Friedrich Nicolai, Cotta, Brockhaus und Andern. Nie aber hat sich ein bedeutender Erfolg gezeigt, und die Resultate, welche die in den letztverflohenen Jahren von mehreren Seiten angestellten Preisbewerbungen geliefert, sind in vieler Hinsicht bemerkenswerth. Die Verlagsbuchhandlung und Redaction des „Jahrbuchs deutscher Bühnenspiele“ (Vereinsbuchhandlung in Berlin) eröffnete 1828 eine Concurrenz für das Lustspiel, welche durch die für Deutschland äußerst bedeutende Höhe des ausgetobenen Preises glänzend genug erschien und auch ein zahlreiches Eingehen sich bewerbender Arbeiten veranlaßte. Es wurde jedoch keine preiswürdig befunden und nur ein Lustspiel: „Gellert im Schlafrock“, das im Jahrgang 1831 des genannten Jahrbuchs abgedruckt ist und eine junge Dichterin zur Verfasserin hat, erhielt ein bedingtes Accessit. Der Herausgeber des „Gesellschafter“ bot darauf 1829 sein Blatt zum Wettkampfe für die gelungensten Leistungen in Novellen, Gedichten und Correspondenznachrichten dar, worüber das Publicum selbst, d. h. die Abonnenten dieses Journals, Schiedsrichter sein sollten. Das Publicum unterließ jedoch, wie es auch sonst häufig in Deutschland der Fall ist, das Urtheil abzugeben und sein Votum einzusenden, worauf sich der Professor Gubitz genöthigt sah, einem Jeden der Concurrenten die silberne Medaille, welche als Preis ausgesetzt war, zuzuerkennen. Bedeutendere Hoffnungen schien die Preisbewerbung zu erregen, welche der Verleger und Herausgeber des Taschenbuchs „Urania“ (Leipzig, Brockhaus) 1830 für dasselbe erneuerte, da es diesmal auf die zeitgemäße Gattung der Poesie, die Novelle, ausschließlich abgesehen war und der gebotene Preis von 10 Friedrichsdor für den Bogen auch den Ansprüchen der Schriftsteller ersten Rangs entsprechen zu können schien. Die früher stattgefundenen vielseitigern Concurenzen für dieses Taschenbuch, welche mit dem Jahre 1821 wieder eingestellt worden waren, hatten wenigstens ein Gedicht veranlaßt, „Die bezauberte Rose“ von Ernst Schulze, dessen vollendete Schönheit der Form ihm einen eigenthümlichen Werth in der deutschen Literatur zusichert. Aber die neue Novellenconcurrenz zeigte sich auffallenderweise ganz ohne Resultate, an welchem ungünstigen Ausgang ohne Zweifel die hemmend wirkenden politischen Zeitverhältnisse Antheil gehabt haben. Nach diesen Erfahrungen, die für die Sache selbst nicht vortheilhaft zeugen, werden wol, wie es scheint, neue Versuche dieser Art zur Förderung der Poesie fürs Erste nicht in Deutschland zu erwarten sein. Wenn dagegen die Preisaufgaben der Akademien für Sculptur und Malerei, ungeachtet der gegen die Poesie zurückstehenden Productivität dieser Künste, doch verhältnißmäßig beiweitem glücklichere Erfolge darbieten, so ist in dieser Beziehung auch zu bemerken, daß das Urtheil über poetische Leistungen leichtere Täuschungen unterliegt, auch bei dem competentesten Richtertribunal, als das über die der plastischen Künste. Diese letztern führen ihre Leistungen unmittelbar vor das Auge des Beschauers und sind darauf angewiesen, Alles, was sie gelten wollen, an sich herauszustellen, während es bei dem poetischen Kunstwerk umgekehrt darauf ankommt, daß der Beurtheiler sich gestimmt und angeregt fühle, in die innern Zusammenhänge desselben einzudringen. Daher wird ein bedeutendes



Gemälde immer eher den Preis davonzutragen als ein bedeutendes Gedicht, selbst unter ganz gleichen Verhältnissen. (47)

Presbyterien, s. Synodalwesen.

Pressfreiheit, siehe zu Ende des Bandes.

Preußen. Als in demselben Jahre, wo Friedrich Wilhelm III. die ersten 25 Jahre seines Regentenlebens zurückgelegt hatte, der Staatskanzler Fürst von Hardenberg am 26. Nov. 1822 zu Genua starb, waren von allen Seiten Zeichen hervorgetreten, daß sich seiner Wirksamkeit eine verhängnißvolle Reaction entgegenstellte, welche weder des Königs Anerkennung seiner Verdienste, noch die dankbare Verehrung der Nation aufhob. Hardenberg theilte am Schlusse seiner ministeriellen Laufbahn mit Herzberg das sonderbare, bei hochbejahrten Staatsmännern seltene Loos, daß ihm von einer mächtigen Partei zum Vorwurfe gemacht wurde: er habe für neue Ansichten zu große Vorliebe. Wie auch der Staatskanzler das politische System betrachtete, welches durch die fünf Hauptmächte Europas immer mehr ausgebildet wurde, es erfreute ihn, dazu mitgewirkt zu haben, daß Preußen in diesem höchsten Aeopag, worin des Königs Persönlichkeit so gerechte Anerkennung fand, die Mitgliedschaft behauptete, mehr nach der moralischen Kraft seines Volkes, als nach Ländermasse und Menschenzahl. Daß hierdurch Preußen eine von den andern Großmächten ganz verschiedene, bedeutende Vorzüge darbietende Stellung erhielt, war einleuchtend. Es lebte in dem monarchischen Princip Rußlands ein anderer Geist als in Österreichs Staaten, wo man in Ungarn mit officieller Öffentlichkeit Nationalbedürfnisse auf eine Weise aussprach, welche in den lombardischen Ländern, ja in Wien selbst, strenge Zurechtweisungen gefunden hätte. In Frankreich Ueb zwischen dem Cabinete der restaurirten Bourbons und dem constitutionellen Volke eine schroffe Trennung, welche die Congressverhandlungen unberatnen ließen und gleiche Unwirksamkeit des diplomatischen Aeopags fand statt in Betreff der schwierigen Aufgaben, welche das britische Cabinet zu lösen hatte. Eine auswärtige Garantie der Regentenautorität that gewiß Niemanden weniger Noth als Preußen, wo das auf Geselligkeit gegründete monarchische Princip seit Friedrich II. mehre Generationen hindurch ungehinderte Ausbildung fand, und in der Persönlichkeit des Königs und der Vaterlandsliebe und Freisinnigkeit der Nation hinreichende Bürgschaft hatte. Das Verkennen dieser Verhältnisse konnte nur Raum gewinnen bei Befangenen, welche sich zwischen den Thron und die Nation drängten und von der Anschließung an auswärtige Politiker, auch für das Regierungsprincip des Inlands, Besiegung geträumter Besorgnisse hofften. Vielleicht hätte Preußen, welches bei den Congressverhandlungen, vorzüglich bei den Erwägungsgegenständen der Zusammenkunft in Verona so entfernt betheilig war, die bedeutungsvollste Stellung genommen, wenn es daran gar keinen unmittelbaren Theil nahm, woraus ein nicht zu berechnendes Übergewicht erwachsen wäre. Ob Hardenberg diesen Ansichten zugänglich war und sie nur fallen ließ, weil der König ein Zurückbleiben bei der politischen Bevormundung der Gegenwart und Zukunft unter der Würde seiner Krone hielt, bleibt unentschieden; aber gewiß ist es, daß Hardenberg, ehe er eine scheinbare Zurücksetzung erduldet, sich lieber an die Spitze fremder Ansichten stellte, damit aber in Berlin wie in Verona nicht ausreichte, dann nach andern als politischen Antrieben durch Italien reiste und vom Tode ereilt wurde, zu spät, um nicht Zurücksetzungen zu erfahren, zu früh, als daß er manche rühmliche Plane, vor Anfechtung sichern, den Nachkommen hätte vererben können. Hätte Preußen sich von der Congresspolitik freigehalten, so gewann es eine Stellung, die den Verhandlungen der heiligen Allianz nicht zuwider, eine hohe moralisch-politische Kraft gezeigt und ehrfurchtgebietend die Bewunderung aller Völker und Zeiten gefesselt hätte. Hardenberg behalt sich, besangen von der Sorge, errungenen Ruhm einzubüßen, mit halben Maßregeln. Diese



genügte auch der europäischen Cabinetspolitik, da kein großer Staatsmann vorhanden war, welcher durch eminente Talente sich zum Meister seines Zeitalters zu machen verstanden hätte. Ein in seinem Innern so wohlbestellter Staat wie der preussische reich, bei billigen Ansprüchen in solcher Umgebung, mit redlichen fleißigen Geschäftsmännern zu Ministern vollkommen aus. Der preussische Staat ist so sicher begründet, daß Veränderungen in den Ministerstellen auf das Regierungssystem kaum bemerkt werden; doch war, als Hardenberg's unmittelbarer Nachfolger, von Voß, schon 1823 gestorben war, die Aufmerksamkeit unendlich gespannt, wie der mit der Erledigung des Staatskanzleramtes sogleich fühlbar gewordene Mangel einer höchsten Centralbehörde, welche die leicht divergirende Verwaltung der einzelnen Ministerien in Einstimmung erhielt, würde ausgeglichen werden. Die im Staatskanzleramte bestehende Mittelbehörde zwischen dem Könige und den Ministern wurde diesen oft lästig, und erhielt sie in einer Abhängigkeit, während sie zuvor, ehe ein Staatskanzler ernannt war, der König selbst aus seinem Cabinete nach der Vorfahren Vorbild geleitet hatte. Zu dieser Einrichtung des Geschäftsganges kehrte man zurück, indem der Staatsminister Graf von Lottum an die Spitze des Cabinets gestellt und demselben der Vortrag beim König über alle Civilverwaltungsgegenstände in höchster Instanz übertragen wurde. Hierbei gewann die Staatsverwaltung, da man in Preußen gewohnt ist, in der höchsten Entscheidung des Königs den zuverlässigen Schutz des Rechts, des Gesetzes, der Weisheit und Milde zu finden. Auch dazu, daß dieses Vertrauen sich ungefährdet fortpflanzte, hatte Hardenberg bedeutend mitgewirkt, und wirkte nach seinem Tode fort, indem die vertrautesten Gehülfen seiner großen Laufbahn im königlichen Cabinete ihre Berufssphäre fanden. Den Vorsitz im Staatsrathe gab eine Cabinetsordre vom 21. Aug. 1825 dem Herzoge Karl von Mecklenburg, dem Schwager des Königs, welcher gleichzeitig in das Staatsministerium trat.

Was die Politik Europas, besonders Preußens, in dem hier in Erwägung gezogenen Jahrzehend betrifft, so war dieselbe ein Ergebnis der Congresspolitik, welche zu Troppau und Verona, unter Metternich's und Geng's Leitung, ihr System weiter ausspann. Die Fortschritte der Gesittung, welche sich in dem Angeldnisse der heiligen Allianz kund gaben, nahmen einen ganz neuen Charakter an, da die Großmächte von Troppau aus, nachdem sie sich geheimnißvoll berathen und Großbritannien wie Frankreich bedeutende Reservationen gemacht hatten, erklärten: die Regenten, in Ausübung unbestrittener Befugniß, werden gemeinschaftliche Sicherheitsmaßregeln treffen wider die Staaten, in welchen Aufstände gegen die legitime Macht eine feindliche Stellung herbeiführen. So stellten sich Preußen, Rußland und Oestreich als Schiedsrichter über die politischen Veränderungen anderer Staaten auf, wodurch der Standpunkt jener Cabinete offenbar verändert wurde; an die Stelle des bisherigen defensiven Zustandes trat ein offensiver, um im Staatsleben anderer europäischer Völker zu entscheiden, was zulässige Verbesserung der Regierung sei, und was Revolution, gegen welche feindlich eingeschritten werden solle. Läßt sich nicht ableugnen, daß Friedrich II. den irrthümlichen Grundsatz hatte: was andern Staaten, besonders Oestreich, zum Schaden gereicht, ist Preußens Vortheil, so wurde jetzt sichtbar, daß die Umkehrung dieser politischen Maxime nicht als probenhaltig sich bewährte. Das Schwankende des Legimitätsprincips und seine Ausdehnung auf Erhaltung auswärtiger Regierungsformen ohne Beachtung der Volke Bedürfnisse, kräftiger Verfassungsgarantie und zeitgemäßer Entwicklung der Regierungssysteme, rügten Frankreich und Großbritannien mit gemäßigttem Widerspruche. Preußens Theilnahme an der Bekämpfung revolutionärer Ereignisse in Italien und Spanien wurde so wenig sichtbar, als nähere Mitwirkung bei der von den Congressmächten den Griechen zu Verona bewiesenen Ungunst, welche Canning auszugleichen suchte. Man wandte viele Mühe an, in Deutschland und be-



sonders in den eignen Staaten revolutionnairen Verschwörungen und demagogischen Umtrieben auf die Spur zu kommen, weshalb Specialuntersuchungskommissionen der Centraluntersuchungskommission zu Mainz ihre Ausmittelungen zuschickten, während schon längst die meisten deutschen Bundesfürsten erklärt hatte, daß sie in ihren Landen von solchen Umtrieben nichts zu fürchten hätten. Die in der „Preussischen Staatszeitung“ begonnenen actenmäßigen Nachrichten über die revolutionnairen Umtriebe in Deutschland (1820) brachen plötzlich ab, als man den Schlußstein der Mittheilungen erwartete. Das Schlußerkennniß gegen alle in Köpenick Verhaftete, der Revolutionslust Verdächtige, welches das Oberlandesgericht zu Breslau aussprach, erhellte das geheimnißvolle Dunkel nicht, sondern erwies nur, daß Studenten Ordensspielereien getrieben und daß sie über Staatsverfassung dem Bestehenden widersprechende Meinungen gehegt hatten. Es ergab sich, daß der Thron Preußens da keinen gefährlichen Feind zu bekämpfen hatte, wo befangene Thronwächter ihn suchten, und daß die großen Erwartungen, welche man erregt hatte, mit dem Erfolge nicht übereinstimmten. Am wenigsten konnte man damals, wie in der Folge oft versucht worden ist, das Dasein einer Revolutionspropaganda durch Thatsachen ins Licht setzen, obgleich man häufig auf dieses Schreckbild verwies, um bei den Revolutionscenen der neuesten Zeit nicht nöthigt zu sein, die wahre Ursache derselben, die Sünden der Regierungen, ans Licht zu ziehen. Dagegen kann nicht geleugnet werden, daß in einzelnen Fällen vom Auslande stammende Aufregungen stattfanden, und daß im Allgemeinen gegenseitige rege Theilnahme an dem politischen Zustande die Völker Europas belebte. Weit bedeutender als der Befund der Untersuchungen war das sichtbar gewordene Mißtrauen der Regierungen gegen ihre Völker, das Gewicht, welches man einigen Jugendverirrungen beilegte, und die Verlegenheit, in welcher die mainzer Untersuchungskommission nach neunjährigen Arbeiten 1828 verschied. Zwei Jahre später nahmen wahrhaft revolutionnaire Begebenheiten Preußens Politik auf vielfache Weise in Anspruch, und thaten unwidersprechlich dar, theils, daß die kostspieligen Untersuchungskommissionen den deutschen Regierungen den richtigen Fingerzeig nicht gegeben hatten, von woher eigentlich der Revolutionsantrieb in Deutschland komme, theils daß keine monarchische Regierung weniger Revolutionsstoff hege als die preussische, weshalb auch hier alle hochpoliceilichen Verwahrungen am wenigsten glückten.

Als 1830 Thatsachen über Thatsachen an die Stelle der Vermuthungen, Einflüsterungen und Actenstücke traten, ergab sich von selbst der Ausruf an die Vertreter des rein monarchischen Princips, die angedrohte Offensive gegen die in Revolutionen verwickelten Nationen zu ergreifen. Dies war der Zeitpunkt, wo Preußens Provinzen von Frankreichs Grenzen bis zu den russischen und polnischen viele Nachbarn in revolutionnaire Bewegungen verfallen sahen. Die preussische Diplomatie hatte soeben neuen Glanz über die Krone verbreitet und sich durch Vermittelung des Friedensschlusses von Adrianopel Verdienste erworben, welche dem russischen Heere unter Diebitsch vielleicht noch vortheilhafter waren als dem Sultan. Gewiß wären ohne Müßling's Erscheinen in Konstantiopel blutige Katastrophen erfolgt. Während diese verhindert wurden, sah sich das sehr geschwächte russische Heer durch den Friedensschluß aus gefahrvoller Lage befreit und der Divan in eine Abhängigkeit von der europäischen Politik versetzt, welche den orientalischen Despotismus einer gänzlichen Umwandlung näher brachte. Auf Griechenland hatte dies zunächst vortheilhaften Einfluß, da die britische Torypolitik das unglückliche Land seinem Mercantilsysteme zu opfern sich bereit zeigte. Rußland bewirkte durch den Frieden die Beendigung der türkischen Regeleien in Griechenland und die Unabhängigkeitsanerkennung des neuen Staats auf eine Weise, welche Preußens rege Theilnahme an diesen Verhandlungen und die edelste Un-



eigennützigkeit nicht verkennen ließ. Als bald nachher die Wahl eines souverainen Fürsten und Königs von Griechenland von allen Seiten gewünscht wurde, hätte Friedrich Wilhelm III. wahrscheinlich leicht diese Krone für einen Prinzen seines Hauses erlangen können; doch er wies die darauf zielenden Vorschläge zurück und erwoh wieslich, daß ein solcher Scheingewinn seinem Reiche Opfer gekostet haben würde. Durch die Friedensstiftung von 1829 war das nach verwandtschaftlichen Verhältnissen enge Band zwischen den Höfen von Berlin und Petersburg noch inniger geworden. Übereinstimmende Handlungsweise zeigte sich auch bei der Anerkennung des neuen Königs der Franzosen, ohne daß von der einen oder der andern Seite ernstliche Schritte zur Verfechtung der Rechte Karl X. nach dem Sinne der Congresspolitik bekannt geworden wären. Es läßt sich jedoch grade in diesem entscheidenden Zeitpunkte und in den sich daran reihenden wichtigen Ereignissen die Selbständigkeit einer loyalen Politik Preußens nicht verkennen, wovon die Ereignisse in Polen den unzweideutigsten Beweis liefern. Es war nicht mehr zweifelhaft, daß die Verzweigungen der Verfechter polnischer Selbständigkeit bis in die Provinzen Westpreußen und Posen reichten, und dies mußte ernsthafte Folgen haben, wenn die Lenker der ersten Aufregung nicht auf alle Weise dahin gestrebt hätten, den Aufstand von den früher von Polen getrennten Ländern der östreichischen und preussischen Monarchie abzuhalten. Heimliche Zuführung von Waffen, Kriegsbedarf und andern Unterstützungen bekundete die regste Theilnahme der umliegenden ehemals polnischen Gutsbesitzer. Der Verkehr von Westpreußen und Posen nach Polen ward unter strenge Controle gestellt, die dort einheimischen Truppen wurden in die Elbgegenden verlegt und altpreussische Regimenter dorthin gesendet, welche der Feldmarschall Gneisenau befehligte. Feste, aber milde Consequenz verhinderte den Ausbruch des Bündnisses, welchen Ubelgesinnte und die später erfolgte unglückliche Wendung des Kampfes befürchten ließ. Je schwieriger in Polen der Kampf der russischen Heere wurde, um so mehr unterstützte Preußen die Zufuhr von Lebensmitteln und Kriegsbedarf, und wurde öffentlich angefeindet, zur Besiegung des muthvollen polnischen Häufleins im Stillen mitgewirkt zu haben. Die Abneigung Preußens, einen Staat erwachsen zu sehen, dessen Wiederaufleben Ansprüche auf bedeutende preussische Provinzen mit sich brachte, ist nach dem gewöhnlichen Gange der Cabinetscombinationen durch sich selbst gerechtfertigt. Selbst Widersacher der Congresspolitik nahmen von der belgischen Revolution Veranlassung, Preußen den Vorwurf zu machen, daß es, zur Entscheidung diejer in ihrem Ursprunge wie in ihrem Erfolge gleich unlautern Angelegenheit zur rechten Zeit nicht kräftig gewirkt habe. In der That gab es einen Zeitpunkt, wo Preußen das Schiedsrichteramt nur zu üben brauchte, um mehr Anerkennung zu finden, als später der londoner Conferenz zu Theil wurde. Dieser günstige Augenblick fiel in die Zeit, als der König der Niederlande am 24. Oct. 1830. erklärte, er wolle Belgien sich selbst überlassen; aber es geschah nicht, was König Wilhelm von Holland später so dringend suchte, ein kräftiges Einschreiten Preußens, dessen schwacher Truppencordon an der Grenze Belgiens mehr eine policeiliche als kriegerische Maßregel zu sein schien, wenn man damit die Truppenversammlungen in den französischen Grenzprovinzen verglich. War bei den londoner Conferenzen die Rolle Preußens nicht hervorleuchtend, so war sie doch so achtunggebietend, daß der König von Preußen, noch ehe das französische Executionsheer Antwerpen erobert hatte, auf Anerkennung hoffen durfte, als er mit Ausgleichungsvorschlägen hervortrat. Doch Lord Grey ging nicht darauf ein, weil er, eifersüchtig auf Hollands Welthandel, Belgien auf dessen Kosten begünstigen wollte. Später, als der österreichische und der russische Gesandte in London Preußens Einwirkung zur Schlichtung des Streites wünschten, führte dies nur zur Auflösung der Conferenz, da man vielleicht darauf eifersüchtig war, die schwierige Ausgleichung der belgischen Angelegenheit Preußen zu verdanken zu haben.







1. Nov. 1832, wonach die Lattenstrafe, welche an die Stelle der Spießruthenstrafe getreten war, auch abgeschafft ist, da „der rühmliche Zustand der Disciplin“ solche Körperzuchtigungen nicht mehr nothwendig macht; ein redender Beweis der genauen Wechselwirkung, welche zwischen der Milde der Strafen und der Verminderung der Verbrechen stattfindet. Mit Festigkeit wirkte der König unmittelbar auf Verminderung der Duelle durch die Ehrengerichte. „Das Leben des Offiziers“, heißt es in einer Cabinetsordre vom 13. Jun. 1828, „ist der Vertheidigung des Throns und Vaterlands geweiht, und wer dasselbe um einen kleinen Zwist einsetzt, beweist, daß er sich seiner ernsten Bestimmung nicht bewußt ist und nicht die richtige Haltung zu behaupten weiß, welche auf Sittlichkeit und wahrem Ehrgefühl beruht. Ich verlange von den Offiziercorps, daß sie durch wechselseitige Aufsicht auf das Benehmen ihrer Kameraden Ausbrüche unsittlichen Betragens verhindern und Streitigkeiten auf angemessene Art, durch Zurechtweisung der Parteien, schlichten, nöthigenfalls auch von der ihnen in meiner Verordnung vom 15. Febr. 1821 wegen der Ehrengerichte gegebenen Befugniß Gebrauch machen. Ich mache es den Vorgesetzten zur Pflicht, durch Wachsamkeit und Belehrung dem verderblichen Vorurtheile entgegenzuarbeiten. Ich hege zu der Gesinnung der Offiziere das Vertrauen, sie werden den wohlverordneten kriegerischen Ruhm der Armee durch Verbannung veralteter Vorurtheile und gesteigerte sittliche Veredlung zu erhöhen suchen.“ Wenn hiernach die so entschieden ausgesprochene edle Gesinnung des Königs noch in einzelnen Fällen Widerstand findet, so ist der Grund davon in der Einseitigkeit mancher höhern Offiziere zu suchen, welche die Lauterkeit der Ehre nicht in gesetzlichen Formen zu erhalten wissen. Auch bleibt es nicht ohne Nachtheil, daß eine Überzahl junger Edelleute, durch Armuth und Unfähigkeit für einen andern Beruf unbrauchbar, den Kriegerstand als ihre einzige Zuflucht betrachten und, der angeordneten strengen Prüfung ungeachtet, ihnen das Vorrücken zum Offizier möglich wird. Für die höhere Militärbildung sorgen Lehranstalten, Regimentsbibliotheken und ein großer Generalstab, welche sich einer freigebigen Fürsorge des Königs erfreuen. Die von jenem Generalstabe herausgegebene Geschichte des siebenjährigen Kriegs ist ein aus rein militärischem Gesichtspunkte begonnenes Werk, welches den berühmtesten Musterschriften der Art den Rang streitig macht. Für die Befestigungskunst bleiben die ununterbrochen fortgeführten großen Festungsbaue eine gute Schule. Die vielbesprochenen, im Ganzen allbewunderten Festungswerke zu Koblenz und Ehrenbreitstein sind vollendet, und es hat der Bau zur Befestigung Posen's nach strategischem Gesichtspunkte begonnen, während vorurtheilsfreie Kriegskundige die Vernichtung der Befestigung Breslaus, welche die Franzosen begonnen, nur bedauern können, da dieser für jede kriegerische Unternehmung so ungemein wichtige Hauptort einer reichen Provinz nicht einmal gegen den Anlauf leichten Kriegsgesindels gesichert ist. Die Truppeneinstellungen, welche 1830 am Rhein stattfanden, nachdem bereits der König der Franzosen anerkannt und die Versicherung, Preußen werde sich in die Regierungsform Frankreichs nie mischen, wiederholt war, hatten mehr Wichtigkeit für Preußens Finanzen als für seine Kriegsgeschichte, obgleich die rasche Mobilmachung zweier Armeecorps dem Kriegsministerium bedeutende Fingerzeige gab, daß kriegerische Anordnungen den friedlichen Bureauleuten nicht geläufig sind. Der Staatsrath Ribbentrop wußte bald diesen Mängeln abzuhelpen. Der Prinz Wilhelm, Bruder des Königs, erschien in den Rheinprovinzen als Generalstatthalter und als Befehlshaber dreier Armeecorps, mittels welcher er die Grenzen gegen Frankreich hin besetzt und einzelne Unruhestifter, die von dorthier in den Rheinprovinzen Aufstände zu bewirken gedachten, in Furcht hielt. In den Provinzen Preußen und Posen sah sich das berliner Cabinet zur Aufstellung mehrerer Armeecorps genöthigt, um die Grenzen gegen das im Kampfe wider Rußland begriffene Polen



zu sichern und den Verzweigungen des polnischen Adels mit dem dießseitigen zu begegnen.

Die auf das Kriegswesen bezüglichen Gesetze und Einrichtungen sind in der ganzen Monarchie, mit Ausnahme von Neuschatel, dieselben, indeß die übrigen Theile der Staatsverwaltung, nach den Provinzen, bald bedeutendere, bald geringere Veränderungen erleiden. Kein Zweig der Finanzverwaltung kann in dieser Hinsicht dem Kriegswesen an die Seite gesetzt werden, obgleich das Gesetz über Eingang-, Durchgangs- und Verbrauchssteuer vom 26. Mai 1818 überall eingeführt worden ist und wenige Localabänderungen erlitten hat. Die Tariffsverschiedenheit zwischen den östlichen und westlichen Provinzen ist kaum hierher zu zählen. Indem wir auf die Staatsfinanzen, als die Hülfquelle der Landesvertheidigung, gewiesen sind, muß eine Veränderung ins Auge gefaßt werden, die auf alle Zweige des Staatshaushalts den wichtigsten Einfluß hatte und die erfolgreiche Maßregel der Finanzverwaltung des Ministers von Moz ist, welcher 1825 auf jenen Posten berufen wurde. Obgleich schon seit 1814 im preussischen Staate ein Finanzminister vorhanden war, so hatte er doch nur als Vorstand mehrerer Verwaltungsbehörden seinen Wirkungskreis, indem die Befugniß, den Staatshaushalt in höchster Instanz zu ordnen, zwischen andern Behörden getheilt war. Die wichtigste Stellung in dieser Beziehung hatte die Generalstaatscontrole mit der ihr untergeordneten Oberrechnenkammer, welche nicht blos die Verifizirung des Calculs des Etats und der Rechnungen, sondern auch die Verpflichtung hatte, die zweckmäßige Verwendung aller Staatsfonds zu beaufsichtigen und die Bewandniß der Ausgaben und Einnahmen des Staats nochmals zu untersuchen. Jedem Mitgliede der Oberrechnenkammer war zur Pflicht gemacht, bei Durchlesung der Rechnungen in das Wesen der Administration einzudringen und alle Geldbewilligungen, wie die vom Staate abgeschlossenen Contracte, nochmaliger Prüfung zu unterwerfen, möglich scheinende Ersparnisse zu erforschen und zu verfolgen. Wohin mußte dies führen, je mehr der Generalcontroleur ein unermüdet arbeitssamer, von seiner hohen Pflicht durchdrungener, die Rechte seiner Stellung muthig übender Mann war? Am Schlusse des Jahres 1824 hatten neue Instructionen für die Generalcontrole und für die Oberrechnenkammer diese Behörden in der ungemessenen Amtsbefugniß nochmals bestätigt und sie verpflichtet, sich der Beurtheilung jeglicher Verwaltungsmaßregel zu unterziehen. Herr von Moz übernahm das Finanzministerium mit dem Vorsatze, dessen Grenzen zu erweitern, indem er zur Ernennung eines Ministeriums der Staatscontrole, dessen Mitglied er war, beitrug. Er täuschte sich jedoch in dieser Erwartung; Lähmung und unabsehbare Weiterungen von Seiten der Generalcontrole blieben fortwirkend und schmälerten die Wirksamkeit wie den Credit des Finanzministers. Dieses Verhältniß durchblickte der König, und um den aus allen Ministerien in dem Cabinet sich häufenden Beschwerden über das Umsichgreifen der Generalcontrole ein Ende zu machen, hob er durch die Cabinetsordre vom 29. Mai 1826 die Generalcontrole gänzlich auf, weil, wie es hier heißt, die bei der Errichtung beabsichtigte Aufstellung einer klaren Übersicht des Staatshaushalts, Gleichstellung der Ausgabe und Einnahme und die Unterordnung der einzelnen Verwaltungszwecke unter die Zwecke und Mittel der Staatsverwaltung vollständig erreicht sei. Für das fortlaufende Etatswesen und zum definitiven Abschlusse der jährlichen Einnahme und Ausgabe des Staats ward eine Staatsbuchhalterei, unter Leitung der Minister Lottum und Moz, errichtet, die Oberrechnenkammer aber auf das Rechnungsfach zurückgewiesen, mit der bloßen Befugniß, bei entdeckter Abweichung von den Etats und von andern königlichen Befehlen an den König zu berichten. Der Zeitpunkt blieb aber nicht fern, wo die vom Minister von Moz aufgestellte Behauptung, die Generalcontrole müsse in dem Finanzminister liegen, zu Folgen führte, welche daran erinnerten, daß die Generalcontrole wenig-



stens das Gute hatte, in mehren Beziehungen vorschnelle Finanzbestimmungen zu verhindern. Bei dem bald darauf häufig erfolgenden Remissionen der Domainenpächte, bei den Domainenverkäufen und bei der nun veränderten Stellung des Finanzministeriums zu den übrigen Ministern traten oft Verhältnisse ein, wo sich die Generalcontrole hätte geltend machen können.

Durch jene Verfassungsveränderung gewann die Autorität der Ministerien, keins aber mehr als das Finanzministerium, welches unter Moys's Leitung hiervon erfolgreichen Gebrauch machte, da ohnehin dieser Minister in eben dem Verhältnisse persönliche Theilnahme fand, als das Hemmende der Generalcontrole allgemein gefühlt war und die eben stattgehabten Reibungen in den Zeitraum fielen, wo eine große Handelskrisis durch ganz Europa Geldverlegenheit verbreitete. Auch in der Hauptstadt, wie in den wichtigsten Handelsplätzen Preußens, stellten bedeutende Häuser ihre Zahlungen, große Fabriken ihre Gewerthätigkeit ein, die Domainenpächter fanden in den niedrigen Getreidepreisen gewöhnliche Entschuldigung für Pachtrückstände und alle Einnahmeweige verminderten sich. Unter solchen Verhältnissen ist Alles gewonnen, wenn schwierige Verbindlichkeiten mit heiterer Zuversicht erfüllt werden; hieraus erwuchs ein Credit, der seine Stütze in der offenkundigen Rechtlichkeit der preussischen Staatsverwaltung hat und mächtiger wirkt als jene Einnahme- und Ausgabeetats, von welchen die Cabinetsordre vom 17. Jan. 1820 verheißt, sie sollen Jedermann von dem wahren Zustande der Staatsfinanzen vollständig unterrichten und die Überzeugung geben, daß nicht mehr Abgaben gefodert werden, als unumgänglich nothwendig ist. Die dort verheißene Veröffentlichung dieser Etats von drei zu drei Jahren erfolgte nur 1821, 1829 und 1832, wobei insofern wenig verloren ist, als die hier mitgetheilten sehr allgemeinen Angaben kein Eindringen in den Finanzzustand verstaten. Es werde denn auch nur beiläufig erwähnt, daß jener erste Etat mit der Summe von 50,863,150 Thln., der neueste vom 26. Febr. 1832 mit 51,287,000 Thln. abschließt. Die Geschäfte des Staatsbankiers versteht das für den Staat so kostbare Institut der Seehandlung, welches seine Geldoperationen bald unter Theilnahme des Finanzministeriums, bald ohne dasselbe macht und der in Anregung gekommenen Errichtung einer Nationalbank große Schwierigkeiten entgegenstellt. Ein solches Institut wurde von Mehren gewünscht, war aber unmöglich neben der königlichen Bank und der Seehandlung und muß in einem monarchischen Staate immer schwache Grundlagen haben. Der Staatshaushalt war in den Jahren 1824 — 30 so gut, daß die in den Staatschatz niedergelegten Überschüsse einen Fonds (Manche sprachen von 16 Millionen) bildeten, von welchem jene oben erwähnten Kriegsrüstungen und die Ausgaben zur Abwehr der Cholera bestritten werden konnten, ohne daß der gewöhnliche Gang der Verwaltung gestört oder das Staatsschuldenwesen, wie es durch die Cabinetsordre vom 17. Jan. 1820 geordnet ist, geständlich verändert wäre. Doch darf nicht angenommen werden, daß der in jener Bekanntmachung ausgesprochene Abschluß des Staatsschuldenetats und die Verheißung, daß jedes neue Darlehn nur unter Mitgarantie der künftigen reichsständischen Versammlungen gemacht werden solle, ohne Abänderung geblieben sei. Wenn auch die letzte londoner Anleihe von 1830 hier nicht in Anschlag gebracht wird, weil nach officiellen Versicherungen solche zur Tilgung der noch übrigen fünfprocentigen Schuld des Jahres 1818 verwendet und so nur eine Umtauschung in vierprocentige Obligationen sein sollte, so gehören doch hierher unbezweifelt die Operationen, welche die Seehandlung im Namen des Staats macht, und manche andere Maßregeln, welche, wie das neue Gesetz über Cautionleistung der Kassenbeamten, der Staatsschuld Zuwachs verschafft. Die Cabinetsordre vom 11. Febr. 1832 sagt, daß alle Staatskassen- und Magazinbeamte ihre Cautionen, welche bisher durch hypothekarische Verpflichtungen und Obligationen geleistet



werden konnten, nun durch baare Einzahlungen in die Staatskasse leisten müssen, gegen Zinsempfang von vier Procent. In einem Staate, wo der Wille des Regenten Gesetz ist, kann keine Garantie der öffentlichen Schuld stattfinden; die Garantie aber, welche ein rechtlicher Haushalt begründet, bildet kein Staat mehr aus und genießt sie in vollkommener Mäße als der preussische. Da gewöhnlich der finanzielle Punkt der Staatsverwaltung den Völkern das Verlangen nach einer echt repräsentativen Verfassung aufdringt, so wird von dieser Seite jenes den Monarchen widerwärtig gewordene Verlangen in Preußen als fast beseitigt angesehen. Darin mag man Recht haben, daß bei den obwaltenden Verhältnissen eine mit Mißtrauen gegebene und Täuschung mit sich führende Constitution ein hemmendes Ereigniß für Preußens Nationalglück sein würde. Die geringe Theilnahme, welche die Provinzialstände finden, mag jene Andeutung rechtfertigen. Alles, was die Provinzialstände bisher Rühmliches leisteten und hinter verschlossenen Thüren verhandelten, würde sich bei vorhandener Pressfreiheit, welche im Staate von mehreren Seiten, nur nie von einer schuldlosen Nation gesucht wird, weit umfassender und klarer entwickeln.

Unter den Gegenständen der preussischen Finanzverwaltung, welche die Aufmerksamkeit im reichsten Maße auf sich zogen, tritt die seit 1818 eingeführte Eingang- und Verbrauchssteuer hervor, und war fortwährend ein Gegenstand der Prüfung. Gegen das frühere Accisesystem wie gegen andere Einrichtungen der Art gehalten, mag sie immer als Vorschreiten zum Bessern, besonders zur Förderung der Gewerthätigkeit gelten. Die ersten Ausstellungen, welche jenes Gesetz bei seiner Einführung veranlaßte, waren natürlich nicht gegen die gesetzlich ausgesprochene Verheißung gerichtet, daß es Bedürfniß sei, die Beschränkungen des freien Verkehrs zwischen den verschiedenen Provinzen des Staats aufzuheben, die Zolllinie auf die Grenzen der Monarchie vorzurücken, durch eine angemessene Besteuerung des äußern Handels und des Verbrauchs fremder Waaren die inländische Gewerksamkeit zu schützen und dem Staate das Einkommen zu sichern, welches Handel und Luxus ohne Erschwerung des Verkehrs gewähren können. Die zu solchen Zwecken gewählten Mittel wurden angefochten, besonders die Anordnung der Verwaltung, die Eigenwilligkeiten der Controle, welche das Publicum belästigen, ohne Umgehungen des Gesetzes wesentlich zu erschweren, und endlich die Steuertarife, deren willkürlich hohe Sätze jene Übelstände veranlassen, ohne zur Erhöhung des Steuerertrags zu wirken. Zwar verordnen die neuerlich bekannt gemachten Verbrauchssteuertarifs geringe unwesentliche Herabsetzungen; herkömmliche Vorurtheile führten das Wort, so z. B. die Ansicht, die ganze Einwohnermasse zu besteuern, um einige begünstigte inländische Zuckerraffinerien zu heben, wonach der Centner raffinirten Zuckers mit 10 Thalern Eingangsverbrauchssteuer belegt ist. Daß die Abgaben Englands auf den Zucker ungleich höher sind, macht man bemerklich, ohne zu erwägen, daß, wenn man diesen wichtigen Handelsartikel mit dem gesetzlichen Maximum der Steuererhebung von 10 Procent belegte, man nicht nur den Steuerertrag im Ganzen erhöhen, sondern auch dem Schmugglerunwesen hinsichtlich der Colonialwaaren ein sicheres Ziel setzen würde, besonders wenn gleichzeitig eine Herabsetzung der Kaffeeabgabe erfolgte. Alles, was gegen solche Erinnerungen bisher als scheinbare Widerlegung gesagt ist, bleibt bei genauerer Prüfung gehalten. Schon 1821, als die Eingang- und Verbrauchssteuererhebung für eingehende Waaren zusammengezogen wurde, hätte eine Umarbeitung des erwähnten Gesetzes erfolgen sollen, da die Ausbildung der Verwaltung ohnehin wesentliche Abänderungen erlitten hat, hinsichtlich der Behandlung der Waaren beim Ein- und Durchgange, des Meßverkehrs, der vom Zollverbande ausgeschlossenen oder darin aufgenommenen Nachbarstaaten, der durch Handelsverträge hervorgerufenen Verhältnisse, des Verkehrs auf der Elbe, der Weser und dem Rheine, fer-



ner durch die Ausbildung des Niederlagesystems. Einen der größten Mängel findet man bei der Grenzbewachung darin, daß die weiteste Befugniß des Verfahrens gegen verdächtige Personen auf den höchst schwankenden Begriff des Verdachtes gebaut, mithin einer subjectiven Stimmung preisgegeben ist. Im Ganzen offenbart sich in den zahllosen Verfügungen des Ministeriums und der Oberbehörden ein redliches Streben, die Steuerverwaltung den Bedürfnissen des Publicums anzupassen, insoweit es das Einnahmebedürfniß zuläßt. Nur des Vortheils, welchen niedrige Steuersätze darbieten, hat man sich noch nicht zu bemestern gewußt, wie denn auch bei der Verfolgung localer Schmuggeleien nur zu oft sichtbar wurde, daß man in der Berechnung der Gegenmittel nur die gewöhnliche Officiantenpraxis aufzubieten verstand; daher denn auch die Controle des innern Verkehrs mit steuerpflichtigen Waaren die gerechtesten Ausstellungen findet, indem die den örtlichen Behörden überlassenen Anordnungen vielfach mit den gesetzlich ausgesprochenen Grundsätzen im Widerspruche stehen und, anstatt das ursprüngliche Steuergesetz zur Ausführung zu bringen, das Geständniß ablegen, daß sich die Verwaltung nicht auf dem Standpunkte des Gesetzgebers zu behaupten verstehe. Manche leicht zu erlangende Vortheile würden aufmerkamer verfolgt worden sein, wenn nicht fortbauende Steigerung der Einnahme im Ganzen zum Vorwande diente, daß der Staatsbedarf das Volk nicht übermäßig belastet habe.

Niemand ließ es sich mehr angelegen sein als Preußen, nach den Bestimmungen der wiener Congreßacte vom 9. Jun. 1815 den Schiffahrtsverkehr auf der Elbe, der Weser und dem Rheine frei zu machen. Die Elbschiffahrtsacte trat 1824 ins Leben, und später die Weserschiffahrtsacte. Am längsten verzögerte sich der Abschluß der Rheinschiffahrtsübereinkunft, bis endlich die mehrjährigen Verhandlungen der Uferstaaten am 31. März 1831 zum Abschlusse kamen. Gegen die sonstigen zahllosen Rheinzollerhebungen bewirkte jene Übereinkunft nicht allein Abgabenverminderung, sondern auch Erleichterung der Erhebungscontrole. (Vergl. Rheinschiffahrt und Rheinhandel.) Welche Beschwerden man im In- und Auslande gegen die preussische Eingangs-, Verbrauchs- und Durchgangssteuer auch zur Sprache gebracht hat, die Festigkeit, womit man sie aufrecht erhielt, hob die guten Seiten hervor und hätte das Lästige derselben durch Gewöhnung noch erleichtert, wenn nicht der Wechsel einzelner Bestimmungen, auf welche das Ministerium und die Generaldirection gern eingingen, den gesetzlichen Schutz, wie man ihn in Preußen sonst gewohnt ist, fast unmöglich machte. Selbst die Nachbarstaaten, ohne grade für die preussische Steuerverwaltung gewonnen zu sein, fanden gerathen, sich mit derselben zu befreunden, sich ihr anzuschließen, da ihr Handel, Waaren beziehend und verkaufend, von den preussischen Steuererhebungen betroffen wurde. Dies veranlaßte den Zutritt mehrerer deutschen Staaten zum preussischen Zollverbände, welcher durch pünktliche Anerkennung der Hoheitsrechte und Beachtung der Gegenseitigkeit erleichtert wurde. (Vgl. Deutsche Zoll- und Handelsvereine.) Wichtig war besonders der Vertrag, durch welchen Hessen-Darmstadt unter dem 14. Febr. 1828 dem Zollverbände sich angeschlossen und die preussische Gesetzgebung der Ein-, Aus- und Durchgangssteuer zu der seinigen machte. Diese Verhandlung legt die Grundsätze dar, nach welchen Preußen hierzu die Hand bietet, indem die Gesamteinnahme nach der Seelenzahl des Großherzogthums und der westlichen preussischen Länder zwischen beiden Staaten berechnet und getheilt wird und eine gemeinschaftliche Verwaltung angeordnet ist. Je mehr Ausbildung dieser Zollverband erhält, um so mehr wird das industrielle Leben der davon umschlossenen Provinzen gewinnen, und um so zuverlässiger darf man die Abhülfe der mit demselben verflochtenen Mängel erwarten. Die Beratungen der Nachbarstaaten, ob die Annahme zu bewirken, oder zu verweigern, oder nach gewissen Zeitabschnitten der stattgehabte Beitritt wieder aufzuheben sei,



leiter zu vielseitiger Prüfung dieses wichtigen Zweiges des Staatshaushalts, in welchem Preußen unteugbar das Vorbild gibt, daß ein Staat dem Princip der Handelsfreiheit huldigen kann, ohne Steuererhebung zu vernachlässigen, obgleich nicht zu verkennen ist, daß die Erweiterung des Zollverbandes für Preußen mit finanziellen Opfern verbunden ist.

Man sagt, der höhere Standpunkt großartiger Staatsverwaltung dürfe von Kleinlichen Berechnungen momentaner Kassenvortheile nicht beengt werden; eine Behauptung, welche man nur mit großer Vorsicht unterschreiben kann. Das politische Gewicht, welches Preußen durch Erweiterung des Zollverbandes zuwächst, wird am meisten von denen überschätzt, welche die Unhaltbarkeit eines entgegengesetzten Systems immer mehr fühlen; daher die Anfeindung des preussischen Zollvereins in französischen, noch mehr in englischen Blättern, welche bis zu der Behauptung sich verirren, mit dem Beitritte würden andere Staaten Selbständigkeit und Hoheitsrechte verlieren. Diese und andere Mißverständnisse fanden officielle und halboffizielle Zurechtweisungen und waren mitwirkende Ursachen, weshalb die Verhandlungen über den Beitritt mehrerer Staaten neue Schwierigkeiten fanden, als man den Abschluß schon der Vollziehung nahe hielt. Großbritannien, Frankreich und die Schweiz fürchten nicht ohne Ursache ihre besten deutschen Märkte einzubüßen. Unbestreitbar ist das preussische System, wie mangelhaft auch die Verwaltung theilweise sein mag, auf richtige Grundsätze des Staatshaushalts gebaut und für die in diese Gesetzgebung Eingeschlossenen um so vortheilhafter, je mehr dieser Kreis ohne geographische Unterbrechungen eine zusammenhängende Ländermasse in sich aufnimmt. Es ist hier nicht der Ort, die Zutrittsfrage in Beziehung auf die Nachbarstaaten zu verhandeln; doch in Bezug auf Preußen selbst darf nicht unerwähnt bleiben, daß dieser Staat sich bedeutende Anstrengungen auferlegt, indem er die nun frei gewordene Concurrnz der zollverbündeten Länder zuläßt, ohne ganz Meister zu sein von der Bewachung der vorgeschobenen Zolllinien. Diese sind in fremden Ländern weit schwieriger zu bewachen, als im eignen Lande, wo der Grenzverkehr bisher manchen unersehbaren Vortheil darbot. Der geschwidrige, aber nie zu verhindernde, also zu berücksichtigende Schmuggelhandel des Controlbezirks wird den Nachbarstaaten übergeben, und gewiß für dieselben um so vortheilhafter, je mehr Preußen vom alleinigen Besitz der Zolllinie verdrängt wird. Die Zeit der Völkerverbrüderung ist den Steuer- und Zollvereinen sehr günstig, doch das constitutionelle Leben der Nachbarstaaten nicht geneigt, eine fremde Gesetzgebung, die in der Vorbildung begriffen ist, in sich aufzunehmen. Wenn in den beigetretenen Staaten mit preussischem Ernste verfahren wird, z. B. rücksichtlich der haltungslosen Bestimmungen über den Waffengebrauch der Aufsichtsbeamten, so kann die Stimmung für die adoptirte Zollverfassung nicht zum politisch-günstigen Einflusse erwachsen; wird aber der Eingriff in die gewöhnliche Freiheit des bürgerlichen und commerciellem Lebens, zum Behuf der Steuerverwaltung hier schonender geübt, so liegt in den Folgen jeder Abweichung der Keim der Auflösung des Zollverbandes. Welchen heimischen oder auenwärtigen Zuwachs aber dieses preussische Zollsystem erhalten mag, sein richtiger Prüffstein wird immer die ihm gegenübergestellte Lehre bleiben: freie Thätigkeit nach allen Beziehungen im harmonischen Gleichgewichte führt zu einer höhern Bildungsstufe, und diese ist die wirksamste und nachhaltigste aller Steuerverbesserungen. — Von den Vorschriften, welche die Einführung der vor mehreren Jahrzehenden gesetzlich ausgesprochenen, allgemeinen Grundsteuer nach gleichen Grundsätzen und Formen neuerlich machte, kann hier nur berichtet werden, daß der Finanzminister von Moz, von der Wichtigkeit dieser Gleichstellung überzeugt, rüstig an die Einführung, deren Vorarbeiten endlich wohl reifen mußten, zu gehen versuchte; doch überstieg die Aufgabe seine Kräfte und seine Zeit.

Wenn man in den Jahren 1809 und 1810 im Anstreben, einen neuen Staat



zu schaffen, der Gegenwart vorgeeilt war, so verstattete die nun eingetretene Ruhe, den Feuerreifer der Befreiungskatastrophe zu dämpfen. In keiner Hinsicht zeigten sich diese Umstände der Gesetzgebung günstig, am wenigsten, wenn sie auf wunde Stellen des Zeitalters, als Beurtheilung der Staatsformen, Beschränkung der monarchischen Gewalt durch Nationalrepräsentation, Verantwortlichkeit der Minister, Pressfreiheit u. s. f. stießen. So wenig Preußen sich davon brauchte anfechten zu lassen, so theilte es doch die Maßregeln, welche unter Östreichs Vorherrschaft in der Bundesversammlung berathen wurden, und ließ diese Beschlüsse in die Gesetzsammlung übergehen, bis zum Verbote staatsgefährlicher Schriften. Besorgniß wegen verführerischer Aufregungen veranlaßte manches Einschreiten. Nicht oft gaben solche Ereignisse Veranlassung, die preußische Rechtspflege im Glanze zu zeigen. Es gereicht den preussischen Ministerien nicht zum Vorwurfe, daß die hochpoliceilichen Anstalten nie recht gedeihen wollen; sie waren hier nicht Bedürfniß, sondern eine den Nachbarstaaten abgeborgte Zuchttruthe. Gewiß das wichtigste Denkmal der Gesetzgebung dieses Zeitraums war die revidirte Städteordnung vom 17. März 1831, wodurch die Städteordnung vom 19. Nov. 1808 ergänzt und gezeigt werden sollte, welche Erfolge letztere gehabt hatte, welche Mängel an derselben waren bemerkt worden, welche Fortschritte indeß in der Gesetzgebung gemacht waren, kurz, eine Menge Aufgaben fand diese revidirte Städteordnung zu lösen. Die Aufmerksamkeit auf das Wie war um so größer, je öfter die seit 1814 zu Preußen gekommenen Städte auf die Erscheinung einer neuen Städteordnung officiell waren vertröstet worden, und je bekannter es wurde, daß in den westlicheren Provinzen die Städteverfassung von den Provinzialständen berathen sei. Die Veränderungen, welche aus der Revision hervorgingen, sind oft gegeneinander gestellt, besprochen, beurtheilt worden; einzelne Verbesserungen sind unverkennbar und einiger Vortheil für Staatsverwaltung und Stadtbewohner entscheidend, da hier mit mehr Kürze und Bestimmtheit als zuvor dem städtischen Gemeinwesen der Bereich seiner Wirksamkeit angewiesen ist. Nur ist zu beklagen, daß dieses Werk durch die neuesten Zeitverirrungen mehre Zusätze, welche zu unerfreulichen Betrachtungen führen, erhielt. Obgleich es in die Gesetzsammlung aufgenommen ist, so deutet doch die Schlußbestimmung mehr auf eine Gnadenverleihung als auf ein Staatsgesetz: „Wenn wider Erwarten die Mehrzahl der Bürgerschaft sich einer ganz besondern Pflichtverletzung schuldig machen sollte, so behalten wir uns vor, einer solchen Stadt die ihr durch diesen Städteordnung verliehene Verfassung zu entziehen.“ So dunkel als der Begriff von besonderer Pflichtverletzung, so unbestimmt ist auch die eigentliche Folge der hier angedrohten Ungnade, besonders wenn man erwägt, daß bei Aufstellung der Frage, welche von beiden Städteordnungen, die alte oder die revidirte, man zu bekommen wünsche, manche vorlaute Stimme sich nicht in den Schranken der Alternative hielt, sondern darüber hinwegschweifend meinte, daß man am liebsten keine von beiden wähle, da die alte der zeitgemäßen Verbesserungen entbehre, die neue aber merkliche Rückschritte hinsichtlich der Ausbildung des Bürgerthums enthalte. Dennoch haben beide Städteordnungen das Verdienst, in Preußen und in andern deutschen Staaten, durch Nachbildung, bedeutend zur Wiederherstellung der Magistratur, im Gegensatz der Staatsbeamten, gewirkt zu haben und nachtheilig wirkenden Gesetzen, worunter das flache Land leidet, ein Gegengewicht zu geben. Was half es den Provinzialständen der Provinz Sachsen, daß sie sich nach entschiedener Mehrheit wider die Rückgabe der Dorf- und Landpolizei an die Rittergutsbesitzer erklärten? Der Sache nach wurde sie wiederhergestellt und die Folgezeit wird lehren, ob die Verbindung dieser Polizei mit der Patrimonialgerichtsbarkeit manches Uebel nicht vergrößert, anstatt ihm abzuhelfen. Zwei Cabinetsordres vom 31. März 1833, in deren Eingange der Anführung der Stände des sächsischen Verbandes von Sachsen und der Altmark ge-



dacht wird, setzen auseinander, wie den mit der Gerichtsbarkeit versehenen Guts-herren in ihren Dörfern die Wahl der Schulzen, jedoch unter Prüfung des Land-rathes zusteht, und wie ihnen die Handhabung der Erhaltung der Ruhe, Ordnung und Sicherheit überantwortet wird. Die Policeigerichtsbarkeit soll zwar vom Patrimonialgerichte verwaltet werden; je unbestimmter aber der Ausdruck der Auf-rechterhaltung von Ruhe, Ordnung und Sicherheit, je abhängiger der Patrimo-nialrichter vom Patron, je seltener jener an Ort und Stelle ist, und je öfter der als nächste Verwaltungsbehörde einschreitende Landrath Gutsbesitzer zu sein pflegt, desto mehr sind die Dorfbewohner persönlich, wie für alle innere Verhältnisse ihres Gemeindeverbandes, von Neuem einer ihnen vorgesezten Guts herrschaft unterworfen. Alles Dieses wird als Beseitigung der westfälischen Zwischenregierung und fremdherrlicher Gesetzgebung bezeichnet und das System, nach welchem die Patrimonialgerichtsbarkeit wiedereingeführt wurde, unverkennbar weiter geführt. Bis jetzt sind diese hochwichtigen Cabinetsordres der Gesefsammlung nicht einverleibt, jedoch in den Regierungsbältern der Provinz Sachsen publicirt. Die Erfolge welche das Wiederhervorrufen dieser seit 25 Jahren beseitigten Einrichtung für Bauernstand, Gutsbesitzer und Domainenverwalter haben muß, liegen zu nahe, als daß hier nähere Bezeichnung derselben nöthig wäre. Nichts lähmt bekann-tlich den Regierungsmechanismus verhängnißvoller, als das Zurückstellen der Zeit-uhr zur Bevorrechtung Einzelner. Wenn die Landbewohner des ehemaligen Königs-reichs Westfalen seit einem Vierteljahrhundert vergessen haben, was ein Erb- und Gerichtsherr sei, so werden sie es in der Provinz Sachsen wieder lernen.

Das Verhältniß des flachen Landes zu den Städten hat, indem jenem eine Classensteuer, diesem dagegen eine Schlacht- und Mahlsteuer auferlegt ist, eine Abänderung erlitten, nicht sowol durch das verschiedene Steuerprincip, als durch die in den Städten für mahl- und schlachtsteuerpflichtige Gegenstände eingeführte Thorcontrole, welche den freien Verkehr zwischen Stadt und Land stört und auf die erstern um so nachtheiliger wirkt, da sie auch in Hinsicht der Verbrauchssteuer in strengerer Aufsicht gehalten werden können, und bei dem Unglücke, im Controlebezirke zu liegen, zu der Alternative gezwungen sind, entweder selbst zu schmuggeln, oder Abnehmer der umliegenden Schmuggler zu werden, mit welchen sie bei redlicher Versteuerung nicht Preis halten können. Dieses hat auf Moralität und Vaterlandsliebe nachtheiligen Einfluß, da ohnehin die Schmuggler bei ihrem fortwährenden kleinen Kriege wider die Grenzofficianten oft den eigentlichen altpreussischen Veteranensinn zu haben wähnen. So sonderbar gestalten sich die Meinungen, über welche Herrschaft zu gewinnen die Verwaltungsbehörden nicht lernen wollen.

Was die Städte unter sich betrifft, so wird in denselben immer mehr fühlbar, daß die Sucht, in einzelnen derselben Alles zusammen zu häufen, nach dem Vorbilde der Hauptstadt, große Nachteile mit sich bringt, wie denn in allen Reichen das übermäßige Anwachsen einer Hauptstadt zu den gefährlichsten Staatskrankheiten gehört, in welchen sich die Höfe gefallen, und der nicht ausgeglichen wird durch geweckte Kunstleistungen und durch Gewerbrunk. Die Anhäufung allen Glanzes des socialen, geistigen und politischen Lebens in der Hauptstadt entfremdet diesen, besonders dem Hofe das Land und Reich. Welcher unendliche Gewinn floß der Bildung der deutschen Nation dadurch zu, daß das ehemalige deutsche Reich nie eine entschiedenes Übergewicht behauptende Hauptstadt hatte, welcher Schaden für Frankreich vom Gegentheile? Diese Betrachtungen führen noch weiter und zeigen den unendlichen Nachtheil, welchen es gleichfalls für Provinzen hat, wenn in denselben Eine Stadt sich befindet, die als Hauptniederlage des Kriegsbedarfs, und als Hauptfestung des Reichs, gleichzeitig der wichtigste mercantilsche Platz und der Sitz einer Menge von Provinzialbehörden ist.



Es fehlt nicht an wichtigen Aufgaben der Gesetzgebung, welche zu lösen sind, und zum Theile auch unter vieljährigen Vorarbeiten dem Abschlusse entgegenreifen. Dahin gehören die Revisionen des Landrechts, die Einführung einer neuen Gerichtsordnung und Gerichtsverfassung, hinsichtlich welcher Aufgabe zwischen den Alt- und Neupreußen, nach dem verschiedenen Standpunkte ihrer Bildung für das Staatsleben, die verschiedenartigsten Ansichten stattfinden. Dahin gehört ferner die Entwerfung eines neuen Censurgegesetzes, welchem als Vorbild der deutsche Bund entgegensteht, mit desto gespannterer Erwartung, da im Bereiche der legislativen Leistungen noch kein den nothwendigen Forderungen entsprechendes Censurgegesetz vorhanden ist und Viele daraus auf die Unmöglichkeit, ein solches zu geben, geschlossen haben. Auch wurden Gerüchte verbreitet von einem neuen allgemeinen Judengesetze; des laut gewordenen Widerspruches ungeachtet, mochten Vorarbeiten dazu stattgefunden haben, welche unnöthige Besorgniß bei den Juden der Hauptstadt weckten.

Die protestantischen Kirchen, welche sich größtentheils zu einer evangelischen verbunden hatten, hegten Besorgnisse für ihre christlich-freie Existenz, indem sie das Umsichgreifen eines unchristlichen Pietismus fürchteten und in der äußern Form des Gottesdienstes durch liturgische Vorschriften normalisirt wurden. (Vgl. Liturgiewesen.) Durch letzteres erhielt der Predigerstand ein neues Symbolum, indem seit dem 2. Jun. 1826 jeder in denselben Tretende auf die neue Agende, mithin auf das in demselben enthaltene, nichtevangelische Glaubensbekenntniß verpflichtet wurde. Offenbar erhält hierdurch die Liturgie einen veränderten Charakter, und erinnert daran, daß das evangelische Christenthum ein von hochpriesterlichen Machtprüden befreites Auffassen der göttlichen Urkunden und eine von aller menschlichen Autorität unabhängige Forschung erheischt zur Begründung des christlichen Glaubens. Es ist für Preußen als Staat höchst merkwürdig, daß in demselben Untersuchungen über die das ganze Kirchentum in sich aufnehmenden liturgischen Verhandlungen nicht mehr möglich sind, seitdem von Staatswegen Partei genommen wurde und die Lobpreiser der Agende jeder Vergünstigung sich erfreuen, während jede entgegengesetzte Meinungsäußerung gemisbilligt wird. Weniger Aufsehen erregten in diesem Zeitabschnitte die unter der preussischen Herrschaft stehenden katholischen Kirchen, obgleich in denselben die Hinneigung zum geläuterten Christenthum auf erfreuliche Weise sichtbar wurde. Die päpstliche Bulle vom 16. Jul. 1821, die neue Grundlage der katholischen Kirchenangelegenheiten in Preußen, ist wichtiger durch die Punkte, welche sie schweigend übergeht, als durch Zugeständnisse, welche man für Preußen erwartete, und ein Meisterstück der Unterhandlungskunst der päpstlichen Curie. In mehreren preussischen Provinzen, besonders in Schlesien, zeigten sich Verbesserungswünsche, welche dem Papstthume unangenehm sein mußten; dahin gehörten schon früher lautgewordene Vorschläge zur Abschaffung des Solibats, Einführung der deutschen Sprache beim Gottesdienste, besonders bei der Messe. Die Bittsteller wurden an den Papst gewiesen und ihnen im Nichtgewährungsfalle der königliche Schutz verheißen, wenn sie sich zum Übertritt zur evangelischen Kirche entschlossen. Die Bischöfe schwankten zwischen hierarchischer Machtvollkommenheit und weltlichen Einwirkungen und vermochten das Licht nicht zu erlöcken, welches in allen Theilen der Nation sich durch verbesserten Schulunterricht verbreitete.

Zu den glänzendsten Seiten der preussischen Staatsverwaltung gehört die der Pflege der Kunst und Wissenschaft. Mit beiden wurde nicht der eitle höfische Prunk getrieben, welcher seit dem Vorbilde Ludwig XIV. die Völker mehr blendete, als beglückte. Vom Gebiete der Elementarschule an bis zu den Forschungen der Gelehrten und Akademien, von den ersten Bestrebungen des Handwerkerfleißes, der Gewerthätigkeit, der Industrie, bis zu den höchsten Leistungen des eigentli-



chen Künstlers ergab sich in dem weiten Gebiete des Wissens, Forschens, Wirkens und Schaffens nichts Bedeutendes, das der pflegenden Theilnahme des Staats entgangen wäre. Was sich irgend dazu eignete, wurde als ein vaterländisches Gemeingut in die Nation verpflanzt, ihr zur Theilnahme, Fortbildung und Aufbe-  
wahrung übergeben. Aus dem Volke selbst entstanden fördernde Gesellschaften und Vereine, welche, durch alle Provinzen verzweigt, in allen Ständen rege Theilnahme finden und die Mitgliedschaft bis zum Königshause und bis zum Throne erstreckten. Für die Technik geschah durch Gewerbschulen, durch Unterstützung Befähigter auf Reisen und durch Einwirkungen auf die Werkstätte des Kunstfleißes so viel, daß jährlich die Leistungen an Qualität und Quantität gewannen. Unter den Lehrschriften, die vertheilt wurden, verdienen die von Beuth herausgegebenen Musterblätter die erste Stelle, und zeigen, wie rühmliche Gewerbtätigkeit auf wahre Kunst- und Geschmacksbildung gegründet sein muß. Die Bewohner anderer Staaten mochten sich der Erlangung gewisser Vorzüge in einzelnen Zweigen der Industrie rühmen; ein harmonisches Fortschreiten nach allen Richtungen körperlicher und geistiger Kraftentwicklung hat nie Concurrenz zu fürchten.

Die Hauptsache ist und bleibt immer, daß der Jugendunterricht in Stadt und Dorf ununterbrochen sich vervollkommnet, während andere Staaten jetzt erst da beginnen, von wo man in Preußen vor mehrern Menschenaltern ausging. Diese Fortbildung blieb nicht ohne Abwege, unter welchen von unten herauf zunächst manche Verkünstelung des nur in der größten Einfachheit zur Vollkommenheit gelangenden Volksunterrichts einige Nachtheile mit sich brachte. Das Systematisiren der Schulanstalten, und die Verbiefältigung der Unterrichtsgegenstände machte es drückend, daß auch die Ärmsten gezwungen sind, ihre Kinder schon vom sechsten Jahre an bis zur Zulassung zum Abendmahl in die Schulen zu schicken. Der Dürftige erträgt die Zahlung des Schulgeldes und die Entbehrung der Kinder bei Haus- und Feldarbeit, so lange er weiß, daß seine Kinder mit Lesen, Schreiben und mit Religionsunterricht beschäftigt werden; aber er murren, wenn seine Kinder nach Noten singen lernen müssen. Den in Seminarien erzogenen Elementarschullehrern gibt man geistige und leibliche Verbildung schuld, wonach sie ihrer nächsten Berufssphäre weniger Segen zu bringen vermögen. Noch mehr Vorwürfe macht man den sogenannten höhern Bürgerschulen, welche jetzt von den untern Classen der gelehrten Schulen, mit welchen sie ehemals zusammen bestanden, völlig getrennt sind, zum Nachtheile beider und der ganzen Cultur, denn es wird dadurch eine Trennung des Gelehrtenstandes von den übrigen begründet, der mit dem, alle Stände einander verschmelzenden Zeitgeiste im Widerspruche steht. Auch ist es schon so weit gekommen, daß man bei der Ansicht der currenten Dienstpapiere der Vorsteher einer Lehranstalt sich überzeugen muß, der Schriftwechsel derselben mit den höhern Behörden hindere fast die Erfüllung des Lehrberufs. Der Schlußstein der Schulbildung, die Prüfung der Reife für die Universität, liefert den entscheidendsten Beweis der Übertreibung. Man hat gesagt, die gesteigerten Forderungen an das Wissen der jungen Leute würden gemacht, um den zu großen Andrang zum Gelehrtenstand zu vermindern. Wenn man den wahren Grund dieses allerdings zu berücksichtigenden Übels erforscht, wird man sich leicht überzeugen, daß demselben durch dieses Mittel nicht abgeholfen werden kann. Wie übertrieben aber gegenwärtig die Forderungen bei der Abiturientenprüfung in Preußen sind, geht aus der unumstößlichen Behauptung hervor, daß wenige Universitätslehrer, noch seltener Mitglieder der Provinzial-Schulcollegien und -Conseilstorien im Stande sind, allen jenen Prüfungsforderungen so zu genügen, um ein vorzügliches Zeugniß der Reife zu erhalten. Die gelehrte Art, alte Sprachen zu lesen, zu schreiben und zu reden, die Belesenheit und Kenntniß der Classiker, die Masse bis zu einzelnen Daten gehender geschichtlicher Studien, der Umfang höherer mathematischer Kennt-



nisse, welche hier verlangt werden, sind Beweise einer Überfüllung und Übertreibung, wovon die Gelehrsamkeit wenig Vortheil zu erwarten hat. Die Sorgfalt des preussischen Ministeriums, den höhern Lehranstalten und Universitäten ausgezeichnete und tüchtige, in ihrem Fache berühmte Gelehrte zu verschaffen, hat sich nicht vermindert durch die ungünstige Meinung, welche man in neuerer Zeit von den Studenten faßte, indem man sie als Pfleger revolutionnärer Verbindungen ansah. Das Ärgerniß, das gegeben wie das genommene, war so groß, daß, aller Mühe ungeachtet, die Acten darüber noch nicht geschlossen werden konnten.

Die Erweiterung des Kreises der Ideen und Bestrebungen, welche Preußen mit dem Gewinne der schönen Rheinlande erhalten hat, wird von manchen Seiten in Zweifel gestellt, wenigstens hinsichtlich der politischen Bedeutsamkeit; aber unbezweifelt ist der Einfluß, welcher von dorthin auf das Kunstleben verbreitet wurde. Bis dahin besaß Preußen kein Land, welches, was auch zur Entfaltung der Künste gehöret, eine ruhmvolle künstlerische Vorzeit hatte. Dieses wurde mit Köln gewonnen und durch die ehemaligen rheinischen Residenzstädte vermehrt. Welches Flußgebiet kann sich, als die Künste pflegende Zone, den Rheinländern gleichstellen? In welchem Verhältnisse konnte der Keim einer verjüngten Kunstblüte sich besser entfalten, als unter der Regierung Friedrich Wilhelm III.? Was in dieser Beziehung in der Hauptstadt und durch Akademien, wie durch das mit königlicher Liberalität dem Publicum geöffnete prachtvolle Museum geschah, wirkte nach vielen Richtungen und stellte die Kunstbestrebungen des nördlichen Deutschlands mit der erneuerten Pflege derselben am Niederrheine in einen schönen Wettkampf, dem zuverlässigsten Schutzmittel gegen Einseitigkeit und Manier, worin die Kunstinstitute der Residenzen so oft untergehen. Es zeigte sich eine vielseitige Theilnahme, die sich auch darin darthat, daß dem aufkeimenden Talente willfährige Unterstützung zu Theil wurde.

Wenn von Kunst und Wissenschaft, Kirche und Staat in Bezug auf ein Zeitalter und eine Nation nichts Rühmlicheres gesagt werden kann, als daß sie nicht in einer isolirten Kaste ihren Sitz haben, sondern echt völkthümlich in der Gesamtheit der Nation walten, in derselben Pflege und Fortbildung finden, so ist es grade dieser Gesichtspunkt, nach welchem die hier zusammengereichten Bemerkungen über Preußen im letzten Jahrzehend zu dem Schlusse berechtigen, daß Besorgnisse eines Zurücksinkens feindselige Traumbilder sind. Doch auch diese verdienen Beachtung, als Warnungen gegen Hoffahrt und Stillstand. Kein Staat Europas hat verhängnißvoller als Preußen erfahren, wohin diese führen, was der einzige Weg sei, lautern Nationalruhm der Nachwelt zu vererben, und wodurch allein einem Volke der Ausspruch jenes Dichters zum Segensworte werde: „Gott heißt Vergeltung in der Weltgeschichte!“ (92)

**Preussische Gymnasien.** Die ruhmwürdigen Bemühungen des großen Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, zur Verbesserung des Unterrichts in den gelehrten Schulen seiner Staaten, wurden von seinen nächsten Nachfolgern nicht in einem gleichen Grade fortgesetzt, indem namentlich Friedrich Wilhelm I. nur dem Elementarunterricht in Bürger- und Landschulen sowie den Soldatenschulen Interesse bewies. Aber mit Friedrich II. trat auch hier eine neue erfolgreichere Epoche ein. In seiner denkwürdigen Cabinetsordre vom 5. Sept. 1779 erklärte der König, daß er „durchaus nicht vom Unterrichte im Lateinischen und Griechischen bei dem Unterrichte in den Schulen abginge“, ebenso widmete er eine besondere Sorgfalt den Schulen des halleischen Waisenhauses und Pädagogiums, der Anstalt zu Kloster Bergen und nahm sich der Universitäten thätig an. Sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. blieb, mit Ausnahme der Wöllner'schen Verfassungsperiode, den Grundsätzen seines großen Oheims treu, Friedrich Wilhelm III. aber übertraf Beide in einem hohen Grade seit seiner Thronbesteigung am







Errichtung einer Neben- oder Realleasse für die Nichtstudirenden nachgelassen worden. Am Unterrichte im Latein nehmen sie gleichfalls Theil, dagegen sind sie vom Griechischen in beiden Classen sowie von dem mathematischen Unterrichte in Tertia ausgeschlossen und werden dafür im Französischen, Englischen, dem höhern bürgerlichen Rechnen, dem eigentlichen Schönschreiben und dem mathematischen und bürgerlichen Zeichnen unterrichtet. Bei der zunehmenden Zahl von Realschulen und Realgymnasien dürften diese Realleassen wol meistens wieder eingehen. Auf Prima und Secunda endlich kommen fünf Jahre, zwei auf Secunda, zwei oder drei Jahre auf Prima. Daß ein schnelleres oder langsames Fortrücken diesen Normaltag und seine einzelnen Theile verkürzen oder verlängern werde, versteht sich von selbst. Ferner ist grundsätzlich angenommen und durch die Praxis ausgeführt, daß die eigenthümliche Bestimmung der Gymnasien in Preußen sei, die männliche Jugend zum wissenschaftlichen Berufe vorzubereiten und zwar so, daß vor allen Dingen das Verhältniß der gelehrten Schulen nach unten hin zu den Elementar- und Bürgerschulen, nach oben zu den Universitäten und höhern Lehranstalten festgestellt worden ist. Das classische Alterthum und das gründliche Erlernen der lateinischen und griechischen Sprache ist zur Vorbereitung für jeden wissenschaftlichen Beruf unentbehrlich, und ist und bleibt daher der Anfang und das Ende des Unterrichts in den gelehrten Schulen. An dieses schließt sich das Studium der Mathematik, die aber, weil sie in Beziehung auf die formelle Bildung einseitig sein würde, mit der weit vielseitigern Philologie verbunden und ihr gewissermaßen untergeordnet sein muß; die Geschichte wird nach einem wohlgegliederten Plane gelehrt, für die deutsche Sprache ist der historisch-philosophische Weg, wie ihn Jakob Grimm begonnen hat, empfohlen; Geschichte der Nationalliteratur, hebräische und französische Sprache, Zeichnen und Gesang vollenden den Kreis der Gymnasialobjecte. Man vergleiche über diese Objecte besonders die Schulschriften von L. Kirchner: „Über den Organismus des öffentlichen Unterrichts auf Gelehrtenschulen“ (Stralsund 1821) und „Über die Einrichtung und Disciplin des stralsundischen Gymnasiums“, das für ein preussisches Normalgymnasium gilt (ebendasselbst 1827); von J. A. Matthias: „Leitfaden für einen heuristischen Schulunterricht“ (4. Aufl., Magdeburg 1827), von E. J. Birnbaum: „Gesichtspunkte zur Beurtheilung der gegenwärtigen Leistungen in den Gelehrtenschulen“ (Köln 1825).

Die genannten Lehrobjecte werden wöchentlich in 32 — 36 Stunden gelehrt, zu denen noch als außerordentliche Lectionen das Hebräische, der Gesang- und Zeichenunterricht kommen. In der Regel hat jeder Schüler 6 — 7 Stunden täglich Unterricht; aller Privatunterricht ist daher nicht allein unnöthig, sondern sogar nachtheilig. Die Zeit der Lehrstunden ist entweder von 7 — 11 und von 2 — 4 Uhr, oder von 8 — 12 und 1 — 5 Uhr in den Gymnasien festgesetzt. Für die Schulferien ist durch die Verordnungen vom 27. Aug. 1811 und 30. Aug. 1825 eine Zeit von acht Wochen bewilligt worden, die in den einzelnen Provinzen nach der Convenienz vertheilt sind. Die Zahl aller Gymnasien in Preußen beträgt 109, von denen die Provinzen Preußen und Posen 15, Brandenburg und Pommern 23, Schlesien und Sachsen 43, Westfalen und die Rheinprovinz 28 haben. Die meisten, nämlich 10 in jeder, finden sich in den Regierungsbezirken Potsdam und Magdeburg. Nach amtlichen Nachrichten waren auf diesen zu Anfange des Winterhalbjahrs 1830, im Ganzen 23,767 Schüler, von denen 6289 in den obern Classen und 17,478 in allen übrigen sich vorfanden (s. „Preussische Staatszeitung“, 1831, Nr. 233). Sollte aus diesem Zahlenverhältnisse ein scheinbarer Beweis für die Klage, daß die Zahl der studirenden Jünglinge zu groß sei, hergenommen werden, so erledigt sich diese durch die neuerdings gegebenen Nachweisun-



gen über die Provinz Sachsen (ebendasselbst 1833, Nr. 105), indem die 22 Gymnasien, welche diese Provinz hat, 1828 die Zahl von 4063 Schülern hatten, von denen 294 zur Universität abgegangen waren. Im Jahr 1831 betrug die Frequenz 3882 Schüler, abgegangen: 277, 1832 nur 3828, abgegangen im Jahreslaufe zur Universität 262 Schüler. Wo 143 Städte in der Provinz sind mit einer Bevölkerung von 1,500,000 Seelen und mit 22 gelehrten Schulanstalten, da bilden die Abgegangenen keine unverhältnismäßig starke Zahl.

Außer den oben erwähnten allgemeinen Anordnungen sind die preussischen Gymnasien durch eine Reihe organischer Einrichtungen und Verordnungen von den meisten Gymnasien in andern Ländern und eben nicht zu ihrem Nachtheile unterschieden. Man glaubt daher auch wol in Baiern, Baden und Hessen, daß in Preußen das Eldorado des Schulstandes sei, und Cousin in seinem bekannten „Bericht über den Zustand des öffentlichen Unterrichts in Deutschland und Preußen“, nennt den letztern Staat „das classische Land der Casernen und der Schulen“. Ubrigens sind die Bemerkungen des gelehrten Franzosen über die Gymnasien in Preußen, mit Ausnahme seines Berichts über die Landeschule Pforta, noch nicht von ihm bekannt gemacht. Indem das Ministerium von der Ansicht ausging, daß die äußere Lage des Schulmannes so wenig als möglich gedrückt sein darf, wurde zuvörderst die ökonomische Lage der Gymnasiallehrer durch sorgfältige Verwaltung der den einzelnen Anstalten zugehörigen Güter, durch vermehrte Zuschüsse aus Staatsfonds, durch Erhöhung des Schulgeldes, durch Versetzung verdienster Lehrer auf einträglichere Stellen und in einzelnen Fällen auch durch Zuschüsse aus Communalfonds bei jeder sich darbietenden Gelegenheit verbessert. Die Mittel dazu wurden besonders durch die Einziehung der Güter von Klöstern, Stiften, Balleien und aufgehobenen Corporationen gewonnen. Die Magistrate in vielen größeren und kleinern Städten haben sich durch eine große Theilnahme an dem Flor der Gymnasien und dem Wohlbefinden der Lehrer ausgezeichnet und dringenden Bedürfnissen gern durch Zuschüsse aus der Kammereikasse abgeholfen. Dadurch, sowie durch die Erhöhung der Gehalte bei Directoren und Oberlehrern, wurden die Gymnasien so viel möglich unabhängig von ihrer Frequenz gemacht und die Rücksicht, die aus Noth auf die einzelnen Schüler und die Zahlung des Schulgeldes genommen werden mußte, hat wenigstens an vielen Orten aufgehört. Mit der Beaufsichtigung und Fortbildung der Gymnasien im ganzen Lande sind ehemalige Gymnasiallehrer, die das Theoretische und Praktische des Faches kennen und mit der Zeit fortgeschritten sind, als Geheime Oberregierungs- und vortragende Ministerialräthe beauftragt. In dieser Beziehung hat sich der preussische Staat außer den Verstorbenen, Süvern und Bernhardi, sehr ausgezeichnete Männer zu erfreuen und die Namen eines Nicolovius, Johann Schulze, Neander und W. Kortüm sind der dankbarsten Erwähnung von Seiten des preussischen Schulstandes werth. In den Provinzialschulcollegien, welche unter unmittelbarer Leitung des Oberpräsidenten der Provinz oder eines dazu bestellten Vicepräsidenten die Angelegenheiten der Gymnasien statt der Consistorien wahrnehmen, sind theils Gymnasialdirectoren, theils besondere Schul- und Consistorialräthe angestellt, die namentlich zu besondern amtlichen Visitationen verpflichtet sind, um an Ort und Stelle zu prüfen und zu entscheiden. Auch hier müssen ehrenwerthe Namen, wie die eines Matthias, Kohlrausch, Nolte, K. A. Menzel, Tschmann, A. Jacob, Fr. Koch, Dinter, Grashof, Fr. Lange, D. Schulz, Schaub, genannt werden. In allen Beziehungen ist die Unterordnung des Schulstandes unter geistliche Obere, Ephoren, Superintendenten oder Inspectoren aufgehoben, und besteht, jedoch in einem beschränktern Maße als früher, nur noch da, wo Magistrate und Domcapitel Patrone des Gymnasiums sind und der Geistliche gewissermaßen ihr Organ bildet. Diese Emancipation des Schulstandes, welche



aus der Anwendung der Edicte vom 12. Jun. und 29. Aug. 1810 sich factisch erzeigen mußte, hat auf die Stellung der Schulmänner in der preußischen Monarchie einen außerordentlich nachhaltigen Einfluß geübt und ist sowol für evangelische als für katholische Gymnasiallehrer als eine der größten Wohlthaten in der neuen Organisation zu betrachten. Für die katholischen Gymnasien ist den höhern Geistlichen nur die Beaufsichtigung des Religionsunterrichts, jedoch nicht ohne vorherige Rücksprache mit dem Director, gestattet, in den evangelischen Gymnasien haben die Generalsuperintendenten der Provinzen nach ihrer Instruction vom 14. Mai 1829 ihr Augenmerk nur auf die kirchliche und religiöse Tendenz in den gelehrten Schulen zu richten. Daher wünscht jetzt wol nur selten ein preußischer Schulmann in ein geistliches Amt überzugehen; aber die große Mehrzahl der Schulmänner Preußens wird gewiß aus voller Überzeugung neben der wissenschaftlichen Tendenz des höhern Lehramtes auch die sittlich-religiöse Tendenz desselben anerkennen und mit ihr die Verpflichtung nicht bloß zu lehren, sondern auch zu erziehen. Eine sehr gehaltvolle, tief und wahr gedachte Verfügung des geistlichen Ministeriums über den Zweck und die Einrichtung des Religionsunterrichts auf Gymnasien erging an alle Directoren am 10. Oct. 1826, der bereits unter dem 26. Jun. desselben Jahres eine andere vorangegangen war. Übrigens hat diese Emancipation des Schulstandes, wie sie außer Preußen auch in Nassau stattgefunden, bei den Schulmännern Sachsens (s. Baumgarten-Crusius, „Briefe über Bildung in gelehrten Schulen“) und Hanovers (s. Kalokagathos, „Über einige Mängel des höhern Unterrichts im Königreiche Hanover“) vielen Beifall gefunden. Auch Pölsig hat sich in den „Jahrbüchern für Geschichte und Staatskunst“ 1832, Bd. 1, für eine solche Emancipation ausgesprochen, gegen welche Nobbe in einem Programm „De schola non profananda“ von 1833 sich glaubte erklären zu müssen. Die Staatsprüfungen für die Gymnasiallehrer sind von den theologischen ganz getrennt, doch wird neben den philologischen und pädagogischen Kenntnissen seit der Verfügung vom 10. Dec. 1825 wieder ein größeres Maß theologischer Kenntnisse verlangt, wodurch allerdings die Prüfungen für Philologen bedeutend erschwert worden sind. Ob zum Heil für die Sache, muß die Zukunft erst lehren. Jene Trennung aber hat sich als sehr erspriesslich bewiesen. Die Prüfungen sind: a) pro facultate docendi, b) pro loco, c) pro ascensione (die jedoch meist erlassen wird) und d) das colloquium pro rectoratu. Sie geschehen nicht bei dem Provinzialschulcollegium, sondern bei den wissenschaftlichen Prüfungscommissionen, die aus Universitätsprofessoren bestehen und, um nicht zu erschaffen, alljährlich erneuert werden. Ob nicht das colloquium pro rectoratu, wenn es einmal gehalten werden soll, besser vor einer andern Behörde als vor Universitätslehrern gemacht würde, da doch die wenigsten von ihnen praktische Schulmänner gewesen sind und die Praxis des Schullebens doch vorzugsweise berücksichtigt werden muß, oder ob nicht die Prüfung eines Mannes, den die Staatsbehörde schon seit Jahren kennt, ehe er zum Rectorate berufen war, besser ganz unterbleiben könnte, das ist allerdings ein schon oft im Stillen gedaußter Wunsch. Übrigens sind die Fälle auch nicht selten, wo ein solches colloquium erlassen worden ist. Ein ausführliches Reglement über diese Prüfungen hat das Ministerium am 20. Apr. 1831 gegeben, wodurch die frühern Bestimmungen im Edicte vom 12. Jul. 1810 ergänzt sind. Die Vorsteher der Gymnasien heißen Directoren oder Rectoren, die Lehrer zerfallen in Oberlehrer und in Lehrer. Directoren und Oberlehrer führen auch wol den Titel Professoren als besondere und persönliche Auszeichnung, sonst bestehen auch noch die alten Titel Convector, Tertius, Quartus, hier und da für die untern Lehrer auch der Name der Collaboratoren. Eine Gleichförmigkeit findet hier nicht statt. Die Lehrer an gelehrten Schulen gelten als Staatsdiener, und haben



also bereits erreicht, was der Abgeordnete Schacht im J. 1833 für die Gymnasiallehrer in der zweiten darmstädtischen Kammer in Anspruch nahm. Freilich können auch unwürdige Lehrer, falls sie sich auf Angelegenheiten der Staatsverfassung und Verwaltung Einwirkungen erlauben, welche mit pflichtmäßiger Führung eines Lehramtes unverträglich sind oder sich in demagogische Umtriebe und geheime Verbindungen eingelassen haben, in Gemäßheit des königlichen Edicts vom 7. Jul. 1821, durch bloßen Beschluß des Staatsministeriums von ihrem Amte ohne gerichtliche Untersuchung entsetzt werden, sowie die Cabinetsordres vom 16. Aug. 1826, 4. Sept. 1827 und 27. März 1831 von unfreiwilliger Entlassung und Pensionnirung von Staatsbeamten in dazu geeigneten Fällen auf sie ebenfalls bezüglich sind. In allen andern Fällen irgend einer Untersuchung ist durch das Gesetz vom Jahre 1819, Titel 6, sowie schon früher durch das Allgemeine Landrecht, Th. II, Tit. 11, §. 530 fg., die größte Umsicht und Schonung den Behörden empfohlen worden. Jeder Classe steht ein ordentlicher Lehrer als Hauptlehrer oder Ordinarius vor, dem die besondere Aufsicht über den guten Geist oder Ton seiner Classe, über den öffentlichen und Privatleiß der Einzelnen, die Ordnung und Pünktlichkeit in ihren Arbeiten wie im Classenbesuche und über ihr ganzes sittliches Betragen in und außer der Schule anvertraut ist. Die Gymnasien waren ursprünglich in Gymnasien erster und zweiter Classe getheilt, von denen nur die ersten berechtigt sein sollten, zur Universität zu entlassen. Factisch scheinen aber jetzt, da auch das zuletzt gestiftete Gymnasium in Düren (im J. 1830) gleich bei seiner Stiftung als Gymnasium erster Classe bezeichnet ward, nur die Progymnasien, wie sich deren in Westfalen und in der Rheinprovinz finden, zur zweiten Classe zu gehören. Die mündlichen Prüfungen der zur Universität abgehenden Schüler, denen die Anfertigung schriftlicher Arbeiten in verschlossenen Zimmern, unter Aufsicht der Lehrer und innerhalb der gesetzmäßig bestimmten Frist, vorangeht, werden in Gegenwart eines besondern Regierungscommissarius, der entweder ein angesehener Staatsbeamte, Consistorialrath oder höherer Geistliche ist, von den Lehrern des Gymnasiums, welche die Prüfungscommission bilden, abgehalten. Das königliche Edict vom 12. Oct. 1812 (dem eine Verfügung der Section für den öffentlichen Unterricht im Ministerium des Innern unter dem 22. Apr. 1809 voranging) nannte als Gegenstände der Prüfung: Latein, Griechisch, Deutsch, Französisch, Hebräisch für Theologen (und neuerdings auch für Philologen), Geschichte und Geographie, Mathematik und Naturwissenschaften. Eine Prüfung in der Religion geht auf den katholischen Gymnasien voran; in den evangelischen scheint hierbei keine Gleichförmigkeit stattzufinden. Der Ausfall der Prüfung bedingt das Zeugniß Nr. I, II oder III; das letztere schließt von dem Genuße aller Stipendien aus, nimmt den katholischen Theologen in den Diöcesen Köln und Trier die Aussicht auf Erhaltung der höhern Weihen, erschwert die Erlangung der medicinischen Doctorwürde und gestattet den Juristen nicht sich zur ersten oder einer der folgenden Prüfungen zu stellen. Wie nützlich auch diese Abiturientenprüfung auf das wissenschaftliche Leben in Preußens Gymnasien eingewirkt hat, so haben doch vielfache Wünsche das Ministerium im J. 1831 veranlaßt, ihre Begutachtung der bisherigen Instruction von dem Directoren der Gymnasien zu verlangen. Diese sind bereits eingegangen und es dürften daher wol bald einzelne Abänderungen zu erwarten sein. Wenn man übrigens hier und da die zu hohen Forderungen der Instruction getadelt hat, so darf nicht unbemerkt bleiben, daß auch an vielen Gymnasien die Anforderungen der Lehrer, namentlich im Griechischen und in der Mathematik, über die landesherrlichen Bestimmungen hinausgegangen sind. Ubrigens sind nach dem Muster der preussischen Abiturientenprüfung ähnliche Einrichtungen in Altenburg, Baden, Baiern, Braunschweig, Gotha, Hannover, Hess-



sen-Kassel, Hessen-Darmstadt, Mecklenburg, Oldenburg, Sachsen, Weimar und Württemberg in der neuern Zeit getroffen worden. (Man sehe die Schrift von Fr. Schulte, „Die Abiturientenprüfung, vornehmlich im preussischen Staate“, Heft 1, und Friedemann's „Beiträge zur Vermittelung der widersprechenden Ansichten über Gymnasien“. Die Schüler eines Gymnasiums, welche die Prüfung auf den Gymnasien gar nicht oder schlecht bestanden haben, können sich zur Prüfung bei den wissenschaftlichen Prüfungscommissionen auf den Universitäten noch einmal und zwar nach Verlauf von 18 Monaten melden, sollen aber, falls sie in dieser nicht bestehen, für immer abgewiesen werden. Durch die Errichtung einer besondern Schulbehörde ist für den innern, organischen Zusammenhang des preussischen Schulstandes sehr zweckmäßig gesorgt und, was besonders wichtig ist, jeder Forderung des Gymnasiums an die Schüler oder an die Altern derselben das Siegel der Öffentlichkeit aufgedrückt worden. Die Directoren namentlich erscheinen nicht mehr als eigenmächtige Beförderer wandelbarer Privatrücksichten, sondern als verantwortliche Handhaber der Hefse im unmittelbaren Dienste und Schutze des Staats. Für ein organisches und gleichmäßiges Wirken der Gymnasien sind auch die Directorenconferenzen nicht ohne Einfluß geblieben, welche in der Provinz Westfalen seit 1815, in Ost- und Westpreußen 1831 und 1833 und in der Provinz Sachsen im J. 1833 gehalten worden sind. Combinirte Ämter werden an Gymnasien so viel als möglich vermieden, alterthümliche Lehrer pensionirt, Lehrapparate und Schulbibliotheken vermehrt, durch Gratificationen da abgeholfen, wo die Fonds eine eigentliche Gehaltszulage nicht gestatten. Die besten Nachweisungen über die letzten Punkte gibt das Anzeigebblatt der „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik“ und die Correspondenznachrichten in Zahn's „Jahrbücher für Philologie und Pädagogik“, die aus officiellen Quellen kommen. Für Gründlichkeit und Trefflichkeit im Gebiete der Alterthums-wissenschaft wirken die philologischen Seminarier zu Berlin, Bonn, Breslau, Halle, Königsberg und Greifswald, aber die eigentliche Vorbereitung des künftigen Schulmannes fällt den pädagogischen Seminarier anheim, deren Aufgabe es ist, ihren Mitgliedern, welche die nöthigen Kenntnisse des Materialen besitzen müssen, durch eine mehrjährige Anleitung sowol theoretisch als praktisch diejenigen pädagogischen Kenntnisse und Geschicklichkeiten anzueignen, welche den glücklichen Erfolg des Unterrichts in den Gymnasien begründen können. Solche Seminarier bestehen zu Berlin, Stettin, Breslau, Halle, Königsberg, Münster und für die gesammten Naturwissenschaften in Bonn. Die Errichtung eines polytechnischen Seminarers für Mathematik, Physik und Chemie in Berlin ist schon seit längerer Zeit in Aussicht genommen Alljährlich erscheint auf jedem Gymnasium ein Programm mit Nachrichten über die Anstalt vom Director, und eine Abhandlung in deutscher oder lateinischer Sprache wird dazu von ihm oder einem der Oberlehrer verfaßt nach der Verfügung vom 30. Jun. 1818. Thätigen Lehrern gibt dies eine erwünschte Gelegenheit zur Bekanntmachung mancher kleinern, nützlichen Arbeit und durch die Schulnachrichten wird das Publicum — freilich nicht an allen Orten — zur lebhaften Theilnahme am Gymnasium angeregt. Schleiermacher's bekannter Ausspruch, das sei die beste Schule, wo keine Programme geschrieben würden, ist wol nur eine Paradoxie des ausgezeichneten Denkers. Nach dem Rescripte des geistlichen Ministeriums vom 15. Febr. 1825 ist die gegenseitige Mittheilung aller Programme der einzelnen Gymnasien verordnet worden. In Beziehung auf die Förderung der Schüler ist noch der vergrößerten Strenge bei den Klassenversetzungen zu gedenken, die in der Regel jährlich nur einmal stattfindet. Die Grundsätze, welche bei derselben als leitend angesehen werden können, sehe man in Kirchner's schulfundlichem Programme vom Jahre 1829, S. 30 fg. Die Fortschritte im Lateinischen gelten als Maßstab bei der Versetzung. Nicht weniger sind die Schüler durch den neu belebten Privatleiß in den philologischen Wissenschaften in vielen



Schulen weiter gebracht worden, wie die einzelnen Programme, z. B. von Matthias (Magdeburg 1825), von Manso und Solbrig (Breslau und Magdeburg 1826), von Kirchner (Stralsund 1827), von Schön (Aachen 1830), genügend darthun. Das geistliche Ministerium theilte zwar am 11. Apr. 1825 den vom Director Meinelcke (s. d.) eingereichten Plan einer Privatlecture den Gymnasien mit, indeß nicht in der Absicht, denselben als feste Norm zur strengen Befolgung aufzustellen. Endlich ist aber die Erhaltung und Bewahrung der Disciplin in den gelehrten Schulen ein Mittel zur steigenden Blüte derselben gewesen. Hierher sind zu rechnen die Strenge bei Ertheilung von Sittenzeugnissen, die Verfügung vom 31. Jul. 1824, daß kein Schüler allein und ohne Aufsicht zur Miete wohnen darf, sondern, wenn ihn seine Ältern, Verwandten oder Vormünder nicht selbst beaufsichtigen, einem hinlänglich befähigten Manne zur besondern Obhut und Fürsorge übergeben sein muß, ferner die Verbote, Billards, Conditoreien, öffentliche Tanzvergünstigungen zu besuchen, die Einschränkung im Besuche der Concerte und Schauspiele, die Erschwerung der Benutzung von Leihbibliotheken, worüber theils vom Ministerium, theils von Provinzialbehörden (namentlich vom Oberpräsidenten von Vincke für Westfalen unter dem 22. März 1824 und 1. Apr. 1828) mehrfache Verfügungen ergangen sind. Dahin gehört auch die Sorgfalt der Directoren auf Erhaltung und Bewahrung des äußern Anstandes in Kleidung, Sitte und Geberde. Durch alle diese und ähnliche Einrichtungen läßt sich zwar nicht alles Schlechte und Unsittliche entfernen, aber es kann mit der vollsten Überzeugung behauptet werden, daß viel Schlechtes und Unsittliches dadurch verhindert worden ist. Gegen manche Verirrungen sind die seit einigen Jahren wieder eingeführten gymnastischen Übungen ein treffliches Mittel geworden, die vom geistlichen Ministerium im Laufe des Sommers 1831 amtlich und öffentlich empfohlen wurden, nachdem sich die Stimme geachteter Schulmänner, eines Straß, Linge, Kirchner, Hanhart, Friedemann, Föhlich und vor Allen Fr. Jacobs („Vermischte Schriften“, III, S. 173 — 201) kräftig dafür ausgesprochen hatten. (Vergl. E. J. Koch's Schrift: „Die Gymnastik aus dem Gesichtspunkte der Diätetik und Psychologie“, Magdeburg 1830.) Am vortrefflichsten aber wirkt auch auf die Schüler das ernste, wissenschaftliche Streben, die ehrenhafte, sittliche Gesinnung und die fromme Amtstreue, welche in dem preussischen Schulstande einheimisch geworden ist und in welcher nach dem Urtheile eines vollgültigen Richters (Johannes Schulze in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik“, 1827, Nr. 11) die beste Bürgschaft für das fernere glückliche Gedeihen der preussischen Gymnasien liegt.

Zwar nicht unmittelbar gegen die preussischen Gymnasien, sondern nur mittelbar gegen das ganze deutsche Gymnasialwesen (s. d.) hat seit einiger Zeit wieder der alte Krieg des Realismus begonnen, auch die alten Vorwürfe von Mangel an Christlichkeit und christlicher Gesinnung in den Gymnasien sind wieder bei Hohen und Niedern laut geworden. Die Widerlegung dieser ungerechten Vorwürfe gehört nicht hierher. In Beziehung auf Preußen bemerken wir nur noch, daß die Partei der Realisten einen besondern Beschüßer an dem Minister von Moß hatte, dem der Bildungsweg durch die alten Sprachen zu lang und für unsere Zeit untauglich erschien. Dagegen hat aber die Schulschrift des Directors Blume in Potsdam: „Unsere Gymnasien und ihre Tadel“ (1830, 4.), wegen ihrer kräftigen Sprache und des Ernstes in der Vertheidigung des Gymnasialwesens in Berlin selbst in sehr hohen Sirkeln Anerkennung und Belobung gefunden. Es ist also in Preußen, obgleich das geistliche Ministerium auch den polytechnischen oder technologischen Anstalten eine verdiente Aufmerksamkeit zuwendet, nicht zu befürchten, daß die philologischen Anstalten denselben zum Opfer gebracht werden dürften.



Prevorst (Die Seherin von) ist Friederike Hauffe, geb. 1801 in dem Dorfe Prevorst bei Löwenstein im Württembergischen, wo ihr Vater Revierförster war. Einfach und ungelünstelt erzogen, wuchs sie als blühendes, lebensfrohes Kind heran, in welchem sich aber bald ein nicht zu verkennendes Ahnungsvermögen entwickelte, das sich in ihr besonders in voraus sagenden Träumen kund gab. Geiſt sie etwas stark an, erlitt sie Vorwürfe, die ihr Gemüthsleben aufregten, so wurde sie im nächtlichen Schlafe stets in innere Tiefen geführt, in denen ihr belehrende, warnende oder voraus sagende Träume aufgingen. Auch siderische Einflüsse wirkten auf sie sehr früh, und es schlug ihr schon als Kind die Haselnußruthe auf Wasser und Metalle an. Auf Spaziergängen wandelte sie, auch wenn sie vorher noch so vergnügt war, plötzlich ein Wehegefühl und Frieren an, und dieses Gefühl überfiel sie auch in Kirchen, wo Gräber waren, oder auf Gottesäckern. Dazu gefellte sich an gewissen Stellen ein Sinn für Geistererscheinungen. Den ersten Geiſt sah sie in der Mitternacht im eignen großälterlichen Hause. Nach dem Wunsche ihrer Ältern und Verwandten in ihrem 19. Jahre an einen rechtschaffenen, wohlhabenden Mann verheirathet, versank sie bald in eine unerklärliche Schwermuth, weinte Tage lang unter dem Dache des älterlichen Hauses, schlief fünf Wochen lang nie mehr und rief so auf einmal wieder das überwiegende Gefühlslieben ihrer Kindheit in sich hervor. Ihr neuer Aufenthaltsort Kürnbach an der Grenze von Württemberg gegen Baden, tief zwischen Bergen liegend, scheint sie zum Theil feindlich ergriffen zu haben, sowie ein gewisser Zwang, den sie sich annehmen mußte, da ihre äußere Lage sehr mit ihrem innern Zustande contrastirte, ihr immer schwerer fiel und am Ende in körperliches Leiden überging. Am Tage ihrer Verheirathung war das Leichenbegängniß des von ihr sehr verehrten Stiftspredigers L. zu Oberstenfeld. Auf seinem Grabe wurde es ihr auf einmal ganz leicht und hell, und in ihrem Innern ging ein höheres Leben auf. Am 13. Febr. 1822 träumte ihr in der Nacht, als sollte sie sich zu Bette legen, aber da lag schon in demselben die Leiche des theuern Verstorbenen. Sie sprach laut, weshalb ihr Gatte sie weckte. Am andern Morgen besiel sie ein Fieber, das 14 Tage lang mit der größten Heftigkeit anhielt, und bald darauf brachen heftige Brustkrämpfe aus, welche später abwechselnd mit Blutflüssen und Kindbettfieber sie lange plagten. Ihr Gefühlslieben war nun so gesteigert, daß sie nach den größten Entfernungen hin Alles fühlte und hörte; für siderische Einflüsse wurde sie schon so empfänglich, daß sie jeden eisernen Nagel in der Wand schmerzhaft fühlte; auch konnte sie kein Licht mehr ertragen. Um diese Zeit fühlte sie, daß sie sieben Tage lang jeden Abend um sieben Uhr ein nur von ihr gesehener Geiſt magnetisirte, in welchem sie ihre Grobmutte erkannte. Während dieser Zeit wurden Dinge, deren längere Berührung ihr schädlich war, wie von einer unsichtbaren Hand weggenommen. Durch dieses geistige Magnetisiren in noch tiefern Schlaf gefallen, gab sie an, daß sie nur durch Magnetisiren zu erhalten sei. So wurde sie im Jun. 1824 einer geregelter magnetischen Behandlung unterworfen, welche Dr. B. zu B—n übernahm. Ahnungsvolle Träume, Divinationen, Voraussehen in Glas- und Krystallspiegeln sprachen von ihrem aufgeregten innern Leben; so sah sie z. B. in einem Glase mit Wasser, das auf dem Tische stand, Personen, die erst nach einer halben Stunde das Zimmer betraten, schon im Voraus. Doch wirkte die fortgesetzte Behandlung so wohlthätig auf sie, daß sie ihre weiblichen Geschäfte wieder verrichten konnte und zuletzt bloß alle sieben Wochen magnetisch wurde; bei der zweiten Niederkunft aber, am 28. Dec., bei welcher sie künstlich entbunden werden mußte, verfiel sie wieder in Fieber mit Phantasien und Krämpfen aller Art, und es stellte sich ein verächtlicher magnetischer Zustand aufs Neue ein. Der Schlaf blieb aus, sie weinte die Nächte durch, hatte Durchfälle und Nachtschweiß und wurde immer abgezehret und elender. Wenn in dieser Periode ein Freund, der oft um sie war, sie



mit dem Finger auf der Stirne zwischen den Augenbrauen. berührte, sagte sie dem Dr. Kerner jedesmal einen Spruch, der auf ihn und seinen Seelenzustand Bezug hatte. Man kam auf den Gedanken, diese Krankheit sei durch dämonische Einflüsse erzeugt, und nahm Zuflucht zu einem als Teufelsbanner in Ruf stehenden Manne. Dieser sandte zuerst ein grünes Pulver, worauf sie wie im Weitsitze herumgedreht wurde, dann in Schlaf versiel, in welchem ihre Stimme schreiend wurde und auf einmal eine Allen fremde Sprache redete, die sie ihre innere nannte. Ein Amulet, das jener Mann ihr gegeben, wollte nicht bei ihr bleiben, sondern lief einigemal ganz von freien Stücken vor mehren Anwesenden über ihre Brust und Bettdecke wie ein lebendes Wesen weiter, sodas man es auf dem Boden fangen mußte. Folgen dieser Behandlung waren eine stete Überreizung der Magenerven, Kraftlosigkeit und Krämpfe und eine völlige Nervenerrüttung. Nun zog man den Dr. Justinus Kerner, einen geschätzten Arzt, zu Rathe, welcher seine Behandlung derselben sowie überhaupt das Leben der Seherin ausführlich beschrieben hat. („Die Seherin von Prevorst. Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und über das Hervortreten einer Geisteswelt in die unsere“, zweite Auflage, 2 Thle., Stuttgart 1832.)

Kerner theilte damals die Ansicht der Welt und ihrer Lügen über diese Frau, die er noch nie gesehen hatte und vieth, sie aus ihrem magnetischen Zustande hinauszuführen und rein nur mit den gewöhnlichen ärztlichen Mitteln zu behandeln. Dieselbe Ansicht hatte mit ihm sein Freund, Dr. Dff, und richtete ein ihr gemäses Heilverfahren ein. Der Zweck Weider wurde jedoch nicht erreicht. Sie verschlimmerte sich zusehends, sie wurde ein wahres Martyr, für welches der Tod eine Wohlthat gewesen sein würde, aber sie starb nicht. Ihre Verwandten waren in Jammer und Verlegenheit und brachten sie auf gutes Glück, fast gegen den Willen des Arztes, nach Weinsberg, wo sie den 25. Nov. 1826 todtbleich und völlig abgezehrt ankam. Dr. Kerner erklärte ihr nun, als sie im wachenden Zustande war, das er auf Das, was sie im Schlafe spreche, keine Rücksicht nehme, und das ihr somnambules Wesen ganz aufhören müsse. Er setzte ein rein ärztliches Verfahren homöopathischer Art fort; allein dies war zu spät, und er sah sich genöthigt, wieder zu dem Magnetismus, als dem letzten Mittel, seine Zuflucht zu nehmen. Den wirklichen Verlauf dieser Behandlung, reine Thatsachen, hat er in obiger Schrift erzählt. Es fehlte ihr in diesem Zustande an eigener organischer Kraft, und sie lebte, wie sie selbst sagte, nur von dem Luft- und Nervengeiste Anderer. Ebenso war der Geist der Metalle, der Pflanzen, der Menschen und der Thiere ihr fühlbar und wirkte auf sie ein. Aus ihren Augen ging ein ganz eignes geistiges Licht, das Jedem sogleich auffiel, der Stechblick eines Seherauges, der durch den Schatten langer dunkler Wimpern und Augenbrauen noch gehoben wurde. Künstliche Bildung besaß sie nicht; sie hatte keine fremde Sprache gelernt, wußte nichts von Geschichte, Geographie und Physik; Bibel und Gesangbuch waren ihre einzige Lecture gewesen. Ihr sittlicher Charakter war durchaus tadellos; sie war fromm ohne Frömmerei. Mineralien wirkten auf ihre Individualität ganz eigenthümlich; einige, wie Bergkrysal und Schwerspath, zeichneten sich durch ihre angenehme, andere, wie Platin, Diamant und Labrador, durch unangenehme Wirkung aus. Unter den Tönen wirkten die Molltöne auf sie ganz vorzüglich erheitend, sodas sich an ihr Alles rhythmisch bewegte. Wasser verursachte ihr Schwindel. Von Trauben konnte sie nur Eine Sorte, den Drollinger, essen, andere, wie der Traminer, erregten ihr Hitze, der rothe Muskateller Betäubung im Kopf, der Riesling Kälte ic. Unter den übrigen Pflanzen zeichnete sich der Lorber aus durch einen scharfen, widrigen Geruch, und durch Erregung eines halbsonnambulen Zustandes, die Königskerze durch Erzeugung von Husten, Ehrenpreis durch ein wohlthuendes Gefühl; Aukeln machten sie halbwach und lustig, ein Gran von der



Belladonna in die Hand gelegt, verursachte ihr Würgen im Halse und Schwindel; ein todtter Krebs machte sie matt, wie gelähmt, und drei Johanniskäfer, die sie acht Minuten lang in der Hand hatte, erregten magnetischen Schlaf. Das Sonnenlicht verursachte ihr stets Kopfschmerz, und sobald sie sich gegen Abend niederlegte, bekam sie die Menstruation fortwährend. Bei einem Gewitter fühlte sie die Blitze immer früher, als Andere sie sahen, und zwar im Unterleibe. Aus der Luft, sagte sie, komme ihr ein eignes belebendes Princip; daher mußte ein Fenster, bei Tage und bei Nacht, selbst in der strengsten Winterkälte geöffnet bleiben; auch behauptete sie, es sei in der Luft ein Stoff, dessen sich die Geister bedienen, um sich hörbar und sichtbar zu machen, und je höher sie kam, desto magnetischer wurde sie, im zweiten Stockwerk mehr als zu ebener Erde, auf Bergen mehr als im Thale. So oft sie mit ihrem Seherblicke in das rechte Auge eines Menschen sah, bemerkte sie in demselben hinter ihrem sich darin abspiegelnden Bilde immer noch ein Bild, das aber weder dem Andern, noch ihrem eignen Bilde vollkommen gleich; sie hielt es für das Bild des innern Menschen Dessen, den sie ansah; bei Manchem erschien es ihr ernster, oder auch schöner, verklärter als das äußere. In dem rechten Auge der Thiere sah sie ein blaues Flämmchen. Wie manche andere Somnambulen bemerkte sie entfernte Gegenstände durch Seifenblasen, oder sah durch die Herzgrube, erkannte die innern Theile, besonders die leidenden Organe ihres Körpers, sprach von einem ihr sichtbaren Schutzgeiste. Auch die prophetischen Träume sind ihr nicht eigenthümlich. Auffallender war ihre Behauptung die Bewohner der linken Seite des Mondes seien mit Bauen beschäftigt. Für die Krankheiten Anderer hatte sie ein so außerordentliches Gefühl, daß sie bei Annäherung eines Kranken, besonders nach dessen Berührung, alsbald die gleichen Empfindungen in denselben Theilen des Körpers erhielt und zum größten Erstaunen des Kranken ihm alle seine Leiden aufs Genauste sagen konnte. Einen Glanzpunkt dieser Periode bildet die Heilung der Gräfin von M. durch die Seherin. Eigenthümlich war ihr die Anschauung des Sonnen- und Lebenskreises. „Ich fühle die Zeit“, sagte sie, „wo ich eingeschlafen bin, bis dahin, wo ich erwache, wie einen Ring, der von der Herzgrube ausgeht und sich über die Brust verbreitet und gegen die linke Seite hin wie befestigt ist. Dieser Ring, welcher schwer und schmerzhaft ist, hat unter sich noch fünf solche Ringe und über sich einen leeren. Er hat zwölf Theile, und in diesen sehe ich die Haupteindrücke von Dem, was mir in dieser Zeit begegnete. Der Ring mit den Sternen bedeutet wirkliche Sterne. Diese sind Wohnungen seliger Geister niedern Grades. Der Mond ist die Wohnung Solcher, die selig werden. Der dritte Ring ist sonnenhell, aber sein Mittelpunkt ist noch heller als die Sonne. In ihm sah ich eine nicht zu durchschauende Tiefe, die je tiefer, desto heller war; ich möchte sie die Gnadensonne nennen. Es kam mir vor, als schauten in diese Tiefe noch viele andere Geister mit mir, und als bestebe Alles, was da lebt und webt, aus Fünkchen aus dieser Tiefe, und als kämen alle Verordnungen aus ihr. Alle sieben Jahre fallen bei mir diese sieben Sonnenkreise ab, und ihr ganzer Inhalt wird mit Einer Ziffer auf einen Punkt gesetzt, in welcher dann der Inhalt aller Stunden, Minuten und Secunden von den sieben Jahren enthalten ist. So kann man nach dem Tode in Einer Zahl das ganze Leben überschauen. Der Lebenskreis ist kleiner, liegt unter ihm und hat 13½ Abtheilungen. Er ist leicht wie Luft und Geist. Im Mittelpunkte desselben liegt Etwas, das Zahlen und Worte setzt, und das ist der Geist. Wie im Sonnencirkel diese Welt liegt, so liegt in diesem Lebenscirkel eine ganz andere, höhere; daher die Abtheilungen, die in jedem Menschen von einer höhern Welt liegen. Auf diesem innern Ringe sehe ich meine Gefühle als Zahl und Zeichen stehen; es sind die Zahlen 10 und 17, von denen auch meine Rechnung geht. Die eine Zahl, der Zehner, ist eine beständige bei jedem Menschen und zugleich die irdische Zahl, mittels welcher



der Geiſt in die Außenwelt gehen kann. Die zweite Zahl, der Siebzehner, iſt keine beſtändige, und kann bei jedem Menſchen verſchieden ſein, iſt aber zugleich die innere Zahl und die himmlische. Beide Zahlen ſind zugleich auch Grundworte. In der Zahl 10 liegt das Grundwort für den Menſchen als Menſch und für ſein Verhältniß zur Außenwelt; in der andern das Wort für jeden Einzelnen und deſſen inneres Leben, das er nach dem Tode mitnimmt. Allein dies iſt nicht etwa eine nothwendige Beſtimmung zum Böſen, ſondern es bleibt ihm die Wahl zwiſchen dem Guten und Böſen; ergreift er aber das Böſe durch eigne Wahl und überwiegt es in ſeinem Leben, ſo verliert er die Grundzahl und iſt alsdann dem Böſen und ſeinen Folgen völlig anheimgeſtellt. Kommen von der Außenwelt ſo arge Dinge, daß ſie die Grundzahl des Menſchen überſteigen, ſo iſt es des Menſchen Tod. Wenn dieſe Zahl durch gar nichts geſtört wird, der erreicht das höchſte Lebensalter. Für jede Sünde, jeden böſen Gedanken und Willen wird eine Zahl im Innern geſetzt, der Geiſt, der nichts Böſes duldet, notirt dies, und nach dem Erwachen (dem Tode) im Mittelreiche, wo man ganz iſolirt daſteht, liegt dann Alles klar vor Einem, und es iſt dann der eigne Geiſt des Menſchen der Richter. Solche Ringe gehen durch die ganze Natur, durch Alles, was lebt und webt.“

Beim Tode, verſicherte ſie weiter, wird der Geiſt von der Ezele ſowie von der Herzgrube und dem Gehirn loſgemacht. Dann löſt ſich auch die Seele; dies iſt der Moment des Todeskampfes, wo aber ſelige Geiſter der Seele beiftehen. Der Nervengeiſt ſteht höher als der Nerv, er verbindet die Seele mit dem Leibe und den Leib mit der Welt. Er geht mit der Seele nach dem Tode über und iſt unzerſtörbar. Durch ihn bildet die Seele eine ätheriſche Hülle um den Geiſt, und die Geiſter des Zwischenreichs können mit ſeiner Hülle und mittels eines in der Luft enthaltenen beſondern Stoffes Töne hervorbringen, die Schwerkraft in den Körpern aufheben und ſich dem Menſchen fühlbar machen. In reinen Menſchen bleibt dieſer Nervengeiſt in dem Körper zurück, ſie können ſich daher nicht hörbar machen und ſprechen nicht. Dieſe Äußerungen der Seherin ſtehen mit ihrem Geiſterſehen im Zuſammenhang. Dieſes geſchieht, wie ſie behauptet, mit dem geiſtigen Auge durch das körperliche. „Ich male mir“, ſagte ſie, „dieſe Geſtalten nicht ſelbſt aus. Ich habe nicht die mindeſte Freude an ihnen, ich bin geplagt durch ſie; auch denke ich nicht an ſie, außer ich ſehe ſie, oder man fragt mich über ſie. Leider iſt mein Leben nun ſo beſchaffen, daß mein Geiſt in eine Geiſterwelt ſchaut, die gleichſam auf unſerer Erde iſt, und ſo ſehe ich die Geiſter nicht nur einzeln, ſondern oft in großer Menge von verſchiedener Art. Mit vielen komme ich in gar keine Verſührung, andere wenden ſich zu mir, ich rede mit ihnen, und ſie bleiben oft monatelang in meinem Umgange. Ich ſehe ſie oft zu den verſchiedenſten Zeiten, bei Tage und bei Nacht, ob Menſchen da ſind oder nicht, und in allen Zuſtänden; ich kann ihnen nicht ausweichen. Oft treten ſie vor mein Bett und wecken mich, wo dann andere Perſonen, die bei mir ſchlafen, von ihnen träumen, ohne daß ich ihnen etwas über ihre Erſcheinung geſagt hätte. Ihr Ausſehen iſt gleich einer dünnen Wolke; im Sommer aber und im Mondſcheine ſehe ich ſie heller als im Dunkeln. Mit geſchloſſenen Augen ſehe ich ſie nicht, aber ich fühle ihre Gegenwart. Ihre Geſtalt iſt immer ſo, wie ſie wol im Leben war, nur farblos, grau; ſo auch ihre Kleidung, wie ſie wol im Leben war, aber wie aus einer Wolke; nur die Beſſern ſind gleich gekleidet, ſie tragen ein langes, helles Faltengewand, wie mit einem Gürtel um die Mitte des Leibes. Ihre Geſichtsfarbe iſt auch ähnlich der der Lebenden, nur auch grau, meiſtens traurig und düſter, die Augen hell, oft wie Feuer; Haupthaare ſah ich nie. Die Beſſern erſcheinen heller, die Böſen dunkler. Alle weiblichen Weſen haben dieſelbe Kopptracht, eine über die Stirn herlaufende, alle Haare bedeckende Verſchleierung. Der Gang der Beſſern iſt ſchwebend, die Böſen treten ſchwerer auf, ſodaß man ſie zuweiſen hört. Durch Töne wie durch Klopfen, Rauſchen wie mit



Papier, durch Schlürfen wie in Socken oder Pantoffeln, in Seufzen, als ob man mit Sand wüfse, suchen sie die Aufmerksamkeit Derer auf sich zu richten, die sie nicht sehen können. Sie können aber auch schwere Dinge bewegen und werfen, Thüren auf- und zumachen, und je dunkler ein Geist ist, desto mehr spukhafte Dinge vermag er zu treiben. Ist sogen Geister, besonders dunklere, die religiösen Worte, welche ich sprach, wie in sich ein, und ich sah sie dadurch wie heller und leichter werden. Diejenigen Geister, die meistens zu mir kommen, sind in den untern Stufen eines Geisterreichs, das in unserm Luftraume ist, in dem sogenannten Zwischenreiche. Das sind Geister, deren Geist in diesem Leben theils durch Hinziehen nach der Außenwelt niederblieb, theils solche, die nicht im Glauben an die Erlösung durch Christum starben, oder solche, denen noch irgend ein irdischer Gedanke an die Seele im Sterben anklebte, und der sie nun auch an diese Erdennähe bindet. Hier geht die Besserung einzig aus sich selbst. Sie wollen, ich solle ihnen ein Wort des Trostes sagen und durch Gebet aufhelfen. Auch glauben sie, das Aufdecken einer Unthat, die auf ihrem Geiste lastet, könnte ihnen Ruhe bringen. Sie könnten sich auch an bessere, selige Geister wenden, aber ihre Schwere zieht sie mehr zu den Menschen hin." Solche Hülfte suchte bei ihr einer aus der Familie Weiler vom Lichtenberg, in Gestalt eines Ritters, ein Brudermörder, ferner ein Mönch in einer Kutte, auch ein Mörder, nachher ein gewisser K. in Weinsberg, welcher die Geschäfte des Kaufmanns F. zu dessen großem Nachtheile geführt hatte und wegen eines Gehirnbuchs beunruhigt wurde, hierauf ein weiblicher Geist, aber nur kurze Zeit, nachher ein Bauer mit einer Bäuerin, Mörder eines Kindes, das sie im Stalle begraben hatten, und mit ihnen ein schwarzer Mann, der ihnen das Gift für das Kind gegeben hatte, dann ein großer Mann in einem weißen Rocke, der zwei Waisem um ihre Habe betrogen hatte; er brachte einen schwarzen, feindlich gesinnten Mann mit (einen höhern Beamten), der ihn immer wieder vom Guten abzulenken suchte. Der Schwarze erschien einmal in Gestalt eines Hundes, mit großer Schnauze und rollenden Augen, und bald nachher wie ein ungeheurer Skorpion. Nach diesen ein alter Mann mit einem langen Barte, einem Hute, ähnlich dem der Tiroler, kurzem Rocke, Halbstiefeln und langen Hosen. Er war 1529 gestorben. Bald nach diesem eine noch dunklere Gestalt, der Jäger des Andern und ein Feind desselben, der selbst noch nicht selig werden wollte. Auf diese folgte eine Lichtgestalt mit einer Glorie, der verstorbene Stiftsprediger T. zu Oberstfeld, ein im Leben äußerst rechtschaffener, religiöser Mann; dann zum Beschluß mehre unbedeutende Geister. Die völlige Auflösung der Seherin selbst erfolgte den 5. Aug. 1829 um 10 Uhr; in der Todesstunde sah die Schwester, ein einfaches, unbefangenes Mädchen, die auch Geister wahrnahm, eine hohe, lichte Gestalt ins Zimmer treten, und in demselben Momente that die Sterbende einen heftigen Schrei der Freude. Am 7. Aug. nahm Dr. Dff die Section der Leiche vor. Krankhafte Veränderungen fanden sich in den Unterleibsdrüsen, in der Leber und in dem Herzen. Der Schädel war bewunderungswürdig schön gebaut, wie es Dr. Dff noch an keinem Menschen wahrgenommen. Die Offenbarungen der Seherinnen über die Lichtkreise, über die Natursprache, über Seele, über Geisterreich und Zwischenreich sind aber keineswegs über jeden Zweifel erhaben, sie stimmen nicht durchgängig mit dem Christenthume, wie sie doch vorgibt, zusammen und sind auch nicht frei von innern Widersprüchen. Eine kritische Beleuchtung derselben findet sich in der Beurtheilung von Eichenmayer's Schrift: „Mysterien des innern Lebens, erläutert aus der Geschichte der Seherin von Prevorst“ (Tübingen 1830), in den „Blättern für literarische Unterhaltung“, 1832, Nr. 76, 76 und Beilage Nr. 6. \*) (73)

\*) In vorstehendem Artikel sollten nur die, in den gedruckten Berichten mitgetheilten Umstände einer merkwürdigen Erscheinung zusammengestellt werden; ein Versuch aber, dieselben zu erklären, schien hier nicht an seinem Platze zu sein. Alle



Proceß der Exminister Karl X., siehe zu Ende des Bandes.  
 Profesch (Anton), Ritter von Ofen, Oberlieutenant in der östreichischen Marine, wurde am 10. Dec. 1795 in Grätz geboren. Sein Vater hatte sich durch Geist und Fleiß zu einem Gutsbesitzer emporgearbeitet; der Knabe, welcher sich in den Wagnissen des Schwimmens und Eislaufes gefiel, erwuchs zum Jünglinge in der schönen Steiermark, wo er die Natur und die Dichtkunst durch seinen Stiefvater, den verstorbenen Professor Schneller, lieben lernte und mit den Bildern der Welt und Geschichte vertraut wurde. Die Beispiele seiner Freunde und die allgemeine Begeisterung hatten ihn 1813 vorbereitet, sodaß er ins Kriegsheer eintrat, um den Kampf fürs Vaterland mitzufechten. Er diente 1815 zu Mainz unter dem Erzherzog Karl von Osterreich. Mehrere von P. geleistete Arbeiten über verschiedene Formeln der höhern Mathematik veranlaßten den Chef des mathematischen Bureau zu Wien, ihn in die Hauptstadt zu berufen. Darauf folgte die Ernennung zum Professor der Mathematik an der Cadetenschule zu Olmütz, wo P. zwei Jahre lehrte. Als Adjutant kam er 1818 zum Feldmarschall Fürsten von Schwarzenberg, bei welchem er bis zum Tode desselben verweilte. Damals beschrieb P. für die „Osterreichische militairische Zeitschrift“ die Schlachten von Ligny, Quatre-Bras und Waterloo, wodurch er den Ruhm eines gründlichen und geistreichen militairischen Schriftstellers erlangte. Zugleich arbeitete er an einem größern Werke, welches zwar geendigt wurde, aber nicht die Erlaubniß zum Drucke in Osterreich erhielt. Nach Schwarzenberg's Tode bearbeitete P. die „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Fürsten Karl von Schwarzenberg“ (Wien 1822). Als Oberlieutenant im Generalstabe ward er 1821 vom Hofkriegsrathe beauftragt, Theile von Oberungarn zu vermessen, und trat 1823 als Hauptmann in ein zu Triest stehendes Regiment. Dort beim Anblicke der See und voll Eifer, den Stand der griechischen Sache in der Nähe zu beobachten, bat er um die Erlaubniß, in das Morgenland zu reisen, und erhielt sie. Er ging nach Griechenland, darauf nach Kleinasien und während des Winters 1824 nach Konstantinopel. Die östreichische Regierung übertrug ihm einen Theil der durch Osterreichs ausgebreitete Schifffahrt in der Levante veranlaßten Geschäfte. In Vollziehung seiner Aufträge brachte P. das Jahr 1825 größtentheils wieder in Griechenland zu, bereiste die Inseln, lebte längere Zeit in Athen und Nauplia, und kam mit allen Personen von Einfluß in mehr oder weniger nahe Berührung, die zu freundschaftlichen Verbindungen mit dem damals an der Spitze der Griechen stehenden Maurokordatos, mit Trikupi und dem französischen Admiral de Rigny führten. Nachdem er den Winter auf 1826 wieder in Konstantinopel zugebracht und einige Theile von Kleinasien, besonders die Gegend von Ilkon, besucht hatte, ging er im Herbste desselben Jahres nach Ägypten, bereiste dieses Land und Nubien bis an die großen Katarakte, wo er in nahem Verkehr mit dem Vicekönige Mohammed Ali trat. Darauf kehrte er, meist zu Lande, im Mai 1827 wieder nach Smyrna zurück, indem er vom wiener Hofe zum Chef des Generalstabes der dem Grafen Dandolo anvertrauten östreichischen Flotte ernannt worden war. Er trachtete nun eifrig, auf die Ehre und Verbreitung der kaiserlichen Flagge hinzuwirken, trat mit Zuversicht und Strenge gegen die Seeräuber auf, welche bereits eine Macht von mehr als 400 größern und kleinern Schiffen besaßen und gegen 40,000 Seeleute hatten. P. hob das Mißverständniß, welches aus Mißgriffen der östreichischen Kriegsmannier und aus Unmaßungen der Griechen zwischen bei-

Deutungen werden nach den Grundansichten, die Jeder zu dem Erklärungsversuche mitbringen, ganz verschieden ausfallen, und zu einer gründlichen Beurtheilung der Erscheinung möchte wol auch die Erwägung der Vorfrage gehören, ob die Beobachter unbefangen genug gewesen seien, sich gegen Täuschungen zu bewahren, und ob wir reine Thatfachen vor uns haben.

D. Red.



den entstanden war. Er besuchte 1828 den Grafen Kapodistrias zu Poros, und leitete die Auswechselung von arabischen und griechischen Gefangenen ein, wodurch er sich eine Zahl der angesehensten Familien in Griechenland verband und die österreichische Flagge in den Augen aller Philanthropen ehrte. Im folgenden Jahre begab er sich nach Palästina und schloß mit dem Pascha von St.-Jean d'Acree, einem schwer zu behandelnden und gewalthätigen Manne, eine Übereinkunft zu Gunsten der Christen in Palästina und Galiläa. An dem Tage des Abschlusses wurde die österreichische Flagge auf eben den Mauern, wo sie vor Jahrhunderten gegründet worden war, unter dem Donner der Kanonen der Festung und der Schiffe von ihm aufgespannt. Als die griechische Unabhängigkeit entschieden war, wurde P. nach Wien zurückberufen als Major der österreichischen Marine, und erhielt 1830 zur Belohnung, außer dem Leopoldorden, den Adelsstand mit dem Namen Ritter von Pfen. Er besuchte dann auf einer Reise durch Deutschland und die Schweiz seine Schwester, welche mit dem Professor Schneller aus Striech ausgewandert, zu Freiburg im Breisgau lebte. P. schenkte der dortigen geschichtsforschenden Gesellschaft hundert von ihm selbst copirte griechische Steinschriften und hielt einen meisterhaften Vortrag über die Charaktere des Sultans Mahmud und Mohammed Ali's. Nach der Rückkehr in die Hauptstadt erschienen drei seiner Werke: „Erinnerungen aus Aegypten und Kleinasien“ (3 Bde., Wien 1829—31), mit eigenthümlichen Forschungen; „Das Land zwischen den Katarakten des Nils“ (Wien 1832), mit zwei eigenhändig von ihm gezeichneten Karten und die „Reise ins heilige Land“ (Wien 1831), mit vielen antiquarischen Aufklärungen. Einer seiner Freunde sammelte eine Reihe seiner Dichtungen aus dem Morgenlande, wovon Pfen's Gebet bereits durch drei Meister in Musik gesetzt ist. P. ging 1831 als Chef des Generalstabes mit dem österreichischen Heere nach Bologna und begab sich 1832 zur Gesandtschaft nach Rom. Er wurde darauf mit einem Auftrage des österreichischen Hofes an den Vicekönig von Aegypten gesandt, von wo er im Sept. 1833 nach Wien zurückkehrte.

Prudhon (Peter Paul), geboren am 6. Apr. 1760 zu Cluny, das 13. Kind eines armen Maurers, der bald darauf ohne Vermögen starb, wurde auf Bitten der Mutter in der Freischule der Mönche zu Cluny aufgenommen, wo er Alles obenhin trieb, was seine Neigung zum Zeichnen nicht unterstützte. Diese sich auf alle Weise äußernde Neigung blieb nicht unbemerkt. Der Bischof von Macon nahm sich des Knaben an, schickte ihn nach Dijon, wo seine Anlagen sich schnell entwickelten, er aber noch in den Jahren der Unmündigkeit eine unüberlegte Ehe schloß, die der Keim zu allen den Kümmernissen war, mit welchen er stets zu kämpfen hatte. P. fühlte die Nothwendigkeit, seine Bildung nicht für abgeschlossen anzusehen. Er ging 1780, gut empfohlen, nach Paris und gewann bald einen von den Ständen von Bourgogne gestifteten Preis, der ihm ein Reisestipendium nach Rom verschaffte. In der Hauptstadt der Künste folgte er, wie nur zu oft im Leben, mehr der Neigung als einem regelmäßigen Plane; doch gewann er die Achtung und Freundschaft Canova's, der indeß ihn in Italien festzuhalten umsonst versuchte. P. ging 1789 nach Paris zurück, wo sein erstes Auserreten unbemerkt blieb. Er arbeitete für Buchhändler, nicht ohne Gewinn. Aber die bessere Lage, die er sich errungen, vernichtete bald seine Frau, die nun nach Paris zog und seine spärlichen Erwerbniße vergeubete. Endlich verschaffte Frochot, Präfect des Seinedepartements, dem Bedrängten einen Ernunterungspreis, eine Werkstatt im Louvre und den Auftrag, die Decke des Saals zu Saint-Cloud zu malen. P. stellte dort die Wahrheit dar, welche an der Hand der Weisheit vom Himmel herabsteigt. Gegenstand und Ausführung fanden Beifall, sodaß die Aufträge nicht ausblieben. Seine häusliche Lage wurde jedoch dadurch nicht besser. Eine stets offene Quelle von Verlegenheiten und Krän-



kungen waren die Unordnungen der Gattin. Erschöpft durch eine so gedrückte, freilich verschuldete Existenz, war P. entschlossen, sich das Leben zu nehmen, als Freunde ihn dadurch retteten, daß sie ihn zwangen, sich scheiden zu lassen; doch die dadurch erlangte Ruhe war von kurzer Dauer. Bald stürzte sich P. leichtsinnig durch eine ähnliche Verbindung in gleiche Bedrängniß. Indessen erlangte sein Talent auszeichnende Anerkennung. Psyche von den Zephyren entführt — auf der Ausstellung 1808 — und das Deckengemälde im Sitzungssaale des Altesen Hofes erregten die lebhafteste Theilnahme. Man bewunderte die Mannichfaltigkeit seines Talentes, das noch mehr gepriesen ward, als 1812 sein auf dem Wasser sich schaukelnder Zephyr — jetzt in der Sammlung Sommariva — zur Ausstellung kam. Das Verdienst dieser geistreichen und technisch ausgezeichneten Bilder eröffnete P. (1816) die Pforten der Akademie. So schien dem Künstler ein tröstendes Alter gesichert, als 1821 Madem. Meyer, seine Freundin, auf eine erschütternde Weise ihren Tod fand. Diesen Schlag zu überleben, war P., dem es stets an Halt des Charakters gefehlt hatte, nicht Mann genug. Er welkte dem Tode zu, der ersehnt ihn am 26. Febr. 1823 in die Arme schloß. P. war Zeichenlehrer der Kaiserin Marie Luise in der Zeit ihres Glanzes gewesen und seine Bilder wurden von den Sammlern gesucht. Zu den bei Didot erschienenen Ausgaben von Bernard (gentil Bernard) und von „Daphnis und Chloë“ hat P. zierliche Kupfer gezeichnet. (14)

Puchelt (Friedrich August Benjamin), ordentlicher Professor der Therapie und Pathologie an der Universität zu Heidelberg und Director des medicinischen Klinikums daselbst, wurde zu Borna in der Niederlausitz, wo sein Vater Prediger war, am 27. Apr. 1784 geboren. Schon in seinem 10. Lebensjahre mußte der Knabe das väterliche Haus verlassen, weil er daselbst wegen einer Krankheit seines Vaters den nöthigen Unterricht nicht erhalten konnte, und er betrat es seitdem selten und nur auf kurze Zeit wieder, nachdem mittlerweile sein Vater gestorben war und seine Familie in dürftigen Vermögensumständen hinterlassen hatte. Zuerst in Luckau, dann in Lübbenau, endlich in Lübben wurde seine Ausbildung so weit gefördert, daß P. 1804 die Universität Leipzig beziehen konnte. Trotz einer sehr beschränkten Lage, größtentheils durch Stipendien und andere Wohlthaten unterstützt, widmete er sich der Medicin mit großem Eifer und erwarb sich die Zuneigung seiner Lehrer. In das praktische Leben trat er unter der Leitung des D. Sachs in Leipzig, dem er dadurch vorzüglich befreundet wurde, habilitirte sich 1811 als Privatdocent und hielt 1812 seine ersten Vorlesungen. Bei jener Gelegenheit schrieb er eine philosophische Dissertation „De nexu causali“ und wurde 1811 auch Doctor der Medicin und Chirurgie, nachdem er seine „Dissertatio observationum febris intermittentis complicatae una cum epierisi exhibens“ verteidigt hatte. Seitdem lebte und wirkte er in Leipzig theils als praktischer Arzt, theils als akademischer Lehrer, errichtete aus eigenem Antrieb 1812 eine poliklinische Anstalt, welche er 12 Jahre hindurch leitete, und verwaltete den medicinischen Theil der Universitätsbibliothek. Er wurde 1814 außerordentlicher Professor der Medicin, und erhielt 1815 einen kleinen Gehalt, welcher vergrößert wurde, nachdem er 1819 einen ehrenvollen Ruf auf die Universität Halle abgelehnt hatte und zum ordentlichen Professor ernannt worden war. Bei dem Antritt der Professur schrieb er ein Programm über die Fieberlehre. Seine Schrift: „Das Wernersystem in seinen krankhaften Verhältnissen“ (Leipzig 1818), fand eine ausgezeichnete Aufnahme, worauf er 1823 den ersten Theil seiner „Beiträge zur Medicin als Wissenschaft und Kunst“ folgen ließ, welche die Lehre von der individuellen Constitution enthalten. Er wurde 1824 als ordentlicher Professor der Pathologie und Therapie, sowie als Director der medicinischen Klinik auf die Universität Heidelberg berufen, und trat seine Stelle an, indem er seine Schrift



„De carditide infantum“ herausgab, welche hier und da angefochten wurde, Seit dieser Zeit lebt er zu Heidelberg als Lehrer und Arzt, brachte auch hier neben dem Hospitalklinicum ein Poliklinikum zu Stande und gibt in Verbindung mit seinen Collegen Chelius und Nägels, zu denen auch später Harles in Bonn als Mitherausgeber trat, die „Klinischen Annalen“ heraus, in welchen sich mehre Aufsätze von ihm befinden. P. wurde durch seine Verhältnisse genöthigt, den Kreis wissenschaftlicher Gegenstände, mit welchen er sich beschäftigte, zu beschränken, und überdies geneigt seinen Gegenstand mehr in die Tiefe, als in die Breite zu verfolgen, hat er seine Thätigkeit ausschließend der praktischen Medicin, der sogenannten innern Heilkunde gewidmet. Seiner Ansicht nach beruht die Verschiedenartigkeit der Krankheiten auf den Theilen des Organismus, welche entweder ursprünglich oder allmählig ergriffen werden; es gibt aber nicht etwa gewisse Theile, von welchen die Krankheit vorzugsweise ausginge, sondern alle Theile, sowohl die Organe als auch die Flüssigkeiten und Thätigkeitsäußerungen werden ergriffen und bestimmen die Eigenthümlichkeit der Krankheit. Ist dies der Fall, so müssen auch die äußern Einflüsse, eben dadurch, daß sie auf einzelne oder mehre Theile gleichzeitig einwirken, zu Bedingungen der Gesundheit oder zu Krankheitsursachen oder zu Heilmitteln werden. Es ist daher die Aufgabe, die einzelnen Theile aufzufinden, oder die Veränderungen nachzuweisen, die sie in Krankheiten erleiden; eine Aufgabe, die freilich noch nicht genügend gelöst ist, zu deren Lösung aber P. in seinen frühern Schriften beigetragen, und die er in seinem „System der Medicin“ (2 Theile in 5 Bänden, Heidelberg 1828 — 33), durchzuführen gesucht hat.

Pückler = Muskau (Hermann Fürst von), geboren den 30. Oct. 1785 zu Muskau in der Lausitz, erhielt seine früheste Erziehung theils daselbst, theils in Dresden, wo sein Vater, Graf von Pückler = Muskau, kursächsischer wirklicher Geheimrath war. Vom siebenten bis zum eilften Jahre befand er sich in der berrnauischen Lehranstalt zu Uxyst, höhern Unterricht empfing er sodann auf dem Pädagogium zu Halle, und weiterhin unter Leitung eines Hofmeisters zu Dessau. Er bezog 1800 die Universität Leipzig, wo er dritthalb Jahre sich dem Studium der Rechtswissenschaft widmete, aber auch andre Zweige einer gründlich gelehrten Bildung nicht verabsäumte. Diese Laufbahn vertauschte er jedoch sehr bald mit dem Kriegsdienste, und trat in Dresden als Lieutenant bei den Gardes du Corps ein. Hier zeichnete er sich vorzüglich in ritterlichen Übungen aus, und erregte durch manches Wagniß und Abenteuer, besonders als geschickter und unerschrockener Reiter, in seinem Kreise Aufsehen und Bewunderung. Dieses Treiben konnte jedoch seinem, unruhig nach Höherm strebenden Geiste nicht lange genügen, er suchte seinen Abschied, erhielt ihn als Rittmeister, und trat eine große Reise an. Zuerst besuchte er Wien, darauf das südl. Frankreich, dann Paris und reiste von hier nach Italien, wo er sich besonders in Neapel längere Zeit aufhielt. Da er in manchen Beziehungen mit seinem Vater nicht übereinstimmte, so gerieth er in die Lage, auf alle Hülfsquellen aus seiner Heimat zu verzichten, und setzte mit trotzigem Muthe besenungsachtet seine Reisen fort, oft auf das Nothwendigste beschränkt, aber eben dadurch auch früh eingeweiht und geprüft in Gebieten und Richtungen des Lebens, welche gewöhnlich Personen seines Standes zum größten Nachtheil gänzlich unbekannt bleiben. Er war nach Deutschland zurückgekehrt und befand sich eben in Berlin, als ihn der Tod seines Vaters in den Besitz der ansehnlichen Standesherrschaft Muskau und eines beträchtlichen Vermögens setzte. Sofort wandte er seinen Sinn auf Verschönerung und Erhebung seines Stammguts; der geniale Baumeister Schinkel, mit ihm zugleich der geistreiche Dichter Clemens Brentano, folgten seiner Einladung nach Muskau, wo das Schloß durch neuen Anbau ein würdiges und großartiges Ansehen erhielt. Der Druck der politischen Zeitläufte



und die fortwährend gespannten kriegerischen Aussichten blieben indefs größern Plänen hinderlich, die nur entworfen und theilweise eingeleitet wurden. In diese Zeit fällt auch die Erscheinung eines Bandes Gedichte, als deren Herausgeber er sich nannte und deren eigenthümliche Vortreflichkeit Grund gab, ihn auch für den Verfasser zu halten; dieser jedoch war der nachher berühmt gewordene Leopold Scherer, ein geborner Muskauer, und dort sein täglicher Lebensgenosse. Als die Russen im Frühjahr 1813 in Berlin einrückten, hatte P. schon zum weitern Feldzuge sich angeschlossen, versiel aber in eine schwere und langwierige Krankheit, die ihm erst im Oct. an den Kriegsereignissen Theil zu nehmen gestattete; er trat als Major in russische Dienste und wurde Adjutant bei dem Herzoge von Sachsen-Weimar. Nach den Niederlanden vorgerückt, zeichnete er sich dort in Waffenthaten und sonstiger entschlossenen und kraftvollen Thätigkeit aus. Unter dem Biswof'schen Armeecorps focht er in mehren hitzigen Gefechten bei Antwerpen, mit den Engländern war er bei dem Sturm auf Merven, mit den Russen unter General Weisnar zog er gegen Kassel; er nahm dem Feinde mehre Kanonen ab, und einem französischen Husarenobersten, der weit vor die Fronte vorgekommen war, ritt er ganz allein entgegen, den angetragenen Zweikampf unter dem ruhigen Zuschauen der beiderseitigen Truppen aufnehmend, focht eine Zeit lang mit ihm herum und hieb ihn zuletzt nieder. Er empfing für seine vielfachen Auszeichnungen mehre Orden und die Ernennung zum Oberstlieutenant. In der nächsten Zeit beschäftigte er sich mit Errichtung eines Jägerregiments und verwaltete zu Brügge das Amt eines Militair- und Civilgouverneurs. Nach dem Frieden von 1814 sandte ihn der Herzog von Sachsen-Weimar als Courier nach Paris an den Kaiser Alexander, worauf er wieder in die Freiheit des Privatlebens zurücktrat und zunächst England besuchte, wo er über ein Jahr blieb und sich mit den Vorzügen des Landes, mit seinen Einrichtungen, Sitten und Thätigkeiten gründlich bekannt machte. Er kehrte 1816 nach Muskau zurück, und begann nun dort nach selbsterdachten großartigen Plänen seine Parkschöpfungen, die er in den folgenden Jahren mit unverdrossener Beharrlichkeit und muthiger Selbstanstrengung thätig fortsetzte, und die mit Recht die Bewunderung jedes Beschauers ansprechen; ein großes Gebiet Landes ist in ein reizendes Paradies umgeschaffen, und der Werth dieser Schöpfung noch dadurch erhöht, daß mineralische Quellen von bedeutender Heilkraft dort die Errichtung einer vollständigen Badeanstalt möglich machten, die unter dem Namen Hermannsbad bereits in verdientem Rufe steht. In den Zwischenzeiten seiner schöpferischen Arbeit befand sich P. abwechselnd in Dresden und Berlin, und an letztem Orte war es, wo er 1817, aus alter Neigung zum Gewagten und Abenteuerlichen, die Gelegenheit ergriff, mit der Lustschifferin Reichard eine Luftfahrt zu machen, die ganz glücklich ablief und ihm eine neue Art von Celebrität gab. Der Staatskanzler Fürst von Hardenberg suchte damals die thatkräftigen Talente für den Staat in Anspruch zu nehmen, und hatte in dieser Hinsicht auch P. schon längst ausgezeichnet. Dieser trat aber bald auch in verwandtschaftliche Beziehung zu ihm, indem er sich mit der Tochter desselben, der bisherigen Reichsgräfin von Pappenheim, vermählte. Er begleitete darauf den Staatskanzler zum Congresse nach Aachen, und reiste von hier nach Paris, wo er mit seiner Gemahlin einige Zeit blieb. Der Staatskanzler dachte ihm 1820 den Gesandtschaftsposten in Konstantinopel zu, dann aber wollte er ihn bei seiner Person in einem hohen Wirkungskreise für geeignete außerordentliche Fälle anstellen, allein beiderlei Vorhaben kam nicht zur Erfüllung. Wegen persönlicher Auszeichnung sowol, als auch sich vereinigender Verhältnisse und besonders zum Ersas mancher Gerechtsame und Vorzüge, welche P. bei Vereinigung der Lausitz mit Preußen eingebüßt hatte, wurde er 1822 von dem Könige von Preußen in den Fürstenstand erhoben. Immer aufs neue zu seinem schönen und großen Wirken in Muskau hingezogen, fuhr er fort, mit persönlicher Thätigkeit dort ein-



zugreifen, seine herrlichen Anlagen zu erweitern, zu vervollkommen. Er fand hierzu eine neue Reise nach England erforderlich, trat dieselbe 1828 an und verweilte daselbst und in Frankreich über ein Jahr. Nach seiner Rückkehr hat er die Verschönerungen in Mustau mit neuem Eifer nach vergrößertem Maße fortberiebet und diesem Werke eine wahrhaft geniale Vollendung gegeben. Neben dem Ruhme dieser Genialität hat ihm das Gerücht inzwischen auch den Ruhm einer Andern, in einem ganz neuen Gebiete, beigelegt. Es war nämlich gleich anfangs den meisten Lesern sehr wahrscheinlich, und wird jetzt durch die allgemeine Stimme in Deutschland und England als unzweifelhaft ausgegeben, daß das berühmte Buch: „Briefe eines Verstorbenen“, von dem zuerst die beiden letzten und dann die beiden ersten Bände (Stuttgart 1830 — 32) im Druck erschienen sind, Niemand anders als den Fürsten P. zum Verfasser habe. Das ungemaine Aufsehen, welches dieses Buch in Deutschland, wo es sogleich eine neue Auflage erlebte, in England, wo es in einer Uebersetzung erschien, reisend abging und allseitig gepriesen wurde, in den höhern Kreisen machte, das ausgezeichnete Lob, welches ihm Goethe bei uns ertheilte, und die Ohnmacht der dagegen von manchen Orten her versuchten Feindseligkeiten sind hinlänglich bekannt, und sollte jene Behauptung sich bestätigen lassen, so unterliegt es keinem Zweifel, daß diese Autorschaft dem Namen des Fürsten von P., zu seinen übrigen Auszeichnungen, auch in der deutschen Literatur einen unvergänglichen Ruhm sichert.

Purkinje (Johannes Evangelista), Professor der Physiologie auf der Universität zu Breslau, ein ausgezeichnete Forscher auf dem Gebiete des Lebens, ward um 1790 in Böhmen geboren, und vollendete seine medicinischen Studium in Prag, wo er anfangs Professor war. Er machte sich sehr bald durch subjective Erforschungen der Natur einzelner Sinne, namentlich des Auges, bekannt, und eröffnete so ein neues Feld für ophthalmologische Studien. Die Resultate seiner Untersuchungen, an denen auch Goethe den lebhaftesten Antheil nahm, wie sich aus dessen hinterlassenen Schriften ergibt, machte er in einer eigenen Schrift bekannt: „Beobachtungen und Versuche zur Physiologie der Sinne, vorzüglich zur Kenntniß des Sehens in subjectiver Hinsicht“, (2 Bde., Prag und Berlin 1825). So einflußreich diese Schrift auf den Gang der Wissenschaft war, so wenig hat sie die verdiente allgemeine Anerkennung gefunden, die jedoch bei den Ärzten und Naturforschern nicht fehlt, welche Gelegenheit gehabt haben, P.'s Talent zu subjectiven Forschungen zu bewundern. P. ward 1823 Professor an der Universität zu Breslau, später Professor der Physiologie. Seit jener Zeit hat er Manches in der Bildungsgeschichte der Thiere, Vieles auf dem Gebiete der Pflanzenphysiologie gearbeitet und veröffentlicht, und wirkt anregend auf junge forschende Geister.

(2)

D.

Quetelet (Adolf), Director der Sternwarte und Professor am Athenäum zu Brüssel, erhielt seine Vorbildung während der letzten Zeit der französischen Herrschaft im dortigen Lyceum und studirte später auf der neu errichteten Universität zu Gent, wo besonders Garnier, der sich aus Frankreich nach den Niederlanden zurückgezogen hatte, sein Lehrer in den mathematischen Wissenschaften war. Garnier empfahl ihn dem Minister Falck, der damals die Leitung des öffentlichen Unterrichts hatte, und D. wurde bald nach Vollendung seiner Studien als Lehrer am Athenäum angestellt. Als der König beschloß, in Brüssel eine Sternwarte